

Morgenblatt

r. 4°

15 b

(1855

Digitized by Google

<36605804270017

<36605804270017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Literaturblatt.

Jahrgang 1853.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart.

In Commission bei Paul Neff.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Register.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, №. 1. 1. Januar 1853.

Neujahrsbetrachtungen.

Unserm friedlichen Geschäfte, aus der immer rasch vorübereilenden Strömung der Literatur die einzelnen Erscheinungen, die uns vor andern bedeutsam und werthvoll erscheinen, festzuhalten und unsern Lesern zu näherer Betrachtung zu empfehlen, wird es nicht widerstreben, wenn wir im Beginn eines neuen Jahrgangs unserer Blätter den Blick aufs Allgemeine richten und unser Herz ein wenig in patriotischen Klagen erleichtern.

Unheimlicher als der Orkan, mit dem der Schiffer wenigstens ehrlich kämpfen kann, ist die Windstille, die alle Nerven erschlafft. Wie es noch niemals eine Zeit gab, in der mitten im Frieden so viele Privatexistenzen unsicher und gefährdet waren, so herrschte auch über die Lösung aller staatlichen, kirchlichen und socialen Fragen im Großen noch niemals eine so bange, herzzusammenschnürende Ungewißheit wie jetzt. Jene „süße freundliche Gewöhnung" gibt es nicht mehr, die ihren Zauber in patriarchalischen und genügsamen Zeiten selbst über die Aermsten und Niedrigsten ausübte. Die freie Selbstbestimmung aber, die Schöpfung neuer befriedigenderer Zustände ist wenigstens uns Deutschen aufs kläglichste mißlungen. Alle unsere Begeisterungen endeten mit Erschlaffung und tödtlichem Mißtrauen, unsere frohesten Hoffnungen mit eklem Abwenden des Einen vom Andern, im bittersten Widerwillen und trostlosestem Verzichten; selbst alle unsre Congresse und Conferenzen, welche Starkes noch stärker zusammenschmieden sollten, offenbarten nur die Schwäche, machten jeden Riß noch weiter klaffen und die einheimische Zwietracht dem Ausland augenfälliger. In dieser Verdüsterung scheint man blind geworden zu seyn für die Zukunft. Das bedauerlichste in unserer Lage ist wohl, daß das richtigste Urtheil und die redlichste Warnung nur noch den Charakter einer Abgeschmacktheit behält und zuverläßig ohne Wirkung bleibt, weil ja doch schon alles und oft und gut genug und doch immer vergebens gesagt worden ist. Es gibt keinen Gedanken mehr, vor dem man noch Achtung hätte. Mit einer Art trotzigen Verdrossenheit und Verachtung, in die sich die Schwäche und der moralische Bankerot verkleiden, verlangt man Thatsachen und glaubt nur noch an das, was geschieht, gleichviel warum, wozu und von wem? Aber diese Thatsachen selbst herbeizuführen durch feste und einige Entschließung nach umsichtiger Berathung und Erwägung, dazu hat man wenigstens in Deutschland nirgends Kraft, weil nirgends Vertrauen. Indem man also nur noch die Macht der Thatsachen anerkennt, überläßt man die Initiative und den Impuls dem Auslande.

Die materielle Noth ist in den letzten Jahren größer geworden. Die Armuth hat zum Erschrecken zugenommen. Die Auswanderung, von wie ungeheurer Ausdehnung sie seyn mag, genügt so wenig, daß der Zuwachs des zurückgebliebenen Proletariats mit ihr im gleichen und nicht im umgekehrten Verhältniß steht und daß man glauben sollte, das atlantische Meer bringe uns, was es uns wegführt. Von Jahr zu Jahr wird alles theurer und die Angst vor jeder Sommerhitze und Mißerndte größer. Der demokratische Geist unter den städtischen Arbeitern äußert sich nicht mehr, aber das ist auch seine einzige kluge und zeitweilige Concession. Von seiner moralischen Ueberwindung kann entfernt nicht die Rede seyn. Der alte wohlhäbige Bauernstand schmilzt langsam wie eine Eisscholle und fließt auf allen Seiten in das Proletariat über. Alle Ursachen seines Verderbens aber, Güterhandel, Judenwucher, gezwungene Aufnahme jedes schädlichen Elementes in die Gemeinde, freie Concurrenz der Lüderlichkeit, schulmeisterliche Verhöhnung oder gar polizeiliches Verbot der guten alten Sitten bleiben in ihrer gesetzlichen Berechtigung. Ueber all dieses Elend im Kleinen fährt zwar die Nationalfortuna auf den Eisenbahnen stolz hinweg mit ihren Dampfrossen. Allein man nöthigt sie, still zu halten.

Digitized by Google

Mitten im feurigsten Rennen solle sie, hieß es noch vor kurzem, zwischen Berlin und Leipzig liegen bleiben müssen, bis ihr Gepäck visitirt ist. Denn die Mauthen, die vor zwanzig Jahren unter dem allgemeinen Jubel des Volkes eingerissen wurden, sollten, so hieß es, jetzt wieder aufgerichtet werden. Preußen, dem man früher Dank gesagt, wurde verlassen. Man warf die besten und reichsten Erfahrungen über den Haufen, man verhöhnte dieselben Grundsätze, die man früher den Völkern mit tiefer Rührung als ihr Heil verkündet hatte. Man warnte vor dem, was man sonst als seine edelste Wohlthat gerühmt hatte.

Wenn uns die materielle Noth nur bis zu Maßregeln geführt hat, welche dieselbe vergrößern müssen, so konnte folgerecht auch die nationale Erhebung zur Einheit im Jahr 1848, die provisorische Reichsverweserei und Kaiserwahl nur zum Gegentheil von alledem führen, was man gewollt hatte und wir müssen noch Gott danken, daß wir nur den wüsten Bauernkrieg und nicht den siebenjährigen zu wiederholen hatten. Die Gefahr, unmittelbar aus dem Einheitstraum in die Wirklichkeit eines brudermörderischen Kampfes aller Deutschen gegen einander zu fallen, lag außerordentlich nahe und ist erst durch die letzte Reise des jungen Kaisers nach Berlin entfernt worden.

Unter allen Erfahrungen, welche Deutschland in den letzten Jahren machte, ist die schmerzlichste die Abmessung der weiten Entfernung von den Gesinnungen des Jahres 1813, der himmelweite Abstand zwischen jener früheren Waffenbrüderlichkeit bei Leipzig und der jüngsten Schlagfertigkeit bei Bronzell. Alle Lehren der Geschichte, der Zerfleischung Deutschlands im dreißigjährigen Kriege, der unerhörten Unglücksfälle in dem zwanzigjährigen Kampfe mit Napoleon schienen vergessen. Welche Hoffnungen mußte das Ausland aus der bloßen Möglichkeit schöpfen, daß Deutschland selbst sich wieder dazu hergeben könne, Deutschland zu bekriegen. Welche geheime Berechnungen und Pläne werden darauf gebaut worden seyn! Und die Weisheit, die selbst mit Opfern den blutigen Ausbruch verhinderte, erschien unpopulär und die den Kriegsgesellen verzeihliche Kampflust wurde noch überboten von der unverzeihlichen der Dintenmänner. Was hätte Blücher ohne Schwarzenberg, Schwarzenberg ohne Blücher ausrichten können? Wohl nicht viel mehr als der Herzog von Braunschweig hier und der Erzherzog Karl dort. Die ungeheure Schmach, die über beide deutsche Großstaaten unter Napoleon kam, der Verlust der Provinzen, die Demüthigungen 1808 zu Erfurt, 1812 zu Dresden, der Zwang, mit nach Rußland ziehen zu müssen, das alles hatte ihre Uneinigkeit verschuldet. Als sie zum erstenmal wieder Hand in Hand gingen, waren sie unüberwindlich und mußte Napoleons Thron zusammenstürzen. Und dennoch hat man gutgeheißen, daß die tapfern Kampfgenossen des alten Radezky und die des alten Blücher sich wechselseitig vernichten und Deutschlands Boden mit ihrem Blute röthen sollten, während dem Czaren „Ungarn zu Füßen lag“ und in Frankreich jener Thron Napoleons eben wieder aufgerichtet wurde.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Deutsche in kleinlichem Hasse sich verblendet und den großen Ueberblick verliert, sollte kaum erklärlich seyn bei dem universellen Geist der Nation, ihrer allumfassenden Speculation und Gelehrsamkeit und bei dem großen Fleiße, den sie auf Geschichtsforschung verwendet.

Um das Unheilvolle in unserer Lage zu vermehren, schleppen wir eine alte unheilbare Wunde in unserer kirchlichen Zerwürfniß nach. Zwar schien sie zur josephinischen Zeit, als Katholiken und Protestanten in der Aufklärung wetteiferten, geheilt werden zu sollen; die Vereinigung in dem wohlgemeinten maurerischen Cultus aber, der alle umfassen sollte, kam nicht zu Stande, weil, was die Gebildeten eine Zeit lang zu befriedigen schien, doch nie Sache des Volkes werden konnte. Durch die französische Revolution wurden die Regierungen enttäuscht, die heilige Allianz gab der Kirche neues Ansehen, die Restauration stellte den Jesuitenorden wieder her. Lange wehrte sich die Aufklärung, aber sie verbitterte sich je mehr und mehr, vergiftete ihre Waffen und wurde in der Wahl ihrer Mittel unbedenklich, wodurch sie zum Brande von 1848 nicht wenig schürte.

Wie dem Gewitter ein hochaufwirbelnder Staub vorauszugehen pflegt, so stob der deutschkatholische Spuck und die Rongefeier gespenstisch durch ganz Deutschland, unmittelbar vor dem Ausbruch der großen politischen Unruhen. Zur elektrischen Spannung der Luft hatte aber schon vorher die auf allen Universitäten herrschend gewordene Hegel'sche Philosophie, die in ihrer direkt antichristlichen Richtung erst durch Strauß populär wurde, und der damit genau zusammenhängende Parteikampf in der Schweiz reichlich beigetragen. Man erklärte das Christenthum aller Confessionen für einen „überwundenen Zustand“. Man machte es hauptsächlich zur Aufgabe der Schule, die Kirche zu beseitigen, und man bearbeitete die Massen, sonderlich die Gesellenvereine in diesem Sinne. Die communistische Presse schmolz mit der atheistischen zusammen. Auch die von Indifferentismus und Rationalismus durchdrungene, sonst hinlänglich friedfertige und gutmüthige Philisterwelt schwärmte damals für die angeblich zweite und verbesserte Reformation. Das politische Haupt Zürichs und der Eidgenossenschaft

Digitized by Google

kündigte in einer halb wahnsinnigen, aber ganz offiziellen Rede die neue Aera an. Der Magistrat von Berlin hielt eine nicht minder tolle Rede unmittelbar vor dem Thron. Das merkwürdigste Kennzeichen aber war, daß alle Philisterzeitungen in Deutschland gemeinschaftliche Sache machten mit den Radikalen im Sonderbundskrieg und ausschließlich nur Artikel druckten, die den widerrechtlich unterdrückten Kantonen ungünstig, dem Herrn Ochsenbein und Consorten aber günstig waren. Nun hat zwar die Niederlage der Demokraten in Paris und das erbärmliche Ende der Unruhen in Deutschland die schon in Abgang dekretirte Kirche plötzlich wieder erstarkt, die römische zumal erfreut sich eines begeisterten Aufschwungs und auch die unirte hat rechtzeitig Versuche gemacht, sich dem Gewohnheitszauber des Rationalismus zu entziehen, die innere Mission unterstützt &c. Allein den ersten Schritt zur Anerkennung und Pflege der kirchlichen Rechte und Bedürfnisse begleitete schon die Angst vor künftigen Uebergriffen der Hierarchie und des religiösen Fanatismus. Weit entfernt daher, daß Staat und Kirche Hand in Hand gehen sollten, um den Unglauben als die tiefste Quelle des revolutionären Geistes zu bekämpfen, ist nur eine trügerische Waffenruhe eingetreten und die jetzt nur schweigende, aber immer noch vorhandene Partei des Unglaubens, heimlich verstärkt durch die unübersehbare Menge der lichtfreundlichen Philister, rechnet auf die wenigstens indirekte Unterstützung des Staates eher als die Partei des Glaubens, die ihrerseits hinwiederum stark genug ist, um nicht ganz mehr von der Bureaukratie in die alte Zucht genommen werden zu können. Somit dient der kirchliche Kampf nur dazu, die Spannungen und Erbitterungen in Deutschland zu vermehren, ohne daß man ein gedeihliches Ende absieht.

In der Periode, welche zwischen der großen patriotischen Bewegung der Jahre 1813—1815 und der antikirchlichen Bewegung der vierziger Jahre lag, hatte sich das Interesse in Deutschland auf das constitutionelle Leben concentrirt. Da man lediglich keine Kraft besaß, den patriotischen Forderungen Nachdruck zu geben, beschränkte man sich auf die Durchführungsversuche der kleineren constitutionellen Forderungen, wozu die schwache Kraft noch gerade auszureichen schien. Der ganze Kampf war also nur ein Surrogat für einen andern, größern, auf den man resigniren mußte. Einmal in diese schiefe Stellung gebracht, trug man auch kein Bedenken, sich die eben besiegten, tief verhaßten und verachteten Franzosen wieder zum Muster zu nehmen und nicht nur alle ihre Kammerphrasen nachzubeten, sondern auch für das ganz anders beschaffene Deutschland nur Staats- und Gesetzesformen zu verlangen, wie die französischen. Die deutsche Ehrlichkeit spielte in diesem französischen An- und Aufzug nicht sowohl deßwegen eine mitleidswerthe Rolle, weil Rußland und Fürst Metternich sie beständig am langen Faden hielten, sondern vielmehr, weil sie die patriotische und kirchliche Partei, die erste vorzugsweise im nördlichen, die zweite im südlichen Deutschland, von sich stieß und gegen sich waffnete, und weil die constitutionelle Idee eben deßhalb auch niemals tief im eigentlichen Volk wurzeln konnte, sondern auf die bürgerlichen Mittelklassen beschränkt blieb. Als später die Demokratie ihr Haupt erhob, offenbarte sich die schwache Stellung der Constitutionellen. Sie mußten sich an die Conservativen anschließen, um sich hinreichend gegen die Demokraten zu stärken, aber der Zauber ihrer moralischen Macht war gebrochen. Die gegenwärtigen Kämpfe in der preußischen Kammer sind eine ganz natürliche Folge der Erfahrungen, die man der Demokratie gegenüber gemacht hat. Es handelt sich nicht um rohe Unterdrückung des Verfassungswesens überhaupt und rohen Absolutismus, sondern um eine Zurückführung des Verfassungswesens von seinen französischen Aeußerlichkeiten und um Anpassen derselben an den deutschen Charakter. Das will man aber nicht glauben und feindseliges Mißtrauen hindert jede Verständigung. Der unglückliche Umstand, daß sich für die so echt nationale „ständische Gliederung" vorzugsweise der privilegirte Stand interessirt, stört sehr viel an der richtigen Würdigung einer wahren und Dauer versprechenden Reorganisation der zerrütteten Gesellschaft. Trotz der niederschlagenden Erfahrungen, welche die Bourgeoisie gemacht hat, indem ihr auf ihrem eigenen Wahlgebiete die Demokratie über den Kopf wuchs, sich ihrer Vormundschaft entzog und all ihrem Thun mit Undank lohnte, will sie sich immer noch nicht in die für sie weit sichereren Schranken eines Standes bequemen, sondern spricht fort und fort die Vormundschaft für das gesammte Volk an, indem sie immer noch bei allgemeinen Wahlen auch die Landbezirke beherrschen will. Der Adel aber, dessen schlimmster Verlust unter so vielen, die er in jüngster Zeit erlitten, der seiner Besonnenheit ist, drängt der Bourgeoisie keineswegs die bessere Einsicht auf, sondern bestärkt sie in ihrem Vorurtheile dadurch, daß er die Constitutionellen und Demokraten in eine Masse wirft. Sonderbar, daß die Stände in allen ihren Leidenschaften vertreten sind, nur nicht in ihren wahren Interessen. Die Art und Weise aber, wie die papierne Verfassung hin und hergezerrt, in die Länge und Breite anders zugeschnitten und durchgeschnitten wird, beweist hinlänglich, wie sehr hier der Respect und die

Digitized by Google

Solidität fehlt, die immer nur durch die mächtige Vertretung reeller Interessen bedingt sind und nie durch in die Luft gestellte Verfassungsparagraphen. Aber das anzuerkennen weigert man sich hartnäckig und opfert die allein wirksame Bürgschaft öffentlicher Freiheit den eingebildeten auf, die sich längst als ungenügend erwiesen haben. Das Ergebniß kann nun kein anderes seyn, als nach dem unnützen Formenstreit eine „rettende That," die Durchhauung des nie zu lösenden gordischen Knotens, somit aber auch Verewigung des schroffsten Gegensatzes bei gänzlicher Discreditirung jeder Vermittlung.

Man kann beinahe mit mathematischer Gewißheit berechnen, wie oft noch kühne Griffe und thatsächliche Maßregelungen nöthig seyn werden, um entweder aus gänzlich verwickelten und siebenfach sich durchkreuzenden Rechtsverhältnissen heraus zu kommen oder den ungeheuren Widerspruch zwischen unvernünftigen Gesetzen und dringenden Bedürfnissen zu lösen. Dieß brutale Gewalt zu nennen, ist wenigstens so lange ungerecht, als man noch so unwiderstehlich Lust bezeugt und das glänzendste Talent verschwendet, um für den Unsinn, ja für das Unmögliche zu plaidiren. Es war eine unselige Verblendung, daß man alle und jede Frage wie der höheren Politik, so der unmittelbarsten socialen Praxis in den Prozeßweg verwies und daß die Juristen glaubten und glauben machten, sie allein seyen berufen, die Politik zu handhaben. Das rächt sich jetzt furchtbar durch den Ekel, den die politische Juristerei nicht nur in Frankreich, sondern auch bei uns einflößt und die Theilnahme an parlamentarischen Schauffements gründlich abgekühlt hat. Aber indem man den Schaum beseitigen will, der den Durst vom Labetrunk des gesunden Rechts abhält, kehrt man leicht das Gefäß um und der Zauberring alter Treue löst sich vom Boden und fällt mit heraus.

Wohin wir also immer blicken mögen, auf allen Gebieten begegnen wir denselben unversöhnlichen Extremen, denselben ungelösten Fragen, demselben unsichern Waffenstillstande, derselben unfruchtbaren Discussion bei weitgreifenden heimlichen Vorbehalten, demselben unbrüderlichen Groll, demselben verbissenen Verlangen nach Entscheidung durch die Waffen, demselben Unglauben an den Frieden, wenn man ihn auch noch so sehr nöthig hätte. Man kann diese Stimmung mit keiner besser vergleichen, als mit der im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vor dem dreißigjährigen Kriege.

In dieser nämlichen Zeit steigt drüben über dem Rhein Napoleon III. auf den Kaiserthron. Seine Politik hat vor der Hand nichts Offensives, auch weiß er selbst am besten, daß er ohne eine Allianz in jedem europäischen Krieg verloren seyn müßte. Allein wer sucht, findet; wer gesucht seyn will, wird gefunden. Eine Idee führt zur andern, bis ein Plan fertig ist. Kluge Prinzen kommen nicht auf den Thron, um müßig zu gehen. Ein Napoleonide sitzt nicht unter den goldnen Adlern, wie das alte Weib unter den Hühnern. Je mehr er eigenen Ehrgeiz bezähmt, desto gewisser wird er Gegenstand eines großen Vertrauens von Seiten derer werden, die nicht seinen, aber ihren Vortheil wollen, ihn benutzend ihm nützlich werden und die Schranken hinwegräumen helfen, welche seinem Ehrgeiz noch gesetzt sind. Die zunehmende Auflösung des türkischen Reichs und die Zwietracht in Deutschland fordern wohl eine großartige Intrigue heraus. Möge sie durch die Verständigung Oestreichs und Preußens und durch das feste Zusammenhalten derselben vereitelt werden!

Wenn das alles böse Winterträume wären, welche die über friedliche Saaten scheinende Frühlingssonne beschämte, so würden wir doch keinen rechten innern Frieden haben. Begrüßen wir also den europäischen Krieg, wenn er über kurz oder lang hereinbräche, als die wenn auch schreckliche, dennoch heilsame Prüfung, die Gott nicht in seinem Zorn, sondern in seiner Gnade über uns verhängen würde. Denn es würde ein Nationalkrieg seyn oder werden, immer die sicherste Gewähr gegen den Bürgerkrieg und die reinste Feuerläuterung nationaler Tugend, in der alles Uneble, was sich im faulen Frieden angesammelt, abdampfen und verkohlen muß.

Das Literaturblatt erscheint alle Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim Königl. Württemb. Hauptpostamt Stuttgart, oder durch die Buchhandlungen bei Hrn. Paul Neff in Stuttgart, halbjährlich mit fl. 3. im südlichen, mit 1⅓ Thaler im nördlichen Deutschland.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 2. 5. Januar 1853.

Roman.

Sklaverei in dem Lande der Freiheit oder das Leben der Neger in den Sklavenstaaten Nordamerika's. Nach der 15. Auflage von Onkel Thoms Cabin von H. B. Stowe. In vier Bänden. Leipzig, Otto Wigand, 1852. 12°.

Es macht den Amerikanern und Engländern alle Ehre, daß sie dieses Buch mit so vieler Theilnahme begrüßt und so schnell in so zahlreichen Exemplaren und Ausgaben verbreitet haben. Es ist in einem strengen christlichen Geiste geschrieben. Als Roman, als Unterhaltungslekture entspricht es freilich dem gewöhnlichen Zwecke nicht, denn anstatt die Einbildungskraft angenehm zu beschäftigen, greift es ganz gewaltig die Nerven an. Aber als eine Art von religiösem Erbauungs- und Erweckungsbuche und zugleich als eine Schrift von politischem Gewicht ist sie in hohem Grade interessant und befriedigend. Auch der Umstand, daß es ein Frauenzimmer ist, die so mächtig zu den Gewissen spricht, hat etwas Anziehendes und Charakteristisches.

Die Verfasserin versichert, wenige poetische Hülfsmittel gebraucht und die reine und nackte Wahrheit geschildert zu haben von Personen, die wirklich gelebt, und Ereignissen, die sich wirklich zugetragen haben. Sie glaubt, diese Schilderungen im Interesse des Christenthums und der Menschlichkeit Niemand vorenthalten zu sollen, da man immer noch auf eine eben so unverantwortliche als unbegreifliche Weise die grausame Mißhandlung der schwarzen Race in den Sklavenstaaten ignorirt, oder, wenn je einmal der Blick darauf fällt, beschönigt.

Wir geben den Inhalt ihres Buchs nur in einem kurzen und flüchtigen Umriß. Der Held desselben ist der Negersklave Tom, ein gutmüthiger, fleißiger, treuer Mensch, der von seinem Herrn, Mr. Shelby, ökonomischer Rücksichten halber verkauft und dadurch von Weib und Kind, welche zurückgeblieben, getrennt wird. Der Sohn seines alten Herrn, der Knabe Georg, sucht ihn mitleidig auf und schenkt ihm einen Dollar, den Tom als eine Art von Talisman aufbewahrt. Toms neuer Herr, St. Clare, ist ein edler und gebildeter Mann, bei dem er gute Tage hat. Mit besonderer Liebe aber nimmt sich des armen Sklaven Clarys kleine Tochter Eva an, ein zartes, moribundes, engelreines Wesen, die, ehe die Krankheit ihr junges Leben hinrafft, ihm noch eine Locke von ihrem Haupte schenkt. Tom bewahrt diese neben dem Dollar als Heiligthum auf. Aber auch der Vater Clary stirbt und Tom wird mit der Hinterlassenschaft versteigert. Sein dritter Herr, Legrée, ist ein Ungeheuer, in dem sich die furchtbarste Gemeinheit mit einem grausamen Zuge paart. Der Aufseher, den er für seine Sklaven hält, ist noch roher. Legrée hat einmal auf dem Sklavenmarkt ein Weib für ihn gekauft, die aber schon verheirathet und überdieß edel und gebildet ist. Sie will sich natürlich dem aufdringlichen neuen Mann nicht unterwerfen und Tom wird befehligt, sie zu peitschen. Er weigert sich und wird nun selbst halb todt gepeitscht. Seine beiden Talismane werden entdeckt und ihm geraubt, mit unerhörter Standhaftigkeit erträgt er die grausamsten Mißhandlungen und tröstet mitten im eigenen Elend durch seinen feurigen Christenglauben seine Mitsklaven. Endlich wird er wirklich zu Tode gepeitscht und liegt in den letzten Zügen, als der edle Knabe, der jetzt zum Manne herangereift ist und lange nach ihm vergebens geforscht hat, Georg Shelby, kommt, ihn zu befreien. Georg kann nur den Todten beerdigen. An diese Hauptgeschichte reihen sich Nebenparthien, die der Leser im Buche selbst kennen lernen mag, in denen aber überall das traurige

Schicksal der farbigen Race beleuchtet ist. Ueberall treten uns folgende Thatsachen entgegen: in dem freien Nordamerika werden täglich Eltern von den Kindern getrennt, Frauen ihren Männern entrissen und fremder Gewalt preisgegeben, unschuldige junge Mädchen in die Bordelle von Neu-Orleans ꝛc. verkauft. Im dritten Bande S. 27 sagt Einer: „Wenn ich in unsern Dampfboten stromauf- oder niederwärts gereist bin, oder im Lande umher, und bedachte, daß jeder rohe, widerliche, gemeine, niedrige Schuft, dem ich begegnete, durch unsere Gesetze berechtigt wäre, der unbedingte Despot so vieler Männer, Frauen und Kinder zu werden, die zu kaufen er genug Geld zusammenbetrügen, stehlen oder erspielen könnte — wenn ich solche Menschen als wirkliche Besitzer hülfloser Kinder, junger Mädchen und Frauen sah — dann habe ich auf dem Punkte gestanden, mein Land — ja das ganze Menschengeschlecht zu verfluchen.“ Dem Herrn ist erlaubt, seine Sklaven auf jede Art körperlich zu mishandeln und zu schänden und die Lust dazu ist leider in nur zu hohem Maaß bei der weißen anglo-amerikanischen Race vorhanden, die von Haus aus roh, durch die Geldgier noch unbarmherziger geworden ist und welche zahllose Exemplare der tiefsten Niederträchtigkeit aufzuweisen hat, die selbst in den verdorbensten Zeiten des alten Rom kaum Vorbilder finden. Es ist etwas ganz Gewöhnliches in den Sklavenstaaten Nordamerikas, daß Väter ihre eigenen mit Sklavinnen erzeugten Kinder verkaufen. Wie sollten sie Mitleid haben mit den Kindern anderer Väter?

Am Schlusse lesen wir: „Die Verfasserin hat nur ein schwaches Gemälde der Angst und Verzweiflung entworfen, welche in eben diesem Augenblicke Tausende von Herzen zerreißen, Tausende von Familien zersprengen und einen hülflosen und gefühlvollen Stamm zu Wahnsinn und Verzweiflung treiben. Es leben Viele, welche wissen, wie Mütter durch diesen verfluchten Handel zu der Ermordung ihrer Kinder getrieben wurden, und dazu, in dem Tode für sich selbst einen Schutz gegen das zu suchen, was sie mehr fürchten, als den Tod. Es kann nichts Tragisches geschrieben, erzählt oder erfunden werden, das der furchtbaren Wirklichkeit der Scenen gleich käme, die sich täglich und stündlich an unsern Küsten unter dem Schutze amerikanischer Gesetze, unter dem Schutze des Kreuzes Christi zutragen. Und jetzt, ihr Männer und Frauen Amerika's, ist dies eine Sache, die leicht genommen, vertheidigt oder mit Schweigen übergangen werden kann? Ihr Farmer von Massachusetts, von New-Hampshire, von Vermont, von Connecticut, die ihr dies Buch bei dem Scheine eurer Abendfeuer leset; — ihr starkherzigen und edelmüthigen Seeleute und Schiffseigner von Maine, ist dies für euch eine Sache der Unterstützung und Ermuthigung? Ihr braven, edlen Männer von New-York, ihr Farmer des reichen und heitern Ohio, und ihr von den weiten Prairien-Staaten, antwortet mir, ist dies für euch eine Sache, die ihr unterstützen und befördern müßt? Und ihr Mütter Amerika's, die ihr an der Wiege eurer eignen Kinder gelernt habt, für das ganze Menschengeschlecht zu fühlen; bei der heiligen Liebe, die ihr für euer Kind hegt; bei eurer Freude an seiner herrlichen, fleckenlosen Kindheit; bei der mütterlichen Theilnahme und Zärtlichkeit, mit der ihr dessen zunehmende Jahre überwacht; bei eurer Sorge für seine Erziehung; bei den Gebeten, die ihr für dessen ewiges Seelenheil zum Himmel sendetet, — flehe ich euch an, habet Mitleid mit der Mutter, welche alle eure Neigungen hat, und nicht ein gesetzliches Recht, das Kind ihres Busens zu beschützen, zu leiten oder zu erziehen! Bei den Krankenstunden eures Kindes; bei den im Tode brechenden Augen, die ihr nie vergessen könnt; bei dem Schrei, der sich eurer Brust entrang, wenn ihr weder retten noch helfen konntet; bei der Verzweiflung über den Anblick der leeren Wiege, des öden Krankenzimmers, beschwöre ich euch, habet Mitleid mit den Müttern, welche durch den amerikanischen Sklavenhandel fortwährend kinderlos gemacht werden.“ Hierauf legt die Verfasserin mit Recht das Hauptgewicht. Die Mütter spielen keine geringe Rolle in ihrem Roman. Die rührendste Geschichte aber ist die von einer Sklavin, die von dem Sklavenhändler, der ihr Kind gekauft, als sie es nicht aus den Armen lassen will, zurückgepeitscht wird, dann aber über das Eis des Ohioflusses unter unsäglichen Anstrengungen und Gefahren ihm nachfolgt, um ihr Kind zu entführen, ohne die Herzen der nur an ihren Capitalwerth denkenden Weißen zu rühren. Das wird als wahre Geschichte bezeichnet.

Am entschiedensten spricht sich die Verfasserin in Bezug auf das Christenthum aus, zu dem sich die Nordamerikaner mit so viel Eifer bekennen und dessen ersten Geboten sie doch durch die Beibehaltung der Sklaverei und deren furchtbare Handhabung zuwiderhandeln.

Einem Mulatten legt die Verfasserin einen ganz richtigen Gedanken in den Mund, daß nämlich die Emancipation der Schwarzen in Amerika, selbst wenn sie gewährt würde, nicht genügen könne. Die eigentliche Aufgabe sei, diese Race in ihre ursprüngliche Heimath zurückzuführen und sie hier unter den Segnungen des Christenthums sich selbst zu überlassen. Indem wir

Digitized by Google

diese Ansicht vollkommen theilen, zweifeln wir doch, ob die Verfasserin zu so günstigen Erwartungen von der Zukunft der Neger berechtigt ist, als von denen sie überzeugt zu seyn glaubt. Es ist und bleibt doch immer eine inferiore Race, auf der ein alter Fluch ruht. Die unbrüderliche Behandlung, die sie von den Weißen erfahren, wird dadurch nicht im mindesten gerechtfertigt; allein man darf auch nicht hoffen, daß die sich selbst überlassenen Schwarzen sich je zu einer Verfassung emporschwingen werden, die einen Vergleich mit der ihrer weißen Brüder aushalten könnte. In Afrika selbst sind sie, trotz aller europäischen und christlichen Einflüsse, immer Kinder und in halbthierischen Zuständen geblieben. Auf Hayti sind sie in diese Zustände zurückgesunken, so weit sie nicht noch ihren ehemaligen Herrn nachäffen. Etwas Eigenes, einer nationalen Reform ähnliches, ist aus dieser Race nie hervorgegangen. Aber sie verdienen einen humanen und wahrhaft christlichen Vormund an der weißen Race zu haben, nicht einen Schlächter und unbarmherzigen Peiniger.

Bloße Klagen und Vorwürfe helfen zu nichts. Wie man aber die Sache praktisch angreifen soll, bleibt ein Räthsel. Der Gedanke, alle Schwarzen wieder in ihre ursprüngliche Heimath Afrika zu verpflanzen, ist in doppelter Hinsicht unausführbar, einmal weil ein zu ungeheurer Capitalwerth in ihnen steckt, den Niemand den Eigenthümern ersetzen würde, noch mehr aber, weil die südlichen Staaten der schwarzen Arme nicht entbehren können. Der Neger ist an die Hitze gewöhnt, sie entspricht seiner angebornen Natur, während der Weiße unter einer so glühenden Sonne nicht im Felde arbeiten kann. Die Neger entfernen, heißt so viel als alle Pflanzungen und den darauf begründeten Handel mit Colonialprodukten untergehen machen.

Die Neger zu behalten, aber besser zu behandeln, scheint nun die nächste Aufgabe. Aber das ist leichter gesagt, als gethan. Wer soll den freien Bürgern der Vereinigten Staaten Zwang anthun? Wer soll die Gemeinheit der einzelnen Besitzer controliren? Darauf, daß die Sklavenbesitzer jemals nobler und humaner denken werden, soll sich nur Niemand verlassen.

Es bleibt mithin nur eine Wahrscheinlichkeit übrig, die Fortdauer der unmenschlichen Mishandlungen der schwarzen Race, bis sie einmal stark genug ist, sich wie auf Hayti zu erheben, oder, was noch wahrscheinlicher ist, bis ihr Bürgerkriege der Weißen unter einander Gelegenheit zur Rache geben.

Geschichte.

Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit. Von A. F. Gförer. Dritte, verbesserte Auflage. Stuttgart, Krabbe, 1852.

Dieses Werk hat die Gunst, mit der es aufgenommen worden ist, durch seine treue Benutzung der besten Quellen, durch scharfsinnige Aufdeckung des innersten Parteigetriebes im dreißigjährigen Kriege und durch seine echt historische Unpartheilichkeit wohl erworben.

Es gab eine Zeit, in welcher jeder deutsche Protestant als Verräther gebrandmarkt worden wäre, wenn er nicht den großen Schwedenkönig für einen Engel des Lichts gehalten hätte. Inzwischen können Gunst und Misgunst der Parteien, die im Feuer der Leidenschaft und in der Bedrängniß der Selbsterhaltung ihre volle Entschuldigung finden, in spätern Zeiten nicht ungeprüft bleiben und müssen sich gefallen lassen, reduzirt zu werden auf das vor der Geschichte allein zurecht bestehende Maaß des Wahren. Man ist nun in Bezug auf Gustav Adolph so weit gekommen, nicht mehr zu mißkennen, wie sehr seine evangelische Mission unter dem Einfluß des weltlichen Nutzens stand und wie wenig er eine Ausnahme macht von der Regel, nach welcher überhaupt zu jener Zeit gar nicht mehr um den Glauben, sondern nur noch unter dem Vorwand des Glaubens um Macht und Besitz gestritten wurde.

Frankreich unterstützte und hetzte einerseits die Protestanten, andrerseits die Türken gegen den deutschen Kaiser. Braucht man mehr zu wissen, um überzeugt zu seyn, daß im Zeitalter der s. g. Religionskriege die Religion doch nicht der Zweck gewesen seyn könne, denn Bourbon war so gut katholisch, wie Habsburg. Kurfürst Maximilian von Bayern, beide an katholischem Eifer noch übertreffend, war gleichwohl immer bei der Hand, hier die Franzosen mit den Waffen zu bekämpfen, dort des Kaisers Macht durch diplomatische Kunst zu entnerven. So handelten die Katholiken unter sich, nicht besser die Protestanten. Zwischen Lutheranern und Calvinisten war Todfeindschaft und nicht etwa der Glaubenssätze wegen, in denen man differirte, sondern der fürstlichen Interessen wegen. Kursachsen wollte um keinen Preis dulden, daß Kurpfalz, die reformirte Hegemonie, jubelte und verband sich lieber mit dem katholischen Kaiser. Thaten das die Mächtigern, was konnte man von den Kleinern verlangen? Herr Gfrörer entwirft ein Abscheu und Lachen zugleich erregendes Bild von der Angstpolitik der kleinern Höfe und Städte da-

Digitized by Google

maliger Zeit. Während ihre Charakterlosigkeit empört, verdient ihre List und Verschlagenheit nicht selten Bewunderung. Unter hundertfältigen, nie endenden Gefahren, in immerwährenden Collisionen, welchem Herrn sie widerstehen, welchem sie dienen, welches Uebel sie unter vielen jedesmal als das kleinere wählen sollten, hatte sich ihr Verstand ungemein geschärft und die kleinste Regierung hatte damals klügere Agenten, als jetzt unsre größten. Nie war die Diplomatie in tiefgehenderer, umfangreicherer und rascherer Uebung.

Wenn man die Acten und den geheimen Briefwechsel des Herzog Georg von Lüneburg, des Kurfürsten Max von Bayern, des Landgrafen Wilhelm von Hessen und seiner schlauen Nachfolgerin Amalie, der Kurfürsten von Sachsen in Betrachtung zieht, so erhält man ein sehr viel anderes Bild, als das man sich nach herkömmlichen Schul- und Parteivorurtheilen zu machen pflegt. Es ist z. B. noch nicht sehr lange her, daß man den alten Tilly als Eroberer von Magdeburg unter die welthistorischen Bluthunde wie Iwan Wassiliewicz oder Nadir-Schah versetzte und mit höchst ehrlich und ernst gemeinten Verwünschungen überhäufte. Nun ergibt sich aber aus strenger Prüfung der Quellen, daß Tilly nicht nur gar keinen Antheil an der Eroberung Magdeburgs gehabt, sondern dieselbe auch sehr ungern gesehen habe, weil er Instruktionen hatte, die ausdrücklich Schonung der Stadt verlangten. Tilly hing der Ligua und dem Kurfürsten von Bayern, Pappenheim nur dem Kaiser an. Pappenheim verlangte dringend, die Stadt zu nehmen, Tilly aber that keinen Zug, weil es nicht im bayrischen Interesse lag, die Macht des Kaisers durch den Besitz einer so bedeutenden Stadt zu vergrößern. Endlich griff Pappenheim allein an und drang in die Stadt, zum tiefsten Verdrusse des alten Tilly, der ihn daher anfangs auch gar nicht unterstützte. „Aufs bestimmteste behauptet dies Pappenheim in einem Berichte, den er unter dem 5—15. August 1631 aus Tangermünde an den Kaiser erstattete. ‚Schändlich,‘ dies sind seine eigenen Worte, ‚habe man ihn in größter Gefahr stecken lassen.‘ Tilly sey daran Schuld, ‚daß Seiner kaiserlichen Majestät und des ganzen römischen Reichs Untergang oder Aufnahme in die zwei Stund auf einer zweifelhaften Spitze gestanden, und daß ich meiner Seits bei tausend ausbündiger Soldaten einbüßte.‘ Als Zeugen führt er die angesehensten Offiziere des Heeres an. Nur seinen Gefährten gebühre die Ehre des Tages. Zum Schlusse sagt Pappenheim, daß er sogleich von Tilly gerichtliche Untersuchung verlangt, aber nicht erreicht habe, ‚deßhalb komme es dem Kaiser zu, den Prozeß anzuordnen und als gerechter Kriegsherr das Böse zu bestrafen, das Wohlverhalten zu begnadigen.‘ Im Grunde sagen auch Chemniz und Khevenhiller dasselbe, was Pappenheim behauptet, nur drücken sie sich vorsichtiger aus. War es nun blos jene Eifersucht, die zwischen zwei ehrgeizigen Generalen so häufig vorkommt, was Tilly zu einer so traurigen That verleitete? oder liegt der Grund tiefer? Wir glauben das Letztere.“

Noch allgemeiner verbreitet sind die Vorurtheile in Betreff Wallensteins. Auch sie schlägt der Verfasser auf eine siegreiche Weise nieder, indem er nachweist, daß Wallenstein kein Verräther war, daß alle Beweise dafür fehlen, und daß sich seine tragische Katastrophe ganz einfach und auf sehr menschliche Weise erklärt, wenn man bedenkt, welche unnatürliche, durchaus für den Kaiser unerträgliche Stellung er zu diesem eingenommen hatte. „Wir geben zu, daß Wallenstein nur dann das Reich zu retten vermochte, wenn er so viel Gewalt als möglich in seine Hand zu bekommen suchte. Aber diese Möglichkeit hatte ihre natürlichen Gränzen an der Treue und den Pflichten, welche jeder Unterthan seinem Gebieter schuldet. Friedland erniedrigte den, der ihm kraft göttlicher und menschlicher Rechte befehlen durfte, zu einem Untergebenen. Nur mit dem tiefsten Unwillen kann man sehen, wie der böhmische Edelmann das Oberhaupt des deutschen Reiches behandelte! So geht man mit einem Kaiser nicht um, und wer es dennoch wagt, der soll mit seinem Kopfe dafür büßen. Ausgestattet mit den Rechten, welche ihm der Vertrag in die Hände gab, konnte Wallenstein den Kaiser verrathen, die Gewalt besaß er dazu. Daß er es nicht that, hat ihn nicht gerettet.“

Was Gustav Adolph betrifft, so kam ihm allerdings sehr zu Statten, daß er Lutheraner war und daß insofern alle deutschen Lutheraner wenigstens glauben und voraussetzen konnten, er streite für ihren Glauben, während man dem katholischen Frankreich stets mistraute. Allein das hindert nicht, daß Gustav Adolph dennoch eben so egoistisch handelte, wie der Cardinal Richelieu, indem es ihm hauptsächlich um einen guten Antheil an der Beute des deutschen Reichs zu thun war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 3. 8. Januar 1853.

Fromme Literatur.

Blätter für höhere Wahrheit. Von Johann Friedrich von Meyer, Dr. theol. Auswahl in zwei Bänden. Nebst einer biographischen Einleitung. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1852.

Der im Jahr 1849 in hohem Ansehen und allgemeiner Achtung verstorbene Senator, Schöff, Syndicus, Präsident des Appellationsgerichts, der gesetzgebenden Versammlung von 1824, Consistorialrath, Bundestagsgesandter rc. zu Frankfurt am Main, J. F. von Meyer, war ein sehr frommer Mann und gelehrter Theologe, daher auch Doctor der Theologie, gewiß etwas Seltenes für einen Staatsmann und Juristen dieses Ranges.

Was uns hier von seinen literarischen Leistungen vorliegt, ist zwar nur ein Auszug aus dem sechsmal umfangreicheren Sammelwerke gleichen Namens, welches zwischen 1819 und 1832 erschienen ist; allein es faßt in den einzelnen Aufsätzen gleichsam die hellsten und weitstrahlendsten Radien seines Geistes auf. Meyer hatte sich schon im Anfang des Jahrhunderts zu einer streng christlichen Richtung bekannt, als noch die Wenigsten unter den Gebildeten daran dachten. Noch als Staatsmann zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahre studierte er aufs gründlichste die hebräische Sprache, da ihn der Mangel ihrer Kunde bei allen seinen früheren christlichen Forschungen zu sehr beengt hatte. Auf die katholisirende Romantik ließ er sich nicht ein, denn er war ein strenger Protestant und Bibelforscher, dagegen verweilte sein Blick gern bei einer älteren noch vorchristlichen Romantik, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, nämlich in dem Gebiete der urältesten Naturoffenbarung, deren Alphabet wenigstens er in der heidnischen Symbolik wiederfand, und des alten Testamentes, deren Typik das neue, wie die Schale den Kern umschließt. Der ungenannte Vorredner sagt desfalls S. XXX.: „Im engeren Sinn zeigt sich die Meyer'sche Theologie als mystisch-theosophisch, unläugbar auch zuweilen mit phantastischen Beimischungen, wenn ihn das Streben, im Buchstaben den Geist zu fassen, verleitet, den Tiefsinn der Schrift rabbinisch-vielsinnig auszubeuten, wenn er in den Systemen der Cabbalisten, Theosophen und Mystiker nach tieferer Weisheit gräbt und dabei Manches aufnimmt, was ursprünglich nicht aus der Schrift, sondern der Astrologie und Gnostik stammt. Wenn übrigens die Eigenthümlichkeit und die Wahrheit der Theosophie eben darin liegt, daß sie Schrift und Natur innig auf einander beziehend, Sinnliches und Uebersinnliches, Leibliches und Geistiges, Zeitliches und Ewiges, Irdisches und Himmlisches, Welt und Gott lebendig zusammenschaut, unter dem gemeinsamen Begriff Natur zusammenfaßt, dem Prozesse, dem innern Weben, Schaffen und sich Entwickeln dieses überirdisch-irdischen, geistleiblichen Naturlebens nachgeht, und zwar weniger auf dem Wege des logischen Begriffes, als der Ahnung, der Intuition, so begegnen wir auch bei M., obgleich in mehr eklektischer Weise, derselben Grundrichtung. Daher seine Symbolik, daher die Unterscheidung dreier Welten, die an Böhme und Andere erinnernde Lehre vom Fall Lucifers und dem hieraus entstandenen Chaos, die von der Kirchenlehre wesentlich abweichende Auffassung der Schöpfung, was hinwiederum in die Lehre von der Menschwerdung Gottes und Erlösung hineinwirken muß, daher die Speculationen über den Hades und das Geisterreich, daher die Hinneigung zu den apokalyptischen Partien der Schrift, daher die Hervorsuchung alter mystischer Schriften, „Wunderbüchlein" rc., aus denen M. in den Blättern f. h. W. mitzutheilen pflegt; daher sein Interesse für die Geschichte der Geheimlehren, aus welchem in den Blättern f. h. W. mehrere Aufsätze hervorgegangen sind, z. B. die über

Digitized by Google

Cabbala, über den Tempelorden, über die Kuldeer, über Astrologie, über Horst's Dämonomagie, neben andern Betrachtungen rein erbaulicher und poetischer Art, oder exegetischen und dogmatischen Untersuchungen über Jesaja 7, die Geschlechtsregister Jesu, das Mysterium des heiligen Abendmahls, welches er dreimal behandelt, über den Johannischen Prolog 2c., worin sich ebenfalls die mystische Richtung M.'s zeigt, aber auf mehr theologische oder praktisch-asketische Weise; daher die zahlreichen religionsphilosophischen Exkurse nach Indien und Aegypten, die Beschäftigung mit dem Hieroglyphenwesen, die geographisch-mythologische Abhandlung über die Insel Atlantis; daher die Beleuchtung der Wissenschaften als Dienerinnen höherer Wahrheit (in dem interessanten Briefe über den Werth der Wissenschaften, wo er neben dem über Theologie und Jurisprudenz oben schon Excerpirten z. B. über Mathematik unter Anderem sagt: ‚Selig der Mathematiker, der seine Wissenschaft geistlich und nicht blos als eitles Kunststück versteht. Da alle Zahlen und Figuren Hieroglyphen und Formeln höherer Wahrheiten und Verhältnisse sind, so sehen Sie, wie weit diese Wissenschaft reichen kann;‘ daher in der Vorlesung über das Weltganze und dessen Wahrnehmung in der Geschichte jene schönen Ideen über ein Gebiet, ‚dessen Pförtner ebenfalls der Glaube ist,‘ Ideen, mit denen er ‚einen leisen Anklang geben will von dem, was man die Melodie der Weisheit nennen könnte, deren Töne durch das Weltall schweifen, und die der Sterbliche mit besonnenem Sinne zu belauschen das Recht besitzt;‘ daher die Auffassung des Wunders, das auch für M. wenn auch nicht des Glaubens liebstes Kind, doch ein sehr liebes Kind war, als des ‚Aufleuchtens einer höheren Ordnung in dem Gewebe der gebundenen, nach Freiheit seufzenden Kreatur;‘ daher endlich die Aufmerksamkeit, welche M. einer schon von Oetinger mit Interesse beachteten Erscheinung schenkte. Es war der Magnetismus.“ 2c.

Inzwischen findet sich gegenüber dieser bunten Typik und Symbolik, die das Farbenspectrum des Regenbogens darstellt, in Meyers Schriften auch der dasselbe zusammenfassende reine weiße Lichtstrahl entschieden und glänzend ausgedrückt, und er legt auf das ganze volle Licht unendlich mehr Werth, als auf jenes getheilte Licht im Spectrum. Und wie im Licht weit mehr enthalten ist, als das Prisma zerlegen kann, so auch, deutet Meyer Theil I. S. 251 an, im Glauben mehr, als alles Forschen auseinanderlegen kann. „Der Glaube ist der erste und allgemeinste Schritt der Erkenntniß der verborgenen Welt, in welche wir mit Sinnen und Vernunft nicht hineinschreiten können. Wo diese aufhören, fängt der Glaube an. Was die Vernunft für sich nicht erkennt, und doch als vorhanden erheischt, das muß sie durch den Glauben finden, und als ein reiner Krystall sein Licht aufnehmen und hüten. Ob er im Menschen von selbst entsteht, oder ob er durch eine ferne Offenbarung aus jener geheimen Welt in ihm gewirkt wird, bleibe hier unausgemacht. Weil aber sein Denken und Verlangen nach ihr, nach dem Reich der Geheimnisse, steht, und wir oben den Mysticismus als ein Leben und Weben in diesem Reich definirt haben: so folgt hieraus, daß der Glaube der erste, einfachste und reinste Mysticismus, und ohne Mysticismus kein Glaube möglich ist.“

Viele der hier mitgetheilten Aufsätze haben eine mehr erbauliche als wissenschaftliche Tendenz, weil der Verfasser vor allem praktisches Christenthum, lebendigen, wirksamen, nicht todten Glauben empfiehlt. Andere Aufsätze gehen auf einzelne Bibelstellen erklärend ein, ebenfalls mit praktischer Nutzanwendung. Wieder andere verständigen den Leser über christliche Hauptlehren, die im Streite liegen. Die meisten Aufsätze jedoch beziehen sich mehr oder weniger auf die oben charakterisirte Typik und Symbolik.

Wie geistvoll diese letztere von Meyer behandelt ist, davon nur wenige Proben. „Die Pyramide ist ein zum Krystall geschossenes Flüchtiges mit fester Unterlage. Die Wellenlinie ist ein Ding, das beständig Cirkel werden oder sein Ziel und Centrum finden will, und nicht dazu kommen kann. Sie ist daher das Bild der Sehnsucht und der frommen Unruhe, und erweckt magisch berührend eben diese Empfindung, z. B. im Anblick eines geschlängelten Bachs. Auch die Raupe, auch die Schlange gehen in Wellenlinien; auch der Rauch, indem er zu seinem elementarischen Ursprung eilt. Hier hast du lauter merkwürdige Fingerzeige der Natur. Die Schlange ist eins der größten Geheimnisse der jetzigen Schöpfung; Moses hat es verrathen. Was dünkt dich? Könnte nicht auch die Schlange wieder zu einem Schmetterlingsdaseyn gelangen? — Die Ewigkeit, als das Seyn ohne Zeit und Raum, gleicht einem Cirkel (der möglichst formlosen Figur), die Zeit einer kraußen Schlangenlinie. Wenn die Schlangenlinie den Cirkel gefunden hat, so ist der Tod in den Sieg verschlungen. Das Kreuz ist die Durchdringung zweier Strahlen, oder des Wirkenden (Perpendicularen) und des Leidenden (Horizontalen), und der Ursprung, erste Schreck oder Schrei des Lichts in der Finsterniß. Der Stern aber ist seine siegende Verherrlichung. Ohne Kreuz ist kein Sieg, und kein Licht, und kein Leben. In solchen Fällen ist der bildliche Ausspruch zugleich die gründlichste

Digitized by Google

Wahrheit. Zeichne ein Kreuz, und fühle, ob es nicht strahlt; oder versinnliche dir ein strahlendes Licht ohne Kreuz. Nun siehst du also, was das Kreuz für ein Charakter ist, und wie übereinstimmend es hiemit ist, wenn der Glaube in dem Kreuz, woran das Licht der Welt hängt, sein Licht und seine Seeligkeit findet. Nämlich das Werkzeug der Marter Christi, wodurch der Mensch erlöst ist, hat auch in seiner Figur die tiefsten, der übrigen Wahrheit zustimmenden Geheimnisse." S. 107. „Wenn ich dich nun ein klein wenig in den Formen habe buchstabiren gelehrt, so will ich dir auch ein Kleines von den Farben sagen. Es gibt schlechterdings nur zwei Grundfarben: Blau und Roth, und ihre rechte gekreuzte Durchdringung ist das reine Licht. Blau ist die horizontale Linie oder das Leidende, **Roth** die perpendikulare oder das Wirkende. Gelb (welches man oft fälschlich für eine dritte Grundfarbe hält) ist in Roth wie Hellblau in Dunkelblau, und die Vereinigung beider erzeugt ein Drittes, Neues, das folglich geschieden in ihnen lag: das Grün, welches du aus jedem gelben und blauen Pigment mischen kannst. Mischest du aber die dunklern Stoffe, nämlich Dunkelblau und Roth, so erhältst du die Veilchenfarbe, die folglich der grünen gleich ist, oder sich zu ihr verhält, wie Gelb zu Roth, und Hellblau zu Dunkelblau. Diese Wahrheit bestätigt sich in der ersten Blume des Frühlings; aus dem lebhaften Grün des Violenlaubs geht die Viole selbst hervor, die der Blume ihren Namen gibt. Dieses treffliche balsamische Gewächs, gleichsam die Erstgeburt Himmels und der Erde, stellt daher die Grundfarben in der vollkommensten Mischung dar."

Eine der interessantesten Abhandlungen dieses Werkes betrifft den Zustand der Seelen unmittelbar nach dem Tode. Die katholische Kirche nimmt den Mittelzustand des Purgatoriums an, welchen die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts verworfen haben. Herr von Meyer äußert Theil I. S. 333, diese Verwerfung habe ihren sehr nahe liegenden Grund in dem Misbrauch gehabt, den die Ablaßkrämer mit der Lehre getrieben hätten, sey aber doch ein wenig übereilt gewesen. „Man würde auch das Fegfeuer der Mittelalterskirche (obgleich **Purgatorium** an sich nur Reinigungs-Mittel, Ort oder Stand heißt) auch als ein Feuer seiner Art niemals verworfen haben, wenn die Kirche zur Reformationszeit nur noch recht gewußt hätte, was es sei; und wenn es sich nicht so unsauber gemacht hätte, daß ihm die Metallschlacken erst durch das Gericht der Zeit hätten genommen werden müssen." Sofort setzt der Verfasser die Gründe auseinander, warum in dem von der h. Schrift selbst bezeichneten Scheol oder Hades der Zwischenzustand zu suchen sey, den die Seele einzugehen habe vor der Seligkeit, wie vor der Verdammniß. „Welche Vorstellung könnten wir doch von dem gerechten Gerichte Gottes haben, wenn wir den Ort, an welchen der Verräther Judas hinging, für denselben hielten, an welchen ein gemeines Israelskind kam, welches um gleiche Zeit lebte, ohne nach dem Heiland viel zu fragen, und weder Hosianna! noch Kreuzige! zu rufen?" Doch wir brechen hier ab und verweisen auf die größere besonders herausgegebene Schrift über den Hades. Es genügt, hier die Richtung seiner Forschung kurz bezeichnet zu haben.

Zu den ansprechendsten und geistvollsten Einzelnheiten dieser Blätter rechnen wir die Betrachtung über die „Erschaffung der schädlichen Thiere." „Auf die Vermuthungen des Verfassers über diesen Gegenstand schrieb ihm der selige Stilling: ‚Daß Gott bei der Schöpfung alle das schädliche Gewürm und die feindseligen Insekten sollte geschaffen haben, das will mir auch nicht einleuchten. Daher hat mir Ihre Erklärung der dahin gehörigen Stellen gar wohl gefallen. Es kann aber seyn, daß diese Geschöpfe durch den Fluch über die Erde, eben so wie die großen reißenden Thiere, eine feindselige Natur angenommen haben; jetzt besteht ihre nie genug erkannte Wohlthätigkeit darin, daß sie die schädlichen Säfte, die sich durch die Fäulniß in der Erde, und die bösen Dünste, die sich in der Luft erzeugen, an sich ziehen, sich davon nähren, und also Erde und Luft reinigen und gesund erhalten.' Daß Gewürm und Insekten, gutartiger, und in geringer, unläßtiger Menge, schon im Anfang erschaffen worden, wäre wohl nicht unmöglich; aber die folgende wichtige Bemerkung des entschlafenen Freundes möchte selbst eine Widerlegung dieses Gedankens in sich fassen. Würmer und Insekten, die Erzeugnisse des Fluchs, dienen zugleich als ein Heilmittel wider denselben. Ehe aber Erde und Wasser zur jetzigen Fäulniß geneigt und mit faulen Stoffen erfüllt, ehe die Luft mit bösen Dünsten immer neu geschwängert, und als noch alles Erschaffene sehr gut war (1. Mos. 1, 31); als sogar noch kein Regen auf Erden fiel, sondern ein balsamischer Nebel alles Land feuchtete (C. 2, 6): in jener paradiesischen Welt waren diese einsaugenden Ableiter unnöthig, und ihre ekelhafte Gestalt brauchte das reine Gemälde der irdischen Schöpfung nicht zu entstellen. Als aber das Böse, nämlich die Sünde, sich unaufhaltsam auch in's Aeußere geschlagen und das Herz der Körperwelt vergiftet hatte, so gingen jene bösen Wesen wie eben so viel körperliche böse Gedanken daraus hervor; ihre Zeichnung, unhold, ungeheuer, mühselig, zerbrochen, ängstlich, aus den

Digitized by Google

Linien der vorigen Schöpfung herausgetreten, stellte das Bild der Sünde und des Verderbens in den mannigfaltigsten Zügen und Mischungen dar. Magnetisch aber sog ein jedes von ihnen das Böse seines Chaos oder Elements an sich; sie entledigten davon Wasser, Luft und Erde zum Besten der übrigen Geschöpfe, die es unmittelbar oder in den Produkten dieser Elemente hätten einschlucken müssen; sie verarbeiteten es durch ihre Dauung, und kehrten es zum unschädlichen, ja zum specifisch heilenden Stoff, zum Arzneimittel um; oder sie bewahrten es in sich als in einem scheidenden Gefäß, und ließen es erst wieder pestlich aus, wenn sie selbst verwesen mußten, wo dann das zweite Gift manchmal ärger, nämlich concentrirter, als das erste war; sie schieden es in ihrem Leibe selbst ab, und verwahrten es in besondern Bläschen oder Behältern, gleichsam Fläschchen einer Tinktur des Uebels, und erhielten, zum Beweis, daß ihre Bestimmung auch zur Strafe sey, und die Welt nur geschützt, nicht geheilt worden durch ihre Erschaffung, eigene Werkzeuge, das gesammelte Gift einzuflößen und einzuspritzen. Jetzo sind Schlangen, Würmer und Ungeziefer, nebst der Gier der reißenden Thiere, der Natur so unentbehrlich geworden, daß sie ohne diese Todtengräber und Ausfeger sich ihres Unraths nicht erwehren könnte."

Auch der ungläubige Naturforscher muß zugeben, daß die Erzeugung der Insekten 2c. späteren Datums ist, weil ihre Existenz an die Verzehrung von vegetabilischen und animalischen Stoffen gebunden ist, die schon vor ihnen da seyn mußten. Die erstaunenswürdige Häßlichkeit des Ungeziefers, die nicht nur den Abscheu davor im Gesetz Mosis, sondern auch das Vertilgungsgebot im altpersischen Zendavesta motivirte, hat ohne Zweifel eine tiefere Bedeutung, als der Naturforscher zugibt, der da nur eine Mannigfaltigkeit von an sich unschuldigen Fang-, Halt-, Saug- und Freßinstrumenten sieht. Man sollte bisweilen glauben, es sey eine besondere Gnade für uns erdbewohnende Menschen, daß uns diese Thierwelt nur in so verjüngtem Maaßstabe erscheint, wodurch das Entsetzliche, das in ihrer Physiognomie liegt, sehr vermindert wird.

Im altdeutschen aus dem Heidenthum stammenden Aberglauben begegnet uns eine merkwürdige, höchst eigenthümliche Vorstellung von den Würmern und Insekten, die jedoch im Allgemeinen mit dem von Meyer bezeichneten Glauben an die spätere Erschaffung derselben und dem an ihnen haftenden Fluch übereinstimmt. Diese kleinen häßlichen und schädlichen Thiere nämlich, Würmer, Schnecken, Raupen, Fliegen, Schmetterlinge 2c. gelten im deutschen Aberglauben als böse Elben, von denen alle Krankheiten herkommen. Ihre Entstehung wird aber dem teuflischen Cultus in der ersten Mainacht zugeschrieben. Das ist die Zeit, in welcher das Laub sein volles Grün wiedererhalten hat und das Gras hoch und dick auf den Wiesen steht. Die Erde würde zum Paradiese werden, wenn nicht in diesem Augenblick böse neidische Mächte die Würmer und Insekten entstehen ließen, durch welche der grüne Frühling angegriffen, beschmutzt und geschändet wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Vorstellung, dieses Ungeziefer werde von Hexen geboren, schon aus dem ältesten Heidenthum stammt, wie auch schon der Name Elben auf eine unnatürliche Verbindung jener menschlichen Frauen mit Dämonen hinweist. Demnach scheint Unnatur und Missbrauch der in der Maiwonne liegenden Naturgaben und Genüsse als das Motiv jenes Fluchs und neuen Uebels angesehen worden zu seyn.

Herr von Meyer hat sehr Recht, wenn er nicht nur im alten Testament, sondern auch in mancherlei Glauben und Aberglauben des Heidenthums etwas Typisches erkennt, was sich wie die erste Ahnung und Andeutung zur späteren christlichen Wahrheit verhält. Nur muß von dieser Ansicht der gehörige Gebrauch gemacht werden, wenn sie nicht zu Absurditäten führen oder gar die neuerdings wieder geltend gemachte wahnsinnige Behauptung unterstützen soll, das Christenthum sey nur ein maskirtes Heidenthum. Der Verfasser bemerkt Theil II. S. 185 f.: „Die Hieroglyphik der Bibel verhält sich zu den Symboliken der Völker wie das Allgemeine zum Besondern, und wie der Baum der Weisheit zu seinen Blättern, in deren Geäder sich der Baum wiederholt. In ihnen allen ist ein gewisser Tod und ein Wiederaufleben. In ihnen allen ist eine Schöpfungs- und Vorweltsgeschichte, eine Weltfluth, ein Leben nach dem Tode, ja die Einheit des höchsten Wesens. — Die Bilder der Natur, die Hieroglyphen der Bilder, die Embleme der Geschichte werden nie zu Ende gelesen werden, und die Symbolik des weiseren Alterthums auszubeuten, wird es noch vieler Wissenschaft bedürfen. Nicht alle Theile dieses heiligen Landes sind Jedermann zugänglich; aber es ist kein Geist ausgeschlossen von seinen Gränzen, der daselbst nicht säen, sondern ernten will."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, | № 4. | 12. Januar 1853.

Gedichte.

Der letzte Blüthenstrauß von Justinus Kerner. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1852.

Elegante Taschenausgabe mit Goldschnitt. Der berühmte schwäbische Dichter hat seinen (wohl noch nicht) letzten Blumenstrauß mit dem heitern Lächeln gewunden, das ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. Obgleich er von dem herkömmlichen Vorrechte jedes älteren und gefeierten Dichters, auch minder erhebliche Gelegenheitsgedichte, die mehr dem engern Familien- und Freundschaftskreise angehören, der Welt mitzutheilen, Gebrauch macht, so enthält diese Sammlung doch eine bedeutende Anzahl Lieder von allgemeinerem und höherem Interesse, und auch unter den Gelegenheitsgedichten zeichnen sich viele durch ihre Zartheit und durch die Beurkundung einer „schönen Seele" aus, z. B. das Gedicht auf die Hand der gealterten Gattin.

O, wär' ich Alter noch im Stand'
Ein junges Lied zu heben an,
Wie säng' ich euch von ihrer Hand,
Und was die Liebes hat gethan.

Die liebe Hand, die fleiß'ge, die
Die Spuren ihrer Arbeit trägt,
Geschrieben hat ein Buch sie nie,
Sich nie auf dem Klavier bewegt.

Die liebe Hand, die fleiß'ge Hand,
Die Spindel hat sie oft gedreht,
An manchem Hemde und Gewand
Bis in die späte Nacht genäht.

Sie hat gekocht, sie hat gestrickt,
Daß sie die Arbeit machte roth,
Oft hat ein Wandrer sie gedrückt,
Dem vollauf Speis' und Trank sie bot.

Noch fühl' ich ihren ersten Druck
In meiner Hand zur jetz'gen Stund,
Wie mächtig mit magnet'schem Zug
Er fuhr in meines Herzens Grund.

Und wenn die liebe treue Hand
Sich mir auf's Herz, das bange, legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den diese Hand still in sich trägt.

Mein Mund küßt sie mit Jugendgluth,
Aus blindem Auge fällt auf sie
Oft meiner Thränen heiße Fluth.
Ist diese Hand nicht Poesie?

Der Dichter weiß aus dem gewöhnlichen Leben überall das Schöne aufzufassen. So stellt er im Gedränge an der Eisenbahn eine sehr poetische Betrachtung an. Ein halbes Jahrhundert lang der Natur innig befreundet und in dem freundlichen Weinsberg an ihre Stille, an den goldnen Wiederschein der Sonne von seinen friedlichen Rebenhügeln gewöhnt, fühlt er sich gleichsam ob-magnetisch abgestoßen von dem grellen Pfiff der Lokomotive, von dem wilden Geraffel der Räder und von der Hast, mit der die Maschine durch die paradiesische Natur hindurchjagt. Das Gedicht schließt:

Kein Wand'rer bald auf hoher Stelle,
Zu schauen Gottes Welt, mehr weilt,
Bald alles mit des Blitzes Schnelle
An der Natur vorüber eilt.

Ich klage: Mensch, mit deinen Künsten
Wie machst du Erd' und Himmel kalt!
Wär' ich, eh' du gespielt mit Dünsten,
Geboren doch im wildsten Wald!

Wo keine Art mehr schallt, geboren,
Könnt's seyn, in Meeres stillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund.

Digitized by Google

Fahr' zu, o Mensch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht, als bis zur Gruft.

Diese Berufung auf die Natur ist der beständige Refrain in Kerners schönen Liedern, bald ironisch, bald mit wehmüthigem Ernst ausgedrückt. So hat er nun auch in den verschiedenen „Zeitgedichten", welche die vorliegende Sammlung enthält, den Märzsturm aufgefaßt. Wir vermissen zwar das eine und andre Lied, was er im Sturm der damaligen Zeit gedichtet, doch das beste ist da.

An die Jungen.

Oft pflegt das Alter ihr zu schelten,
Ihr Jungen! nennt es dumm und schwach,
Nur ihr, ihr seyd die starken Helden,
Schlagt Gott und Teufel auf das Dach.

O schaut, ihr Helden mit der Feder,
O schaut, ihr Helden mit dem Maul,
Vorschielend unter dem Spritzleder,
Den Held' Radetzky auf dem Gaul;

Wie er ein Eid von hohem Rosse
Schaut, zählend drei und achtzig Jahr'
Und trägt zu Mailands Marmorschlosse
Siegreich zurück den deutschen Aar.

Dieß Bild beschaut euch, liebe Jungen!
Und denkt daß ihr (seht's ein und schweigt!),
Habt ihr dieß Alter einst errungen,
Nicht einen Esel mehr besteigt.

Auf Herwegh, der hier unter dem Spritzleder bezeichnet ist, hat Kerner auch noch ein gutes Epigramm gedichtet:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden!"
War dein Schlachtruf, jetzt, mich freut's!
Machst mit ängstlichen Geberden
Vor den Schwertern du ein Kreuz.

In diesen wenigen Dichterwerken ist die Sünde der jungen demokratischen Generation gegen die Natur aufs treffendste bezeichnet.

Unter den Gelegenheitsgedichten zerstreut finden sich auch einige romanzenartige Dichtungen, darunter eines der schönsten nach einem Bilde von Lessing: der Klosterbruder auf dem Kirchhof im Schnee.

Im beschneiten Klostergarten
Grub ein Grab ich, Bruder! dir.
Eiskrystalle deiner warten,
Blumen blühen nimmer hier.

Schneees Flocken, Eisesblüthen
Decken bald den Hügel dein,
Unten schläfst zu Gottesfrieden
Süß, du müder Pilger! ein.

Was du träumst im Erdenschooße,
Lenz und Sommer bringt's empor,
Lilie, Narcisse, Rose,
Primeln und der Malven Flor.

Blumen seyen deine Träume,
Dein Erwachen Gottes Licht.
Fülle, Frost! nur diese Räume,
Tödtest ihre Saaten nicht!

All' der Hügel Eiskrystalle
Spiegeln hell den Mond zurück,
Fassen auf die Sterne alle,
Ueber Gräbern Gottes Blick.

Neues Werk über Paris.

Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris. Von Dr. Franz Hettinger. Mainz, Kirchheim und Schott, 1852.

Wir haben dieses Buch mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und sind überzeugt, daß man daraus mehr von Paris, Frankreich und seiner Zukunft kennen lernt, als aus hundert gewöhnlichen Touristenaufzeichnungen und aus den Zeitungen.

Der Reisende führt uns zuerst — auf den Kirchhof, in die große Nekropolis von Père-Lachaise, wo die lärmenden Pariser zuletzt alle still beisammenliegen. Auf der Mauer lesen wir in Riesenbuchstaben: liberté, égalité, fraternité, und allerdings sollte wenigstens der Kirchhof diese alte französische Lüge zur Wahrheit machen, aber auch hier ist der Reiche, Vornehme und Berühmte mit pomphaften Denkmälern geehrt, während das Heer der Armen wie in Häringstonnen zusammengepackt die Winkel füllt. Man blickt von der Höhe dieses Kirchhofes auf Paris hinab und das Auge fällt zunächst auf das große Gefängniß für die schwersten Verbrecher, la Roquette, und auf das neue Spital, la Lazare, gegenüber die berüchtigte Belleville, wo das Laster öffentlich seine schamlosesten Orgien feiert. Ursach und Wirkung liegen hier nahe beisammen. Wie

Digitized by Google

in einer unermeßlichen Fabrik liefert hier das Laster jährlich seine fertige und wohlassortirte Waare dem Kerker, Irrenhaus, Spital und Kirchhof aus.

Nicht wenige Stimmen haben dem neuen Babel einen Untergang geweissagt wie dem alten. Wo die Corruption so tief eingewurzelt und massenhaft verbreitet ist, scheint allerdings keine Besserung mehr möglich. Romieu, Donoso Cortes sehen für Frankreich nur den Untergang voraus. „La décadence de la France' ist ein in letzter Zeit oft wiederholtes Thema, man verfehlt nicht Parallelen zu ziehen zwischen Frankreich und den Reichen der alten Welt, und das große, aber ekelerregende Gemälde ‚La décadence de l'empire Romain' in der Gallerie Luxemburg wird von Vielen als die Allegorie unserer gegenwärtigen Zustände betrachtet." Unser reisender Landsmann aber verwirft diesen Pessimismus der Verzweiflung. „Wir negiren durchaus die Möglichkeit jeder Parallele mit den gefallenen Größen des Alterthums. Frankreich und Europa werden nie zu jener Barbarei zurückkehren, wie sie die heidnische Welt gesehen, weil der göttliche Odem des Christenthums die neue Welt beseelt, weil unsere Cultur auf ewige Ideen gebaut ist. Und gelänge es wirklich dem socialistischen Wahnsinne, eines Tages die Welt zu beherrschen, der schöpferische Geist des Christenthums würde mitten unter den Ruinen zum zweitenmal ein neues Leben hervorrufen."

In der großen Revolution, die im Jahre 1789 begann, wurde das Christenthum förmlich abgeschafft, in der Julirevolution 1830 war die Kirche noch außerordentlich unpopulär, wurden Gotteshäuser zerstört, Klöster geplündert, Kreuze ausgerissen, Priester mishandelt und verbannt, doch fiel es Niemand mehr ein, zum antichristlichen Wahnsinn der Jakobiner zurückzukehren. In der Februarrevolution des Jahres 1848 war, obgleich man diesmal zur Republik zurückkehrte, das fanatische Vorurtheil gegen die Kirche schon ganz verschwunden. „Bekanntlich hatte das Volk in der Februarrevolution nach Erstürmung der Tuilerien im Triumphzug ein dort gefundenes Cruzifix nach einer nahe gelegenen Kirche getragen mit dem Rufe: Dieser ist allein unser Herr! Man mag nun diesen Vorgang verschieden beurtheilen, jedenfalls enthüllt er uns den eigenthümlichen Charakter der Februarrevolution, wodurch sich diese von den beiden vorausgegangenen unterschied." Diese merkwürdige Aeußerung der Volksgesinnung ging der Aufopferung des Erzbischof von Paris und seinem Märtyrertod auf den Barrikaden vorher, und die der alten Kirche zugeneigte Stimmung wurde durch den bischöflichen Helden nur mächtig gehoben. Wie kam aber das von politischen Leidenschaften, Ehrgeiz und Sinnlichkeit verzehrte, von seiner Presse und Tribune, von seinem Theater und tausend Vergnügungsanstalten beschäftigte Pariser Volk zu so wunderbarer Rückkehr zum Glauben? Napoleon stellte die äußere Kirche her, aber nur als Dekoration um seinen Thron und als Magd seines Despotismus. Die restaurirten Bourbons mishandelten die Kirche noch viel mehr, indem sie das Interesse derselben durchaus mit dem der Legitimität und des alten Adels verwechselten. Daraus allein erklärt sich die ungeheure Unpopularität, in welche die Kirche von neuem versank, und der heilige Zorn Lamennais und einiger anderer wahrhaft frommer Männer, die zur Demokratie übergingen, um nur dem widerwärtigen byzantinischen Grabgeruch zu entrinnen, der das Land von der Hofkapelle aus durchdrang. Ludwig Philipp ließ sich, als er zur Regierung kam, ganz von der damaligen Stimmung und Mode leiten, scheute sich zwar klug vor Händeln mit dem Clerus, that aber lediglich nichts für Belebung des christlichen Geistes und diente ganz ausschließlich dem Materialismus, den er auch in allen seinen Thron- und Gelegenheitsreden allein pries. Um ferner zu beweisen, wie wenig von Staatswegen geschehen ist, um den französischen Clerus zu ermuthigen, genügt es, die Armuth des letztern zu bezeichnen. Die jährliche Besoldung eines Landpfarrers in Frankreich besteht in 800 Franken.

Die Kammern, die Presse, die Bildung nahmen am Aufschwunge des kirchlichen Geistes noch viel weniger Theil, als der Staat, legten ihm vielmehr durch Misachtung oder direktes Entgegenwirken die größten Hindernisse in den Weg. Unter dem schnöd misbrauchten Namen der Romantik wurde jeder Schmutz der Rokokoperiode auf dem Theater, in der Unterhaltungslekture und in der bildenden Kunst wieder zur Mode erhoben, nur daß an die Stelle der altfranzösischen Grazien, die unter Ludwig XV. das Laster wenigstens noch reizend umscherzt hatten, jetzt Furien traten, die brennendes Gift aus ihren Fackeln selbst in die Schale des Genusses träufelten, die Furien eines systematischen Parteihasses, eines communistischen Neides, und der an Gott und sich selbst verzweifelnden weltschmerzlichen Blasirtheit.

Wenn nun unter so vielen schädlichen Einflüssen von Seiten der Regierung und unter dem Lärmen des Tages, während alles Interesse sich den Kammerdebatten und dem Zeitungslesen oder dem Theater und den Feuilletons zuwandte, gleichwohl die Kirche von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in Frankreich an Ansehen und Würde wieder gewann, so ist dies ausschließlich einer dritten und unscheinbaren Bekehrung zuzuschreiben, welche vorgegangen

Digitized by Google

ist, ohne autorisirt oder annoncirt worden zu seyn. Auch sind es nicht die wenigen vorragenden Führer der auf der Tribune und in der Presse oder auf der ersten Kanzel der Hauptstadt sich auszeichnenden kirchlichen Partei, von deren Erfolge etwa das Schicksal der Kirche abhinge, sondern die Macht der letzteren beruht in etwas, das weit sicherer ist, in der Einigkeit und Treue des armen, bescheidenen und namenlosen Clerus und in der Demuth und Hingebung der aus dem Schooß der Gemeinde hervorgegangenen Association.

Der christliche Aufschwung in Frankreich hängt mit keinerlei theologischer Gelehrsamkeit, dogmatischer Spitzfindigkeit und Schulweisheit zusammen, er ist durchaus praktisch und hat mit den Werken begonnen, fast ohne Worte, gleichsam zur Beschämung des unfruchtbaren und endlosen Kammergeschwätzes. Werke der Liebe waren es, die in höchster Einfalt und Demuth dargeboten, das große Wunder bewirkt haben, die Nation Voltaire's zur Bekehrung zurückzuführen. Voltaire selbst wurde mitten unter seinen Blasphemien einmal tief ergriffen von der Betrachtung christlicher Liebeswerke. Er sagt in seinem essai sur les moeurs: „Vielleicht gibt es nichts Erhabeneres und Größeres auf der Welt, als das Opfer von Schönheit, Jugend und nicht selten einer hoher Geburt, welches ein zartes Geschlecht bringt, um in den Spitälern jene Masse von menschlichem Elend zu lindern, dessen bloßer Anblick so demüthigend ist für unsern Stolz, so verletzend für unser verzärteltes Gefühl.' Und in derselben Schrift legt er das Geständniß ab: ‚Es ist nicht zu läugnen, die von der römischen Kirche getrennten Völker ahmen die großmüthige Nächstenliebe nur unvollkommen nach.'"

Das äußere Kennzeichen der in Paris werkthätigen Liebe sind die in zahlreichen Genossenschaften über die ganze Stadt verbreiteten barmherzigen Schwestern. „Eine in Paris von dem Fremden kaum erwartete Erscheinung verfehlt nicht, ihn zu überraschen und wohlthuend anzusprechen, die lieblichen Gestalten frommer Klosterfrauen, die uns überall begegnen. Es sind dies theils die Soeurs de Charité der verschiedenen Genossenschaften für Armen- und Krankenpflege, theils Mitglieder von Congregationen, die sich dem Unterricht der Jugend widmen. Oft allein, oft in Begleitung von Kindern oder einen Kranken am Arme führend sehen wir sie sanft, heiter, einfach und freundlich hindurchschreiten durch die wogende Menge, besonders in den ärmeren Quartieren, die vor ihnen sich öffnen, wie vor einem Engel im Fleische, den die Vorsehung gesendet dem Volke zu Trost und Heil. Es ist diese Erscheinung ganz eigenthümlich, und die Stellung und Wirksamkeit der katholischen Kirche in Frankreich durchaus charakterisirend. Der Arbeiter in der Blouse, der kecke Student aus dem lateinischen Viertel, der blasirte petit-maitre, die gezierte Weltdame gehen an ihnen vorüber — aber keine hämische Bemerkung, kein hochmüthiges Naserümpfen, wie wir dieß in Deutschland zur Zeit noch gewohnt sind, kein Wort des Spottes, keine Rohheit. ‚Euer Schleier ist die Bewachung der Augen,' hatte der heil. Vincentius von Paula zu ihnen gesagt, ‚Eure Clausur die heilige Zucht — und unberührt sollt ihr hindurchgehen durch die verpesteten Gassen der Städte.' Sein Wort ist in Erfüllung gegangen. Frankreich liegt schwer krank darnieder, die Fiebergluth politischer Leidenschaft brennt in seinen Adern, Frankreich bedarf der Barmherzigkeit — darum nahm es mit Dank und Vertrauen die Schwestern auf, die die Barmherzigkeit ihm gesendet. Die Nothwendigkeit der Kirche für das sociale Leben begründet das Recht ihrer Existenz in Frankreich." Paris besitzt schon fünfunddreißig weibliche Klöster, die meist der Krankenpflege oder Erziehung sich widmen und gewöhnlich viel Mitglieder zählen. „Um aber sich die Hochachtung, Verehrung und Liebe erklären zu können, welche die barmherzigen Schwestern aller Genossenschaften in Paris genießen, muß man eines oder das andere der Spitäler besuchen. Ihr Muth, dem der Franzose nirgends seine Anerkennung verweigert, und der sie mitten unter dem Kugelregen auf die Barrikaden führt, um die Verwundeten zu verbinden, ihre himmlische Sanftmuth und Geduld, ihre Wachsamkeit, Sorgfalt, unermüdete Thätigkeit gepaart mit heiterem Sinne und frommer Freundlichkeit zieht uns unwillkürlich zu ihnen hin. Sie sind die Wohlthäterinnen der Armen, Kranken, Wittwen und Waisen von Paris; Keiner hat es noch gewagt, ihren Ruhm verdunkeln zu wollen. Selbst im Hôtel des Invalides ist keine Autorität größer als die der Schwestern, welche die Kranken pflegen, und die ergrauten Veteranen, an wildes Kriegsleben, Blut und Schlachten gewöhnt, gehorchen diesen sanften, himmlischen Wesen wie fromme Kinder."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 5. 15. Januar 1853.

Neues Werk über Paris.

Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris. Von Dr. Franz Hettinger. Mainz, Kirchheim und Schott, 1852.

(Schluß.)

Der Verfasser erzählt, was er selbst erlebte. „Einer meiner ersten Besuche führte mich nach St. Lazare, Gefängniß und Spital für lasterhafte Frauen, die hier aus polizeilichen und Sanitätsrücksichten in Gewahrsam gehalten und zur Zwangsarbeit verurtheilt sind. Es war ein gemischtes Gefühl, mit dem ich die weiten Thorhallen des großen finstern Gebäudes betrat, welches gegen dreizehnhundert gefallene Frauen einschließt, unter ihnen drei- bis vierhundert in Folge ihrer Ausschweifungen Erkrankte. Ein schweres eisernes Gitter öffnete sich und ich gelangte auf einen Corridor, wo die Bureaux der Verwaltung und das Sprachzimmer sich befinden. Mehrere Frauen waren hier gegenwärtig in der grauen Kleidung der Züchtlinge, mitten unter ihnen das reine Gewand einer sanften, unschuldigen Nonne, welche die Aufsicht führte. Ich war gerührt und innerlich erfreut beim Anblicke dieser Erscheinung, es war eine liebliche Blume auf wüstem traurigem Felde, frisches Leben mitten unter lauter Ruinen, es erquickte mein Auge und mein Herz wie den Wanderer, wenn er mitten in einer dürren, öden, ausgebrannten Wüste eine grüne Oase entdeckt. Von den Beamten wie von ihr freundlich aufgenommen, begann ich meine Wanderung durch dieses Haus der Sünde und des tiefsten Jammers. — Ich habe die Carthäuser gesehen, die sich lebendig in ihre strenge Abgeschiedenheit begraben, ich war bei den Mönchen von St. Bernhard, die auf den eisigen, von ewigem Schnee bedeckten Höhen der Alpen weilen und auf den Wanderer harren, um ihm ein gastliches Asyl zu bereiten und die Verunglückten aufzusuchen, und war gerührt von diesem mächtigen Erweise heiliger Liebe; ich habe die Trappisten gesehen im rauhen Büßerhabit und die Kraft ihres Glaubens bewundert — aber was ich hier gesehen und gehört, ist mehr als alles dieß. Ich war auf's Tiefste erschüttert und Thränen traten mir in die Augen. Ich drückte der ehrwürdigen Oberin meine Hochachtung und Bewunderung aus für einen Orden, der vor solchen Großthaten heiliger Opferliebe nicht zurückbebt, der sich einschließt mit den Gefangenen in die Gefängnisse, um hinter schwerem Schloß und Riegel, zwischen hohen finstern Mauern, über die kaum ein Stück Himmel hereinsieht, in dumpfen sittlich verpesteten Räumen mit dem Auswurfe der verderbten Städte ein ganzes langes Leben voll Mühe, Entsagung und Selbstverläugnung hinzubringen, bis der Tod ihnen Befreiung gewährt. ‚Und wir haben unter uns zarte, kaum siebenzehnjährige Jungfrauen,' setzte sie bestätigend hinzu, ‚aber betrachten Sie dieses blühende Leben, die Frische der Gesundheit auf ihren Wangen. Das bleibt freilich,' fuhr sie fort mit einem Tone tiefer heiliger Ueberzeugung, ‚den Ungläubigen ein Räthsel, aber der Glaube löst es uns. Das ist die Macht des Glaubens, Alles hängt ab vom Glauben, Alles kommt darauf an, ob man glaubt, denn im Glauben vermögen wir alles. **Nous nous promenons ici comme dans un jardin de roses!**'"

„Diese religiösen Genossenschaften bilden den Mittelpunkt und den festen Kern, um welchen die unzähligen Werke und Vereine christlicher Liebe sich gruppiren, und an denen viele tausend Männer und Frauen sich betheiligen aus allen, aber besonders aus den höheren und höchsten Ständen." Der Verfasser besuchte fast alle betreffenden Anstalten, Gefängnisse, Irrenhäuser, Hospitäler, Schulen ꝛc. Eine der merkwürdigsten Anstalten

Digitized by Google

ist „das Werk vom h. Franz Regis“, bezweckend, dem in Paris von lange her eingerissenen Concubinate zu steuern und es zur christlichen Ehe zurückzuführen. In Paris leben Tausende, die nicht einmal wissen, ob ihre Eltern je verheirathet waren, wenn sie auch immer zusammenlebten. „Die Gesellschaft hat es mit nur geringen Hilfsmitteln dahin gebracht, in einer Zeitfrist von fünf Jahren beinahe achttausend Ehen zu schließen, und mehrere tausend Kinder zu legitimiren. Gewisse Stadtviertel und namentlich die Vorstadt St. Marceau haben schon die Folgen dieses segensvollen Instituts durch Läuterung ihrer Sitten erfahren.“ Damit hängt das große Findelhaus und das Institut der s. g. Krippen zusammen, Institute zur Rettung ausgesetzter oder wegen Armuth und Sittenlosigkeit der Eltern gefährdeter Kinder. Das Findelhaus allein nimmt im Durchschnitt täglich 12 neugeborne Kinder auf. Alle diese Anstalten werden von barmherzigen Schwestern mit einer Liebe geleitet, die durch keine Pflichttreue von bezahlten Miethlingen ersetzt werden kann. Aber man weiß ja, wie selten diese Pflichttreue ist und wie oft durch die besoldeten Wärter und Wärterinnen und durch gewissenlose Beamte der Zweck verfehlt, der schändlichste Misbrauch begünstigt wird.

Bei Betrachtung dieser Kinderpflege macht der Verfasser eine erschreckende Bemerkung. Die Kinder sind nämlich außerordentlich häufig scrophulös, nach der Aussage des erfahrenen Pariser Arztes Duplanty soll fast die Hälfte der armen Bevölkerung von Paris mit diesem Leiden behaftet seyn, das überhaupt unsre modernen Zustände charakterisirt, sofern es erst in neuerer Zeit überall massenhaft hervortritt.

Der vielleicht am meisten verwahrloste Theil der Pariser Bevölkerung ist der deutsche. In Paris leben 80000 Deutsche, für die zwar eine eigene Mission besteht unter einem hochwürdigen Priester aus Lothringen, Pierre Chable, die aber dem ungeheuren Bedürfniß zu genügen noch nicht hinreichende Mittel besitzt.

Zu den erfreulichsten Wirkungskreisen der frommen Genossenschaften in Paris gehören die Schulen. Schulbrüder und Schulwestern theilen sich in Aufsicht und Unterricht in sehr vielen Volksschulen. Das Gespenst der „demokratischen Schulmeister“ ist zwar auch am französischen Horizont aufgetaucht, hat aber dort durchaus die Leibhaftigkeit und reelle Furchtbarkeit nicht, wie in Deutschland, weil der Staat selbst nie so viel Sorgfalt gezeigt hat, sich diese Zuchtruthe aufzubinden und sich einen geschlossenen Schullehrerstand als Todfeind der Kirche künstlich selber in den Schullehrerseminarien heranzuziehen. Auch den französischen Clerus preist der Verfasser glücklich und mit Recht, sofern die jungen Cleriker der Versuchung nicht ausgesetzt werden, der sie überall auf den deutschen Universitäten ausgesetzt sind. Er spricht nur von Katholiken. Unsre protestantischen jungen Theologen sind noch übler daran. Geraume Zeit wurden sie vorzugsweise in Philologie und Philosophie eingeweiht, und kamen vor lauter theologischen Hülfswissenschaften nicht zum Kern der Theologie selber oder lernten das, was sie bekennen sollten, vor allen Dingen bestreiten.

Das große Ansehen und die unbestreitbare Macht des gegenwärtigen Clerus in Frankreich beruht in dessen durch die Armuth bedingter Unabhängigkeit. Sein Programm ist enthalten in der Zeitschrift le Catholique III. 207: „Wir müssen den Clerus anklagen, daß er nicht Stolz genug hatte, um sich zu erheben über den Lärm der Parteien und den Kampf der Leidenschaften, daß er, ohne es zu wollen, herabgestiegen ist von der erhabenen Höhe seiner Stellung, um sich zu mengen in den Streit politischer Meinungen, was ihm nothwendig in den weltlichen Angelegenheiten eine untergeordnete Stellung gab und ihn zum Werkzeuge einer politischen Fraction machte; ihn, der das Daseyn jeder Partei ganz hätte ignoriren sollen. Was ist ein ministerieller Priester oder ein Priester von der Opposition, Anhänger der Royalisten oder Wortführer der Liberalen? Es ist kein Priester mehr. Der Clerus behaupte jenen hohen Rang in dem socialen Leben, den die Religion ihm verliehen, von wo aus er die Gesellschaft beherrscht, so lange er seine geistliche Superiorität nicht verliert, noch von einem politischen Systeme sich ins Schlepptau nehmen läßt.“ Der Verfasser fügt hinzu: „In Frankreich ist es der Bischof, der zu den kirchlichen Aemtern beruft und die geeigneten Personen auswählt, der Clerus supplicirt in der Regel nicht, sondern empfängt seine Mission von Oben. Und dieß in einem Lande, wo der Clerus arm, sehr arm ist, so daß Männer, die ihr ganzes Leben im Dienste der Kirche zugebracht und nicht selten zeitliches Glück und Gesundheit geopfert, durch öffentliche, jährlich wiederkehrende Sammlungen in den Kirchen ‚für alte und kranke Priester‘ unterstützt werden müssen.“ Nur von ihrem Bischof abhängig und dessen Armuth theilend bilden diese Priester mit ihnen eine durch Ascese und strenge Disciplin geeinigte Schaar, die natürlicherweise Respect einflößt.

Digitized by Google

Kirchliches.

Die katholischen Interessen im neunzehnten Jahrhundert, von Montalembert. Aus dem Französischen von K. B. Reiching. Tübingen, Laupp, 1853.

Diese kleine Schrift hat eine nicht geringe Bedeutung für Frankreich und darf daher auch uns Deutsche interessiren. Der berühmte Graf Montalembert, eines der angesehensten Häupter der klerikalen oder ultramontanen Partei in Frankreich ertheilt darin den Anhängern der katholischen Kirche den Rath, ihre Sache nie von der Sache der Freiheit zu trennen, und sich nie dem weltlichen Despotismus zu verkaufen. Die Tragweite eines solchen Gedankens ist in dem Augenblick, in welchem ein unumschränkter Kaiser den französischen Thron besteigt, leicht zu ermessen.

Die Argumente des Grafen sind, kurz zusammengefaßt, folgende.

Erstens bedarf die Kirche des weltlichen Armes nicht, sie ist durch eigenen Geist stark genug, ja der weltlichen Gewalt zum Trotz wieder erstarkt, gerade durch das Uebermaß und die Ausschließlichkeit weltlicher Machtvollkommenheit wieder erstarkt, indem die Völker das Bedürfniß fühlten, in der Kirche einen Trost und ein Gegengewicht zu suchen. Der beredte Verfasser zeichnet die steigende Bewegung des kirchlichen Sinnes in schlagenden Zügen: „Am 1. Januar 1800 gab es keinen Papst. Pius VI. war zu Valence in der Verbannung gestorben als Gefangener einer Republik, die an keinen Gott glaubte. Rom entging mit Mühe den Händen einer Horde von Heiden, die den Schatten einer Republik feierlich eingesetzt und den Sturz des Papstthums für alle Zeiten erklärt hatten. Acht Monate des gefährlichsten Interregnums sollten den Tod Pius VI. von der Wahl Pius VII. trennen. Das heilige Kollegium, aus Rom verjagt, konnte sich nur unter dem Schutze einer schismatischen Armee versammeln, die aus dem Innern Rußlands gekommen war, um die brudermörderischen Waffen eines Volkes aufzuhalten, das noch vor kurzem das erste unter den katholischen Völkern gewesen war. Einige Greise vereinigen sich hinter den russischen Linien auf einer Insel der Lagunen Venedigs, dieser stolzen und gewerbfleißigen Stadt, welche soeben politisch vernichtet worden war. Was Frankreich betrifft, so war das ganze Episcopat im Exil, die Geistlichkeit durch die Guillotine und die Deportation dezimirt; die Gläubigen, belauert und geneckt, lange Zeit verurtheilt, zwischen dem offenbaren Abfall oder dem Tod zu wählen, begannen mit Mühe wieder Athem zu holen und in der Stille die Toleranz der Verachtung zu genießen. Es gab keine materielle oder moralische Hilfe; denn das ungeheure Erbgut der Kirche, durch die Liebe und freiwilligen Gaben von vierzig Geschlechtern gebildet, war zerstäubt; die religiösen Orden nach 1000 Jahren des Ruhms und der Wohlthaten entwurzelt und vernichtet, 3000 Klöster der beiden Geschlechter aufgehoben und mit ihnen alle Collegien, alle Capitel, alle Heiligthümer, jedes Asyl für die Reue, die Zurückgezogenheit, das Studium und das Gebet! — In Deutschland setzten seit langer Zeit die Katholiken, Priester wie Laien, der Verachtung von Seite des Protestantismus und den Eingriffen der Philosophie nur eine träge Gleichgültigkeit entgegen. Der Katholizismus galt durchaus nichts, weder in der Politik noch in der Literatur dieses Volkes, das vor dem großen Friedrich anbetend niederfiel und vor Freude und Bewunderung über das Heidenthum Göthe's sich nicht zu fassen wußte. Die Theologie gab nur einige Lebenszeichen von sich, um unter dem Einflusse des Febronius und seiner Nacheiferer gegen Rom zu streiten. Der letzte historische Akt der drei geistlichen Kurfürsten hatte darin bestanden, sich mit dem Erzbischof von Salzburg, dem Primas von Deutschland zu vereinigen, um in den Emser Punktationen den Codex der Empörung und der Undankbarkeit gegen den hl. Stuhl aufzustellen. Sie waren gerade damit beschäftigt, denselben anzuwenden, als die republikanischen Armeen kamen, sie entthronten, und ihnen die Strafe auflegten, die sie zum voraus gerechtfertigt hatten. Nicht Eine Stimme erhob sich, die christliche Wahrheit oder die Rechte des Papstthums zu vertheidigen." Von Portugal war der Stoß ausgegangen, der die Jesuiten niederschmetterte, Spanien war gefolgt, auch Neapel, Polen war zerrissen — „ein halbes Jahrhundert verfließt und alles ist verwandelt. Ueberall hat die Religion wieder ihre Stelle auf der höchsten Stufe eingenommen; überall ist die Kirche als eine Macht des ersten Ranges anerkannt. Von den Einen wird sie mit dem Vertrauen einer stets gläubigen Liebe angerufen, von den Andern mit der Leidenschaft einer noch frischen Bekehrung, von Einigen vielleicht ungern und mit Widerwillen; wenn sie noch von einigen Verblendeten angegriffen wird, so miskennt wenigstens keiner ihre Stärke." Als in den neunziger Jahren in Folge der großen Siege Napoleons in Italien die ersten französischen Republikaner nach Rom kamen, spotteten sie der alten Kirche, stürzten die Tiare und pflanzten die rothe Mütze auf. Als in unsern Tagen

Digitized by Google

Oudinot mit einem französischen Heere abermals in Rom einrückte, neigten sich die dreifarbigen Fahnen vor dem Kreuz und die Soldaten lagen auf den Knieen, um den Segen Pius IX. zu empfangen.

Zweitens, behauptet Montalembert, ist diese Wiedergeburt des kirchlichen Sinnes immer Hand in Hand gegangen mit der wahren, d. h. mäßigen und constitutionellen Freiheit, wie in Belgien, so in Frankreich. Unterdrückt vom Despotismus Josephs II. wie von dem des Convents, fand die Katholicität der Belgier nur in den constitutionellen Rechten eine Stütze. Entehrt unter dem Einflusse eines Cardinal Dubois, grausam zerstört unter dem Convent, zur Statisten- und Bedientenrolle verurtheilt unter Napoleon, zum politischen Werkzeug, zur Polizeimaßregel misbraucht unter der Restauration wurde dieselbe Katholicität in Frankreich erst emancipirt in dem Maaß, in welchem sie die bürgerliche Freiheit und die Verfassung zu ihrem Schutze brauchte. Dasselbe gilt von O'Connels Wirken für die Katholicität in Irland.

Daraus folgt nun drittens, daß Montalembert den katholischen Organen den Rath ertheilt, sie sollen sich um Gotteswillen hüten, sich bei der gegenwärtigen politischen Reaction zu betheiligen. Sie sollen sich aus Widerwillen gegen die kaum überwundene Demokratie, gegen den drohenden Socialismus nicht hinreißen lassen, auch die wahre bürgerliche Freiheit und die verfassungsmäßigen Zustände zu schwächen. Sie sollen das Verdienst des neuen Napoleons anerkennen, sofern er die Demokratie überwunden hat, sie sollen aber nicht Mitschuldige eines neuen Despotismus werden. „Jetzt droht die nothwendige und rechtmäßige Reaction gegen die revolutionäre Demokratie in eine Reaction gegen die Freiheit selbst auszuarten. Wenn die Katholiken sich dazu vereinigten, so hieße dieß, die Waffe zerbrechen, mit welcher sie so glücklich kämpften, und die Fahne verläugnen, welche sie zum Siege geführt hat; es hieße den ganzen Boden aufgeben, welcher durch so edle und so reine Anstrengungen erobert wurde; es hieße zurückweichen, nicht bis zu dem Guten, was ein wahrer Fortschritt ist, sondern bis zu dem Bösen, einem Bösen, welches noch schlimmer wäre, als dasjenige in unsern Tagen; es hieße die Ideen und die Institutionen wieder aufwecken, welche überall das Siechthum der katholischen Völker herbeigeführt oder begleitet haben." Gar gut ist folgende Bemerkung: „Die Liberalen leiden in diesem Augenblicke in ganz Europa die Strafe, die Religion bekämpft oder verachtet, und geglaubt zu haben, daß sie jede geistliche Macht entbehren könnten, und der übernatürlichen Ordnung keine Rechnung tragen dürften. Die Katholiken würden dagegen einen Fehler begehen, den eine schnelle Züchtigung treffen würde, wenn sie die Freiheit verlassen wollten."

Dichtkunst.

Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1852. Taschenausgabe mit Goldschnitt.

Diese Dichtung reiht sich denen von Geibel, Redwitz rc. an, in denen deutsches Gemüth und Milde der Gesinnung sich wieder ihr Recht verschaffen, nachdem endlich Gott sey Dank die heillose politische Poesie, mit der wir bis ins Jahr 1849 geplagt waren, außer Mode gekommen ist. — Inhalt und Form der vorliegenden Idylle mag aus wenigen Versen erhellen. Ein armer junger Bauer liebt die Tochter eines reichen und gewinnt sie nach schweren Tugendproben.

Hier, Herrenbauer, steht der Mann,
Der jedes Recht an euch gewann.
Daß er euch wahrte Weib und Kind
Schlugt ihr hochmüthig in den Wind.
Heut hat er euch, dem mürben Alten,
Das Leben, wie einst mir erhalten.
Um eure Maid freit er auf's Neue,
Er hält im Unglück seine Treue.
Fürbittend steh' ich hier als Ohm —
Doch wie ichs bin, das wird im Strom
Der Tage klar — er hat Genügen
An Gold, den Hof euch neu zu fügen.
In dieser Tasche ist sein Gut.
Schlagt ein, dann endet alles gut!

Sehr zu loben ist, daß hier wieder einmal der in den meisten epischen Dichtungen des deutschen Mittelalters vorkommende kurze Vers gewählt ist, den wir seiner Bescheidenheit wegen über den anspruchsvolleren Versmaßen der Alten zu früh vergessen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, **Nº 6.** 19. Januar 1853.

Politik.

Lord Palmerston, England und der Continent. Von C. L. Grafen Ficquelmont. Deutsche Originalauflage. Zweiter Band. Wien, Manz, 1852.

Der Verfasser war in der Sturmzeit von 1848 Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Wien und hatte in dieser Stellung die vollste Gelegenheit, die von Lord Palmerston geleitete auswärtige Politik Englands zu ergründen. Denn man weiß, mit welchem Eifer der edle Lord damals den Verrath an Oestreich begünstigte, (den König von Sardinien, Venedig, Mazzini), und alles that, um Englands ältesten Verbündeten auf dem Continent in den Ruin zu stürzen, aus dem allein Radezky und sein tapferes Heer ihn rettete.

Im vorliegenden Bande blickt der Verfasser auf Englands Politik während der Restaurationsperiode zurück. Er macht darauf aufmerksam, daß es England allein war, welches mit allen Mitteln seiner Stellung auf dem Wiener Congreß gegen die Neigung der übrigen hohen Alliirten die neue Zusammensetzung des Königreichs der Niederlande durchsetzte. Zum Vorwand diente die Nützlichkeit eines größeren, aus dem alten Holland und Belgien zusammengesetzten Staates, welcher ein stärkeres Bollwerk gegen Frankreich seyn mußte, als wenn diese beiden Staaten noch getrennt gewesen wären. Zugleich wurde durch die Schöpfung dieses niederländischen Staates eine Art Brückenkopf für England geschaffen, um von London herüber schnell bedeutende Streitkräfte mit denen der deutschen Mächte zu vereinigen, wenn es einen neuen Kampf mit Frankreich gälte. Aber die wahre Absicht Englands war, auf Kosten des an die Stelle des deutschen Reichs (zu dem Belgien, weiland die österreichischen Niederlande, gehörte) getretenen deutschen Bundes Holland eine Entschädigung zu geben, damit dieses den Verlust seiner von den Engländern weggenommenen Colonien, namentlich des Caps, leichter verschmerze. Wenn Belgien wieder österreichisch oder ein Theil des deutschen Bundes geworden wäre, so hätte dieser letztere eine wichtige Seeküste erlangt. Das wollte England verhüten, und so war es in mehr als einer Beziehung lediglich das englische Interesse, das zum offenbaren Nachtheil Deutschlands hier zur Geltung kam.

Man sollte sich nun billig verwundern, warum es wieder dasselbe England war, was diese ihm so nützliche politische Schöpfung zertrümmern und die Trennung Belgiens von Holland im Jahr 1831 legitimiren half. Der Verfasser führt zwei Gründe dafür an. Einmal war es durch die Energie beunruhigt worden, mit welcher die Niederlande sich zum Ersatz der verlornen Colonien neue in den großen Inseln Sumatra und Borneo erworben hatten. Diese Inseln in Verbindung mit Java und den niederländischen Molukken liegen auf der Verbindungsstraße zwischen Bengalen, Neuholland und China und sind daher den Engländern ein Dorn im Auge. Indem es England gelang, das niederländische Mutterland wieder auf das kleine Holland zu reduciren und Belgien davon abzureißen, wurden auch die Colonien geschwächt. Dazu kam aber noch, daß England durch seine überall die Völker (in Griechenland, Italien, Spanien) aufhetzende Politik sich den drei nordischen Mächten entfremdet hatte, isolirt war und einen Alliirten bedurfte, als welcher Ludwig Philipp gerade gelegen kam. Endlich blieb den Engländern hinlänglicher Einfluß in Belgien gesichert, indem ihnen allein die Ehre zu Theil wurde, dem neugeschaffenen Königreich einen König zu geben.

Der Grundton der englischen Politik während der ganzen Restaurationsperiode war geheimes Aufhetzen der Völker gegen ihre Regierungen unter dem ostensiblen Vorwand einer grundsätzlichen Beschirmung constitutioneller Formen und liberaler Institutionen. Dieß ging

Digitized by Google

so weit, daß selbst die Neapolitaner, Polen und Neugriechen von den Engländern für reif zum constitutionellen Leben erklärt und denselben von England ausdrücklich Verfassungen garantirt, ja octroyirt wurden. Das war nicht sowohl eine Förderung, als vielmehr eine offene Verhöhnung des Princips, auf welches es auch den Engländern im Ernst gar nicht ankam. Ihr einziger Zweck war nur, das Festland zu beunruhigen und im Trüben zu fischen. Die bedrängten Regierungen des Continents mußten sich bald den Rath, bald die Allianz Englands aufdrängen lassen, bald wieder Opfer bringen, um es zu beschwichtigen. Unter allen Umständen hatte England seinen Vortheil bei dieser ewigen Wühlerei. Der Verfasser faßt das in einem geistreichen Bilde auf: „Es liegt in dem brittischen Charakter eine Art Instinct, ähnlich dem seiner maritimen Existenz. England liebt für seine Politik eben so den Wind, wie für seine Schifffahrt; ungeachtet aller seiner Unbeständigkeit und selbst aller seiner Gefahren, zieht es ihn dennoch der Windstille bei weitem vor. Das Gefühl seines nautischen Wissens verleiht ihm Zuversicht. Die schwachen Staaten, welche durch politische Stürme leicht in Aufruhr gerathen, eignen sich daher besonders für die Kreuz- und Querzüge seiner Diplomatie. England hat seinen eigenen Compaß, welchen es sorgfältig vor Jedermann verbirgt. Mögen auch die Abweichungen in seinem Gange, welche durch Winde und widrige Strömungen erzeugt werden, als Widersprüche, als Unschlüssigkeit erscheinen, es steuert dennoch beständig auf dasselbe Ziel los."

In Bezug auf Polen bemerkt der Verfasser, an der Theilung dieses unglücklichen Landes, die man immer nur Rußland, Oesterreich und Preußen zuschreibe, sey auch England wesentlich mitschuldig. England war es, das, um die protestantischen Dissidenten in Polen zu unterstützen, in seinem Eifer gegen die katholische Kirche auch alle Maßregeln Rußlands zu Gunsten der gleichfalls der katholischen entgegenstehenden griechischen Kirche in Polen gut hieß. Wenn sich die protestantischen Mächte und namentlich England damals nicht mit Rußland gegen das katholische Polen vereinigt hätten, würde es nie zur Theilung gekommen seyn, die erst durch den Dissidentenstreit motivirt und am Ende auch von dem mehr auf Ländererwerb als Schutz der katholischen Kirche sinnenden Kaiser Joseph II. zugelassen wurde. England dachte damals nicht daran, daß seine Politik lediglich der griechischen Kirche und dem politischen Uebergewicht Rußlands zu Statten kommen würde.

Hiebei kann der Verfasser nicht umhin, auf ein noch im Jahre 1840 vorgekommenes grobes Versehen der englischen Politik hinzuweisen. Der englische Gouverneur der jonischen Inseln hatte sich über den griechischen Patriarchen in Constantinopel zu beklagen, und diese geringfügige, nur die kleine Inselgruppe betreffende Angelegenheit reizte Lord Palmerston, beim Sultan die Absetzung des Patriarchen zu verlangen. Er konnte in der That nichts Unbesonneneres thun, wenn man bedenkt, daß sofort alle kirchlichen Sympathien der Griechen sich von England ab und zu Rußland hinwenden mußten.

Der scheinbar größte Widerspruch der englischen Politik ist der Eifer, mit dem sie zur Zeit Napoleons bemüht war, die abgesetzten Bourbonen auf ihre Throne in Paris, Madrid und Neapel wieder einzusetzen, und mit dem sie zur Zeit der Restauration umgekehrt wieder durch geheime Unterstützung der Insurrection jene Throne erschütterte. Der Widerspruch erklärt sich einfach durch das Interesse Englands, jene Staaten, die ehemals als Seemächte mit ihm rivalisirt hatten, nie mehr zu Athem kommen zu lassen. Es hatte in Napoleon nicht den bekämpft, der die legitime Dynastie entsetzt, sondern nur den, der Frankreich groß gemacht. Wäre er schlaff und gegen die Engländer demüthig gewesen, wie Ludwig Philipp, so hätten sie nichts nach seinem revolutionären Ursprunge gefragt.

Als Ludwig Philipp sich England nicht ganz hingeben wollte, ließ dieses die „natürliche Allianz" des constitutionellen Westens gegen den absolutistischen Osten, mit der es allen liberalen Thoren in Europa geschmeichelt hatte, geschwind wieder fahren und verband sich wieder mit den nordischen Mächten. „Ludwig Philipp hatte dem englischen Ministerium nicht so weit folgen mögen, als dieses gehen wollte. Lord Palmerston hatte zur Zeit der Ankunft des russischen Unterhändlers in London sich über Frankreich mehrfach zu beklagen. Die wichtigsten Beschwerdepuncte waren erstens: Daß das französische Ministerium sich in Betreff der Operationen der beiden combinirten Flotten in den levantinischen Gewässern zu furchtsam bewiesen habe. 2. Daß Ludwig Philipp persönlich sich geweigert hatte, die ihm von England zugedachte Rolle einer bewaffneten Intervention in Spanien, in welche der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thiers, bereits gewilligt hatte, zu übernehmen; und 3. waren die Unterhandlungen des englischen Ministeriums zum Behufe des Abschlusses eines Handelsvertrages zwischen beiden Ländern an dem Widerstande des französischen Ministeriums gescheitert. Lord Palmerston bedurfte des Erfolges dieser letzteren Unterhandlung, um seine durch das allzu Abenteuerliche seiner auswärtigen Politik gefährdete Stellung seinem eigenen Lande gegenüber zu

Digitized by Google

verstärken. Er konnte es der französischen Regierung nicht verzeihen, daß sie ihm dieses Mittel dazu nicht geboten hatte. Da er überdieß Frankreich, was Princip und Thatkraft betrifft, zu unentschieden gefunden hatte, so machte er rechts um und verließ die Linie der Doctrinen, um die Allianz der Interessen wieder aufzunehmen. Das Protocoll vom Monat Februar 1840 versetzte England wieder in die Reihen der drei continentalen Mächte. Die vier Mächte standen wieder dem isolirten Frankreich gegenüber. Die seit dem Troppauer Congresse von 1820 bis zur Unterzeichnung des Londoner Protocolles vom Februar 1840 bei den Mächten vorgekommenen Stellungsveränderungen haben nachfolgende Resultate ergeben: 1. So oft es sich um eine positive Erklärung oder um eine gemeinsame Kundgebung von Principien gehandelt, hat England sich von den drei Mächten getrennt und sich dafür Frankreich genähert. 2. So oft es politischen Interessen getrennt von einer Principienfrage gegolten, hat England sich von Frankreich entfernt und sich dafür den drei Mächten genähert. Es läßt sich gegen ein solches politisches Verfahren gewiß nichts einwenden; jeder freie und unabhängige Staat ist dazu berechtigt. Da nun aber England bei jeder wichtigen Gelegenheit die Frage seiner Interessen über seine Principien stellt, so hat man dafür auch anderseits das Recht zu der Schlußfolgerung, daß sein constitutionelles Apostelthum ihm nichts weiter als ein Mittel ist zur Förderung seiner Interessen. Es fehlt diesem Apostelthum daher an Aufrichtigkeit. Ist dies nicht in der That der Vorwurf, welchen die Gegner Lord Palmerstons diesem in voller Parlamentssitzung gemacht haben? Haben sie ihm nicht vorgeworfen, daß er diejenigen im Stiche lasse, welche in Folge seiner Aufmunterung einen Kampf begonnen, welchen zu bestehen es ihnen an Mitteln fehlte? Haben sie nicht noch beigefügt, daß eine solche Handlungsweise Englands unwürdig sey?"

Was das „im Stich lassen" betrifft, so macht der Verfasser dem Lord Palmerstou einen schweren Vorwurf aus der treulosen Art und Weise, wie er der revolutionären Regierung (Manin) in Venedig noch im Jahr 1849 Hoffnungen erweckte und nährte, nur um ihren nutzlosen Widerstand gegen Oesterreich zu verlängern. England half den Venetianern nicht, sie mußten endlich unterliegen, aber ihr Widerstand kostete den Oesterreichern als Opfer 20,000 Menschen.

Der Schluß des Werkes ist wahr und schön: „Das Einzige, was ich nicht will, ist, daß die insularische Macht Englands den Lämmern des Continentes den Vorwurf mache, daß sie ihm das Wasser trüben. Ziemt sich ein solches Benehmen für Englands hohe Stellung? Man verzeiht es der Schwäche, wenn sie manchmal aus Noth zur Heuchelei ihre Zuflucht nimmt, allein man darf es niemals der Stärke verzeihen. Man darf zur Knechtung der Menschen nicht noch diese Art von Menschenverachtung sich gesellen lassen."

Es wäre der Mühe werth, einmal eine Geschichte der Politik Englands von der Zeit an zu schreiben, in welcher es das Uebergewicht zur See zu erlangen anfing. Nichtachtung jedes fremden Rechtes, grausame Unmenschlichkeit gegen Schwächere, ein Egoismus, der sich durch sittliche Rücksichten nie auch nur das kleinste Opfer abgewinnen ließ,*) Inconsequenz selbst auf Kosten der eigenen Ehre, wo es galt, mit einem Mächtigern oder gleich Starken sich auszugleichen, oder einen Allirten zu gewinnen, setzen die englische Treue auf ganz gleiche Linie mit der punischen.

Gedichte.

Gedichte von Theodor Storm. Kiel, Schwers, 1852.

Elegante Taschenausgabe. Diese wenigen Gedichte (das kleine Bändchen hat nur 159 Seiten) enthalten viel Schönes und verdienen unter den neuesten lyrischen Produktionen aufgezeichnet zu werden. Der Dichter besitzt ein vorzügliches Talent für die poetische Landschafts- und Genremalerei, wie folgende Probe darlegen mag:

Abseits.

Es ist so still; die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durch's Gesträuch
In ihren gold'nen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

*) Man denke nur an Toulon, welches der englische Admiral im Jahr 1794 verließ, ohne einen einzigen der unglücklichen Einwohner, die um seinetwillen der Rache des Convents Preis gegeben waren, trotz ihrer jammernden Bitten mitzunehmen.

Digitized by Google

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigerndten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Diesem lieblichen Bilde stellen wir ein wilderes gegenüber:

Sturmnacht.

Im Hinterhaus im Fliesensaal
Ueber Urgroßmutters Tisch und Bänke,
Ueber die alten Schatullen und Schränke
Wandelt der zitternde Mondenstrahl.
Vom Wald kommt der Wind,
Und fährt an die Scheiben;
Und geschwind, geschwind
Schwatzt er ein Wort,
Und dann wieder fort
Zum Wald über Föhren und Eiben.
Da wird auch das alte verzauberte Holz
Da drinnen lebendig;
Wie sonst im Walde will es stolz
Die Kronen schütteln unbändig,
Mit den Aesten greifen hinaus in die Nacht,
Mit dem Sturm sich schaukeln in brausender Jagd,
Mit den Blättern im Uebermuth rauschen;
Beim Tanz im Flug
Durch Wolkenzug
Mit dem Mondlicht silberne Blicke tauschen.
Da müht sich der Lehnstuhl die Arme zu recken,
Den Roccocofuß will das Kanapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen;
Der Eichschrank unter dem kleinen Troß
Steht da, ein finsterer Koloß.
Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den schweren Bann 2c.

Im Allgemeinen herrscht bei diesem Sänger die Phantasie über das Gefühl vor, doch begegnen uns auch sehr rührende Lieder, z. B. in dem Gedicht Lucie S. 27 eine wehmüthige äußerst zart behandelte Jugenderinnerung. Das Phantastische macht sich bei ihm Luft in poetischen Märchen, in denen jedoch das Hauptmoment nicht in der Erfindung, sondern in der Darstellung liegt. Das vorzüglichste ist eine Bearbeitung des bekannten „Schneewittchens“.

Von dem Maulheldenthum politischer Zeitgedichte hält sich der Dichter mit feinem Tacte fern, und sein Schmerz als Schleswig-Holsteiner verräth sich nur auf eine echt poetische Weise, um so tiefer und wahrer, je weniger schreiend.

Ostern.

Es war daheim auf unserm Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen. —

Entfesselt ist die urgewaltge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und Alles treibt, und Alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Fluth entsteigt der frische Meeresduft,
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimatherde! —

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgohr das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Kappe peitschend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 7. 22. Januar 1853.

Demokratische Presse.

1) Die sociale Revolution durch den Staatsstreich am 2. December erwiesen von P. J. Proudhon. Nach der dritten französ. Auflage. Bremen, Schünemann, 1852.

2) Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von G. G. Gervinus. Leipzig, W. Engelmann, 1853.

Die Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Schriften ist überraschend; man könnte sie an vielen Stellen fast wörtlich nennen, so daß in der That die Vermuthung begründet scheint, Herr Gervinus habe sich bei der Abfassung seiner Einleitung durch die Lecture der vor der seinigen erschienenen Schrift des berühmten französischen Republikaners inspiriren lassen.

Beide gehen von dem Grundgedanken aus, das letzte Ziel der europäischen Menschheit sey die vollendete Demokratie, die unbedingte Freiheit und Gleichheit Aller. Beide sehen in der revolutionären Bewegung zu diesem Ziel hin den höchsten Segen und Ruhm der Menschheit. Beide suchen den ersten Anstoß dazu in der Reformation, die sie durchaus als Revolution auffassen, denn erst mußte der Altar gestürzt seyn, ehe man den Thron stürzen konnte; erst mußte das Scepter dem Himmel entrissen seyn, ehe es den Tyrannen auf Erden entrissen werden konnte.

Proudhon sagt S. 39: „Das war in der That die Ansicht Luthers selbst, Melanchthons, Calvins, Beza's, aller Männer von Glauben und Wissenschaft, welche die Reform erfaßten. Die Folge hat ihre Täuschung bewiesen. Die Souveränität des Volkes, unter dem Namen der freien Prüfung in dem Glauben eingeführt, wie sie es in der Philosophie war, konnte hier ebenso wenig religiöses Bekenntniß, als philosophisches System haben. Vergebens versuchte man den protestantischen Ideen durch die einstimmigsten und feierlichsten Erklärungen eine Gestalt zu geben: man konnte die Kritik nicht im Namen der Kritik hineinziehen; die Negation mußte ins Unendliche gehen und Alles, was man thun konnte, sie festzuhalten, war im Voraus als eine Beeinträchtigung des Princips verurtheilt, als eine Usurpation an dem Rechte der Nachkommenschaft, als retrograder Akt. Und je mehr Jahre verliefen, je mehr Theologen sich trennten, desto mehr Kirchen entstanden. Und hierin bestand eben die Kraft und Wahrheit der Reformation, hierin ihre Rechtmäßigkeit, ihre Macht der Zukunft. Die Reformation war der Gährungsstoff der Auflösung, welcher die Völker unmerklich von der Moral der Furcht zur Moral der Freiheit hinüberführen sollte."

Gervinus sagt S. 39: „Was der deutschen Reformation diesen tiefen Hintergrund und die nachhaltig wirkende Kraft verlieh, die ganze Geschichte der Folgezeit zu gestalten, den Hauptanstoß zu der Reihe von Thatsachen zu geben, die die Welt nicht nur aus den alten geistigen und bürgerlichen Schranken des Mittelalters mehr und mehr heraus reißen, sondern auch die neue Willkühr der fürstlichen Gewalt wieder brechen sollte, das war wesentlich der Gegensatz der romanischen und germanischen Volksnatur, der schon während des ganzen Mittelalters, von den ersten Zeiten der Mischung der Stämme an, in den bedeutendsten geschichtlichen Erscheinungen zu Tag getreten war, aber jetzt erst über den Religionsspaltungen und mit dem Eintritt der neuen Zeit aus seiner größten Tiefe heraus zum Durchbruch kommen sollte." Und S. 45: „Die demokratischen Entfaltungen namentlich, deren Keime in dem Grundwesen des Protestantismus lagen, konnten sich in größern Staatskreisen erst allmählig entwickeln. Doch war gleich bei der ersten Grundlegung der neuen Freiheit in Luthers Zeit von Einzelnen der Aufriß schon des ganzen kirchlichen und staatlichen Gebäudes der Zukunft ent-

Digitized by Google

worfen, ja an seine alsbaldige Ausführung Hand angelegt worden. Einzelne Sekten, einzelne vordringende Geister schritten gleich im Anfange der Reformation zu den Consequenzen der neuen Richtung vor, die erst ihr entferntestes Ziel und Ende seyn sollten. Der ganze Kreis von kirchlichen und staatlichen Forderungen wurde schon damals umschrieben, die zum Theil erst seit den Staatsveränderungen in Amerika und Frankreich wieder erhoben und bis heute nicht überall, und nicht alle, befriedigt worden sind. Im Religiösen faßten schon einzelne Inspirirte und Wiedertäufer den Begriff einer vernunftmäßigen Reinigung des Christenthums und seiner Formen, für die erst die Urenkel ihrer ausgewanderten Sendboten in Amerika eine Stätte fanden. Sie verfolgten Luthers Lehre von dem allgemeinen Priesterthume aller Christen in der Folgerichtigkeit, daß sie die kirchlichen Dinge durch Laienversammlungen wollten entschieden, die Priester durch die Gemeinden wollten gewählt haben. Sie formulirten schon damals Sätze des neuesten Rationalismus, wenn sie die Befreiung vom Buchstaben verlangten, den heiligen Geist über die Schrift stellten und unter dem heiligen Geiste nichts verstanden als des Menschen Geisteskraft und Vernunft."

Proudhon hebt besonders hervor, daß die Kirche in die Vorrechte der Familien eingreife. S. 106: „An dem Tage, wo ich vom Gesetz gezwungen werde, die katholische, apostolische und römische Religion als die Religion des Staates anzuerkennen, in der Kirche und im Beichtstuhl zu erscheinen, meine Kinder zur Taufe und zum Abendmahl zu schicken, an dem Tage hat meine letzte Stunde geschlagen. Vertheidiger der Familie, ich will euch zeigen, was ein Familienvater ist! Ich fürchte nichts für meine Person: weder das Gefängniß noch die Galeeren werden mir einen Akt dieses Gottesdienstes abpressen. Aber ich verbiete dem Priester sich an meinen Kindern zu vergreifen; sonst erschlage ich ihn."

Denselben Gedanken drückt, nur etwas zahmer, auch Gervinus aus S. 32: „Die geistliche Gewalt begründete die furchtbarste aller Despotien und Universalmonarchien, die die Welt je sah, durch die gleichmäßige Beherrschung der drei großen Ordnungen der menschlichen Gesellschaft, des Hauses, der Kirche und des Staates. In dem Hause fesselte sie des Menschen Bildung und Gewissen an ihre Willkühr; sie empfing ihn bei seiner Geburt, bereitete ihn in der Schule nach ihrem Bedürfniß und entließ ihn bei seinem Eintritt in das thätige Leben, um ihn auch da wieder in der Ehe, in der Beichte, in der Todesstunde zu überwachen."

Proudhon baut die Politik ganz auf Sand, das heißt auf die demokratische Gesellschaft, in der jeder dem andern gleich, also ein Atom, ein Sandkorn ist. Eben so Gervinus, S. 96: „Die Erfahrung der Baukunst scheint, wie bei allen anderen, so auch bei den Staatsgebäuden auszuweisen, daß es ein Aberglaube ist, es sey auf Sand weniger fest als auf Fels zu bauen. Dieser neue Staat hat mit den staunenswürdigsten Erfolgen des Glückes und der Macht alle anderen plötzlich überholt, und die kühnsten politischen Wagnisse sind gelungen und haben der Zweifler gespottet. Die Volksherrschaft hat sich auf einem unermeßlichen Raume vereinbar gezeigt mit Ordnung und Gedeihen, die beweglichste Verfassung mit Anhänglichkeit an bewährten Gebräuchen, die freieste Religionsübung mit Religiosität, die Abwesenheit der Militärmacht mit kriegerischem Geiste, der ungeheure Anwachs einer zusammengewürfelten Bevölkerung mit der Vaterlandsliebe die in der Freiheit wurzelt, die Verwaltung und Regierung durch Beamte und Vertreter, die von Armen aus den Armen gewählt sind, mit Ordnung und Sparsamkeit im Haushalt. Dies Gedeihen, in Verbindung mit der Einfachheit der Verfassung, die dem schlichtesten Verstande einleuchtet, hat diesen Staat und diese Verfassung zu dem Vorbilde gemacht, wohin die durchschnittliche Einsicht, die Unzufriedenheit und der Freisinn in allen Nationen strebt."

Proudhon glaubt steif und fest an den Sieg der Revolution, trotz aller Reactionen, Napoleons und Coalitionen: „Sucht nicht die Revolution zu überlisten; probirt es nicht, sie nach euren privaten Zwecken, dem Gegentheile eurer Mitbewerber, zu drehen, während ihr euch aus ihrer Schärpe einen Kaiser- oder Königsmantel zurecht schneidert. Weder ihr, noch irgend einer von Denen, die an eure Stelle kommen möchten, könnt eine gültige Idee fassen oder das geringste Unternehmen außer den Angaben der Revolution zu Ende führen." Eben so sagt Gervinus S. 164: „Die berühmten Minister der Reaktion führten ihre Kämpfe eingestandenermaßen nur für ihre Lebensfrist. Dieser Widerstand ist an zufällige Personen und gebrechliche Leben geknüpft, an einen Bund höchstens von Staaten, die durch ein ewiges Widerspiel ihrer Interessen innerlich getrennt sind. Auf der anderen Seite steht die zähe und ununterbrochene Lebensdauer der Völker und der fortschreitende Geist der Geschichte, der die Völker ohne Bündnisse vereinigt, auf ein einziges Ziel zu wirken; dessen Werkzeug die gewaltigen Triebe ungeheurer Massen sind, die nicht zu eilen haben, denen der Augenblick oft gefährlich war, die Zeit immer ein sicherer Bundesgenosse seyn wird. Daß die Bewegungen dieses Jahrhunderts

Digitized by Google

von dem Instinkte der großen Massen getragen werden, daß ihr Ziel ein gemeinsames und gleichartiges ist, daß sie in einem ganz gesetzmäßigen Verlaufe vor sich gehen, dieß sind die drei Eigenschaften, die ihre äußere und innere Stärke ausmachen, ihre Naturgemäßheit beweisen und ihre Unwiderstehlichkeit verbürgen."

Es ist längst aus den Zeitungen bekannt, daß Proudhon, das gefangene Haupt der Socialisten in Paris, vom Prinz Präsidenten die Erlaubniß erhielt, seine Schrift zu veröffentlichen; und es versteht sich von selbst, daß dies in keinem andern Interesse geschehen ist, als in dem des Prinz Präsidenten, jetzigen Kaisers. Proudhon erkennt in diesem nämlich einen echten Sohn der Revolution, den Träger der Revolutionsidee, durch seine diktatorische Gewalt nicht den socialen Interessen entfremdet, vielmehr um so befähigter, denselben zu dienen. Er gewinnt also dem neuen Kaiser Sympathien in der socialistischen Partei, er beschwichtigt deren Argwohn, und er deutet den Anhängern Chambords und den Orleaniden an, daß Napoleon stark sey durch seine natürliche Allianz mit dem Socialismus. Das alles sind Gründe genug für Napoleon, eine Schrift gutzuheißen, die ihm im Augenblick nützlich ist, ohne ihn im geringsten verbindlich zu machen.

„Und dann," fragt Proudhon S. 76, „womit denn ein Kaiserthum schaffen und stützen? man sagt, mit der Armee. Allein bei allem schuldigen Respect vor den Soldaten, der moderne Geist sträubt sich gegen diesen Einfluß. Napoleon, der nur durch die Armee Kaiser war, der so viele Legionen und mit so großem Erfolge manövriren ließ, erfuhr dies an sich selbst. Sie wollen nicht mehr! sagte er am Ende seiner Laufbahn. Wahrlich, beim besten Willen in der Welt, wir können nicht mehr. . . . Jetzt haben die Ursachen der Abnahme des kriegerischen Geistes, die bei der kriegerischesten Nation und unter den günstigsten Verhältnissen gegen den Kaiser Recht hatten, die Kraft verdoppelt: und ohne die Täuschungen des Friedenscongresses zu theilen, kann man darüber in Zweifel seyn, ob Napoleon selbst, wenn er zu unserer Zeit lebte, etwas anders als ein Lamoricière oder ein Changarnier geworden wäre. Frankreich ist eben so und vielleicht mehr als das übrige Europa mit seinen Myriaden getrennter Industrien, seinem zerstückelten Eigenthum, seiner arbeitsamen Bevölkerung, sein kümmerliches Leben hinfristend, Arbeit suchend und nicht einen einzigen Augenblick im Stande, sich, selbst zur Vertheidigung der öffentlichen Freiheiten, seinem mühevollen Tagewerk zu entziehen, Frankreich ist gegen das Waffenhandwerk aufsässig geworden. Die Bourgeoisie, die Mittelklasse, das Volk selbst ist allermindestens gleichgültig gegen die Uniform: nur der Priester fraternisirt noch mit dem Soldaten. Das Land rechnet aus, was es ihm kostet und wartet nur auf eine Gelegenheit, um ihre für die Vertheidigung der Ordnung und die Aufrechthaltung seiner Würde bewaffneten Kinder an seinen Heerd zurückzurufen."

Also, concludirt Proudhon, ist für Napoleon in der Soldatenherrschaft kein Heil. Seine Mission sey, das socialistische Ideal zu verwirklichen. Dem stehe seine Alleingewalt nicht entgegen, sondern er bedürfe derselben, um kraftvoll durchzugreifen. Welche Rolle, frägt Proudhon, soll Napoleon spielen? Alle sind abgenutzt außer der Einen, eines Protektors des Socialismus. Keine Regierung, keine Regierungsform hat sich in Frankreich halten können, weil alle das sociale Bedürfniß unbefriedigt ließen. Er befriedige es und seine Regierung wird von Dauer seyn. „Louis Napoleon trägt nicht nur an Stirn und Schulter das revolutionäre Denkmal an sich; er ist sogar der Agent einer neuen Periode, er drückt eine höhere Formel der Revolution aus. — Wie Nebucadnezar von Cyrus träumte, so verkündete der Kaiser Louis Napoleon. Abgesehen von dem schon bemerkten Gegensatz, daß der Kaiser soeben eine Revolution geschlossen hatte, während Louis Napoleon eine andere eröffnet. — Erinnern wir uns, daß Louis Napoleon ebenso wie der Kaiser zum Hauptgegner die capitalistische Feudalität, die nach Außen von England repräsentirt wird, besitzt und daß die wahre Art und Weise, England zu bekämpfen, nicht darin besteht, es in Aegypten, Australien oder Indien anzugreifen, oder den Kanal zu überschreiten: sondern den Feind, zunächst bei uns, in den Bezügen der Arbeit und des Capitals zu schlagen. Schon vor der Revolution von 89 hatte England die Eroberung der Welt begonnen: wodurch denn? durch die Gewalt der Waffen? nein, dieses System überließ es den Franzosen; — sondern durch die Aufhäufung der Capitalien, die Macht seiner Industrie, die Ausdehnung seines Handels. Der Erfolg hat es nicht im Stiche gelassen; es gibt jetzt kein Land, wo es nicht erntete. Wir selbst zahlen seinen Arbeitern, seinen Ingenieuren, seinen Capitalisten unsern Tribut; und schon durch die Erwerbung von Grundeigenthum Seitens der englischen Unterthanen in unsrem Lande ist eine Vorbereitung des englischen Uebergewichts über unser Gebiet eingeleitet. Der freie Umsatz, der diesen Bourgeois' für die Völker paßt, ist durch die Vernichtung aller Concurrenz der letzte Schlag, welchen Großbritanien gegen die Freiheit der Nationen zu führen sich anschickt. Wir müssen also England vor Allem nach Außen wie nach Innen auf einen Krieg der Capi-

Digitized by Google

talien mit einem Creditsystem antworten, welches die Uebermacht vernichtet, die England aus seinen capitalisirten Massen zieht; dann können wir mit der heiligen Allianz ein Wort reden. Der 2. Dezember hat bereits durch seine Finanzdekrete das Ziel gesteckt: frisch darauf los: ohne darauf zu warten, daß gebieterische Nothwendigkeiten ihn dazu zwingen. Mag er nun zu unterhandeln denken oder sich zum Kriege rüsten, wenn er sich nur staatswirthschaftlich stark zu zeigen beginnt. Wage er es, in einem halben Jahre zu erfüllen, was jene Journale binnen 50 Jahren in Aussicht stellen; ändere er durch die vereinigte Reduction der Renten und der Interessen auf einfache Provisionskosten die Beziehungen zwischen Arbeit und Capital vollständig um; schneide er, wenn ich so zu sagen wagen darf, den Nerv der Bourgeois-Feudalität ab und erkläre dann seinerseits England nicht die Continentalsperre, diese vom Onkel stammende Thorheit, sondern das System des freien Umtausches; hebe er endlich ringsum den Zoll auf . . . dann wollen wir sehen, in welcher Lage sich Frankreich ihm und dem Auslande gegenüber befindet."

Endlich stellt Proudhon noch ein Ideal in Aussicht, welches Louis Napoleon verwirklichen soll und das nichts geringeres ist, als eine Erhebung des gesammten Menschengeschlechtes auf die Stufe der Götter. „Bürger zu schaffen mit den Sklaven der Scholle und der Maschine; die verdutzten Gläubigen in Weise umzuwandeln; ein ganzes Volk mit dem schönsten Geschlecht zu erzeugen und dann mit dieser umgeformten Generation Europa und die Welt zu revolutioniren: entweder ich selbst bin der Civilisation so entfremdet, wie der Christengott, oder hier ist Arbeit, um den Ehrgeiz von zehn Bonaparte's zu befriedigen."

Das sind, aus dem Chaos seines Buchs herausgefischt, die Grundgedanken Proudhons.

Sie sind eben so übel berechnet in Bezug auf Napoleon, als irrig in Hinsicht der Voraussetzungen vom Volke. Sie haben einzig den Werth einer Umnebelung, einer Bethörung der Socialisten, die einer Entwaffnung derselben oder gar Anwerbung für Napoleon gleichkommt, was dieser sich begreiflicherweise gern gefallen läßt. Die Voraussetzungen vom Volke sind bis zur Lächerlichkeit Täuschungen. Die Kirche spielt in Frankreich eine ganz andere Rolle, als die Proudhon ihr zuweist. Sie wurzelt tief im Volke und ist sehr mächtig nicht durch die Regierungen, sondern denselben gegenüber. Vollends aber den Franzosen ihren martialischen Geist absprechen, ist ein Partei- und Systemseigensinn, der gegen alle Wirklichkeit anstößt.

Was die Schrift von Gervinus anlangt, so kann sie für Deutschland die Bedeutung nicht haben, die Proudhons Schrift für Frankreich hat, da sie weder auf einen wichtigen Wendepunkt in den Schicksalen des Landes berechnet ist, wie jene, noch auch so originelle Einfälle enthält, sondern eine eitle Auskramung längst bekannter, eigentlich abgedroschener Dinge ist. Von dieser Gattung demokratischer Unbesonnenheiten ist übergenug aus den Jahren 1848 und 1849 den Weg alles Papieres gegangen. Folgerecht hätte Herr Gervinus damals schon mit Struve und Heinzen gemeine Sache machen müssen. Als demokratisches Programm kommt seine Schrift jetzt zu spät. Als Einleitung in ein größeres historisches Werk, welches irgend auf Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit Anspruch macht, muß man sie aufs entschiedenste misbilligen und verwerfen. Der wissenschaftliche Boden, das geheiligte Gebiet der ehrwürdigsten Muse sollte am wenigsten misbraucht werden, um Lehren zu predigen, die nur einem unwissenden und rohen demokratischen Schreier zu verzeihen sind.

Früher schon hat Gervinus das fruchtlose und nichtswürdige Treiben des Johannes Ronge als eine neue Aera der Menschheit begrüßt. Jetzt kündigt er uns als letztes Ziel der Menschheit eine nordamerikanische Demokratie o h n e jene Religiosität an, die allein ihr conservatives Element und durch die allein sie möglich ist. Aber das alles ist nicht einmal neu, sondern die Lehre gerade der beschränktesten und verächtlichsten Querköpfe des seligen Convents gewesen. Sie blieb unausführbar, weil sie der gesunden Natur und den nächsten äußern Interessen und Bedürfnissen wie dem tiefsten und innersten Geist der Völker widerstrebte. Ihr schwaches Echo im Jahr 1848 konnte noch viel weniger Erfolg haben. Sie wird nie verwirklicht werden. Europa ist zu alt und erfahren, zu durchgebildet, ideenreich, sein Leben zu vielgestaltig, als daß es je in dem seichten Niveau eines deutschkatholischen Gemeinwesens, einer irreligiösen Demokratie endigen könnte. Europa besitzt seine historischen Alpen, wie seine physischen, die man niemals mit hohlen Phrasen wegblasen wird.

Einen Dank für seine Schrift ist Herrn Gervinus niemand schuldig als der Ultramontanismus. Denn diesem schüttet er reichlich Wasser auf die Mühle, indem er der Reformation den positiven Charakter abspricht und sie blos als das erste Glied der langen Reihe von Negationen bezeichnet, die zum Abgrund führen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 8. 26. Januar 1853.

Geschichte.

Der Jakobiner-Klub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutions-Zeitalter. Von J. W. Zinkeisen. Erster Theil. Berlin, Decker'sche Oberhofbuchdruckerei, 1852.

Ein reichhaltiges Werk, in dem viele neue Quellen benutzt sind.

Beim Ausbruch der französischen Revolution war gerade das englische Wort Klub auch in Frankreich Mode. Der erste bedeutende politische Klub entstand im Schooße der ersten Nationalversammlung zu Versailles im Jahr 1789 und ging von bretagnischen Deputirten aus, weshalb er **club breton** hieß. In ihm hatten die Mitglieder der damaligen Linken oder äußersten Oppositionspartei ihren Vereinigungspunkt. Ein zweiter sehr einflußreicher Klub bildete sich gleichzeitig in der Hauptstadt Paris und zwar im Palais Royal und war Vereinigungspunkt für die Enragés der Hauptstadt. Hier wurde die Erstürmung der Bastille vorbereitet. Als im October die Nationalversammlung mit dem König nach Paris geholt wurde, erwählten die Mitglieder des **club breton** das Kloster der Jakobiner zu ihrem Versammlungsort und nahmen hier die Pariser Enragés großentheils in sich auf. Daneben bildeten sich aber bald andere Klubs, von denen der eine, **club des impartiaux**, die rechte Seite der Nationalversammlung in sich aufnahm und für Mäßigung und Hemmung der revolutionären Bewegung zu wirken versuchte, während der andre, der s. g. Klub der Cordeliers, hervorgangen aus der Bürgerversammlung im Distrikt der Cordeliers und geleitet von Danton, noch weiter links ging als der Jakobinerklub und der erste Stützpunkt für die Insurrektionspartei der Hauptstadt wurde, welcher die Nationalversammlung anzuspornen, zu treiben oder, wenn sie sich versagte, zu tyrannisiren unternahm. Die Bewegung ging von links nach rechts und warf in immer stürzender Kraft alles vor sich nieder. Der Klub der Unpartheiischen wurde gesprengt und geschlossen. Der vorliegende erste Band führt die Geschichte bis zur Bildung eines neuen gemäßigten Klubs, des berühmten **club des Feuillans**, der sich etwas länger behauptete, zuletzt aber der wilden Strömung der Revolution eben so wenig widerstehen konnte.

Dies der Hauptumriß dessen, was der vorliegende Band enthält. Er verbreitet sich aber noch über eine Menge interessanter Nebenparthien, namentlich über die minder bedeutenden, minder entscheidend hervorgetretenen, aber doch durch ihr Treiben sehr charakteristischen Klubs und über das Verhältniß der Klubs zu den vorragenden Rednern und Lenkern der Nationalversammlung.

Unter den verschollenen, niemals mächtig gewordenen Klubs ist einer der merkwürdigsten die Gesellschaft der Volksfreunde im Kapuzinerkloster, gestiftet den 18. April 1790. Diese Gesellschaft bestand größtentheils aus Geistlichen und Edelleuten und versuchte, das durch die Philosophie längst eingeschläferte kirchliche Bewußtseyn der Nation wieder zu erwecken. Veranlassung dazu gab die in der Nationalversammlung aufgeworfene Frage, ob die katholische Religion in Frankreich noch als Staatsreligion gelten solle? Diese unglückliche Kirchenpartei wurde gleich in ihrer ersten Klubsitzung durch den Pöbel gestört und vertrieben und eben so mislang jeder spätere Versuch, sich wieder zu versammeln. Herr Zinkeisen fertigt sie mit einigen verächtlichen Worten ab (S. 229) und hat insofern wohl Recht, als der damalige Clerus ungeheuer unpopulär und des Eigennutzes und der ausschließlichen Sorge für sein materielles Wohl verdächtig war; allein das steigende Ansehen der Kirche und das sinkende der Philosophie drei bis sechs Jahrzehnte später hat doch bewiesen, daß nur diejenigen sich im Irrthum befanden, die der alten Religion in Frankreich gar kei-

Digitized by Google

nen Werth und keinen Einfluß mehr zugestehen wollten, abgesehen vom Aufstand der Vendée, der nur partiell war.

Diesem verunglückten Kirchenklub stand als ausschließlich philosophischer der cercle social oder la confédération générale des amis de la verité gegenüber, in welchem Abbé Fauchet und der Philosoph Condorcet die Hauptrollen spielten. Er hatte eine freimaurerische Tendenz und von ihm ging der erste Gedanke einer allgemeinen Verbrüderung der Menschen aus, ein Gedanke, den später der Convent adoptirte, als er allen Königen den Krieg erklärte und allen Nachbarvölkern Freiheit und Gleichheit verhieß. Inzwischen misfiel Fauchet den Jakobinern, weil er das Christenthum mit in seine maurerische Mystik hineinzog, und jene wunderliche Vermengung christlicher Freiheit und Brüderlichkeit mit der republikanischen wiederholte, die schon in der englischen und früher hussitischen Revolution so charakteristisch hervorgetreten war. Dieser biblische Ton mußte dem philosophischen Jahrhundert höchlich misfallen, oder konnte nur ironisch gebraucht werden, wie denn Camille Desmoulins, der Fauchet öfters persiflirte, auch vom guten Sansculotten Jesus sprach. Natürlicherweise wurde der Klub bald aufgelöst.

Herr Zinkeisen geht nicht tief genug auf die charakteristischen Züge, auf die Reden und die in denselben vorherrschenden Zeitideen ein. Er würdigt nicht genug die das ganze Zeitalter beherrschende Philosophie. Und er thut dem armen Barruel Unrecht, der freilich entsetzlich confus und langweilig schreibt und überall Verschwörungen wittert, wo nur Uebereinstimmungen in Gedanken sind, im Ganzen aber doch Recht hat, wenn er den in der Revolution vorherrschenden Geist aus dem Geist der Philosophie herleitete, der von Bayle, Voltaire, Rousseau, später von der Holbach'schen Gesellschaft und allerdings auch von den deutschen Illuminaten ausging. Der so allgemein misachtete Barruel hat insbesondere die Schwachheit und Eitelkeit, welche die meisten damaligen Fürsten und Fürstinnen beurkundeten, indem sie den esprits forts et beaux schmeichelten, in ein helles Licht gesetzt.

Aus Anlaß ihrer Berührungen mit den Klubs theilt der Verfasser viele ausführliche Details über die berühmtesten Männer der ersten Revolutionsperiode mit. Von Lafayette ein Paar merkwürdige Notizen. Eines Tages hatte nämlich Lafayette während seines Aufenthaltes am Hofe zu Berlin, wo er, im Herbste 1785, mit nicht geringerer Auszeichnung empfangen wurde, als im Schlosse zu Versailles, gegen den großen König mit etwas jugendlicher Lebendigkeit die Behauptung ausgesprochen, daß in Amerika niemals weder Adel noch Königthum eine Stelle finden würden. Der große Monarch sah ihn mit seinem durchdringenden Blicke einen Moment scharf an und erwiederte dann: ‚Monsieur,‘ wir behalten hier die Worte bei, wie sie Lafayette selbst in seinen nachgelassenen Schriften aufbewahrt hat, j'ai connu un jeune homme qui, après avoir visité des contrées où régnaient la liberté et l'égalité, se mit en tête d'établir tout cela dans son pays...... Savez-vous ce qui lui arriva?‘ — Non, Sire. — ‚Monsieur,‘ fügte der König lächelnd hinzu, ‚il fut pendu.‘ Lafayette konnte, so scheint es, die Revolution kaum erwarten. Im Jahr 1788 äußert er sich sehr unzufrieden: „‚Es bleibt uns nur ein Mittel: nämlich zu raisonniren und der Nation eine Art passives Mißvergnügen oder Ungehorsam einzuflößen, wodurch die Leichtfertigkeit ermüdet und die Pläne der Regierung vereitelt werden können.‘ — Und dann fügt er in Beziehung auf den Widerstand der Parlamente und die gegen sie angewandten Gewaltmaßregeln hinzu: ‚Und wie verhielt sich das Volk? werden Sie fragen. — Das Volk, mein theurer General, war so lau und schlaff, daß mir übel geworden ist und die Aerzte genöthigt waren, mir zur Ader zu lassen.‘“ Vier Jahre später hat er anders von diesem Volk gedacht.

Das Interessanteste wird über Mirabeau gesagt. Zunächst wird die Fabel widerlegt, die in sehr viele Revolutionsgeschichten übergegangen ist, als habe Mirabeau, um sich populär zu machen, schon vor der Revolution seinen Grafentitel abgelegt und in Aix eine Tuchhandlung etablirt. Sodann wird dargethan, daß Mirabeau auch an den ihm so oft zur Last gelegten Umtrieben zu Gunsten des Herzog von Orleans unschuldig ist, indem er diesen von Anfang an für unfähig hielt und verachtete, der Herzog selbst aber nur mehr Gegenstand des Argwohns gewesen ist, nie aber ernstlich auf das ausgegangen ist, dessen man ihn für fähig hielt. Ferner erörtert der Verfasser das eben so unfreundliche Verhältniß zwischen Mirabeau und Lafayette. Endlich geht er die erst neuerdings veröffentlichten Denkschriften durch, welche Mirabeau an den Hof richtete und worin er demselben seine geheimen Rathschläge ertheilte.

Einen eigenen Abschnitt hat der Verfasser dem Herzog von Chartres gewidmet, der in der Revolution den Namen Egalité annahm und nachmals als Louis Philipp I. König der Franzosen wurde. Obgleich noch nicht zwanzig Jahre alt, war er schon eifriges Mitglied des Jakobinerklubs.

Digitized by Google

Schulwesen.

Alte und neue Bildung mit Bezug auf das höhere Schulwesen. Von Wilhelm Scheele. Elbing, Naumann und Hartmann, 1852.

Eine warme Schutzrede für die höheren Bürger- und Gewerbeschulen im Gegensatz gegen die Gymnasien. Der Verfasser ist zwar weit entfernt, die letzteren unterdrücken zu wollen, will sie aber nur für die Jugend bestehen lassen, die sich der Theologie und der eigentlichen Gelehrsamkeit widmet, während er sämmtliche Jugend, die sich einem praktischen Lebensberufe widmet, Naturforscher und Juristen mit eingeschlossen, an die höheren Bürgerschulen verweist. Er geht davon aus, daß die Vorliebe für den lateinischen Sprachunterricht in den Gymnasien dem Schulwesen nur noch anklebe als Rest einer vorübergegangenen Zeit, während die neuere Zeit ganz andere Anforderungen mache. Er citirt die praktischen Männer, die schon so oft gesagt haben, man solle die Jugend so unterrichten, daß sie gerade wisse, was sie fürs Leben brauche und nicht, wie es bis jetzt noch immer der Fall ist, gerade das wisse, was sie nicht brauche und das nicht wisse, was sie brauche. Er sagt vorher, die Zeit werde sich trotz alles Sträubens der Schulbehörden am Ende Recht und einem zweckmäßigen Unterricht Raum verschaffen.

In diesen Betrachtungen liegt allerdings viel Wahres. Doch ist der Verfasser noch nicht tief genug in die Materie eingedrungen. Er geht immer noch von dem Vorurtheile aus, der Staat, die Staatsschule müsse alles thun. Damit stellt er sich nun aber gerade auf den Standpunkt seiner Gegner. Würde er sein Princip streng bis zur letzten Folgerung durchführen, so müßte er dem Staat sowohl die Befugniß, als die Befähigung absprechen, das für die Schule zu leisten, was er verlangt. Der Staat nämlich hat in der Zeit, in welcher die natürliche Gliederung der Stände sich auflöste, die Kirche ihr altes Ansehen verlor und das Gemeindewesen erschlaffte, die Schule an sich gerissen und deren ausschließliche Leitung übernommen. Damit hat die Schule ihren Charakter gänzlich verändert. Früher war sie Sache der Kirche, sofern es galt, alle Kinder als Christen auf gleiche Weise in dem Glauben der Väter zu unterweisen und zu bestärken, und Sache der Corporationen, Stände, Innungen, sofern es galt, jedes einzelne Kind nach Stand, Rang und Geburt, natürlicher Stellung im Leben, elterlichem Verhältniß und endlich nach seiner besondern Fähigkeit, wenn es eine solche besaß, für einen besondern Lebensberuf zu reifen. Der junge Edelmann machte die ritterliche Schule durch als Page, Knappe, nicht in einer Staatsschule, Ritterakademie oder wie diese Nachgeburten einer nicht mehr ritterlichen Zeit sonst noch heißen, sondern zugleich dienend und lernend unmittelbar bei der Person eines Herrn, Fürsten oder Helden. Ganz ebenso war der Student selbst noch in den ersten Jahrhunderten der Universitäten Lehrling und Gesell eines gelehrten Meisters und an dessen Person attachirt. Die großen Baumeister des Mittelalters, (vor denen sich auch die besten neuern schämen dürfen), wurden nicht auf der Schulbank bei antiken Vorlegeblättern in Bauakademien, sondern unmittelbar beim Bauen selbst, in der Bauhütte unter den Augen des älteren Meisters gebildet. Die großen Maler ganz eben so in den Ateliers einzelner Meister, nicht in Kunstakademien, die oft eher Spitäler und Versorgungsanstalten für die Lehrer zu seyn scheinen, als Anstalten für die Jugend. Die großen Kaufleute der Hansa dienten und lernten als Lehrlinge und Gesellen bei einem älteren Kaufmann, nicht aber in einer Handels- und Gewerbeschule.

Wir stehen nicht an, jenes alte Verhältniß der Schüler dem neuen vorzuziehen. Alle Schüler insgesammt standen auf eine gleiche Weise nur in Beziehung zur Kirche, jeder einzelne aber nur in Beziehung zu einem gewissen Stand und Beruf. Eben so die Lehrer. Es gab gar keine Lehrer als solche, keinen Lehrerstand. Jeder Stand hatte vielmehr nur seinen Meister, an deren Werken die Schüler mithalfen und dadurch lernten. Erst der Staat zu der Zeit, als er Alles in Allem wurde, bemächtigte sich auch des Unterrichts ausschließlich und machte ihn zu einem Departement seiner bureaukratischen Thätigkeit. Dadurch wurde die Kirche bei Seite geschoben und die Jugend gewöhnt, sich nicht innerhalb der Kirche, sondern auf Seiten des Staates gegenüber der Kirche zu denken. Es wurde ein neuer Zweig von Staatsdienern als Lehrerstand geschaffen, der sich Erziehung und Unterricht zur alleinigen Aufgabe machte, und dabei theils in eine übertriebene Vergötterung des Staates auf Kosten der Kirche und des Privatberufes verfiel, theils noch weiter gehend den Staat und die Gesellschaft selbst umbilden und mittelst der durch die Schule bearbeiteten neuen Generation allgemeine Menschheitsideale verwirklichen wollte. Dazu war ihm nichts ersprießlicher und nothwendiger als eine systematische Verdammung oder Ignorirung alles dessen, worauf die ältere Gesellschaft beruht hatte, alles Kirchlichen, Ständischen, alles Christlichen und Germanischen, und dagegen die ausschließliche Anpreisung des Antiken,

Digitized by Google

Classischen, Altrömischen und Griechischen, in dem sowohl die Vergötterung des Staats, als die Abwesenheit und Verneinung alles Kirchlichen und eine dem Despotismus wie der Revolution gleich bequemen Philosophie vereinigt waren.

Wollte nun der Verfasser folgerecht verfahren, so mußte er nicht vom Staat errichtete höhere Bürgerschulen empfehlen, sondern so viel möglich, so weit das wohlverstandene Staatsinteresse es zuläßt, wieder eine Unterrichtsweise verlangen, die nicht unmittelbar vom Staate geleitet wird, sondern wieder vorzugsweise nur Angelegenheit der Corporationen, des Standes und Berufes ist. Schon der weise Sokrates räth in Plato's Gorgias, der Staat oder die Wissenschaft solle sich nicht anmaßen, von einem allgemeinen Standpunkt aus und nach einer allgemeinen Regel die Jugend unterrichten zu wollen, sondern man solle jedes Kind für seinen besondern Beruf bei einem Meister dieses Berufes lernen lassen, den jungen Schiffer beim alten Schiffmeister, den jungen Schuster beim alten Schuhmachermeister, den jungen Musiker beim Altmeister der Musik ꝛc.

Ohne aus einem Extrem ins andre gerathen zu wollen, dürfen wir doch behaupten, daß der Staat einen guten Theil der von ihm ausschließlich geleiteten Schulanstalten fallen und die betreffenden Berufsklassen allein dafür sorgen lassen könnte. Es würde im wohlverstandenen Staatsinteresse liegen, allmählig die ungeheure Zahl von Lehrern, mit denen Stadt und Land überschwemmt sind, theils überhaupt zu vermindern, da das Volk wahrhaftig so entsetzlich viel Schulmeisterei nicht braucht, theils des Staatsdienercharakters zu entkleiden und sie an die Corporationen zu verweisen. Der Staat würde sich dadurch nicht seiner festesten Stütze berauben. Je mehr die Schule Staatsschule geworden ist, desto mehr hat sie auch dem Staate keineswegs dienen, sondern ihn corrigiren und beherrschen wollen.

Aus China.

Thien Ti Hoih, Geschichte der Brüderschaft des Himmels und der Erden der communistischen Propaganda Chinas von E. H. Röttger, Prediger zu Lengerich in Westphalen, früher Missionsprediger im indischen Archipel. Der Ertrag ist für den Missions-Verein für China bestimmt. Berlin, W. Hertz, 1852. Groß 8. S. 16.

In dieser kleinen Schrift wird dargethan, daß die in neuester Zeit rebellirende Partei in China nicht einen gewissen **Tien Tich** zum Aufführer, sondern den Namen **Thien Ti Hoih** zum Bundesnamen hat. Der Name enthält die drei Welten Himmel, Erde, Sterne, und hat den geheimen Sinn, die Erde soll durch den Verein zum Himmel werden, alles Schlechte soll auf Erden ausgerottet, vor allem jede Ungleichheit des Vermögens aufgehoben, alles was widerstrebt, soll wie Unkraut ausgejätet und vertilgt werden und die communistische Verbrüderung allein soll übrig bleiben, um bei voller Gleichheit und Einheit als eine einzige Familie die Güter der Erde zu genießen.

Die geheime Gesellschaft ist nicht ganz neu. Sie ist nur die Nachfolgerin einer anderen „Familie der Königin des Himmels", welche unterdrückt wurde. Diese war auf eine alte Prophezeihung gegründet, nach welcher die 10000jährige Dynastie in China unter der Herrschaft einer Frau untergehen solle zu der Zeit, wenn die Frauen öffentlich auf der Straße sich sehen lassen. Aus dem nämlichen Grunde zeigt sich auch bei den weiblichen Mitgliedern der neuen Gesellschaft viel Emancipationsgelüste. Die neue Gesellschaft entstand in den Jahren 1844 und 1845, seltsamer Weise zur nämlichen Zeit, in welcher auch in Europa die communistischen, deutschkatholischen und freikirchlichen Bewegungen begannen. Der Kaiser von China beachtete die neue Erscheinung zu wenig oder verwechselte sie mit der Freigeisterei der Opiumesser. Seitdem aber hat die Partei offen Aufruhr erhoben.

Ein großes fünfeckiges Siegel mit in einander geworfenen Charakteren, die man ohne einen besondern Schlüssel nicht verstehen kann, ist das Kennzeichen der Partei. In den darauf gestochenen Charakteren sind nicht weniger als zwei Oden, die Grundsätze der Gesellschaft, die höchsten Chargen derselben ꝛc. verzeichnet, aber so verschränkt, daß der Profane nichts heraus lesen kann.

Durch allerlei Unnatur im Staatsleben zur Unzufriedenheit berechtigt, begeht die Partei in China doch den nämlichen Fehler, wie die in Europa, ihrerseits die entgegengesetzte Art von Unnatur auf die Spitze zu treiben und eine Gleichheit zu verlangen, die in China so wenig möglich ist, als irgend anderswo unter der Sonne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 9. 29. Januar 1853.

Orientalische Literatur.

1) Literaturgeschichte der Araber. Von Hammer-Purgstall. Erste Abtheilung. Die Zeit vor Muhamet und die ersten drei Jahrhunderte der Hidschret. Dritter Band. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1852. Groß 8.

Der dritte Band dieser Prachtsausgabe, deren frühere Bände wir bereits angezeigt haben, umfaßt 985 Seiten und führt die Reihe der arabischen Dichter vom 829sten bis zum 1829sten fort, gibt also von nicht weniger als tausend derselben Namen, kurze Lebensnotizen und Auszüge. Diese große Zahl erklärt sich daraus, daß sie sämmtlich in die Blüthenperiode der arabischen Wissenschaft und Kunst fallen, nämlich in die Anfänge und erste Glanzzeit der Abassiden in das Jahrhundert vom Jahr 749—846 nach Christo. Insbesondere wurde damals der Muhamedanismus auch empfänglich für fremde Kultur und die vorher verachteten Griechen begannen fleißig übersetzt zu werden. Die strenge Ausschließlichkeit des Muhamedanismus duldete nun freilich kein Assimiliren und Verarbeiten fremder Bildung, wie etwa jetzt in den deutschen Schulen; die Naturwissenschaften allein boten ein neutrales Terrain dar, in dem man sich ohne Rücksicht auf den Koran freier bewegen konnte und deren Studium durch die praktische Brauchbarkeit der Arzneikunde empfohlen war. Wir sehen daher, nachdem die alte aristotelische Schule längst untergegangen war und im christlichen Abendlande noch tiefe Finsterniß über der Naturkunde lag, arabische Aerzte thätig, alte Erfahrungen über die Natur zu sammeln und neue hinzuzufügen. Indem Herr von Hammer das augusteische Zeitalter der arabischen Literatur unter dem Zeitgenossen Karl des Großen, Harun al Raschid, (den wohl alle Leser aus tausend und einer Nacht kennen) preist und bemerkt: „die drei großen Dichter Ebulatahija, Ebu Nuwas und Ebu Temmam verdunkelten die drei großen des vorigen Jahrhunderts Feresdak, D'scherir und el-Achthal, und das Doppelgestirn der größten Philologen el Assmai und Ebu Obeide überglänzte für alle Zukunft hin den Namen ihrer Nachfolger," fügt er hinzu: „Sprachlehrer und Philologen begannen die Schreibung von Büchern über einzelne Gegenstände der Natur, über die Physiologie der Menschen und der Thiere, über Berge und Wasser, über Naturerscheinungen u. s. w. und legten also, wenn auch gleich keinen wissenschaftlichen doch einen philologischen Grund zur künftigen Entwicklung der Naturwissenschaften und der Erdbeschreibung; erst in späterer Zeit wurden diese Monographien in den eklogischen Werken, welche den Titel Mohadherat führen, in ein Ganzes verschmolzen und die Hauptstücke derselben traten an die Stelle jener einzelnen Bücher, welche seitdem zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehören. Die Arzneiwissenschaft war zwar schon unter den ersten Chalifen des Hauses Abbas durch die aus dem persischen Spitale von Dschondischabur herbeigezogenen großen Aerzte in das höchste Ansehen gekommen, in welchem sie sich auch in der Folge erhielt, aber die Philosophie und Mathematik, insbesondere die Astronomie feierten ihren größten Triumph erst unter Mamun. Diesem Chalifen soll im Traum Aristoteles erschienen seyn und ihm auf seine Frage, worin die Schönheit liege, geantwortet haben, daß dieselbe weder in der Vernunft, noch im Gesetze zu suchen sey; diese Antwort soll den Chalifen zur Aufsuchung griechischer Werke und zur Wißbegierde ihres Inhalts aufgestachelt und eine Gesandtschaft an den Kaiser Nikaphoros veranlaßt haben, wodurch er von ihm sich Abschriften aller alten Werke erbat; da die Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers Nikaphoros mit Lasten und Tribut in's J. 190 (805), d. i. in's zwanzigste Jahr der Regierung Harun Re-

Digitized by Google

schid's gesetzt und zugleich mit der Plünderung der Insel Cypern in Verbindung gebracht wird, so ist es weit wahrscheinlicher, daß die Schätze griechischer und syrischer Handschriften schon acht Jahre vor der Thronbesteigung Mamun's nach Bagdad geschleppt, und dort in der Bibliothek, welche den Namen des Hauses der Weisheit führte, aufbewahrt wurden, bis Mamun die Benützung derselben durch Uebersetzung veranlaßte. Er übertrug die Aufsicht hierüber einem Kleeblatte von Gelehrten, el-Hadschadsch, Ben Mathar, Ibnol-Bastrik" 2c. Genug, man blickt in jenes wunderbare Abassidenreich hinein, in welchem damals die in Constantinopel selbst hinsterbende und nur noch mumienhaft bewahrte classische Wissenschaft wieder auflebte. Des Ruhmes Gipfel erstieg Harun Alraschid, der als Mäcen der Dichter längst bekannt ist, dessen Verdienste um die Wissenschaft aber hier hauptsächlich hervorgehoben werden. Am meisten förderte er die Gesetzeskunde, Mathematik und Medicin und legte den Grund zu jenen soliden Schulen, welche die Vorbilder für die christlichen Universitäten geworden sind. Denn daß diese zuerst unter unmittelbarem arabischen Einfluß in Spanien und Unteritalien blühten, steht fest.

Wie aber nirgends Wissenschaft und Poesie mit Leidenschaft gepflogen wird, ohne daß sie sich mit dem herrschenden Volksglauben in einen offenen oder geheimen Widerspruch setzen, so geschah es auch hier. Der Beherrscher der Gläubigen selbst, Mamun, wankte im Glauben. Von Persien ging damals auch eine Reaction gegen den Islam überhaupt aus in einer höchst verwegenen halb communistischen, halb epikureischen Sekte. Auf die feineren Geister unter den Gelehrten und Dichtern wirkte aber vornehmlich die griechische Philosophie ein. „Die Freidenker hießen Sendik, nach dem Namen der heiligen Schrift der Parsen. Ibn Tagriberdi nennt die vorzüglichsten derselben, welche in der Hälfte des zweiten Jahrhunderts der Hidschret zu Bassra einen freien Verein bildeten, Wein tranken und sich über die positiven Lehren des Islams lustig machten; diese waren einer der drei Hamad (Hamad er-Rawijet, d. i. der Erzähler, Hamad el-Abschred, d. i. der Glatte und Hamad es-Sibrkan); an der Spitze dieses Vereines stand Chalef Ibnol-Mosenna, welcher in seinem Hause zu Bassra zehn der größten Genien, Freidenker, vereinte; diese waren: el-Chalil, der große Prosodiker, es Seid Mohammed el-Homeiri, der Dichter der Ketzer, Ssalich B. Abdolkodus, der Dualist (welcher an das gute und böse Princip glaubte), Sofjan B. Modschaschi, der Dichter, Beschar B. Bord, beigenannt der Unverschämte (Chalii) und der Närrische (Madschin), Hamad el-Abschred, d. i. der Glatte, Ibn Rab el-Dschalut (Goliath) der jüdische Dichter, Ibn Mothir, der christliche Methaphysiker, Amru Ibn Ochtel-Muejjed, der Magier, Ibn Sinan el-Harrani, der Dichter; sie unterhielten sich mit Gedichten, Erzählungen und geistreichen Gesprächen, deren Freiheit um so weniger Wunder nehmen darf, als sich in diesem Kreise Schöngeister und Dichter von allen Religionen, Moslimen, Christen, Juden und Magier zusammenfanden."

Unter den Dichtern, die uns in diesem Lande zuerst entgegen treten, ragt Abderrahman I. hervor, der von den Abassiden aus Asien fliehende letzte Ommatjade, der sich eine neue Herrschaft in Spanien gründete und von dem ein liebliches Heimathlied erhalten ist, das er bei der Betrachtung der ersten von ihm in Spanien gepflanzten Palme dichtete.

Auch du, du schöne hohe Palme,
Bist hier ein Fremdling so wie ich,
Algarbiens süße Morgenlüfte,
Sie küssen kosend schmeichelnd dich;
Fruchtbarem Boden eingesenket
Erhebst du zu dem Himmel dich.
Du würdest bittre Thränen weinen,
Wenn fühlen könntest du wie ich.
Du fühlst nicht Widerwärtigkeiten,
Mit denen mich das Schicksal kränkt,
Indessen mich die Wucht der Schmerzen
Mit Thränenströmen immer tränkt.
Die Palmen an dem Euphrate
Begoß ich mit den Thränen meinen,
Doch Euphrat und Palmen haben
Vergessen längstens meine Peinen.
Seitdem mein unglückselig Schicksal
Der Stolz des Hauses Ben Abbas,
Mich aufzugeben zwang die Pfänder,
Die süßen, welche ich besaß.
Dir blieb Erinnrung nicht zurück
Vom lieben Vaterland, dem deinen,
Ich aber kann aufhören nicht,
Dasselbe traurig zu beweinen.

Um die Sammlung zu charakterisiren, theilen wir hier einzelne Züge aus dem Leben und den Werken der bedeutendsten Persönlichkeiten mit. Ein zarter Zug wird berichtet von der schönen Gadir, einer Geliebten Harun Alraschids. Sie gehörte früher seinem Bruder. Dieser horchte einst auf ihren lieblichen Gesang, änderte aber plötzlich die Farbe und sagte: „ich dachte an meinen Tod und daß mein Bruder Harun mir folgen und dich besitzen wird." In diesem Augenblicke trat Harun ein, dem er unter den heiligsten Eidschwüren, wie zum Beispiel, daß er eher die Pilgerschaft nach der Kaaba

Digitized by Google

zu Fuß verrichten wolle, die Versicherung abdrang, daß er nie Gadirs Liebe ansprechen werde. El-Hadi starb wenige Monate hernach, und Harun, noch mehr als sein Bruder in die schöne Gadir verliebt, sprach ihren Besitz an; sie erinnerte ihn seines Eidschwures, er versprach ihr die Sühne desselben. Eines Tages, als sie auf seinen Knien schlief, fuhr sie plötzlich aus dem Schlafe auf, sagte schluchzend, daß ihr El-Hadi erschienen und sie ihres gebrochenen Wortes erinnert habe; sie weinte dann bis sie den Geist aufgab. Die Sühne des obigen Eides war die Ursache der Pilgerschaft, welche Reschid zu Fuß verrichtete.

Ein artiges Liebesliedchen von Ebu Nuwas zeigt zugleich, wie frei man dichten durfte.

Zwei Liebende begegnen sich mit ihren Küssen,
Wann sie mitsamm den schwarzen Stein der Kabe küssen.
Sie thun es frei und ohne die Gefahr von Sünde,
Als ob zu diesem Ort Versprechen sie verbünde;
Wenn sie die Menschen nicht dort von einander trieben,
So würden sie zuletzt vergessen sich im Lieben.
Wenn dort sich ein Gesicht das andre deckend zeigte,
So war es, weil die Hand das andre seitwärts neigte;
Gefahr war groß, in der Moschee das zu begehen,
Was die Gerechten sonst nicht thuen in Moscheen.

Noch weniger Rücksicht nahmen diese poetischen Freidenker auf andre Religionen. Daher derselbe Ebu Nuwas, als man ihn bei einem Tisch voll Trauben, Rosinen und bekanntlich für die Muhamedaner verbotenen Wein fand, sich entschuldigte: das ist die Dreieinigkeit der Christen, die Trauben sind der Vater, die Cibeben der Sohn, der Wein der h. Geist.

Dieser lüderlichen Hofpoesie steht die Poesie der Wüste in männlicher Schönheit und rauher Tugend gegenüber. So singt der Beduine Ibrahim Ibra Komif:

Harr aus! Geduld geziemt dem freien Mann,
Der sich auf zweifelhafte Zeit nicht stützen kann,
Und wenn es einem Mann zu klagen ziemte auch,
Wär' ihm Erniedrigung zu Nutzen und Gebrauch;
So ist ausharrende Geduld im Mißgeschick
Für jeden freien Mann das bessere Geschick,
Und wie denn? da kein Mann entgehen kann dem Tod,
Und Niemand dem entflieht, was ihm bestimmet Gott.
Und wie auch wechseln mag mit Wohl und Weh die Zeit,
Und die Begebenheit folgt auf Begebenheit,
So haben sie doch nicht gebeugt den starren Speer,
Uns nicht geneigt zu dem, was wider uns're Ehr'.
Wir luden es getrost den edlen Seelen auf,
Wir trugen mehr als heischt von uns der Zeiten Lauf,
Wir schirmten uns die Seel, ausharrend mit Geduld,
Wenn andre magern ab aus ihrer eignen Schuld.

Ueber die berühmten Märchen der tausend und einen Nacht bemerkt der Verfasser S. 348: „Vergebens hat Silvestre de Sacy denselben einen syrischen, Wilhelm Schlegel einen indischen und Lane sammt seinem blinden Nachbeter Dozy einen ganz neuen ägyptischen Ursprung anzuweisen sich bemüht; die ältesten Quellen arabischer Weltgeschichte und Literaturgeschichte sprechen so klar und deutlich von der ältesten Uebersetzung und den Bearbeitern derselben in Prosa und Versen unter der Regierung Harun's und Mamun's, daß alle Bemühung, die älteste arabische Uebersetzung aus der Zeit Harun's und Mamun's in das fünfzehnte oder gar in das sechzehnte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung herunterzurücken, eine ganz vergebene Mühe. Unstreitig tragen viele später eingeschaltete Märchen das Gepräge neuerer Zeit, und namentlich der Herrschaft der Tscherkessen und der Mameluden vom Nile, aber der älteste Titel des Werkes, nämlich der der tausend Märchen (Effane) gehört der persischen Königin Humai, d. i. der glücklichen an, deren Namen sich in der türkischen Uebersetzung der Fabeln Bidpais, nämlich im Humajunnamen wieder findet. Galland, welcher keine vollständige Handschrift der Tausend und Einen Nacht besaß, dichtete derselben ein dem Originale ganz widersprechendes Ende an, das wahre fand erst der Schreiber dieser Zeilen im Anfange dieses Jahrhunderts auf, als er während seines Aufenthaltes zu Constantinopel die von Galland nicht gekannten Märchen der Tausend und Einen Nacht französisch übersetzte, aus welchen Zieserling dieselben in schlechtes Deutsch, Lamb aus der deutschen Uebersetzung in's Englische und Trebutien wieder in's Französische übertragen hat. Zwei andere Märchenwerke, welche im Ursprung als besondere Werke erschienen, in der Folge aber auch einigen Ausgaben der Tausend und Einen Nacht einverleibt und die hernach in Europa in mehreren Sprachen übersetzt worden, sind die Reiseabentheuer Sindbads und das Buch der sieben Meister, welches zuletzt Keller und A. Loiseleur Deslongchamps deutsch und französisch herausgegeben." Herr von Hammer schildert in einer Note noch das Schicksal einer von ihm verfertigten französischen Uebersetzung der Tausend und Einen Nacht, die ihm von einem englischen Buchhändler vorenthalten und bis heute nicht zurückgegeben worden ist.

2) Bericht über den zu Kairo (1851) in 6 Foliobänden erschienenen türkischen Commentar des Mesnewi Dschelaleddin Rumi's vom Freiherrn

Digitized by Google

Hammer-Purgstall. Aus dem Sitzungsberichte der k. k. Akademie besonders abgedruckt. Groß 8.

Der persische Mystiker und Dichter Dschelaleddin, der im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, ist mehr berühmt als bekannt. Durch Tholuks Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik wurde die Meinung verbreitet, er sey ein Pantheist gewesen, wogegen Freiherr von Hammer-Purgstall Protest einlegt. Das vorliegende große Werk mit einem türkischen Commentar aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts versehen, ist überaus reich nicht nur an tiefsinnigen Ideen und weisen Lehren, sondern auch an praktischen Erzählungen, Fabeln und selbst Anekdoten, denn der Dichter lehrt immer in Beispielen und Gleichnissen.

Der Grundgedanke ist mystisch. Der Dichter läßt uns im Eingang die süßklagenden Töne einer Flöte vernehmen. „Das schöne poetische Bild der Flöte, welche ausgehöhlt sich der schönen Tage erinnert, wo sie noch saftig und markig im Geröhricht stand, nach welchem sie sich zurücksehnt, ist die mystische Allegorie der von Gott getrennten Seele, welche nach ihrem ersten Ursprunge, nach Gott, sich zurücksehnt; das ganze Mesnewi ist ein langer Seufzer, der von Gott, als ihrem Ursprunge, getrennten Seele.“ In die Seufzer mischt sich aber nicht selten ein munteres Lachen über die Thorheit der Welt und der Dichter verschmäht es nie, mitunter sehr ergötzliche Schwänke zu erzählen, wie denn überhaupt vieles hier an Tausend und Eine Nacht erinnert. An die erhabensten Mysterien und Gnosen reihen sich poetische Legenden, durch welche theils das alte Testament, theils der Koran commentirt wird. Sie sind zum Theil außerordentlich schön. So die Sage von der Erschaffung der Menschen. Gott sendet nach einander die Engel Gabriel, Michael und Israfil aus, ihm Erde zu bringen, aus der er den Menschen machen könne. Aber die Erde bittet, ihr nichts zu nehmen und wird von den drei Engeln geschont. Da schickt Gott den Todesengel, der unbarmherzig von der Erde nimmt und es zu Gott bringt; so daß schon der erste Keim und Stoff des Menschlichen in des Todes Hand ruht. — Auch unter den Fabeln findet sich viel Geistreiches, z. B. die Vergleichung der Propheten, „welche dem Volke Gott nicht verständlich machen können, mit dem Papagei, der nicht anders abgerichtet wird, als indem man ihm den Spiegel vorhält, hinter welchem ihm der Abrichtende die Worte vorsagt; diese Anspielung auf den Papagei und den Spiegel, welche in orientalischen Werken sehr oft vorkömmt, gründet sich auf die Art und Weise, wie die Papageien im Morgenlande abgerichtet werden, diese Abrichtungsweise aber selbst auf die dort gäng und gäbe Meinung, daß der Papagei die ihm vorgesagten Worte nur nachspricht, weil er dieselben von einem anderen Papagei (seinem eigenen Bilde im Spiegel) vorsagen hört.“ — Unter den scherzhaften Beispielen „die Geschichte des Weibes, die zum Manne sagte, die Katze habe das Fleisch gefressen, der Mann wog die Katze, die gerade wie das Fleisch einen halben Bathmen wog; der Mann sagte, da dieses das Gewicht des Fleisches, wo ist die Katze, und wenn dieses die Katze, wo ist das Fleisch?“

Es wäre wohl der Mühe werth, wenn es nicht bei dieser kurzen Inhaltsanzeige bliebe, sondern wenn ein größerer Auszug aus dem Werke übersetzt würde.

Dichtkunst.

Romanzen und Balladen von Adolf Bube. Zweite vermehrte Ausgabe. Gotha, Stollbergsche Druckerei, 1853. Taschenausgabe.

Eine Auswahl recht guter Romanzen, wobei insbesondere auch Stoffe aus der neuern Zeit berücksichtigt sind, z. B. der Edelmuth des blinden Tiroler Grafen von Tannenberg, der einem französischen General versprach, seinem gefallenen Freunde ein Denkmal zu errichten, wogegen dieser ihm sein Schloß zu schonen gelobte.

Da fühlt der Graf sein Haupt berührt von scharfem, schweren Rauch,
Es dringt Geknister in sein Ohr, heiß weht's, wie Samumshauch.

Entsetzt springt er vom Sessel auf und ruft: „Herr General,
„Ihr brachet gottlos Eu'ren Schwur, Mordbrand ergreift den Saal!

„Doch ich — ich halte meinen Eid; wenn auch mein Schloß verbrennt,
„Aufbau' ich Eu'rem todten Freund ein prächtig' Monument.“

Hieher gehört auch der Tod des General Holk im dreißigjährigen Kriege. Holk hatte es immer auf die Priester abgesehen, viele derselben tödten, alle plündern und mishandeln lassen. Als er nun auf dem Sterbebette lag und von tiefer Reue ergriffen, beichten wollte, konnten die nach allen Seiten ausgeschickten Reiter keinen Priester finden und er starb ohne Trost.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 10. 2. Februar 1853.

Reise.

Reise um die Welt in den Jahren 1844—1847. Von Carl Grafen von Görtz. Erster Band. Reise in Amerika. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1852.

Der Reisende bekennt sich als Tory, läßt aber den Demokraten der V. Staaten alle Gerechtigkeit widerfahren. Sein Werk ist stoffreich und man liest es mit Interesse, auch noch nachdem hundert andere über dasselbe Volk und Land geschrieben haben. Der Verfasser besitzt ein ruhiges klares und billiges Urtheil und das glückliche Talent, charakteristische Einzelnheiten hervorzuheben. Er hielt sich über einen Monat in New-York auf, besuchte auch die meisten andern Städte des Ostens und Südens der V. Staaten und drang ins Innere wenigstens bis zum Niagarafalle vor, dessen Schilderung sehr ausführlich ist und des Neuen viel enthält, weil der Reisende die ganze Umgebung berücksichtigte.

Zu den zahlreichen feinen Beobachtungen und charakteristischen Notizen dieses Buchs gehört z. B. was über die Gärten in Nordamerika S. 52 gesagt ist: „Als eine der Merkwürdigkeiten Bostons pflegt man dem Fremden den Garten des Herrn Cushing zu nennen; ich erwartete eine schöne Parkanlage, fand aber statt dessen nur großartige und allerdings sehenswerthe Treibereien, besonders von Obst. Indem man auf diesen Zweig der Gärtnerei solchen Nachdruck legt, scheint es fast, als ob das reichliche Vorhandenseyn von Wald und Wildniß und stattlichen Bäumen in Amerika, während es die Landschaftsgärtnerei erleichtern und befördern sollte, die Liebhaberei für diese edle Kunst ausschlösse, wie denn der Mensch immer das begehrt, was ferne liegt, und das gering achtet, was er leicht haben könnte. Ist es doch fast unerhört, daß ein Ansiedler, wenn er sein Haus aufschlägt, etwa einen schönen starken Baum als Schutz und Wahrzeichen stehen läßt; nur die Alleepflanzungen in den Straßen der Städte sind eine herrschende und nachahmenswerthe Sitte." Auch über das Bauwesen macht der Verfasser Bemerkungen. Die Baukunst scheint in Amerika nicht auf der Höhe zu stehen, die der Reichthum des Landes gestattete; sie ist häufig unsolid im Dienst der Gewinnsucht und hält den aus Europa mitgebrachten angeblich antiken Styl fest, den man besser den akademischen nennen könnte, sofern die hohe Würde der Akademie fast überall solche Geistesarmuth legitimiren konnte. Noch elender ist es mit andern Künsten in Amerika bestellt. Der Reichthum sehnt sich zwar nach Gemäldegalerien, aber der ästhetische Stumpfsinn nimmt mit den elendesten Oelbildern vorlieb, die ihm aus europäischen Rumpelkammern verkauft werden. Auch für Musik hat der Yankee kein Ohr. Jenny Lind wurde nicht als Nachtigall, sondern nur als Löwin gefeiert. Die Orchester sollen in Amerika gräßlich seyn. Im Uebrigen hat sich der Ton des Publikums dort etwas gebessert, und wie empfänglich dasselbe für Belehrungen ist, erkennt man aus folgender Notiz: „es hatte nämlich die bekannte Mrs. Trollope in ihrer Schrift über Amerika die Unsitte gerügt, daß die Zuschauer die Füße auf die Brüstungen der Logenreihen zu legen, auch dem Hause den Rücken zuzukehren pflegten; die Amerikaner, denen allerdings die Sitte des sogenannten Rekelns sehr ans Herz gewachsen ist, die aber doch nicht gerade ohne Ausnahme im Theater die Füße auf die Brüstung legen, und dabei das ewige Hofmeistern ihrer Gewohnheiten durch die Engländer überdrüssig sind, adoptirten von nun an die Sitte, daß wenn jemand unter den Zuschauern eine unschickliche Sitzweise annimmt, sofort von allen Seiten ein wüthendes Geschrei erschallt: trollóp, trollóp, trollóp, und arbeiten somit nicht nur an ihrer eigenen Verfeinerung, sondern nehmen auch in sinnreicher Weise Rache an Mrs. Trollope." S. 78.

Digitized by Google

Der Kunstsinn der Amerikaner entfaltet sich aufs Großartigste nur im Gebiete des Nützlichen, von den Riesendampfschiffen an, welche 330 Fuß lang, 60 breit, mehrere Stockwerke hoch sind und Säle enthalten, deren Einer allein 4—500 Gäste faßt, bis zu den Riesenannoncen, mit denen die Außenseiten aller Straßen bedeckt sind. Was den Dichtern an Erfindungsgeist abgeht, ersetzen die Industriellen, die ihrer Waaren Anpreisung auf die überraschendste Art an den Mann zu bringen wissen. Hinter Anschlagszetteln mit politischen Parteinamen in riesenhaften Buchstaben, die auf eine wichtige politische Neuigkeit hinzuweisen scheinen, steckt nichts als die Empfehlung einer Haarsalbe oder eines Streichriemens. Was die Fliegenden Blätter einmal scherzweise mittheilten, eine Novelle, in der alles nur auf Empfehlung der Firmen berechnet ist, die irgend Wagen und Pferde, Shawls und Hüte rc. für das liebende Paar liefern, geschieht in den V. Staaten reichlich. Ein Pelzhändler lockt in seinen Laden durch eine ausführliche Novelle.

Von der mit solcher Schwindelei verbundenen Unsolidität geben die Banken hinlänglich Zeugniß, die mit Bankeroten gleichbedeutend geworden sind, ferner die zahllosen und kolossalen Unglücksfälle der Dampfschiffe und Eisenbahnzüge. „Während bei uns der Dienst der Bahnhöfe und Stationen, die Bewachung der Wegübergänge aufs Accurateste geregelt ist, und in England die letzteren sogar ganz verpönt sind und entweder durch Brücken oder Tunnels ersetzt werden müssen, herrscht in den V. Staaten eine Sorglosigkeit in diesen Dingen, an welche sich der Europäer schwer gewöhnt. Die Bahnen enden mitten in den Städten und die belebtesten Straßen werden von ihnen durchschnitten; zum Schutz des Publikums genügen Inschriften, wie ‚Look out for the Locomotive whilst the bell rings!‘ oder noch einfacher und naiver: ‚Beware of the Locomotive!‘ Von Begehen der Bahn durch Bahnwärter, von Zäunen und Barrieren am Wege ist gar keine Rede, vielmehr wird in Gegenden, wo gerade die Eisenbahn vielleicht der einzige Weg durch die Wildniß ist, dieselbe mit Vorliebe als Fußpfad benützt; dieselbe Vorliebe scheint auch dem Vieh eigen zu seyn, und die Locomotiven pflegen mit einer Vorrichtung, Cow-catcher, Kuhfänger genannt, versehen zu seyn, bestehend aus einer vor den Vorderrädern befestigten Abdachung aus starken Bohlen, die bis fast zu den Schienen hinabreichen und das Thier säuberlich aufschaufeln und bei Seite werfen.“

Trotzdem weiß der Verfasser an den Amerikanern sehr viel zu rühmen, ihre Frömmigkeit, ihre zarte Rücksicht für die Damen, ihren rastlosen Fleiß und Unternehmungsgeist, ihren Anstand. Er fand den letztern viel erfreulicher, als bei den Mittelklassen in Deutschland.

Zu den ernsteren Fragen übergehend macht er scharfsinnige Bemerkungen über die Linien, die nicht überschritten werden dürfen, wenn nicht früher oder später große Misverhältnisse und somit Wechsel der Dinge in Amerika eintreten sollen. Von besonderer Wichtigkeit ist desfalls die Ausdehnung der V. Staaten durch Eroberung, zunächst nach Süden hin, wodurch den Sklavenstaaten und einem System das Uebergewicht gesichert würde, das mehr spanisch als englisch, mehr romanisch als germanisch ist und sich auf die Dauer mit dem Yankeethum nicht vertragen würde. Ueber die Sklaven spricht sich der Verfasser sehr gerecht und besonnen aus, indem er die Sklaverei als solche verdammt, aber auch die Inferiorität der Negerrace behauptet und also die übertriebenen Humanitätsrücksichten für sie nicht theilt. Er macht darauf aufmerksam, daß die Abolitionisten selbst trotz des Eifers, mit dem sie die Emancipation der schwarzen Menschen betreiben, sich persönlich von jeder Berührung der Schwarzen fern halten und daß es keinem auch nur einfallen würde, eine Schwarze zu heirathen. Sehr zu beherzigen sind desfalls folgende Bemerkungen S. 398 f. „Die farbigen Mischlinge sind nicht geeignet, die Racen einander näher zu rücken; zwar gibt uns der Umstand, daß Farbige sich fortpflanzen (unähnlich den Maulthieren und anderen Bastarden) einen neuen Beleg für die Einheit der Species Mensch, aber der Charakter dieser Mischlinge bietet ein auffallendes Symptom: die Mischung von Europäern und Malayen, Hindus und Indianern erzeugt ein schlaffes, gutmüthiges aber wenig begabtes Geschlecht, und der Stammbaum der ersteren insbesondere pflegt schnell zu erlöschen, dagegen fehlt es dem Mulatten und den weitern Verzweigungen weder an Spannkraft noch an Auffassungsgabe, ihre körperliche Schönheit ist oft groß, aber im Charakter ist etwas Tückisches, ja Diabolisches, hundertfältig erkannt von Leuten, die mit Farbigen näher verkehrt haben, es leuchtet namentlich unheimlich aus den schwarzen Augen der verführerischen farbigen Frauen. Diese Naturanlage wird noch gefördert durch die Zwitterstellung des farbigen zwischen den beiden Hauptracen, und glühender Haß besteht überall, wo er sich entwickeln kann zwischen Negern und Mulatten, nirgends mehr als in Haiti. Bezeichnend genug erhält sich das Merkmal farbiger Abstammung auch dann, wenn selbst die letzte Spur brauner Farbe an den Nägelrändern gewichen ist, in der Unfähigkeit zu erröthen.

Digitized by Google

Indem wir aber die Mischlinge keiner Art zu etwas Erfreulichem werden sehen, sollten wir die Warnung der Natur, die darin liegt, nicht verkennen. Die obigen Fragen liegen natürlich auch den Bewohnern der freien Staaten nahe, welche zahlreiche Schwarze und Farbige unter ihren Bürgern zählen; je zahlreicher sie sind, je freier sie zu Reichthum und Unabhängigkeit hier gelangen können, desto dringender ist es geboten gewesen, gegenüber der fremden Race eine feste Haltung einzunehmen; so ist denn in dem freien Amerika die Abnormität ausgebildet, daß die menschliche Gesellschaft aus zwei unvereinbar geschiedenen Kasten besteht; dieser Absonderung liegt das Princip zu Grunde, daß die europäische Race durch die Vermischung mit der andern unwiederbringlich ausarten würde. Dieses Princip ist physiologisch unzweifelhaft richtig, und ebenso unzweifelhaft ist die Berechtigung einer ihrer Würde sich bewußten Nation, gegen diese Entartung eine unübersteigliche Scheidewand zu ziehen. So ist eine Ehe zwischen Weißen und Farbigen ein Unding, und würde sie doch geschlossen, so zöge sie vollständigen Verlust der Kaste nach sich; kein Abkömmling der Negerrace gelangt zu einem Amt, einer einflußreichen Stellung, er ist von aller Gesellschaft der Weißen ausgeschlossen, und das consequenter Weise, da keine Familienverbindung mit ihm möglich ist, er kann im Gasthaus, im Wagen, im Theater nicht mit dem Weißen zusammentreffen, er kann — und hier sind wir an der Grenze des Rechten angelangt — in keiner Kirche der Weißen einen Platz besitzen; gegen das letztere erklärt sich die katholische Kirche mit Recht, und befolgt eine andere Sitte."

Sehr treffend ist, was der Verfasser über die allmählige Bildung staatsgefährlicher Stoffe im Herzen der Demokratie sagt. Am übelsten wirkt in dieser Beziehung der Aemterwechsel, der durch die ganze Republik geht, sobald ein neuer Präsident gewählt ist. „Die Entlassung eines Bediensteten aus einem nicht wesentlich politischen Amt, bloß aus Ungunst der Sieger ist willkürlich und gehässig. Seitdem dieser Unfug eingerissen ist, wechseln mit dem Präsidenten nicht nur Minister und Centralbeamte aller Art, sondern auch der letzte Schreiber, zahllose Postmeister in dem ungeheuern Land werden fortgejagt, in den Städten wechseln mit der Mayor's-(Bürgermeister)wahl alle Leute, die das Brod der Stadt essen, bis zum Gassenkehrer. Natürlich gibt es verständige Machthaber, die Ausnahmen zulassen, aber die Regel ist dieser Wechsel. Nun besitzt allerdings Amerika keinen Beamtenstand wie z. B. Deutschland, der sich auf nichts anderes im Leben rüstet, als auf den öffentlichen Dienst, und ein Privilegium auf lebenslängliche Versorgung und Machtbesitz anspricht; nichts desto weniger aber gibt es eine Menge thätiger und rechtlicher Beamten, welche um einen ehrlichen Erwerb durch den ungünstigen Ausfall einer politischen Wahl sehr zu ihrem und der Ihrigen Nachtheil gebracht werden, und die von ihrer Dienstführung ganz unabhängige Calamität schwer empfinden. Freilich gewinnt die Partei damit ein auf Tod und Leben ergebenes Mitglied, aber zum tiefen Schaden und Verderb des Dienstes, ja einer ganzen großen Klasse von Menschen. In ersterer Beziehung wird natürlich die Tüchtigkeit dem Parteieifer hintangesetzt, der bewährte Mann aus dem Dienst gerissen, für den minder Ehrlichen die Versuchung nahe gelegt, sein Schäfchen bei Zeiten ins Trockene zu bringen, ehe die nächste Wahl ihm die Möglichkeit dazu verschließt und ihn auf die Straße setzt. Damit wird auch die Achtung vor der Autorität gemindert, besonders aber wird der abscheuliche Schaden gestiftet, daß eine Race von Sykophanten geflissentlich herangezogen wird, die alle einflußreichen politischen Männer umgeben, ihnen schmeicheln und dienen, und ihren Eifer als Merkmal der Befähigung zu einem fetten Posten ausgeben; dem schamlosesten Nepotismus obendrein ist Thür und Thor geöffnet. Unabhängige Männer, die sich in dieser Schaar nicht mögen blicken lassen, werden vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen, und mögen sich überhaupt zu keinem Dienst verstehen, der aus frivolen Gründen ihnen vielleicht gerade dann entrissen werden wird, wenn sie ihn lieb gewonnen, sich ihrer Amtspflicht Meister gemacht haben. Natürlich wird von gesetzten Leuten dieses Unwesen scharf getadelt und als unheilvoll bezeichnet, und wir finden z. B. in Philadelphia bei dem großen Staatsgefängniß Vorkehrungen, daß das Personal dieser wichtigen Anstalt nicht vom Parteiwechsel abhängig sey. Dagegen war bei diesem ewigen Wechsel und der Unsicherheit des Brods z. B. die eigentliche Spitzbubenpolizei in New-York, für eine so große Stadt eine ernste Aufgabe, ganz erbärmlich, und ihre Agenten standen im Ruf, meist gleichzeitig mit dem Dieb und dem Bestohlenen zu unterhandeln, so daß Letzterer im glücklichsten Fall nur durch große Opfer wieder zu dem Seinen kam. Im Allgemeinen ist dieser Aemterwechsel ein zu mächtiger Hebel für Parteiintrigue, als daß eine zukünftige Partei, ohne politischen Selbstmord zu begehen, sich entschließen könnte, demselben zu ihren Gunsten edelmüthig zu entsagen; es wird also dieser Krebsschaden weiter und weiter fressen, eine furchtbare Verantwortung für seinen Urheber, den General Jackson." S. 242.

Auch über das Gefängnißwesen verbreitet sich der Verfasser. Er hat sich die Mühe gegeben, persönlich

Digitized by Google

die berühmtesten Gefängnisse und die dort angewandten verschiedenen Systeme zu untersuchen, und erklärt sich aufs bestimmteste für das Pennsylvanische System der einsamen Einsperrung, indem er die Beschuldigungen, man treibe die Eingesperrten bis zum Wahnsinn, als völlig unwahr abweist.

Der Verfasser hat auch die alte Welt bereist und ist um die ganze Erde gekommen. Sein ruhiger Blick, seine geschickte Weise, Ansprechendes und Belehrendes in der Darstellung hervorzukehren, läßt uns von der Fortsetzung seiner Reiseschilderungen nur das Beste erwarten.

Baukunst.

Ueber Schloßcapellen als Ausdruck des Einflusses der weltlichen Macht auf die geistliche. Ein Vortrag von Ferdinand von Quast. Berlin, in Commission bei Wilhelm Schultze, 1852. 8. S. 32.

In dieser kleinen Schrift bringt der geistreiche Verfasser das merkwürdige Verhältniß der aristokratischen, für den Gebrauch einer Familie bestimmten Schloßcapellen zu den gewöhnlichen für die Gemeinden bestimmten Kirchen zur Sprache und weist nach, wie die ersteren immer kostbarer und größer wurden im Verhältniß des Uebergewichts, welches die weltliche Macht über die geistliche errang. Von den Kapellen der griechischen Kaiser an bis zum Escurial, denn was ist dieser riesenhafte Bau anders als eine große Schloßcapelle?

Die Schloßcapellen dienten theils zum Gottesdienst fürstlicher und ritterlicher Familien, theils als Grabcapellen zu ihrem Erbbegräbniß. Sie hatten ferner die Bestimmung von Schatzkammern, sofern sie die Reliquien und Schutzheiligthümer der herrschenden Familie oder des Reichs aufbewahrten. Der letztern Bestimmung verdankt die Capelle überhaupt ihren Namen. „Zu den heiligsten Reliquien, welche die Könige der Franken besaßen, gehörte die Cappa oder der rauhe Obermantel nebst Capuze des bei ihnen so hochverehrten heiligen Martinus von Tours; da er nur klein war, ward er im Diminutiv auch Capella genannt, und die zur Aufbewahrung dieser Reliquie bestellten Geistlichen hießen Königliche Capellane. Der König und sein Hof waren schon seit Constantins Zeiten von der gewöhnlichen bischöflichen und Pfarrgewalt eximirt; so ward es auch die Königliche Capelle, die den König stets im Krieg wie im Frieden begleitete, und die Geistlichkeit derselben erlangte naturgemäß einen bedeutenden Einfluß im Reiche." In ähnlicher Weise wurden später die deutschen Reichskleinodien in reich geschmückten Schloßcapellen aufbewahrt, unter Karl dem Großen zu Aachen, unter den Hohenstaufen zu Hagenau und Trifels, unter den Luxemburgern zu Karlstein in Böhmen, zuletzt in Nürnberg.

Die Schloßcapellen bezeichnen, wie der Verfasser sinnreich bemerkt, die Unterordnung der Kirche unter den Staat in der Art, daß wenn anderwärts der Fürst zur Kirche ging, hier die Kirche gleichsam zu ihm kommen mußte. Es war daher prophetisch und sinnbildlich, wenn auch zufällig, daß Luther seine Verse an die Thüre einer Schloßcapelle anschlug. Aber auch gerade da, wo der Reformation der energischste Widerstand geleistet wurde, offenbarte sich ihr Einfluß in dem Uebergewicht, welches die weltliche Macht erlangt hatte. Die Jesuiten, als damalige Wächter der alten Kirche, mußten den Fürsten schmeicheln, um deren Beistand zu gewinnen, und mußten die katholischen Throne mit einer geistlichen Schaarwache umringen. Die Schloßcapellen wurden insofern geistliche Schilderhäuser vor den Königshäusern, ja geistliche Kasernen für die Leib- und Seelenwächter des Hofes. Das ist die Bedeutung des Escurial.

Als die weltliche Macht im vorigen Jahrhundert auf ihrer Höhe stand und die geistliche in tiefster Erniedrigung lag, verfielen auch die Schloßcapellen. „Ich übergehe," sagt der Verfasser, „die Menge mehr oder weniger prunkvoller, mehr oder weniger geschmackloser Bauwerke, welche neben den modernen Prachtpalästen als Schloßcapellen gelten sollen; sie liegen meist im rechten Flügel des Schlosses, während sich gegenüber im linken das Theater befindet. Im letzten Jahrhundert der Aufklärung blieb aber nicht selten auch dieser geringe Rest von Frömmigkeit weg, und man hat oft Mühe, in großen Königspallästen den Ort aufzufinden, wo nicht mehr der tägliche Gottesdienst gefeiert wurde, denn das geschah selbst oft Sonntags nicht mehr, sondern wo höchstens etwa die hohen Vermählungen gefeiert zu werden pflegten. Unglaube und Leichtsinn mußten sich von solchen Schloßcapellen, die entweder nur zum Prunke, oder auch gar nicht vorhanden waren, nothwendig über Land und Kirche gleichmäßig verbreiten und so den eigenen Sturz vorbereiten, in den dann beide mit hineingezogen wurden. Aber nicht die Kirche selbst, sondern nur die, die vom Territorialismus unterjocht worden war, konnte in diesem Schutte vergraben bleiben; die wahre ächte Kirche aber, die wir im Glauben bekennen, mußte neuverjüngt ihr Panier wieder emporheben, und konnte dann auch der weltlichen Macht und dem ganzen Lande wieder ein Anker des Wiederauferstehens werden." Sehr wahr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 11. 5. Februar 1853.

Länder- und Völkerkunde.

Die Staaten von Mexiko, Mittel- und Südamerika in ihren geschichtlich-politischen, administrativen, Handels- und Culturbeziehungen. Nach dem Annuaire des deux mondes, 1850 bearbeitet von Dr. P. Frisch. Lübeck, Dittmer, 1853.

Je schwieriger es ist, aus zerstreuten Zeitungsnotizen sich ein klares Bild von den Staaten und unaufhörlichen Staatsveränderungen in Mittel- und Südamerika zu machen, um so mehr muß eine Zusammenstellung, wie die hier vorliegende, mit Dank aufgenommen werden. Sie enthält von jedem einzelnen souverainen Staate eine kurze Geschichte seiner Entstehung (von der Lostrennung vom Mutterlande an), seines gegenwärtigen Zustandes, seiner Verfassung, Cultur- und Handelsverhältnisse 2c. Sie faßt aber auch das, was sich in allem wiederholt und den gemeinsamen Charakter dieser Staatengruppen bildet, in klaren und scharfen Zügen auf.

Vor allem ist zu beachten, daß die kleine Bevölkerung hier noch in einem Misverhältniß zur Größe des ihr offen liegenden Raumes steht. „Der geheime wunde Fleck dieser Länder ist die Leere, die Wüste. Es gibt geheimnißvolle Gegenden, wie der Gran-Chaco, dessen Tiefen man noch nicht ergründet hat. Neu-Granada hat mehr als 35,000 □Lieues Ausdehnung und weniger als zwei Millionen Einwohner; die Zone der Savannen, der Llanos von Venezuela umfaßt 9000 □Lieues und zählt vierzig Tausend Einwohner; die Zone der Urwälder könnte 15 Millionen Einwohner ernähren und hat deren 60,000. Der östliche Abhang der peruanischen Anden verliert sich in ungeheure, unerforschte Länder gegen Brasilien. Die argentinische Conföderation hat gegen 200,009 □Lieues und eine Bevölkerung, geringer als jene von Paris! Wenn es ein Recht auf Arbeit gibt, so hat es hier die Natur allein anzusprechen, die Erde, welche ein Recht hat auf den Schweiß des Menschen, seine Industrie, seine Arbeit. Allein gerade hier liegt der Grundfehler der südamerikanischen Bevölkerungen, deren Liebe zum Müssiggange und deren industrielle Unfähigkeit noch durch den gänzlichen Mangel an Bedürfnissen genährt und unterhalten werden. Ueberhaupt bleibt für den unparteiischen Beobachter dieser Länder noch die Frage zu lösen übrig, ob der Zwang ein ausreichendes Mittel seyn würde, diese amerikanischen Bevölkerungen an eine rauhe und stete Arbeit zu gewöhnen. Daher sind auch die blühendsten und so zu sagen nationalsten Industriezweige in Süd-Amerika diejenigen, welche keine ausdauernde Energie und Arbeitsgewöhnung verlangen, als z. B. die Unterhaltung ungeheurer Viehheerden."

Zweitens muß die Fruchtbarkeit des Bodens, die natürliche Trägheit der Einwohner, die Leichtigkeit, sich den Lebensunterhalt auch ohne viel Culturmittel zu verschaffen, und die Vernachläßigung der Straßen und Communication in Anschlag gebracht werden.

Unter solchen Bedingungen sollte eigentlich in jenen Staaten eine behagliche Ruhe herrschen, die Menschen sollten sich in der reichen Natur und auf einen weiten Raum zerstreut ohne ein Bedürfniß höherer Bildung und Civilisation glücklich fühlen. Das ist aber nicht der Fall. In ihnen brennen alle Leidenschaften des übervölkerten Europa. „Wer auch nur wenig Gelegenheit hatte, einige der Repräsentanten der spanisch-amerikanischen Race zu beobachten, wird nicht umhin gekonnt haben, eine merkwürdige Lebhaftigkeit des Geistes, eine außerordentliche Leichtigkeit, Alles schnell zu erfassen und zu begreifen, mit einem Worte eine seltene Intelligenz wahrzunehmen, und diese Intelligenz neigt sich, wie bei allen südlichen Völkern, welche häufig mehr mit der Einbildungskraft arbeiten, als den Weg der eignen Erfahrung einschlagen, leicht zur Nachahmung.

Digitized by Google

Die Hispanoamerikaner ahmen nicht bloß gelegentlich und aus einer durch ihre verfrühte Emancipation bedingten Nothwendigkeit nach, sondern aus angebornem Instincte. Ein unbesiegbarer Hang treibt sie, Alles, was in der alten Welt geschieht, zu reproduciren, und was bei uns für das am meisten excentrische und übertriebene gilt, ist eben am meisten geeignet, ihre unbewachte Einbildung zu entflammen. — Die erste Frucht dieses Nachahmungsgeistes in Südamerika war die Herrschaft jener liberalen und demokratischen Generation unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung, deren vollendeten Typus die argentinischen Unitarier darstellten: ein durch seine intellectuelle Fähigkeit und practisches Unvermögen ausgezeichnetes Geschlecht, welches constitutionelle Symbole entwarf, in seiner Verehrung Montesquieu und Rousseau vermengte, die Theorieen von Adam Smith anwendete, alle Ideen des 18. Jahrhunderts in Gesetze und Decrete verwandelte, ohne im Geringsten zu argwöhnen, daß alle diese Speculationen nichts weiter als Wahngebilde der vom Beispiele der alten Welt bezauberten Geister seyen und nur dazu dienten, ein Luftgebäude aufzuführen. Daher jener erkünstelte Charakter, der sich in dem gesammten südamerikanischen Leben, in dem Zusammenstoß der Parteien und dem Spiele der politischen Einrichtungen bemerkbar macht; daher jener fortwährende Contrast zwischen der geistigen Bewegung, der Alles, was Versuch politischer oder socialer Umbildung ist, ausschließlich entflammt, und zwischen der practischen Wirklichkeit." Man proklamirt die Souverainetät des Volkes und die Massen, zumal Farbige, Indianer und Neger sind so unmündig, als man nur seyn kann. Man proklamirt Preßfreiheit, und die wenigsten Menschen können nur überhaupt lesen. Man gründet Logen und die Farbe allein läßt das Gefühl echter Brüderlichkeit nicht zu.

Die natürliche Folge dieser Unnatur ist die Reaction der angebornen und einheimischen Barbarei in den Häuptern der Insurrection, durch welche fast ununterbrochen größere Staatencomplexe zerstückelt und die bestehenden Verfassungen umgestürzt werden; „fortdauernder und heftiger Kampf der lokalen Sitten und Leidenschaften gegen die Civilisation. Rosas war in der argentinischen Republik das Haupt dieser Bewegung, deren er sich bemeisterte; in Merico ist Santa-Ana, der immerwährende Parteigänger, nichts weiter als ein höher begabter Guajiro, der alle diesem Volkstypus eigenthümliche Instincte, Neigungen und Gewohnheiten besitzt, die Indolenz und leidenschaftliche Heftigkeit desselben, seinen Aberglauben und Fanatismus, seine unbezähmbare Gemüthsart, seine Vergnügungssucht und Vorliebe für Hahnenkämpfe, die ihn selbst in der Verbannung, zwischen zwei Revolutionen, trösten und zerstreuen. In Guatemala hat einer der jüngsten Dictatoren, Carrera, dieselbe Rolle, vielleicht noch in einer auffallenderen Weise gespielt. Carrera ist Mestize, Ladino, den man in seiner Jugend lesen zu lernen vergaß und dessen Antecedentien der Einöde angehören. Während geraumer Zeit war er in Mittelamerika die Seele von mehr als Einem pronunciamento und nach jeder Niederlage verschwand er in den Gebirgen, wo er sich bisweilen in den Anzug eines Bauernburschen steckte oder estanciero wurde. Eben dieser Mann übte unter den Volksmassen und den Indiern einen unerhörten Einfluß. So ist es denn überall nur mit verschiedenen Schattirungen die amerikanische Barbarei, welche mit ihrer ursprünglichen Energie, aber auch mit ihren unbezähmbaren Leidenschaften, ihrem Ungeschicke und ihrer Unwissenheit, vor Allem aber mit ihrem Abscheu vor dem civilisirten Leben, dessen erstes und unverzeihliches Unrecht in ihren Augen darin liegt, aus der Fremde zu stammen, drohend in die bürgerliche Gesellschaft hereinbricht."

Die einheimische Barbarei würde wahrscheinlich im Verlauf der Zeiten den Sieg davontragen, wenn nicht aus den vereinigten Staaten von Nordamerika eine allmählige Uebervölkerung der spanischen Race im Süden durch die anglo-germanische im Norden in sicherer Aussicht stünde. Schon sind die Yankees Herrn in Florida, Texas, Californien, schon bilden sie die vorherrschende Bevölkerung in Panama; schon einmal haben sie Meriko erobert. Schritt vor Schritt werden sie tiefer in den Süden eindringen. Die spanische Race könnte, wenn sie Energie besäße und zusammenhielte, sich dieser Ueberwältigung wohl noch erwehren; aber was vermögen Staaten, die beständig unter einander selber hadern, sich einander selber jeden Vortheil misgönnen, sich auf Tod und Leben bekämpfen wie die Nachbarstaaten Buenos-Ayres und Montevideo?

In dem Augenblick, in welchem die Nordamerikaner sich förmlich wieder in den Besitz Panamas gesetzt haben, wird auch der Canal fertig seyn, der den atlantischen Ocean mit dem stillen verbinden soll, ein Werk, das die Spanier niemals zu Stande brachten. So wird es auch vielleicht erst den nordischen Einwanderern gelingen, die unermeßlichen, zum größten Theil noch ganz unbekannten Breiten zwischen Oberperu und Brasilien zu cultiviren und das Netz der inneren Wasserstraßen zu vollenden. „Verschiedene mit der Geologie Amerika's bekannte Reisende haben die Möglichkeit nachgewiesen, einen Canal auszuführen, der die beiden großen Flüsse

Südamerika's, den Amazonas und den Plata vermittelst des Ibabo, eines der oberen Zuflüsse des in den Madeira sich ergießenden Guapore und des in den Paraguay einmündenden Jauru, mit einander verbände und die dann eine Wasserstraße von mehr als 1500 Leguas Länge darbieten würden. Die Ausführung dieses Projectes, dessen Resultate colossal seyn würden, scheint nicht so kostspielig, wenn man die geringe Höhe des zur Vereinigung bestimmten Terrains und die Länge des Verbindungscanals erwägt, der nicht 400 Metres überschreiten würde. Die Verbindung der beiden ersten Flüsse Amerika's würde die geographische Physiognomie Boliviens eben so umgestalten, wie die Eröffnung eines Canals durch den Isthmus von Panama die geographische Stellung der Länder der Westküste des stillen Meeres verändern würde. Durch Ausführung dieses großartigen Planes würden die 3 unermeßlichen Wasserströme Südamerika's, nämlich der Orinoco, der Amazonas und der Plata mit einander verbunden seyn, da bekanntlich die Gewässer der beiden ersteren durch einen natürlichen Canal mit einander communiciren. Auf diese Weise würde von der Mündung des Orinoco bis zu der des Plata eine Wasserstraße durch das Centrum von Südamerika gehen, auf welcher die Industrie durch Anwendung der Strömungen und Winde besiegenden Dampfkraft kaum vorherzusagende Fortschritte hervorrufen würde."

Es muß uns hier genügen, diese allgemeinen Gesichtspunkte festzuhalten, ohne daß wir in die Einzelnheiten der Statistik eingehen können.

Biographie.

Aus dem Leben eines sächsischen Husaren und aus dessen Feldzügen 1809, 1812 und 1813 in Polen und Rußland. Von Theodor Göthe, jez. Preuß. Steuerrath, v. D. Ritter. Leipzig, Heinrichs, 1853.

Der Verfasser ist wahrscheinlich ein weitläufiger Verwandter des berühmten Dichters, denn des letztern Urgroßvater war Huffschmidt zu Artern, nur dritthalb Stunden von Wiche, wo die Voreltern des Verfassers von jeher zu Hause waren. Des Verfassers Vater, früher Sergeant, starb als niederer Accisebeamter mit Hinterlassung einer armen Wittwe und zweier Söhne, welche beide Soldaten wurden. Theodor ging unter die kursächsischen Husaren und wurde bald Fourier, in welcher Eigenschaft er durch Sparen so viel erübrigte, daß er seine alte Mutter zu sich in die Garnison Artern nehmen konnte.

Aus dem Garnisonsleben wird uns von ihm manches Interessante mitgetheilt. Bisher hatte auch bei den sächsischen Truppen der Zopf und der Stock geherrscht. Im Anfang des Jahrhunderts aber und ohne Zweifel unter den Eindrücken, welche die „große Armee" überall, wo sie hinkam oder nur ihr Ruhm hindrang, zurückließ, fing man an, sich des alten einheimischen Systems zu schämen. Ehe noch die Prügelstrafe gesetzlich abgeschafft war, wurde sie schon durch die Convenienz beseitigt.

Als nach Preußens unglücklicher Katastrophe im Jahre 1807 das Herzogthum Warschau mit dem neuen Königreich Sachsen vereinigt wurde, mußte auch Göthe mit seinem Regiment nach Polen aufbrechen. Der polnische Schmutz, dort als das fünfte Element bekannt, wird treu von ihm geschildert. Ueberhaupt sind die Details in seinen Erinnerungen sehr ansprechend. Er versetzt uns aufs lebendigste in die polnischen Dörfer, in die weglose Versumpfung des Landes bei Regenwetter, in welchem die Pferde bis an die Kniee im Schlamm stehen und keine Kanone mehr fortgebracht werden kann rc. Wir lernen auch die Nöthe, in die ein Husar kommen kann, sehr anschaulich kennen. Hier soll er ein unbändiges Pferd reiten, das kaum dem wilden Zustand in den Steppen entrissen ist. Dort soll er nach langem Marsch den Zügel in der Hand die Nacht über im Bivouac wachen, weil Ueberfälle möglich sind, aber er nickt ein, das Pferd löst sofort den Zügel von seinem herabsinkenden Arm und geht ins Weite. Nun soll es der Erwachende suchen rc. Das Regiment bestand im Jahr 1809 einige Gefechte gegen die Oesterreicher und half den Herzog von Braunschweig-Oels vertreiben. Dann kam es nach Artern zurück.

Im Jahr 1812 zog Göthe mit nach Rußland und zwar unter dem Corps von Reynier, das sich an die Oesterreicher unter Schwarzenberg angeschlossen hatte und also nicht mit nach Moskau zog und verhältnißmäßig weniger litt. Allein die Ermüdung der langen Märsche, die ungenügende Ernährung und der strenge Winter rafften nach und nach neun Zehntheil auch von dem Regiment weg, unter dem Göthe diente. Er erzählt viel komische und tragische Einzelnheiten. Einmal stürzte der Wagen eines seiner Kameraden von einem Abhang herunter, ohne daß es dieser völlig betrunkene Kamerad selber entdeckte, und als Göthe ihn

Digitized by Google

als vermeintlich Todten betastete, rief jener unwillig, er solle ihn schlafen lassen. Auf dem Schlachtfeld von Podobna fand Göthe seinen Bruder von einer Kanonenkugel zerschmettert daliegen, was er auf eine rührende Weise erzählt. Er streichelte das Gesicht des Todten, wie er es im Leben zu thun gewohnt war, und freute sich mitten im Weinen des ruhigen Ausdrucks seiner Züge, den kein Schmerz entstellte, ein Beweis, daß sein Tod augenblicklich erfolgt war. In einem andern Gefecht fiel Oberst von Engel verwundet den Kosaken in die Hände, wurde aber von seinem eignen tapfern Sohn mit Hülfe treuer Husaren wieder herausgehauen. Der Rückzug und die wachsende Kälte brachten das Regiment in die erbärmlichste Noth. Göthe's Pferd war blutig gedrückt und doch war nirgends ein Mittel da, ihm zu helfen. Vom Juni an bis in den tiefsten Winter war kein Soldat mehr aus den Kleidern gekommen, die daher zerrissen oder an den Bivouacfeuern verbrannten und mit russischen Bauernpelzen umhüllt werden mußten. Dazu der Schmutz von den Feuern, das Ungeziefer, der gänzliche Mangel an Wasser, denn um den Durst zu löschen mußten die Soldaten Salz und Schnee lecken. Die Kälte nahm so zu, daß Verwundeten das herabfließende Blut auf der Stelle gefror. Salz gab es nicht, man mußte jede elende Wassersuppe mit Schießpulver schwärzen. Das Bedürfniß der Wärme war so groß, daß die Soldaten dürre Weidenblätter abrissen und als Tabak rauchten.

In Warschau konnte der Verfasser sich zum erstenmal wieder satt essen, aber sein geschwächter Magen ertrug die Speise nicht mehr. Göthe wurde elend krank, mochte sich aber um keinen Preis in ein Lazareth bringen lassen, weil er wohl wußte, daß in allen Lazarethen der Typhus herrsche. Wie er sich nun fieberkrank, aufs äußerste körperlich geschwächt in seinen halbverbrannten Lumpen von Warschau bis in seine thüringische Heimath schleppte, davon gibt er uns eine eben so traurige als rührende Beschreibung. Einmal lag er in einem Deckelwagen, konnte sich vor Krankheit kaum rühren und nichts sehen, mußte aber dem Lärm eines Gefechts zuhören, jeden Augenblick erwartend, daß Kosaken den Wagen öffnen würden. In einem elenden polnischen Bauernhause auf der Streu liegend, hörte er neben sich den anderen Husaren mit heller und kraftvoller Stimme plötzlich das Lied singen: „meinen Jesum laß ich nicht," und als er geendet, war der Sänger todt. Ueberhaupt macht er die Bemerkung, die Noth habe damals viele beten gelehrt, und anderen, die es früher schon gelernt, sey es ein großer, ja der einzige Trost gewesen. So auch ihm selbst, der von seiner Mutter fromm erzogen war. — In einem langen Wagenzuge von Kranken und Verwundeten mußte Göthe hören, wie man hin und wieder rief: „da ist Einer todt," den man sofort vom Wagen herunterwarf, ohne einmal die Pferde anzuhalten. Aber auch die Wagenbesorgung hörte auf, Göthe mußte sich im Thauwetter durch nassen Schnee und Koth zu Fuß weiterbringen, die zerrissenen Stiefel mit Lumpen umwunden. Einmal fiel er in tiefen Schnee und konnte sich nicht mehr herauswickeln. In bewußtlosem Zustande fand ihn zufällig ein Chirurg von den sächsischen Truppen und rettete ihn. In Bunzlau schleppte man ihn gegen seinen Willen ins Lazareth, wo Ungeziefer und Zugluft seinen Zustand noch verschlimmerten, so daß er lieber draußen sterben oder heimkehren wollte. Er entkam mit einem Kameraden und sie erreichten glücklich die nicht mehr ferne sächsische Grenze, auf der sie Gott dankend niederknieten. Im nächsten Dorfe wurden sie von einer mitleidigen Frau bewirthet, deren schmerzlicher Blick die Angst ausdrückte, die sie um einen eigenen vom russischen Feldzug nicht wiedergekehrten Sohn hatte. Noch mußte Göthe manche schwere Stunde durchwandern, bis er endlich nach Artern kam und seine alte treue Mutter wiedersah. Unter ihrer Pflege überstand er das Nervenfieber, obgleich der Arzt ihn schon aufgegeben hatte. Diese Schilderungen sind naturtreu und höchst rührend.

Wiedergenesen kehrte der Verfasser zur Armee zurück, wohnte jedoch der Schlacht bei Leipzig nicht mehr bei, und trat, als sein Geburtsort den Preußen abgetreten wurde, selber in Preußische Dienste.

Topographie.

Der Sudetenführer. Taschenbuch für Reisende in das Schlesische Gebirge. Von Julius Krebs. Mit einer Karte. Breslau, Kern, 1852.

Wir empfehlen dieses kleine Buch wegen der Reichhaltigkeit des darin zusammengedrängten Stoffes. Es wird nicht nur Reisenden, die das interessante Riesengebirge besuchen, von großem Nutzen seyn, sondern verdient auch die Aufmerksamkeit der Sagenfreunde wegen der vielen darin enthaltenen Lokalsagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 12. 9. Februar 1853.

Völkerkunde.

Engländer und Franzosen. Eine Parallele von Adolph Helfferich. Berlin, W. Herz, 1852.

Zwar kein neues, aber immer ein interessantes Thema. Wie viel auch schon darüber geschrieben ist, wird man aus obigem Buche doch noch etwas lernen können.

Die ursprünglichen nationalen Elemente, aus denen sich das englische und französische Volk herausgebildet haben, sind nicht sehr verschieden. In Britannien wie in Gallien trat zu der keltischen Bevölkerung eine römische, dann eine germanische und normannische. Nur das Mischungsverhältniß war verschieden, in England überwiegt das germanisch-normannische, in Frankreich noch das gallisch-romanische Element. Auch geographische Lage und Clima bedingen Unterschiede. England ist eine Insel und sehr feucht, Frankreich liegt offener und ist trockener und sonniger. Die Engländer sind auf die See und viel Arbeit angewiesen, um auf engerem Raum viele Menschen ernähren zu können; Frankreich ist ausgedehnter und gestattet namentlich im Süden seiner Bevölkerung mehr bequemen Müßiggang. In England ist man mehr zur Arbeit, in Frankreich mehr zum Genuß geneigt. In England sieht man mehr auf das Solide, in Frankreich mehr auf das Glänzende. Dort sucht man den wahren, bleibenden Werth, hier das augenblickliche Vergnügen. Dort frägt man, was sich schickt, hier nur, was gefällt.

Diese Gegensätze führt der Verfasser auf einleuchtende Weise durch das politische, kirchliche, sociale und geistige Gebiet hindurch.

In England ist der Staat rein um des Volkes willen da, in Frankreich lügt man sich immer und immer wieder in die Illusion hinein, der Staat sey Zweck und das Volk nur Mittel dazu. „Die heillose Vergötterung des Staats ist das Werk und die Erbschaft der französischen Revolution, der Communismus auf der einen und der Despotismus auf der andern Seite die nothwendige Consequenz dieses Molochkultus. Indem man an den Staat, richtiger an dessen falschen Begriff Alles dahingibt, glaubt man auch Alles von ihm erwarten zu können — Ehre, Erziehung, Bildung, Brod, Vergnügen, ja am Ende die Dienstleistungen einer Amme und eines Stiefelputzers. Der Communismus ist weiter nichts, als die Vergötterung des Staates in ihrer höchsten Potenz und bis auf die kleinsten Lebensbedürfnisse des Individuums ausgedehnt. Der communistische Staat fordert vom Einzelnen Alles, dafür muß er diesem aber auch Alles gewähren. Weil nun die praktische Anwendung dieser Lehre der sittlichen Natur des Menschen geradezu widerspricht, kann es kaum anders geschehen, als daß die Furcht vor dem ‚rothen Gespenst' und das unmächtige Ankämpfen der bestehenden Staatsgewalten gegen die communistischen Irrlehren die Tyrannei eines Einzelnen als unvermeidlich ins Daseyn ruft.“ S. 137. Wie ganz anders verhält sich England, dessen Verfassung ausschließlich Mittel zum Zweck des Nationalwohlstandes ist, ein nüchterner Hausstand mit vielen kleinen Verkehrtheiten, die aber nur den alterthümlichen Ecken in einer reichen Kaufmannswohnung gleichen, welche der Besitzer um keinen Preis mit dem modernen Hotel eines windigen Emporkömmlings vertauschen möchte. „Je größer in England die Gliederung und Abstufung der Interessen und Stände, desto einmüthiger und gedrungener ist der eine und untheilbare Nationalwille, der weder das demokratische noch das monarchische, weder das ständische noch das constitutionelle Princip einseitig und ausschließlich darstellt, sondern den festen Kern einer organischen Gemeinschaft.“ Das englische Parlament versäumt nie, das Interesse der Nation im Ganzen zu wahren und Englands Nationalreichthum und Macht zu mehren,

Digitized by Google

wenn es auch allerdings sein Ohr den Klagen zahlloser Individuen verschließt und gegen Irland und die Armen in England selbst unverantwortlich rücksichtslos verfährt. In Frankreich begegnet man so grausen Einzelbildern des Elends nicht, aber das Reich im Ganzen wird bei weitem weniger weise und consequent regiert, als England. Die schwankenden Regierungen und die nie unbefangenen Kammern haben gewetteifert, wahre und große Interessen der Nation zu vernachläßigen. „‚Was haben unsere Kammern seit 35 Jahren gethan?‘ fragt Victor Considérant. ‚Bauchkriecherei, Eitelkeit, Feigheit, Zänkerei, Intrigue, Unmacht — ist das nicht der kurze Inhalt ihrer Geschichte?‘ Die Minister waren nur die Geschöpfe dieser inneren Agitationen, die Repräsentanten von Coalitionen und parlamentarischen Compromissen, die mit dem langen Schweif ihrer Beamten dem Königthum so wenig als Stütze dienten, daß sie dasselbe blos compromittirten. Die meisten Wähler gaben ihre Stimme um den Preis von Aemtern und persönlichen Vortheilen, oder wenigstens in Hoffnung, welche zu erhalten; die Abgeordneten waren die gehorsamen Diener ihrer einflußreichen Wähler, das Gouvernement der Sklave der Deputirten und diese hinwiederum die Schmeichler der Regierung, welche ihnen und ihren Wählern Gunstbezeugungen erweisen und ausschlagen konnte. So mehrte sich fortwährend die Zahl der Stellen und Aemter und damit nur die Gefahr, mehr Appetit zu wecken, als man zu befriedigen im Stande war.“

Um nicht einseitig zu erscheinen, theilt der Verfasser das Aergste mit, was je über England gesagt worden ist, aus Mayhew's London labour and the London poor. „Während Frankreich, hebt der Verfasser an, 4 Millionen Grundbesitzer zählt, sind $\frac{4}{5}$ des englischen Bodens das Eigenthum von 30,000 Familien; und während in Frankreich der zwanzigste Theil des Grundes und Bodens alljährlich den Besitzer wechselt, ist dies in Großbritannien nur mit $\frac{1}{500}$ der Fall. Keine Scholle, die nicht zu einem Lehen gehörte, und selbst von den 183 incorporirten Städten gehört der Boden immer einem der benachbarten Grundherren. Die städtische Bourgeoisie, neben dem skandalösen Reichthum des Feudaladels und dem bodenlosen Elend der ländlichen Bevölkerung, in die alten Formen des fünfzehnten Jahrhunderts eingezwängt und durch Cromwells Navigationsakte feudalisirt; Zünfte für die innere Industrie, Gesellschaftsmonopole für die Ausbeutung Amerika's und Ostindiens; die ostindische Compagnie, Besitzerin von 500,000 Geviertmeilen und Schutzherrin von weiteren 600,000, mit 150 Millionen Einwohnern und einem Kriegsbudget, das 1842 mehr als 340 Millionen Franken betrug; in London 29 Bankiers, die für 24,050 Millionen Franken jährliche Geschäfte machen, während der Arbeitslohn fortwährend im Sinken begriffen ist; ein Fünftel der Bevölkerung, das fast Hungers stirbt; zwei- bis dreimal mehr Geisteskranke als in den übrigen Ländern unseres Welttheils; 300,000 Ausgehungerte, die Jahr um Jahr über das Meer fliehen. Das Haus des Lords mit den exorbitantesten Befugnissen ausgestattet; das Parlament ein rein aristokratisches Institut, eine Succursale des Oberhauses. Des ungeheuern Stempels wegen keine Volkspresse; das Zeitungswesen ein bloßes Handwerk und nicht ein ‚Apostolat‘, wie in Frankreich; die Jury ein ausschließlichts Vorrecht der kleinen Aristokratie und illusorisch gemacht durch die sogenannte Specialjury, die aus den nichtigsten Gründen den prozessirenden Parteien aufgenöthigt wird; das Vereinsrecht durch das Gesetz so definirt, daß jede öffentliche Versammlung für aufrührerisch erklärt werden kann; in London jährlich 100,000 Schuldner ins Gefängniß gesteckt; eine Million Wähler auf 28 Millionen Einwohner; ein rein politisches Kirchenregiment mit einer Jahreseinnahme von 240 Millionen, mehr als alle Geistlichen der Welt zusammen einnehmen; der nichtsthuende Theil des Clerus von den fettesten Präbenden schwelgend, die des Amtes wartende Geistlichkeit in einer dem Elend nahekommenden Lage; die Bischöfe, mit Ausnahme eines einzigen, Mitglieder des Oberhauses und die alleinigen Richter in allen Ehe- und Testamentssachen; eine Universität, die keine Dissenter zuläßt und durch und durch aristokratisch organisirt ist; Pfarrer, die von der Willkür der Krone und der Gnade von 7000 Baronen Amt und Brod haben; das Volk ohne allen Unterricht; Recht, Richtergewalt und Gerichtsverfahren ein wüstes Chaos, aus den buntesten Flicken zusammengestoppelt und voll der plumpsten Widersprüche; eine Nation ohne Ideen, und deren Blick, trotz aller puritanischen Heuchelei, niemals über ihre Segelmasten hinausreicht, beseelt von dem gemeinsten Utilitarismus, der den Werth des Menschen ausschließlich nach dem Vermögen bestimmt; blinder Respekt vor der todten Tradition; eine Sprache ohne alle Grammatik, keine Literatur, keine Kunst. Irland, Amerika, Indien unbarmherzig mit Füßen getreten und bis aufs Blut ausgesaugt; eine dem schauderhaftesten Elend gleichkommende sittliche Verwilderung der untern Klassen; ganze Legionen zu Verbrechern gewordener Knaben; Matrosen, die auf amerikanische Schiffe desertiren und mit Freuden die Gelegenheit wahrnehmen würden, die Waffen gegen ihr undankbares Vaterland zu tragen; schlecht geschützte

Digitized by Google

Küsten; eine ungenügende Kriegsmarine; die Tagelöhner auf dem Lande weit unglücklicher als Sklaven und aufs Stehlen geradezu angewiesen; Manufakturstädte, wo Tausende neugeborner Kinder im Schmutz, durch abscheuliche Nahrung und Opiate zu Grunde gehen; die heranwachsenden siechen Kinder an erbarmungslose Fabrikherrn verkauft; eine allbeherrschende Bank ohne einen Heller, um ihre Effekten zu bezahlen; ein künstliches Kreditsystem; eine Armentaxe von 145 Millionen; Werkhäuser, wo der Mann von der Frau, die Kinder von den Eltern gewaltsam getrennt werden — mit einem Worte: ein durch und durch fauler, verzweifelter Zustand."

Interessant ist die Vergleichung Englands und Frankreichs in kirchlicher Beziehung. Wenn es keine Deutschen, keine deutsche Theologie, keine deutsche Presse gäbe, wenn man den Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus ausschließlich als den der französischen und englischen Nationalität auffassen könnte oder müßte, so würde das Urtheil ohne Zweifel nicht immer demjenigen gleich lauten, wie es herkömmlich bei uns ausgesprochen wird. Denn unsere gebildete Presse ist eben so sehr von der englischen Frömmigkeit gelangweilt, als über die römische Hierarchie entrüstet. Unsere gebildete Presse hat in ihrer bodenlosen Charakterlosigkeit den Standpunkt ganz verloren, von wo aus die kirchlichen Dinge in England sowohl als Frankreich beurtheilt seyn wollen. Sie begreift weder, wie man auf protestantische, noch wie man auf katholische Weise christlich seyn könne. Die Art des Gegensatzes in diesem Punkte ist sehr merkwürdig. England hat den christlichen Charakter nie verloren, Frankreich ihn nach den furchtbarsten Erschütterungen wiedergefunden. In England ist er übrigens eine nüchterne Hausangelegenheit, in Frankreich ein begeisterter Aufschwung und eine Staatssache.

In Bezug auf praktisches Geschick, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften verräth sich gleichfalls der nüchterne Geist der Engländer im Gegensatz gegen das rasche und geniale, oft aber auch sehr unsolide und läppische Zugreifen der Franzosen. „Während die englische Bedächtigkeit sehr oft in plumpe Schwerfälligkeit und stockenden Spleen ausartet, hat der französische Leichtfuß manchmal mit einem einzigen Sprunge Schwierigkeiten überwunden, vor denen selbst ein ernster Wille und ein starkes Gemüth zurückschrickt. Gilt es durch besonnene Ueberlegung und zähe Ausdauer ein Ziel zu erreichen, das in unabsehbarer Ferne und hinter zahllosen Gräben und Wällen aufgesteckt liegt, so ist der Engländer der Mann." Die große Industrieausstellung in London offenbarte ein enormes Uebergewicht englischer Solidität, aber zugleich den unbestrittenen Triumph des französischen Geschmackes.

Ueber die Mode sagt der Verfasser S. 56: „Die französische Mode ist eine so große Tyrannin, weil es kein Gesetz für sie gibt: sie bewegt sich in beständigen Sprüngen, je nachdem auf das allgemeine Gefühl verschieden gewirkt wird. Wenn diese Mode nicht zu fratzenhaften Mißgestalten ausartet, so hat man dies lediglich dem gesunden Formsinn zu danken, der das französische Volk auszeichnet, während in Zeiten, wo dieser Sinn durch politische Ereignisse erschlafft war, die französische Mode eben so geschmacklos wurde, als das Leben frivol. Das Direktorium und die Kaiserzeit liefern schlagende Beweise, wie unnatürlich, ja geradezu sinnlos die Mode sich gebart, wenn die Phantasie unter der Ungunst der Zeiten ihren durch den natürlichen Instinkt für das Gefällige bestimmten Schwerpunkt verloren hat. Namentlich die Frauentracht war dazumal ganz abscheulich und konnte nur vermöge des in allen Kreisen wieder zur Geltung gekommenen Autoritätsprincips von oben herab commandirt werden. Kann die Mode nicht mehr launenhaft seyn, wie ein Kind, muß sie langweilig werden. Ihr einziger Zweck ist, zu gefallen. Was gefällt? fragt der Pariser Schneider eben so gut, als der Pariser Staatsmann, der seinen Salon recht modemäßig herrichten möchte. Es ist unglaublich, welche Erfindungsgabe die Franzosen besitzen, in Kleinigkeiten gefällig und darum neu zu erscheinen; aber noch weit unglaublicher, wie andere Nationen sich der tyrannischen Willkühr solcher Mode blindlings unterwerfen." Der Verfasser hätte dieses Thema etwas mehr erschöpfen dürfen. Die Mode ist Ausdruck des tiefinnersten Princips französischer Nationalität. Diese Nation hat von den Galliern den unwiderstehlichen Trieb zum Neuen geerbt, ein Trieb, der keineswegs im unendlichen Kleiderwechsel allein befriedigt wird, sondern der zugleich das sociale Leben, namentlich das Verhältniß beider Geschlechter beherrscht und jene Koketterie motivirt, die von den ältesten noch gälischen Sagen vom Artushofe an bis zur jüngsten Tageschronik von Paris auf französischem Boden heimisch ist und ewig heimisch seyn wird. Ein Trieb, der nicht minder alle neueren politischen Umwälzungen motivirt.

Damit contrastirt nun nichts stärker, als die Stätigkeit und das Herkömmliche im englischen Wesen, daher auch nichts lächerlicher ist, als Engländer, die gegen ihr angeborenes Naturell Moden der Pariser nachahmen oder in eigenen Modeerfindungen mit ihnen wetteifern.

Dem entspricht ein scharfer sittlicher Gegensatz. Der

Digitized by Google

Franzose frägt immer nur: was gefällt? Der Engländer: was schickt sich? Dies ist aber nicht der Gegensatz des Aesthetischen gegenüber dem Moralischen, denn der Franzose ist weit entfernt, ein ästhetisches Gesetz anzuerkennen, er hält immer nur das für schön, was augenblicklich, weil es Mode ist, gefällt, und eben deswegen morgen nicht mehr schön seyn kann, weil eine vorübergegangene Mode eo ipso häßlich wird.

Weil der Franzose nur genießen will, liebt er auswärtige Gesellschaft, neue Bekanntschaften und neue Leidenschaften, das Leben in der Familie ist ihm langweilig. „Auf ein abgeschiedenes, festbegrenztes Familienleben legt der Franzose fast gar keinen Werth. Das französische ‚chez soi' bedeutet etwas ganz anderes, als das englische ‚Home'. Ihm ist der Familienkreis zu enge und nur als Gesellschaftszimmer wünschenswerth oder erträglich. Die Last der Erziehung suchen Vater und Mutter sich möglichst vom Halse zu schaffen; der Säugling kommt zu einer Amme auf's Land, der Knabe oder das Mädchen in eine Pension, und wenn sie herangewachsen im Salon sich blicken lassen dürfen, so geschieht es in der koketten Absicht, zu gefallen." Damit steht das innige Familienleben der Engländer im stärksten Contrast.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir der Contrastirung beider Nationen, wie sie im Buch des Herrn Helfferich dargelegt ist, in allen Einzelnheiten folgen wollten. Wir machen nur noch auf Einiges aufmerksam, was aus Raudots „über den Verfall Frankreichs" entlehnt ist. „Im Jahre 1789 zählte Frankreich 30 Millionen Einwohner, eben so viele im Jahre 1816, und 1848 waren es 35,700,000. In denselben Jahren weist die Statistik Rußlands 33, dann 50 und zuletzt 70 Millionen auf. Oesterreich, das 1789 28 Millionen und 1816 etwa 29 zählte, hatte sich im Jahre 1848 bis zu 39 Millionen vergrößert. England begann mit 14 Millionen, erfreute sich sodann einer Zunahme bis zu 19 und in dem letzten Zeitraum bis zu 29 Millionen. Preußen, das im ersten Jahre 6,500,000, im zweiten 10 Millionen Einwohner hatte, zählte beim Ausbruch der Februarrevolution 16 Millionen. Daraus ergibt sich, daß 1789 die Volkszahl in Frankreich um $^1/_{10}$ niedriger war als in Rußland, 1815 bereits um $^1/_2$, und 1848 nur etwas über die Hälfte der russischen betrug. Im Vergleich zu England hatte Frankreich 1789 mehr als doppelt so viele Einwohner, jetzt hat es nur noch $^1/_6$ mehr. Während im Jahre 1816 108 Millionen Preußen, Oesterreicher, Russen, Engländer gegen 30 Millionen Franzosen waren, sind es nunmehr 154 Millionen gegen 35. Außerdem müßte Frankreich im Fall eines Krieges, wenn die Nachbarn die Ausfuhr von Pferden aus ihren Ländern verböten, in zwei Jahren ohne Reiterei seyn, so schlecht ist die französische Pferdezucht beschaffen. Vor 1789 betrug das Soldatenmaaß in Frankreich beim Fußvolk 5' 1", bei der Reiterei 5' 3". Im Jahr 1818 konnten die Ersatzmannschaften nicht mehr in hinreichender Zahl von dieser Größe gestellt werden; das Maaß wurde auf 4' 9" herabgesetzt; im Jahre 1830 mußte es abermals niedriger genommen werden, und 1848 zum dritten Male." Im Jahre 1788 hatte England Schiffe mit 1,200,000 Tonnen Gehalt, Frankreich mit 500,000 Tonnen. Dies Verhältniß änderte sich zum Nachtheil Frankreichs so sehr, daß England im Jahr 1811 3,400,809 Tonnen, oder wenn man die seiner Colonien hinzurechnet, mehr als 4 Millionen zählte, Frankreich dagegen nur 683,298 Tonnen. Das führt schließlich zu einer Vergleichung des gesammten englischen und französischen Colonialwesens. England hat die größten und dauerhaftesten Colonien in der Welt gegründet, von denen die eine bereits eine Weltmacht geworden ist, Frankreich hat alle seine Colonien verloren oder verkaufen müssen, nie ist ihm eine gerathen.

In einem Punkte stimmen jedoch Engländer und Franzosen aufs genaueste und zu ihrem beiderseitigen Ruhm überein, nämlich im Nationalstolz, in dem Kraftgefühl, das jedem Engländer, wie jedem Franzosen das Bewußtseyn gibt, er gehört einem großen und starken Volk an, vor dem man in der übrigen Welt Respect hat, und in der Mitleidenschaft für seine Landsleute. Mögen sie sich im eigenen Lande noch so sehr in Parteien spalten, die Engländer sich unter einander mit giftigen Worten anklagen, die Franzosen sich alle zwei bis drei Luster einmal zerfleischen; sobald es die Ehre oder das Interesse der Gesammtnation gilt, halten sie doch alle zusammen und dulden keine Beschimpfung der Nation auch nicht in ihrem schwächsten Gliede. Wir wollen dies übrigens nicht gesagt haben, um unsern deutschen Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten, der sie beschämt, denn wir sind der Ansicht, daß auch uns der Nationalstolz nicht von Natur abgeht, sondern daß wir nur durch lange traurige Schicksale in seiner Pflege verkümmert sind, und daß sich diese Schicksale vor der Hand durch Vorwürfe nicht ändern lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 13. 12. Februar 1853.

Geschichte.

Geschichte Bonifacius des Achten von W. Drumann. Zwei Theile. Königsberg, Gebr. Barnträger, 1852.

Vor kurzem hat der Italiener Tossi das Leben dieses berühmten Papstes gegen die alten und neuen Verunglimpfer desselben vertheidigt. Herr Drumann zieht die Frage nun wieder vor den Gerichtshof protestantischer Kritik. Es ist einer der verwickeltsten und interessantesten Prozesse, mit dem sich schon die französischen Reichstage vor und nach dem Tode des Papstes beschäftigt haben, der aber nie seine letzte Instanz findet, so lange der Streit zwischen Kirche und Staat nicht definitiv erledigt ist. Die Zeugen sind meist partheiisch, die Aussagen widersprechend oder sichtbar übertrieben. Wo Staat und Kirche stritten, hat es nie an Arglist und Leidenschaftlichkeit gefehlt.

Bonifacius VIII. wurde Papst, nachdem sich das weltliche Haupt der damaligen Christenheit, der deutsche Kaiser, tief unter das Ansehen des geistlichen Hauptes hatte beugen müssen. Das schwäbische Kaiserhaus war ein Opfer der ghibellinischen, staatsfreundlichen, cismontanen Politik geworden und das Haus Habsburg konnte sich nur durch die guelfische, kirchenfreundliche, ultramontane Politik in die Kaiserwürde einschleichen als blindes Werkzeug päpstlichen Willens. Wenn nun der Kaiser selbst ein demüthiger Vasall des geistlichen Herrn geworden war, so durften es untergeordnete Könige und Fürsten noch weniger wagen, sich dem Papst zu widersetzen. Bonifacius betrachtete sich schlechthin als Oberherrn der Erde und setzte sich (zum erstenmal) zwei Kronen auf, um dadurch die päpstliche Würde jeder andern überzuordnen (die dreifache Krone wurde erst am Ende des 14. Jahrhunderts eingeführt). Nun wagte aber der König von Frankreich, Philipp der Schöne, was die Hohenstaufen gewagt hatten, und setzte durch, was sie nicht durchgesetzt hatten. Die Kirche, die in Deutschland über den Staat triumphirt hatte, unterlag in Frankreich dem Staate. Man braucht nicht mehr zu wissen, um sich eine Vorstellung zu machen, mit welcher Zähigkeit und Erbitterung der Papst sein einmal erworbenes Ansehen vertheidigte und mit welcher Verschlagenheit und Keckheit der König ihn angriff. Ein solcher Kampf war damals kein Scherz, er hatte den Deutschen ihr edelstes Kaiserhaus, die Würde und Autorität der Kaiserkrone überhaupt gekostet und eine endlose Zwietracht herbeigeführt. Auch Philipps Dynastie stand auf dem Spiele, wenn er nicht siegte. Seit dem Untergang der Hohenstaufen gab er sich keiner Täuschung, keinem Glauben an verführende Reden mehr hin. Man kämpfte auf Tod und Leben, man nahm es daher auch am allerwenigsten genau mit der Wahrheit und daher wimmeln die Berichte von Uebertreibungen und Verleumdungen.

Halten wir uns einfach an die beglaubigten Regesten, so ist der Papst von einem argen Misbrauch seiner geistlichen Gewalt nicht frei zu sprechen. Aus der Familie der Gaetani stammend und zuerst zum Doctor der Rechte ausgebildet, verstand er sich sein Leben lang besser auf Rechtshändel, als auf die Liebe des guten Hirten. Um schneller zur päpstlichen Würde zu gelangen, stieß er seinen Vorgänger Cölestinus durch schlimme Ränke vom Thron und sprach dann doch für das päpstliche Amt, sobald er es inne hatte, eine Unverletzlichkeit und Unfehlbarkeit an, die er selbst nicht geachtet hatte. Unter den römischen Familien, die den päpstlichen Thron zu ihrem Minorate gemacht hatten, herrschte seit lange eine Eifersucht und wilde Stammfeindschaft, wie unter den schottischen Clans. Gelangte das Glied der einen Familie zur päpstlichen Würde, so mußte es den s. g. Nepotismus üben, d. h. aus

Digitized by Google

dem heiligen Amt so viele Güter und erbliche Ehren als möglich den übrigen Familiengliedern gewinnen. Man irrt, wenn man diese Erscheinung der Schwäche des menschlichen Herzens zuschreibt, vermöge deren ein Papst natürlicherweise gerne seine nächsten Angehörigen bevorzugt habe. Das Motiv lag tiefer, es war eingewurzelter Familiengeist, die Familie gehörte nicht sowohl dem Papst, als dieser vielmehr ihr an. Bonifacius verrieth sich als tief befangen in diesem Clanwesen, indem er die Familie Colonna bis auf den Tod verfolgte und aller ihrer Güter beraubte. Desgleichen verrieth sich dieser italienische Familientypus in seiner Habgier. Die Stiftung des Jubiläums, die von ihm ausging, läßt sich nicht wohl freisprechen von einer Rücksicht auf die dabei fließenden Geldopfer. Endlich gab er zu sehr seinem cholerischen Temperamente nach und machte zu viel von seiner schonungslosen Heftigkeit reden, die dem Oberhirten der Christenheit nun einmal nicht ziemte. So waren es durchgängig Racenzüge, die eine kräftige Persönlichkeit um so weniger verbergen zu müssen glaubte, je mehr sie sich im Sieg und Glück wußte. Die Hoffahrt kommt immer vor dem Falle.

Mit ausgezeichneter Bosheit und Schlauigkeit griff König Philipp den allzu hochmüthigen und pochenden Papst bei der schwächsten Seite an, nämlich in der Geldfrage. Wenn früher die deutschen Kaiser mit dem Papste stritten, so handelte es sich um andere Fragen, in denen der Papst meistens Recht hatte oder in denen er wenigstens nichts von seiner Würde vergab. Es handelte sich um die Investitur, um die Simonie. Der Staat war geängstigt durch die ungeheure Macht der Kirche und wollte sie schwächen, indem er mehr Einfluß auf die Besetzung der Aemter zu gewinnen suchte. Aber das war ein unglückliches Beginnen, denn die Kirche konnte und mußte sich mit Recht die unwürdige Besetzung, wohl gar Erkaufung der heiligsten Aemter verbitten. Von diesen dem Staat so gefährlich gewordenen Fragen abstrahirte nun der französische Philipp und hielt sich zunächst ganz einfach und gleichsam naiv an den Geldpunkt. Nichts schadete dem Papst in der öffentlichen Meinung so sehr, als Geldgier. Es gab nichts Gemeineres, zu dem der Statthalter Christi herabgewürdigt werden oder sich selbst herabwürdigen konnte. Das beutete nun Philipp systematisch aus und hörte nicht auf, immer auf denselben wunden Fleck zu schlagen. Bonifacius verbot durch die Bulle Clericis laicos vom 24. Februar 1296 den Geistlichen, ohne seine Genehmigung irgend etwas an Laien auszuzahlen. Philipp antwortete mit einem Verbot jeder Geldausfuhr aus Frankreich. Man sieht, es handelte sich nur darum, wer den Ueberfluß der französischen Kirche abschöpfen sollte, der König in Paris oder der Papst in Rom? Der König bat seine Bischöfe und Aebte höflich, der Papst befahl. Der König bat um Aushülfe für Zwecke, bei denen ganz Frankreich, also auch dessen Geistlichkeit betheiligt war, und ihr Patriotismus wollte ihm die Hülfe nicht verweigern. Zudem war ja die französische Kirche nicht durch den Papst, sondern durch die Frömmigkeit französischer Laien bereichert worden, und es lag somit näher, von ihrem Ueberfluß etwas zu gemeinnützigen Staatszwecken herzugeben, als alles nach Rom zu schicken und den Nepoten Palläste davon zu bauen. Ganz aus denselben Gründen, aus welchen später in Deutschland Tetzels Ablaßkram mislang und zur Reformation führte, versagte sich damals das gesammte französische Volk, Clerus und Laien, den Forderungen des Papstes und stand zum König. Der Papst sah sich gezwungen, nachzugeben und dem französischen Clerus auch ohne Genehmigung Roms freiwillige Gaben an den König zu erlauben. Eben so zweideutig und schwach benahm sich Bonifacius gegen den deutschen Kaiser Albrecht I., den er erst hart anließ und dann wieder beschwichtigte, um ihn gegen Philipp zu brauchen.

Eine Ausgleichung war nicht möglich, der Stolz des Papstes war zu tief gekränkt. Aber Philipp ließ ihm auch keine Ruhe und trennte den geizigen, jähzornigen und wilden Häuptling eines römischen Clans, der ihm nur Verachtung einflößte, von dem Oberhirten der Christenheit, dem Jedermann Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sey, so daß er es wagen durfte, ihn vor ein kirchliches Concilium zu laden und förmlich anzuklagen, wobei ihn das ganze französische Volk, repräsentirt in den drei Ständen, unterstützte. Kaum war dies im Juni 1303 auf dem Reichstag zu Paris öffentlich beschlossen und verkündet, als Philipp auch schon mit Hülfe der den Gaetani feindlichen Clans im Kirchenstaate selbst eine Insurrektion gegen Bonifacius anzettelte. Dieser befand sich in seiner Lieblingsstadt Anagni, als der von Philipp zu diesem Zweck abgeschickte Nogaret, ein Mann von frechstem Muthe, und der vom Papst lange schwer verfolgte Sciarra Colonna im September desselben Jahres in die päpstliche Wohnung eindrangen und den damals schon über achtzig Jahre zählenden Papst unter Mishandlungen verhaftete. Ueber diese Scene hat man die widersprechendsten Berichte, eben so über seinen wenige Tage nachher erfolgten Tod im Wahnsinn.

Der König und die französische Staatsgewalt trug

Digitized by Google

einen vollständigen Sieg davon. Der folgende Papst Benedikt XI. starb schon 1304, der nächste Clemens V. siedelte schon 1307 von Rom nach Avignon über, wo er und seine Nachfolger ganz unter französischen Einfluß kamen.

Der große Dichter Dante hat Bonifacius VIII. sehr streng beurtheilt, ihn in die Hölle verwiesen und von ihm gesagt, er sey „der Pharisäer Herr und Hort" gewesen, d. h. er habe die innere Würde und Heiligkeit der Kirche der äußeren Macht des Papstthums aufgeopfert und die letztere selbst zum Dienst seines Familieninteresses herabgewürdigt. Er, der die Quelle des reinsten Lichts hätte seyn sollen, habe jedes Mittel für erlaubt gehalten, und er, der Hirt der gesammten christlichen Heerde, habe unter den Christen selbst gewüthet.

Zweifelsohne tritt uns hier ein scharfer Contrast heißblütiger Menschlichkeit mit den ewigen und göttlichen Ideen entgegen, deren Träger sie seyn sollte, einer tief untergeordneten, beschränkten und lokalen Racenspecialität mit einer die ganze Menschheit von oben umfassenden und überstrahlenden Idee. Allein was jeden Augenblick bei jedem Priester vorkommen kann, daß die Persönlichkeit der auf ihm ruhenden Weihe nicht entspricht, kann und mußte nothwendig im natürlichen Lauf der Dinge auch beim Haupte der Kirche selbst gerade in den charakteristischen Krisen der Weltgeschichte vorkommen, in denen der Gott der Christen die Thorheit der Menschen nicht minder zu Schanden macht, wie der des alten Testamentes die des Volkes Gottes. Die Geschichte der Kirche kann sich, weil sie auf der Erde und unter Menschen vor sich geht, diesen Prüfungen und Demüthigungen so wenig entziehen, wie die Geschichte des Staates. Sie kann nicht selbst das Himmelreich auf Erden darstellen, nur zum Himmel vorbereiten und sie thut es, wie uns dünkt, nicht blos durch die Tugenden der Kirchenfürsten, nicht blos durch gute Beispiele, nicht blos durch Prüfungen, die sie uns auflegt, sondern auch durch solche, denen sie sich selber unterzieht.

Wenn je ein Papst seine persönliche Lasterhaftigkeit durch seine geheiligte Würde zudecken wollte, so fällt der Geschichtschreiber in denselben Fehler, indem er die Würde selbst wegen der Lasterhaftigkeit ihres Trägers beanstandet. Es ist ein Unterschied, ob man sich über die Thorheiten und Frevel der Könige prophetisch erzürnt, oder demagogisch erfreut. Eben so, ob man die Uebertreibungen des Papstthums von einem christlichen Standpunkt aus beklagt und verwirft, oder vergnügt mit den Fingern auf sie hinweist, um zu zeigen, „wessen Rom sich vermißt und wie man sich seiner erwehrt."

Statistik.

Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft unter den vier letzten Regierungen. Eine statistische Skizze von Frhr. von Reden, Dr. Darmstadt, Jonghaus, 1853. 8. S. 42.

Das Ergebniß dieser interessanten kleinen Schrift ist im Allgemeinsten: 1) kein Staat in Europa überschreitet jährlich auf so regelmäßige Weise sein Budget, wie Frankreich, 2) die Orleanistische Regierung von 1830—1848 gab mehr aus, als die frühere legitime Regierung. „Die gewöhnlichen Entschuldigungen der Vertheidiger der orleanistischen Finanzwirthschaft — z. B. man habe durch Staatsbauten das materielle Wohl gefördert, man habe die konsolidirte Schuld stark getilgt — sind eben so wenig stichhaltig, als wenn man Jemand deshalb loben wollte, weil er fremdes Geld zu nützlichen Zwecken verwendet, oder mit großen Kosten und zu gleichem Zinsfuße neue Schulden macht, um damit alte zu bezahlen." 3) Durch die Revolution von 1848 wurde eine vorübergehende Verminderung der Steuern, also der Einnahmen nothwendig. Nach der Berechnung auf S. 9 hat die französische Republik von 1848—1852 eine Mindereinnahme von 904 Millionen Franken durch außerordentliche Mittel decken müssen. 4) Die consolidirte Staatsschuld ist vermindert worden, dagegen hat die schwebende eine gefährliche Höhe erreicht. 5) Die Rente steigt mit den Bürgschaften des Friedens. „Die französische Rente hat also eine sehr belehrende eigene Geschichte; sie ist zugleich ein getreues Echo der Ereignisse, die Frankreich berührten und ein Memorandum für die großen Sprünge, welche seit einem halben Jahrhundert die s. g. öffentliche Meinung in Frankreich gemacht hat. Unter der ersten Republik konnte die französische 5pCt. Rente sich zu 50pCt. nicht heran arbeiten, sie stand aber sogar Jahre lang unter 10pCt. Die Errichtung des Kaiserreichs hob im Jahre 1804 ihren Kurs zwar bis 60pCt., allein die Börse liebt die Ruhe mehr als den Ruhm und darum haben alle Siege des Kaisers, sammt dessen zweifelhaften Friedensschlüssen, die 5pCt. Rente nicht auf 94pCt. bringen können. Der Friedensliebe der älteren Bourbonen gelang dieses sehr leicht; damals war der Ruhestand entschieden in den Vordergrund getreten und die Ruhmlust schlummerte; die 5pCt. aber lebten auf und verstiegen sich bis zu 110,65. Dem Könige Ludwig Philipp schenkte die Börse noch mehr Vertrauen, weil er sie kannte und zu behandeln verstand. Auch hatte man sich allmählig daran gewöhnt, daß die Gewitter,

Digitized by Google

welche drohend über Europa hinzogen, sich mit dem Wetterleuchten begnügten, oder höchstens durch einen kalten Schlag schreckten. Die Politik der damaligen französischen Regierung hatte sich als ein so vortrefflicher Blitzableiter bewährt. Kurz, die Börse war dafür dankbar, denn unter dem Julikönigthum ging die 5pCt. Rente bis 126,30; die 3pCt. bis 86,40 in die Höhe. Damit war aber das behagliche Börsenleben zu Ende. Die zweite Republik hat nur die Zuneigung der wilden Spekulanten, nicht das Vertrauen der soliden Börsenmänner gewinnen können; die Rente blieb unter Pari. Erst der neue Kaiser scheint der Börse die nöthige Gewähr zu bieten, denn die 5pCt. Renten, welche vor dem Staatsstreich mühesam bis 92 hinauf krochen, sind gegen 4½pCt. ausgewechselt, die jetzt 106 stehen; die 3pCt. aber, damals unter 57 sich bewegend, sind jetzt zu 82 gesucht." 6) Die Rentenbesitzer haben seit 1848 um das dreifache an Zahl zugenommen, das Papier ist nicht mehr Eigenthum und Interesse weniger Reichen, sondern eine große Menge mittlerer Existenzen ist daran geknüpft; das bisher aristokratische Börsenspiel hat einen demokratischen Charakter angenommen. Im Jahr 1848 gab es in Frankreich nur 243,055 Besitzer von 5pCt. Renten mit einem Rentenbesitz von 146 Millionen. Im Jahre 1851 waren der Besitzer 723,428 mit einem Rentenbesitz von 180 Millionen. Die Zahl der Besitzer 3pCt. Renten stieg von 43391 auf 94767.

Aus diesen Thatsachen schließt nun der Verfasser 7) die größte Wahrscheinlichkeit sey, der europäische Friede werde erhalten, wenigstens nicht von Frankreich aus gestört werden. Hohe Kriegskosten müssen nothwendig zum Staatsbankerot führen. Die Friedenspartei sey aber jetzt deshalb stärker, als je in einer früheren Periode, weil viel mehr Privatexistenzen durch die Höhe der Rente bedingt seyen. „Für die innere Ruhe (so philosophirt die Börse) bürgt die Kunst, mit welcher der neue Kaiser das französische Volk zu behandeln versteht; seine Behandlungsweise fesselt, freiwillig und unwillkürlich, Interessen und Personen viel umfangreicher und bei weitem enger an den neuen Thron, als jemals an irgend einen der früheren Regierungsversuche. Für den äußeren Frieden aber bürgt die Unmöglichkeit, einen Krieg ohne bereite Geldmittel zu führen und die fernere Unmöglichkeit, zu einem europäischen Kriege die erforderlichen Geldmittel zu erlangen. — Aber die besorgliche Presse hat gesagt, daß — wenn auch Napoleon III. gescheid genug sey, einzusehen, daß sein jetziges Regierungssystem von den übrigen Fürsten Europa's eben so wohlgefällig aufgenommen sey, als etwanige kriegerische Gelüste allgemeinen Widerstand finden würden — doch das französische Volk und das französische Heer durch den neuen Kaiserthron in einen bedenklichen Kriegsschwindel gelangen würden. Auch ich glaube an das Vorhandenseyn einer Krankheitsform in Frankreich, die man Kaiserschwindel nennen könnte, aber ich halte sie nicht für so gefährlich, daß sie den Krieg über die Grenzen des Landes trüge. Die öffentlichen, gewerblichen und gesellschaftlichen Verhältnisse haben seit 1815 sich gewaltig verändert und mit ihnen die Ansichten der Menschen. Der Werthpapier-Besitzer ist auch in Frankreich ein Freund der Ruhe; selbst der eifrigste Spekulant darunter liebt nur kleine Börsenaufregungen, die man zum ‚Verdienen' benutzen kann, nicht aber Ereignisse, welche das halbe Vermögen auf das Spiel setzen. Wer nun unter der politisch einflußreichen, unbewaffneten und bewaffneten Bevölkerung Frankreichs ist nicht Spekulant oder Besitzer von Werthpapieren?"

Gedichte.

Naturbilder, Gedichte von Adolf Bube. Zweite vermehrte Auflage. Gotha, Stollbergsche Druckerei, 1853. Taschenausgabe.

Schöne Landschaftsbilder, aber meist aus fremden Zonen, so daß Lekture und Einbildungskraft daran mehr Antheil haben, als unmittelbare Erfahrung. Nordische Scenen aus Grönland, Haidebilder aus Ungarn, vulkanische Bilder aus den Cordilleren ꝛc. Am besten hat uns ein einheimisches Bild gefallen.

Die schneebeladene Tanne.

Es hat die Nacht den Tannenbaum
Mit frischem Schnee belastet.
Wie froh auf seinem Silberflaum
Die müde Seele rastet!

Gebrochen sind von schwerem Druck
Nur seine dürren Zweige;
Sie liegen traurig ohne Schmuck
Zerstreut am Hügelsteige.

So, wenn ein Kummer mich bedrängt,
Entfallen mir die Schwächen;
Was abgestorben an mir hängt,
Das lass' ich ruhig brechen.

Es grünt an mir noch mancher Ast,
Der stark sich beut dem Drucke;
So trag' ich stolz des Lebens Last,
Mir und der Welt zum Schmucke.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 14. 16. Februar 1853.

Länder- und Völkerkunde.

Der Welttheil Australien. Neueste ausführliche Beschreibung desselben unter genauer Bezugnahme auf die dortigen europäischen Ansiedlungs-, Handels- und Missionsverhältnisse. Von Dr. F. H. Ungewitter. Mit einem Vorwort von G. H. von Schubert. Erlangen, Palm und Enke, 1853.

Die neueste Zusammenstellung der wissenswürdigsten und jüngsten Nachrichten über den fünften Welttheil, dessen Name noch schwankt, indem man bald Australien, bald Oceanien, bald Polynesien gebraucht.

Bekanntlich ist der Kern dieses Welttheils Neuholland, dann folgen die größern Inseln Neuseeland, Neu-Guinea, die Sandwichsinseln, Tahiti und eine große Menge anderer Inselgruppen. Diese Inseln sind theils hohe, vulkanischen Ursprungs, theils wieder von Korallen gebildet. Man unterscheidet eine charakteristische Uebervölkerung, die schwarzen Papuas, die noch häßlicher, wilder und thierischer als die Neger sind, und eine den Malayen verwandte hellere Race, die offenbar aus den ostindischen Inseln eingewandert ist. Neu-Guinea selbst, obgleich hauptsächlich von Papuas bewohnt, gehört eigentlich noch in die Reihe der ostindischen Inseln. Was die europäischen Ansiedler betrifft, so ist es bemerkenswerth, daß sie zuerst aus Holländern bestand, jetzt aus Engländern, vorherrschend aber aus Protestanten besteht und daß der fünfte Welttheil nie in den Bereich der spanisch-portugiesischen Erwerbung gehörte. Die höchsten Spitzen protestantischer Bildung, die scrupulöseste Theologie, die raffinirteste Rechtsgelehrsamkeit und Abwägung staatlicher Befugnisse nebst der vollendetsten commerziellen Praxis und durchtriebensten Schwindelei greifen mithin in Australien unmittelbar in die rohesten, noch nie auch nur von den Anfängen der Cultur berührten Elemente der Menschheit hinüber. Noch niemals hat die Erde einen ähnlichen Contrast dargeboten. Ueberall, wo sonst Europäer und Nichteuropäer sich berührten, waren die ersteren noch weniger ausgeklügelt, die letzteren schon etwas mehr gereift oder der Bildung zugänglich.

Die Papuas haben übrigens trotz des ungeheuren Contrastes schon ursprünglich ziemlich viel mit der hartköpfigen englischen Verbrecherrace gemein, die ihnen seit der Einschiffung nach Botanybay zugesellt worden ist. Der Papua ist ernst und störrisch, wie der Britte; er ist hart und unbarmherzig, wie der Britte. Er nimmt, was er fassen kann, wie der Britte. Nur fehlen ihm alle Culturmittel und er speculirt höchstens von einem Tag auf den andern, um sich den Bauch zu füllen. Da auf Neuholland, wie auf den Inseln größere Thiere fehlen und das Känguruh allein nicht die Viehheerden der alten Welt ersetzen konnte, die dem Ureinwohner unbekannt waren, so war der Papua mit seinen freßgierigen, raubthierartig aus seinem großen Mund vorstehenden Zähnen auf Menschenfleisch angewiesen und in der That sind alle Papuas Cannibalen. „Bei den Neuseeländern wurden vor ihrer Bekehrung zum Christenthum schon den zarten Kindern bei einer gewissen religiösen Ceremonie kleine Kieselsteine in den Hals gedrückt, um, wie sie sagten, ihr Herz hart und für das Mitleiden unempfänglich zu machen. Die Menschenfresserei überstieg noch bis zu ganz neuerer Zeit bei ihnen alle Grenzen. Oft wurden von Rachebanden Hunderte von Menschen aufgegriffen, nach einander weggeschlachtet und aufgefressen, unter Erscheinungen, die man vor Schauder kaum wiedererzählen kann. Auf solchen Zügen hatten sie für nichts anderes Sinn, als sich satt zu trinken am Blute ihrer Feinde und sich satt zu essen an deren geschlachteten Leibern. Aber auch außer dem Kriege Kinder, Sklaven und wessen sie habhaft werden konnten, todtzuschlagen, zu braten und auf-

Digitized by Google

zuzehren, kostete den Neuseeländern keine Ueberwindung. Auf den Fidschi-Inseln wird da, wo das Evangelium noch nicht eingekehrt ist, ein Götze in Schlangengestalt verehrt, und die verschiedenen Stämme der Eingeborenen rauben einander die Menschen zu den blutigen Opfern, deren oft 5, 10, 20 und noch mehr auf einmal geschlachtet und gekocht werden, wenn ein Tempel aufgerichtet wird. Dies ist dann eine beständige Veranlassung zu Rachekriegen, in denen schauerliche Grausamkeiten vorkommen. Man haut den unglücklichen Gefangenen oft Glied für Glied ab, bis im Rumpfe das Leben erlischt. In der Zerstückelung Geschlachteter oder Erschlagener hatten die Götzenpriester eine ganz besondere Geschicklichkeit. Zuerst wurden die Füße, dann die Unterbeine, dann die Schenkel abgelöst u. s. w.; die Stücke wurden sorgfältig in Baumblätter gewickelt, in den Glutofen gelegt und gebraten. Und was soll man gar von dem erst jetzt verschwundenen Gebrauch der Fidschi-Insulaner sagen, Kriegsgefangene in zusammengebundener, kauernder Stellung lebendig in den Bratofen zu schieben, um durch dieses langsame Braten das Fleisch desto saftiger zu machen? Unter den äußerlich so wohlgestalteten Bewohnern der Marquesas-Inseln sind großentheils bis auf den heutigen Tag alle Gräuel des Cannibalismus im Schwange; Freund und Feind wird geschlachtet, bei Hungersnoth selbst Weib und Kind." Ueberall, wo die Europäer noch nicht förmlich Meister sind, herrscht dieser Cannibalismus noch vor.

Die Europäer selbst aber übertragen weniger die Tugenden als die Laster ihrer neuen Heimath auf Australien. Der größte Theil der weißen Einwohner Neuhollands besteht aus Verbrechern und Nachkommen von Verbrechern, die aus England dahin deportirt wurden. In dieser Classe hat sich die Moralität nicht sehr ausgebildet. „Von 1787 bis Ende 1820 (also während eines 33jährigen Zeitraums) erhielten Neu-Südwales nur Vandiemensland zusammen 25,878 Deportirte; seitdem aber sind bedeutend mehr vom Mutterlande dahin geschafft worden; denn von 1825 bis 1833 kamen nach Neu-Südwales allein zusammen 26,033 und seitdem jährlich wenigstens 3 bis 4000; nach Vandiemensland wurden in derselben Zeit jährlich wenigstens 2000 gesandt, und in dem 50jährigen Zeitraume von 1787 bis 1837 mögen im Ganzen wohl mehr als 100,000 nach den australischen Straf-Colonien gebracht worden seyn. Im Jahre 1844 befanden sich unter den 173,377 Einwohnern der Colonie von Neu-Südwales noch 19,175 Convicts, von denen aber viele seitdem ihre Strafzeit überstanden oder einer bedingten Begnadigung sich würdig gemacht haben. Wären alle diese mehr als 100,000 Verbrecher im Mutterlande durch Einsperrung ins Zuchthaus bestraft worden, so möchten wohl verhältnißmäßig sehr wenige nach ihrer Entlassung aus demselben einen bürgerlich rechtschaffenen Lebenswandel dauernd geführt, sondern unbedingt die meisten die alte Lasterbahn wieder betreten haben. Die Emancipationirten machen im Wesentlichen dieselbe Erscheinung aus, wie die Creolen im spanischen Amerika, oder noch genauer wie die sogenannten freien Farbigen in den früheren Sclaven-Colonien. Daß zwischen ihnen und den ursprünglich Freien in der Colonie eine heftige Spannung herrscht, die sich nicht allein in den politischen Streitigkeiten, sondern noch viel mehr in den geselligen Verhältnissen zeigt, ist schon erwähnt worden. Die Regierung hat nichts verabsäumt, um die Spannung zu heben; sie hat die staatsrechtlichen Bestimmungen und die Verordnungen der Gouverneure, welche den einen Theil der Bevölkerung gegen den andern zurücksetzten, abgeändert und alle Einwohner gesetzlich gleichgestellt, sie hat (seit 1828) verboten, bei den amtlichen Zählungen einen Unterschied zwischen ursprünglich Freien und Emancipationirten zu machen, wie es bis dahin geschehen war; allein alle diese Anordnungen und Maßregeln haben die Ansichten der ursprünglich Freien über den sittlichen Makel, der den Emancipationirten anhängt, nicht zu ändern vermocht: die Spannung besteht fort, und es wird noch lange dauern, ehe sie verschwindet, oder diese Parteien mit verändertem Charakter in andere übergehen. Die Zurückhaltung der ursprünglich Freien hat ihnen den Namen der Exclusionisten verschafft (s. oben). Die Emancipationirten haben übrigens als Partei mancherlei vor ihren Gegnern voraus; sie übertreffen diese zwar im Allgemeinen nicht an Reichthum und noch weniger an Bildung, wohl aber in der Zahl, und nehmen überdieß durch die stete Freiwerdung der Deportirten, mit denen sie natürlich in engerer Verbindung stehen als ihre Gegner, rascher zu als diese; und was das Wichtigste ist, sie sehen sich als vorzugsweise national an, da sie im Ganzen wohl in nur geringen Beziehungen zu ihren europäischen Verwandten stehen und Neuholland (nebst Vandiemensland) wesentlich als ihr Vaterland betrachten, eine Ansicht, die nicht selten den verkehrten Wahn, sie seyen die einzigen rechtmäßigen Bewohner des Landes, erzeugt hat. — Eine unbefangene Betrachtung lehrt, daß es nicht wohl zu hoffen war, unsittliche und verworfene Menschen, wie die Deportirten mit seltenen Ausnahmen sind, gleich dadurch zu bessern, daß man sie auf die Küste Neuhollands aussetzte, daß vielmehr befürchtet werden mußte, die Laster, um deren willen sie aus Europa entfernt waren, möchten sich in

Digitized by Google

den Colonien auch unter den heranwachsenden Generationen verbreiten. Daß dieß geschehen ist, muß leider! zugestanden werden; die Immoralität ist sogar durch die Mißgriffe, die namentlich Anfangs in der Leitung der Colonie vorfielen, noch sehr befördert worden. Es geht aus den übereinstimmenden Zeugnissen der Colonisten, sowie der Reisenden zu allen Zeiten hervor, daß in Neu-Südwales, eben so auch in Vandiemensland, eine Sittenlosigkeit und Verwilderung herrscht, wie sie in solchem Maße schwerlich in irgend einem Theile Europa's gefunden wird, und dieß es sehr erklärlich macht, warum troß dem Glanze, den die Niederlassungen in unserer Zeit um sich verbreitet haben, und den Vortheilen, die sie Einwanderern gewähren, doch viele englische Familien sich dieser Bevölkerung nicht einverleiben mögen, und sich lieber in den andern australischen Colonien eine neue Heimath zu erwerben suchen. Für das Hauptlaster in Neu-Südwales (gewissermaßen auch in Vandiemensland) gilt übereinstimmend die Trunksucht; und der Erdboden hat kein Land, wo dies Laster in größerer Ausdehnung herrscht. Die Städte der Colonie wimmeln von Branntweinläden, und auf den Landstraßen sieht man wenig andere Häuser als Schenken und Wirthshäuser; in dem einzigen Monat Februar 1829 kamen in Sidney 364 Personen um Licenzen, Branntwein schenken zu dürfen, ein, und die vielen Winkeltrinkstuben (slyshops), deren Besitzer heimlich und ohne Licenz dies Geschäft betreiben (in Sidney allein soll es deren an 300 geben), sind eine wahre Pest für das Land und furchtbar verderblich für die niederen Klassen, da ihre Besitzer gewöhnlich auch die Hehler bei Diebstählen und die geheimen Agenten der Straßenräuber sind. Aber die Trunksucht ist keineswegs das einzige Laster in den beiden älteren Colonien; denn hier bestand seit ihrer Gründung immer eine große numerische Verschiedenheit der Geschlechter, eine natürliche Folge der Ueberführung der Deportirten, von denen die große Mehrzahl männlichen Geschlechts ist. Wenn sich in neuester Zeit allerdings eine Abnahme dieses Mißverhältnisses zeigt (1 : 2½, auch sogar 1 : 2 oder 1 : ¾), welche ohne Zweifel zum Theil durch die von der Regierung angeordnete Ueberführung freier Frauen (die man aber wohl schwerlich immer mit gehöriger Sorgfalt wählt), bedingt wird, so ist nichts destoweniger die Zahl der Frauen noch immer so gering, daß man die daraus entspringende Zuchtlosigkeit wohl ahnen kann (denn die Berichterstatter schweigen in der Regel über diesen Punkt ganz), zumal wenn man bedenkt, welches der Charakter des größten Theils der weiblichen Bevölkerung, der aus Deportirten oder deren Nachkommen besteht, seyn werde. Die Thatsache, daß die Ehen lange nicht in gleichem Verhältnisse, wie die Bevölkerung, zunehmen, spricht deutlich genug, und wenn die Sidney-Zeitungen mit Stolz darauf hinweisen, daß 1828 zum ersten Mal eine Klage wegen Ehebruchs vor die Colonialgerichte von Sidney gekommen sey, so ist dies wahrscheinlich gerade ein Beweis für die allgemeine Zuchtlosigkeit. Daß es alsdann auch an andern Lastern aller Art und Verbrechen nicht fehlt, ist hinlänglich erwiesen. Diebstahl und Betrug in jeder Form sind sehr häufig. Räuberbanden aus entflohenen Deportirten (den sog. bushrangers) bestehend, hat es jederzeit in Neu-Südwales und Vandiemensland gegeben, und sie unterhalten gewöhnlich Verbindungen in den Ansiedlungen; Mordthaten kommen oft genug vor; die Sucht zu prozessiren ist hier so arg, wie nur in irgend einem Lande Europa's, und besonders wird allgemein über die Gewissenslosigkeit in der Eidesleistung geklagt, die namentlich bei den niedern Classen herrscht."

Dazu kommt jetzt noch die Geldgier. Folgendes enthält ein Schreiben aus Melbourne: „Unsere Straßen wimmeln noch von glücklichen Goldgräbern, aber umschwärmt von ehemaligen Convicts aus Vandiemensland wie von Raubvögelschaaren. Die furchtbarsten Gewaltthätigkeiten werden selbst am hellen Tage ungestraft verübt. Dabei strömen immer neue Abenteurer nach der Stadt; und während täglich ein Strom von Menschen durch das Landthor nach den Goldgruben sich in Bewegung setzt, wird die Lücke durch einen andern Strom ausgefüllt, der zum Hafenthor hereinbricht. Karren und Leiterwagen, mit Mundvorräthen beladen, die für die Goldgräber bestimmt sind, versperren die Straßen, und große Reitertrupps sprengen gelegentlich nach dem zu den Goldgruben führenden Thore. Und der zurückbleibende Kaufmann hat die Hüter seiner goldenen Schätze in den Reihen der aus Deportirten gebildeten Strafcompagnie zu suchen! Denn ordentliche Dienstboten sind gar nicht mehr zu haben." rc.

Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, daß die bestialischen Papuas die sittliche Verwandtschaft mit den neuen Ansiedlern herausgefunden und einen sinnreichen Aberglauben daraus formulirt haben. „Am verbreitetsten ist bei den Papuas in Neuholland der Wahn, daß die Weißen keine gewöhnlichen Menschen, sondern ihre in veränderter Gestalt auf die Erde zurückgekehrten verstorbenen Landsleute sind! Dies geht so weit, daß noch in ganz neuer Zeit ein Colonist in Perth (Hptst. der Colonie am Schwanenfluß), der einem verstorbenen Neuholländer von einem Stamme im Innern ähnlich seyn sollte, regelmäßig zweimal im Jahre einen Besuch von seinen vermeintlichen Anverwandten erhielt,

Digitized by Google

die sich davon nicht zurückhalten ließen, obwohl sie jedesmal einen Weg von 14 Meilen durch eine, nicht selten von ihren Feinden durchstreifte Gegend machen mußten. Man kann sich denken, wie sehr entflohene Verbrecher diesen Wahn zu ihrem Vortheil zu benuzen gewußt haben. Auch die Eingeborenen in der Nähe von Port Essington, auf der Halbinsel Coburg, glauben, daß ihre Verstorbenen in der Gestalt der Weißen wieder erscheinen."

Neuholland ist viel zu ausgedehnt, als daß die Colonisation daselbst schon weitere Fortschritte hätte machen können. Dagegen ist das kleinere Neuseeland schon um und um verwandelt! Wo noch vor wenigen Jahrzehnten gräßliche Menschenfresser hausten und kein Schiff ohne Gefahr landen konnte, ist jezt schon alles civilisirt, bekehrt durch Missionäre, überschwemmt mit Industrie und Speculation. Mit der Besitzergreifung durch die Engländer zog auch sogleich die Corruption der civilisirten Staaten ein, um ohne Unterbrechung an die Stelle der ursprünglichen Wildheit und Thierheit zu treten. Der Neuseeländer hatte keine Zeit, sich von seiner Barbarei zur Humanität und christlichen Tugend zu wenden, er fiel augenblicklich dem englischen Speculationsgeist in die Arme, der vielleicht ein noch schlimmerer Teufel ist, als der Cannibalismus, weil er nicht blos den Leib, sondern auch die Seele frißt. Schon kann Niemand auf Neuseeland mehr Land kaufen, ohne den s. g. Landhaifischen in den Rachen zu gerathen, die der Regierung das Land abkaufen, um damit Wucher zu treiben.

Merkwürdiger als alle diese Länder ist Neu-Guinea, eine große Insel, deren Ufer noch lange nicht genug bekannt, daher auf den Karten gewöhnlich nur mit Punkten bezeichnet sind. Dieses Land ist noch unbekannt in Bezug auf die Cultur, die Seefahrer haben es immer nur berührt, der Niederlassungen daselbst hat man noch nicht gedacht. Es ist das schönste Land auf Erden, ein Paradies mit herrlichen Gebirgen, klaren Flüssen, einer Vegetation und Thierwelt, die an Farbenpracht alles übertrifft, was man unter der Sonne sehen kann. „Einen überraschenden Gegensatz bildet zu den vielgestaltigen rauhen Klippen die im reichsten Farbenschmucke des indischen Himmels glühende Pflanzenwelt, welche bald nur in Form niedriger Stauden, häufig aber auch in derjenigen stattlicher Bäume einen deutlichen Kampf führt mit den gewaltigen Massen des todten Gesteins, und mit jedem Schritt nach dem Innern und der Gewinnung fruchtbaren Erdreichs an Kraft und Schönheit gewinnt. Zwischen den umschließenden Ufern breitet sich die dunkelblaue Wasserfläche aus, die bald spiegelglatt daliegt, bald von der wiederkehrenden Fluth leicht gekräuselt und von allen unreinen Stoffen so vollkommen gereinigt wird, daß man in kaum glaublichen Tiefen den Meeresboden mit Deutlichkeit erkennt. Die Beleuchtung der tropischen Sonne gesellt sich hinzu, um diesen Naturbildern einen Reiz zu verleihen, der gewiß kein geringer seyn kann, da die holländischen Seefahrer, obgleich weder durch Volksthümlichkeit, noch durch Gewöhnung ihres Berufes für Aufnahme solcher Eindrücke besonders befähigt, ihrer doch mit unverkennbarem Enthusiasmus gedenken. Alle Pflanzenformen, die wir in unsern Ländern zu sehen gewohnt sind, nehmen in Neu-Guinea, auch wenn sie den Typus ihrer Form beibehalten, eine ganz andere Gestalt an. Unsere Gräser entwickeln sich zu jenen riesenhaften Rohren, die an Höhe unsere Waldbäume übersteigen und durch ihre schlanken, oft bis einen Fuß im Durchmesser haltenden Stämme den Charakter der Landschaft bestimmen; wie denn überhaupt die riesenhaften Monokotyledonen unendlich viel zur Verschönerung der Landschaft beitragen, wovon unsere Schilfe keinen Begriff geben können. Ein Hain von Riesenbäumen, durchwebt mit den mannigfaltig blühenden Lianen und Schlinggewächsen, die sich in die Kronen hinaufwinden und das Ganze in eine von ungeheuren Säulen getragene Blumenkuppel verwandeln, überragt von den bis 180 oder 200 Fuß hohen Palmenkronen, gewähren einen überaus prächtigen Anblick. Wahrscheinlich ist nicht allein die ganze Flora der Gewürzinseln, sondern auch der Tropeninseln Australiens hier zu Hause." Bekannt sind die wundervollen Paradiesvögel, die allein hier vorkommen, minder bekannt die großen und zauberisch schönen Schmetterlinge dieser glücklichen Inseln. Allein wenn die Natur allen ihren Segen hier erschöpft zu haben scheint, so überließ sie den Genuß bis jezt den rohen Papuas allein. Wurden die Europäer von der Colonisirung dieses irdischen Himmelreichs vielleicht unwillkührlich wie durch Geisterhand zurückgehalten, weil sie den Fluch ihrer Civilisation nicht hineinbringen sollten? Ist es vielleicht weit besseren Geschlechtern vorbehalten, dort zu wohnen?

Unter den zahllosen kleineren Inseln und Inselgruppen erregt außer den Sandwichinseln vornehmlich Tahiti die Aufmerksamkeit. Beide Gruppen sind bekanntlich durch englische Missionare bekehrt und civilisirt worden. Tahiti hat zur Zeit Ludwig Philipps eine französische Invasion erlebt, die zugleich eine katholische Reaction gegen das protestantische Missionswesen seyn sollte, aber um so weniger den Zweck erreichte, als die Religion hier überhaupt nur zum Vorwande diente.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 15. 19. Februar 1853.

Geschichte.

1) Die Geschichte der Römer von Fr. D. Gerlach und J. J. Bachofen. Erster Band. Basel, Bahnmaier, 1851.

In diesem sehr beachtenswerthen Buche wird das kritische Verfahren Niebuhrs in Bezug auf die römische Geschichte als unzuläßig und zu grobem Irrthum führend beseitigt und der historische Thatbestand hinter dem Nebelschleier jener Kritik wiederhergestellt. Der Hauptgedanke ist: Niebuhr erkannte in der ganzen älteren Geschichte der Römer nur Fabelwerk, in späterer Zeit und zum großen Theil voll Absichtlichkeit zu dem bestimmten Zweck erfunden, politische Ansprüche der Gegenwart durch erlogene Antecedentien, durch Zurückführung auf ein angebliches Alterthum zu begründen und zu heiligen. Diese Ansicht Niebuhrs thut aber den römischen Quellenwerken Gewalt an und ist eine schwere Beleidigung für die Manen eines großen Volks, wie das römische. Eine solche Spitzbüberei, wie sie Niebuhr den römischen Geschichtschreibern zumuthet, ist ihnen niemals eingefallen. Die ältere römische Geschichte ist allerdings zum Theil eine mythische, und die geschichtliche Grundlage ist durch die Tradition auch hier, wie bei allen Völkern, mannigfach ausgeschmückt worden, aber wenn auch die Patrizier die Absicht gehabt hätten, zum Vortheil ihrer Kaste die alte Geschichte zu verfälschen, so würde es ihnen unmöglich gewesen seyn, weil dieselbe gerade durch die volksmäßige Tradition unverrückt fest stand.

Niebuhrs kritische Vernichtung der altrömischen Geschichte steht ganz auf derselben Linie, wie die kritische Vernichtung des Lebens Jesu von Strauß und in mehr als einem Gebiet historischer Forschung kehrt auf so übereinstimmende Weise dasselbe rücksichtslose Verfahren, dieselbe Willkühr des Nichtgeltenlassens wieder, daß diese wissenschaftliche Erscheinung zu den allgemeinen Krankheiten des Zeitgeistes gerechnet werden muß. Die Subjectivität will sich durch Anerkennung eines festen und unumstößlichen Objects nicht mehr beschränken lassen. So wie sie Gott selbst als Object vernichtet und mit dem denkenden Subject assimilirt hat, so ist ihr auch das geschichtlich Bestehende und für gewiß Geltende eine unerträgliche Schranke ihrer Willkühr, sie geht also mit unwiderstehlicher Gier auf die Bestreitung des historisch Gewissen aus und sucht wie Scheidewasser auf das organische Leben des Historischen zu wirken. Und zwar instinktartig, ohne alle böse Absicht. Die in diesen Wahnsinn gefallenen Gelehrten sind häufig weit mehr zu bedauern, als anzuklagen, indem sie in der unreinen Luft der Schule vom geistigen Typhus nur eben angesteckt wurden.

Das zweite Verdienst des vorliegenden Werkes besteht in der Nachweisung der das altrömische Leben durchdringenden religiösen Elemente. Bisher hat man daran sehr wenig gedacht und wenn man auch über Mythologie und Cultus der Römer viel geschrieben, doch den innigen Zusammenhang der Religion mit dem öffentlichen und Privatleben der Römer nicht gehörig erwogen. Natürlicherweise konnte das auch nicht die Aufgabe von Gelehrten seyn, denen ihre eigene Religion gleichgültig geworden war. Die ganze Gelehrsamkeit des philosophischen Jahrhunderts, das noch keineswegs vorüber ist, widerstrebte einer solchen Anerkennung des Religiösen. Das vorliegende Werk bezeichnet schon die neue Epoche der Wissenschaft, die eingetreten ist, ohne daß die verblendeten Monopolisten der alten Epoche es zugeben wollen. Alle Hoffahrt, alles Sichgeberden, als ob man den Thron allein inne hätte, wird ihnen nichts helfen, unwiderstehlich ist die heilige Macht des Objectiven, die allen ihren eitlen Subjectivitätenkram über den Haufen und ins Kehricht werfen wird. „Man war

Digitized by Google

bisher gewohnt, vorzüglich das Staats- und Rechtsleben des römischen Volks in Vordergrund zu stellen und seine kriegerische Tapferkeit zu preisen; dadurch ist geschehen, daß man nicht selten die tiefere Grundlage des römischen Charakters ganz unbeachtet ließ, das lebendige Abhängigkeitsgefühl von der Macht der Götter. Mit den Göttern und durch die Götter ist die ewige Stadt gegründet worden. Nicht nur in außerordentlichen Zeiten haben sie ihren Willen dem römischen Volke kund gethan, sondern sie stehen ihm jeden Augenblick mit ihrer Hülfe nah. Durch die Sprache der Seher und Priester, durch Wunder und Zeichen, durch die ganze belebte und unbelebte Natur haben sie Rath und Warnung ausgesprochen, oder durch schwere Strafen ihren Zorn verkündet. Dieser innige Verband ward durch die göttliche Abstammung des erlauchtesten Geschlechts vermittelt, und blieb durch verborgene Wissenschaft dem römischen Volk gesichert. Denn nicht mühelos wird die göttliche Offenbarung dem Menschen kund, und nur die Weisheit vermag das ewige Geheimniß zu ergründen. Aber diese Wissenschaft erbt durch die heilige Weihe von Geschlecht auf Geschlecht, und blieb dem Volk als ein köstliches Eigenthum bewahrt bis in die fernste Zeit."

Die Behandlung ist geistvoll. Hier eine kurze Charakteristik der Gegend Roms, S. 25: „Kein Theil Italiens kann sich an erhabenem Ernst mit Latium messen. An Reichthum und Ueppigkeit der Natur übertrifft es der Süden unzweifelhaft, an Großartigkeit der Formen, an Feierlichkeit und Würde des Charakters steht es ihm ebenso entschieden nach. Es gibt eine Natur, deren schwelgerische Ueppigkeit die Sinnlichkeit reizt und dadurch den Menschen zuletzt dem edleren Streben entfremdet; es gibt aber daneben eine andere, die durch die Harmonie ihrer Erscheinung, durch die Einfalt und Strenge ihrer Linien den Geist an Zucht gewöhnt, und die sinnliche Kraft eines Volkes, ohne sie in ihrer Entwicklung zu hemmen, doch zugleich einem höhern geistigen Gesetze unterordnet. Solcher Art ist das Land um Rom, und solcher Art war auch sein altes Volk, Körper voll kräftiger Sinnlichkeit, Geister voll Zucht, in Allem Fülle und in Allem Maß, die schönste Harmonie des Lebens." Daran schließt sich eine Charakteristik des Hirtenlebens S. 107: „In dem Faunus hat sich nun offenbar das älteste italische Hirtenleben dargestellt, das in den frühesten Zuständen des Landes begründet und mit dem Landbau stets verbunden bis auf den heutigen Tag den Bewohnern von Latium ein eigenthümliches Gepräge gibt. Das Wesen dieses Gottes, dem Pan, Silvan und den Satyrn nah verwandt, spricht sich in jener sinnlichen Lebensfülle und drolligen Derbheit aus, welche zu Muthwillen und Schwänken aller Art geneigt, sich zuweilen mit einer tiefen Ahnung des geheimnißvollen Lebens der Natur vereinigt findet. Hier sind alle einzelnen Züge unmittelbar aus dem Leben des Volks entlehnt, und das ganze Colorit kann den italischen Himmel nicht verläugnen." Man sieht, wie die Verfasser bemüht waren, die Wurzeln zu beachten, mit der das römische Leben am Boden der Heimath hing.

Die Vorgeschichte Roms wird kurz bezeichnet S. 111: „Italiens älteste Erinnerungen zeigen die Todesstunde zweier früher mächtiger Völker, von welchen das eine das andere unterjocht, um später mit ihm einem dritten zu erliegen, das die Trümmer beider unter sich begräbt, wie unsere heutige Erdoberfläche frühere Schöpfungen. Sikuler, Pelasger, Aboriginer folgen aufeinander, verdrängend und wieder verdrängt, bis sich zuletzt aus den Trümmern aller die Vorsehung ein Volk bereitet, in dessen Schooß Alba und Rom ihr Gedeihen finden können." Die Sikuler erscheinen als die reicheren Bewohner der Ebene, die Aboriginer als die ärmeren und rauheren des Gebirges, von wo sie jene befehden, die Pelasger als thessalische Einwanderer. In die Reihe dieser letzteren drängen sich Etrusker ein aus Lydien in Kleinasien, nicht aus Rhätien.

Von besonderem Interesse ist, was über die alterthümlichen Bauwerke gesagt wird S. 144: „Die Darstellung der ältesten Bauwerke Griechenlands und Italiens wird öfters dadurch verwirrt, daß man nicht gehörig unterscheidet zwischen dem kyklopischen und dem polygonen Baustyl. Und doch sind beide durchaus verschieden, und durch zwei sich entgegengesetzte Prinzipien getragen. Die Bauart, welche von den Alten den Kyklopen zugeschrieben wird, beruht auf der Anwendung roher Blöcke in ihrer natürlichen Gestalt, also auf der beinahe vollständigen Abwesenheit regelmäßiger Beschneidung. Die Bauart der Pelasger gründet sich umgekehrt auf die Umbildung der rohen Blöcke zu polygonen Figuren." rc. Geistvoll die Bemerkung S. 148: „Zu den trefflichsten Bemerkungen des Aristoteles gehört die Hervorhebung des Zusammenhanges zwischen der Anlage einer Stadt und ihrer Verfassung. Monarchie und Oligarchie verlangen eine Burg, für die Demokratie eignet sich ebene Lage, für die Aristokratie keines von beiden; für sie ist das Passendste eine größere Anzahl befestigter Plätze. Die Städte Mittel-Italiens haben alle eine Burg, bei deren Auswahl Rücksichten der Sicherheit entschieden, wie sie einem erobernden Volke besonders wichtig seyn mußten. Die Verschiedenheit

Digitized by Google

der Bodenverhältnisse ergibt ein dreifaches Burgsystem. Die Gebirgszüge des Apennins bieten hervorragende Hügelspitzen: diese Lage haben die Burgen von Alba Fucensis, von Präneste, die von Kornikulum (S. Angelo), von Terracina, von Circei. Bei vulkanischen Gebirgen eignen sich besonders die hervorragendsten Punkte der schroffen Kraterränder zu festen Anlagen: so liegt Tuskulum, so Alba Longa, so Aricia, ähnlich Kastiglione, die Burg von Gabii, und jenseits des Tibers Kapena. Eine dritte Klasse bilden die flachen Tufhügel der Kampagna. Am meisten Vortheile versprachen diejenigen, deren Wände sich schroff aus der Tiefe erhoben, oder durch eines der zahlreichen Gewässer, die in diesen Thälern ihren Weg suchen, umflossen werden. Daß diese Lage von den alten Städtegründern besonders ausgewählt wurde, bezeugt Virgil in dem herrlichen Liede, welches er dem Lobe Italiens widmet. Georg. II. 155."

Ueber die Sprache S. 184: „Das Lateinische zeigt Eigenthümlichkeiten, welche auf eine frühere Stufe der Sprachbildung zurückweisen, als diejenige ist, die uns in der Mundart der Hellenen vorliegt. Einige Beispiele rechtfertigen meine Behauptung, und bessern Sprachkennern mag es gelingen, noch andere hinzuzufügen. Tebe, ein Ortsname, und Tiberis, die davon abgeleitete Flußbezeichnung, werden nach pelasgischer Art ohne Aspiration geschrieben, und in der Bezeichnung Velia hat sich jenes äolische V erhalten, welches die älteste griechische Mundart allen Vokalen vorzusetzen pflegte. Ebenso fehlt dem Lateinischen der Artikel, den das spätere Griechische nach Art unserer heutigen Sprache ausgebildet hat. Diese Verwandtschaft der lateinischen Sprache mit der pelasgischen wird von den Alten angedeutet, wenn sie sagen, daß von allen griechischen Dialekten keiner der Sprache Latiums so nahe komme, als der äolische, das heißt als derjenige, welcher dem ursprünglichen Charakter am treuesten geblieben. Die neuern Sprachforschungen haben noch eine weitere sehr merkwürdige Bestätigung unseres Satzes geliefert. Es ergibt sich nämlich, daß die lateinischen Formen weniger von denen des Sanskrit abweichen, als die griechischen auf der Stufe ihrer spätern Ausbildung."

Uebergehend zur eigentlichen Geschichte entfaltet das Werk auf eine höchst anziehende Weise den Reichthum der Ereignisse, in denen das altrömische Volks- und Staatsleben sich entwickelt, in denen Niebuhr bekanntlich nichts als Fabeln und zwar absichtlich erfundene Fabeln sehen wollte. „Wenn die verderbliche Richtung, welche die Geschichtsforschung seit Niebuhrs Tagen verfolgt, einmal überwunden seyn wird, dann muß immer klarer hervortreten, welch herrlicher Schatz historischer Wahrheit in jene größte Schöpfung der römischen Poesie aufgenommen und verarbeitet worden ist. Die Heerzüge und Schlachten, die uns Virgil schildert, gehören nicht in Tausend und Eine Nacht. Die schrecklichen Kriege, der Könige Heldentod, das tyrrhenische Heer, Hesperiens ganze Waffenmacht zum Streite aufgeboten, sie sind keine wesenlosen Schöpfungen eines mächtigen Dichtergeistes, sie sind vielmehr das Ergebniß geschichtlicher Forschung, die keine Mühe scheut, die Ueberlieferungen der Vorzeit, ihre Geschichte, ihr Recht, ihre Sitten rein und unverfälscht aufzunehmen und darzustellen. Ueber die Einzelnheiten mag jeder denken, wie ihn die Anlage seines Geistes treibt und seine Forschung befähigt. Aber für das Bild, das uns der Dichter von jener Urzeit entwirft, für die Schilderung

Quae tempora rerum,
Quis Latio antiquo fuerit status, advena classem
Cum primum Ausoniis exercitus adpulit oris,

dafür verlange ich geschichtlichen Glauben, wie ihn die Genauigkeit der virgilianischen Forschung jedem abnöthigt, der seinen Gesängen, insbesondere den sechs letzten, fortdauernde ernste Aufmerksamkeit zuwendet." Ueber den angeblichen Antheil der griechischen Erfinder an den vermeinten Fabeln heißt es hier noch Theil II. S. 12: „Die strenge Geschlossenheit der römischen Gedankenwelt, das völlige Aufgehen seines ganzen Lebens an dem ewigen Rath der Götter, die Innerlichkeit der Gesinnung, die streng und spröde jeden störenden Einfluß von Außen ferne hält, erzeugt jenes durch und durch volksthümliche Geistesleben, das nur in sich selber wurzelt, Alles nur in Beziehung auf sein Inneres begreift, fremden Einflüssen fast unzugänglich ist. In diesem Sinne war jener alte Kato der treueste Spiegel seiner Zeit, das klarste Abbild seines Volkes, verständig, klug, schroff, mißtrauisch gegen alles Neue, was aus der Fremde kam, aber kernhaft, arbeitsam, streng haltend an Zucht, Ordnung und Gesetz. Es ist daher nichts lächerlicher, als die Behauptung, daß die geschichtliche Ueberlieferung über die ältesten Zeiten Roms, durch die Griechen gefälscht, erst in dieser Gestalt Eigenthum der Römer geworden sey. Als wenn nicht diese Ueberlieferung seit Jahrhunderten sich gestaltet hätte und nach allen Richtungen ausgebildet worden sey, ehe den Griechen auch nur der Sinn ankam, diese Gegenstände zu berühren. Dieser Gedanke ist in so schneidendem Widerspruch mit römischer Sitte und Art, daß seine Entstehung schlechthin

Digitized by Google

unbegreiflich wäre, wenn nicht die sogenannte höhere Kritik auch die abentheuerlichsten Voraussetzungen für erlaubt hielt, nur um ihre Lieblingstheorien zu stützen und die Wahrheit der beglaubigten Geschichte zu erschüttern. Also während die Legende auf dem fruchtbaren Boden des Glaubens aufgewachsen, die verwandten Gegenstände in ihren Zauberkreis verflocht, hat neben ihr die geschichtliche Ueberlieferung als geistiger Herzschlag den Leib des Volkes beseelt, ihm das Bewußtseyn seiner selbst gerettet und in der Erinnerung an die Väter die geistige Eigenthümlichkeit und eine ewige Quelle der Verjüngung bewahrt. Nicht als wäre ein schroffer Gegensatz zwischen diesen beiden Geistesthätigkeiten festgehalten worden. Die Legende, welche das Leben der Götter in anmuthiger Dichtung sich vergegenwärtigt, kann den heimathlichen Boden nicht verlassen und hält stets die Verbindung mit dem gottgeliebten Volke fest."

Der erste Band in seinen beiden Abtheilungen reicht nur bis zum Schlusse der Königsperiode und analysirt das Leben und Wirken jedes Königs, so wie die höchst eigenthümliche Ausbildung des Patriciats und der Plebs, hervorgegangen aus der Föderation verschiedener Stämme unter steter und tiefer Einwirkung der Religion. In das reiche Detail ist hier nicht einzugehen. Wir schließen mit einer wohlgemeinten Empfehlung nicht nur dieses Werkes, sondern auch überhaupt der darin geltend gemachten Grundsätze geschichtlicher Forschung. Es ist nachgerade Zeit, jene Willkühr aufzugeben, welche nicht nur vorwärts, sondern auch rückwärts herrschen, an der heiligen Vergangenheit eine unmögliche und unfruchtbare Gewalt ausüben will und die angebliche Vornehmigkeit des Geistes, die angemaßte Souverainetät der Dialektik als alleinige Autorität erkennt, vor welcher keine andere, weder der historischen Thatsachen, noch der Naturwahrheit, noch der Offenbarung mehr gelten solle.

Es ist übrigens merkwürdig, wie die Geschichtsforschung, in ein anderes Extrem fallend, aus Ueberdruß an der subjectiven Hyperkritik angefangen hat, sich ausschließlich an beglaubigte Urkunden zu halten und die Tradition auch gar nichts mehr gelten zu lassen. Die Tradition darf weder willkührlich gedeutet, noch darf sie ganz verworfen werden. In ihrer poetischen Hülle ist immer ein Kern alter Wahrheit, den man achten muß. In der Regel hat sie sich ganz unbefangen und in Unschuld ausgebildet, echt volksmäßig; sie buchstäblich zu nehmen, wäre thöricht, aber argen Trug darin lesen zu wollen, nicht minder.

2) **Die Belagerung und der Ersatz der Stadt Bregenz im Jahr 1408 und deren Retterin Ehreguta mit ihrem vermeintlichen Denkmale. Von Joseph Bergmann. Mit einer Tafel. Aus den Schriften der k. k. Akademie der Wissenschaften (Juni 1852) besonders abgedruckt. 8°.**

Herr Custos und Akademiker Bergmann, ein geborener Vorarlberger, klärt hier eine interessante, aber dunkle Parthie in der Geschichte seiner Heimath auf. Da die Schriften der Wiener Akademie nicht in Jedermanns Hände kommen, halten wir es für Pflicht, unsre Leser in Schwaben und der Schweiz auf diese Abhandlung aufmerksam zu machen.

Die Thatsache, daß die Nachtwächter in Bregenz zu Ehren eines Weibes mit Namen Guta, die im Jahr 1408, als die Stadt von den Appenzellern belagert war, das Lager der letztern auskundschaftete und dadurch einen glücklichen Ausfall und die Vertreibung der Belagerer möglich machte, den ganzen Winter durch jede Nacht „Ehrguota", d. h. Ehrt die Guta, rufen müssen, ist längst bekannt und durch Sagenbücher auch außerhalb Süddeutschlands verbreitet. Als in der Napoleonischen Zeit Vorarlberg mit Tirol zu Bayern kam, wurde die alte Sitte auf Befehl des bayrischen Landrichters verboten, weil das damalige Montgelas'sche Regiment ein erklärter Todfeind aller alten religiösen und volksthümlichen Gebräuche war, aber sobald die österreichische Regierung zurückgekehrt war, klang auch wieder der alte Ruf durch die Nachtstille der Bregenzer Straßen. — Daß nun ein Weib wirklich durch ihre Auskundschaftungen zur Rettung der Stadt beigetragen, ist historisch beglaubigt, ihr Name jedoch nur traditionell.

Worauf es dem Verfasser hier vorzüglich ankommt, ist der Nachweis, daß ein altes an einem Thurme über der Stadt befindliches Basrelief, ein zu Roß sitzendes Weib darstellend, welches das Volk schon lange für ein Bild der Guta hält, nichts anderes als ein Rest altrömischer Kunst, noch herstammend von der römischen Colonie Brigantium ist, darstellend die bekannte Schutzgöttin der Pferde und Maulesel Epona, deren Bild sich auch an andern Orten auf fast ganz gleiche Art dargestellt findet und deren Cultus ganz in jene Gegend paßte, denn die Römer mußten über hohe Schneegebirge in das Thal des Bodensees hinabsteigen und durften daher wohl einer Göttin danken, die ihre Saumrosse beschützt hatte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 16. 23. Februar 1853.

Dichtkunst.

A. E. Fröhlichs gesammelte Schriften. Vier Bände. Frauenfeld, Verlags-Comptoir, 1853.

Fröhlich ist unstreitig der ausgezeichnetste unter den schweizerischen Dichtern der Gegenwart. Den größten Ruhm erwarben ihm seine Fabeln, die auch in vorliegender Sammlung den ersten Band bilden. Sie haben meist politische Bezüge und stemmten sich schon gegen den Strom der Zeit lange bevor Graf Strachwitz seine schönen Lieder schrieb. Aber es wäre nicht Recht, wenn man Fröhlich vorzugsweise unter die politischen Dichter zählen wollte. Er hat die Poesie wahrlich nicht blos von dieser widerwärtigen Seite angefaßt, die nur zu geistreicher Satyre auffordert, sondern sich auch mit voller Seele dem Schönen in der Natur und im vaterländischen Leben hingegeben. Der zweite Band seiner Werke enthält „Lieder", in denen sich die ganze Liebenswürdigkeit seines Gemüthes ausspricht. Die beiden letzten Bände geben zwei epische Dichtungen über Ulrich Zwingli und Ulrich von Hutten wieder, in Niebelungenversen.

Fröhlichs Fabeln sind schon in mehreren Ausgaben erschienen und genießen einen wohlverdienten Ruhm. Ohne im mindesten den allgemeinen Charakter der Thierfabel zu verleugnen, wie er schon von Aesop und Hitopadesa festgestellt wurde, haben doch Fröhlichs Fabeln das Eigenthümliche, daß sie in der Thierwelt nicht blos die gemeine Menschenwelt, sondern auch die ideale Welt spiegeln, deren Bild der bethörten Menge seit Jahrzehnten von den Radikalen und Socialisten als Köder vorgehalten wird. Reinecke stiehlt und betrügt hier nicht blos wie in den altdeutschen Fabeln, sondern malt auch den Hühnern und Gänsen den Freistaat als das Ideal aus, nach dem sie zu trachten hätten. Isegrimm frißt hier nicht blos nach seiner wilden Gewohnheit Schafe, sondern rühmt sich auch, die Freiheit in sich verkörpert zu haben; klagt nicht blos über die Menschen und Hunde, die ihn verfolgen, sondern bezeichnet sie speziell als Tyrannen und Tyrannenknechte. So in der kleinen Fabel:

Volksfreunde.

„Elephant, du Landverheerer,
Unersättlicher Verzehrer,"
Sagt der Wolf; „du schlingest Lasten
Gras und Kraut; — und Andre fasten;
Immer wird der Weide minder,
Du beraubest Schaf und Rinder."

„Magern sie dir, Volksbeglücker?"
Sagt der Palmenzweigepflücker;
„Zu bewundern ist dein Schmerz
Um dein Volk, du edles Herz!"

Und ein Freiheitsgedicht:

„Freiheit" — hören rings wir tönen,
„Was ist dieses?" — Und den Söhnen
Sagt der Fuchs: „Wo Alles frei,
Da ist Freiheit, Huhn und Ei,
Fisch und Enten, Hasen, Tauben,
Honig, Birnen, Aepfel, Trauben,
Wo uns dieses frei und offen,
Da wird Freiheit angetroffen." rc.

In einer Menge solcher Fabeln wird die Gemeinheit und der freche Egoismus der Radikalen mit dem Ideal von Völkerglück, der Struve'schen Phrase „Bildung und Wohlstand für alle", fast immer aufs treffendste contrastirt. Doch sind auch andere nicht vergessen, z. B.

Diplomatik.

„Warum sind uns Doppelzungen?"
Wundert eins der Schlangenjungen.

Digitized by Google

Und die Mama sagt ihm: „Lug,
Eine wär uns nicht genug:
Denn wir sind unendlich klug!"

Eine der besten Fabeln verspottet die Herrn Abgeordneten, aber nicht etwa nur der kleinen deutschen Kammern. Unter Louis Philipp paßt diese Satyre auch auf die Franzosen.

Volksvertreter.

Anerkennung eigner Rechte
Gaben einst die Wohlgebornen
Auch den Schafen, den geschornen.
Und es wählten die Erhörten,
Daß er kräftig sie verfechte,
Einen von den Hochgeöhrten.

Dieser an den Hof gekommen,
Wurde freundlich aufgenommen,
Und die Hunde, die Minister,
Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Leu hat mit Geflister
Etwas zu dem Mann gesprochen.

Und er fand ein herrlich Leben,
Denn es ward ihm Korn gegeben.
Drum er denn auch „Ja" sagte
Zu dem Allen, was man tagte.

Eine andere Fabel spottet der öffentlichen Meinung und der leichten Bekehrung des Publikums von einem Enthusiasmus und Interesse zum andern.

Die Leute.

Zu dem Winde sprach die Welle:
„Unbeständiger Geselle,
Alle Stunden hat dein Sinn
Sich gewendet andershin."

Und der Wind sagt ihr dawider:
„Dich hingegen muß man loben,
Sinnbild der Beständigkeit,
Will ich abwärts, gehst du nieder,
Kehr' ich um in kurzer Zeit,
Ziehst du wieder mit nach oben.
Bin ich zornig, zankst du weiter;
Schweig ich, wirst du still und heiter."

Hier ist Gedanke und Form gleich meisterhaft. In Bezug auf die Form verdient Fröhlich hohe Auszeichnung. Nicht alle, aber sehr viele seiner Fabeln sind in der Form wunderbar vollendet, zumal in der schalkhaften Naivetät, die der Fabel so wohl ansteht. Ein Thema z. B., das schon öfters auch von andern Fabeldichtern behandelt wurde, ist hier sehr köstlich ausgeführt.

Als die Nachtigall den Jungen
Ihre Lieder vorgesungen,
Hat ein Esel, wohlgeöhrt,
Dies Geheimniß abgehört:
„Mangelt euch nicht das Empfinden
Werdet ihr die Weise finden,
Welche jedes Herz entzückt."

Und der Esel ist beglückt;
Denn in diesen Frühlingstagen
Fühlt auch er sein Herze schlagen,
Und in distelreichen Gründen
Hebt er an, das zu verkünden.
Aber alle Thier' entflohn
Diesem ungeheuren Ton.

Als er solches Elend klagte,
Lachte Nachtigall, und sagte:
„Freilich passet deine Kehle
Ganz genau zu deiner Seele;
Denn du denkst nur Eseleien
Und verkündest sie durch Schreien."

Eine recht hübsche kleine Fabel ist auch die folgende, die durch ein Versehen zweimal vorkommt (S. 9 u. 147):

Die Nützlichen.

„Unkraut seyd ihr," sprachen Aehren
Zu der Korn- und Feuer-Blume;
„Und ihr dürfet euch, vermessen,
Selbst von unserm Boden nähren?"

„Wir sind freilich nicht zum essen,
Wenn das einzig hilft zum Ruhme,"
Sagten diese Wohlgemuthen;
„Aber wir erblühn hieneben,
Euer Einerlei, ihr Guten,
Mannigfarbig zu beleben."

Ein echt poetischer Gedanke ist in Folgendem enthalten:

Das Herz.

„Wahrlich, du hast nicht die rechten Weisen
Würdig Gott zu lehren und zu preisen,"
Sprach der Winter zu dem Frühling nieder.
„Deine Kirch' erfüllen Bilder, Lichter,
Düfte, Blumenglanz und Jubellieder;
Deine Priester scheinen lauter Dichter.

Digitized by Google

Alles ist in hellster Freud' erglommen,
Gleich als wär' zur Erd' der Himmel kommen.
Das ist eitel Blendwerk für die Sinne,
Bilderdienst, der Gottes nicht wird inne,
Und es wird das reine Licht verschlungen
Von des Tempels Dampf und Dämmerungen."

Wie es scheint, hat der Dichter als Reformirter doch Anstand an diesem etwas katholischen Gedanken genommen und ihn daher in dem folgenden kleinen Gedicht „der Kopf" und im dritten „Herz und Kopf" neutralisirt. Nachdem der Frühling dem Winter, oder das Herz dem Kopf „die nackten weißen Kirchenwände" und bei allzuvielem Licht „Mangel an Wärme" vorgeworfen, heißt es zuletzt:

„Wahrlich, ihr habt nicht die rechten Weisen,
Würdig Gott zu lehren und zu preisen,"
Tönt es hoch zu Lenz und Winter wieder.
„Aus dem hohen, kühlen Chore nieder
Strömet frische Klarheit in die Hallen,
Und zum Chor auf Opferwolken wallen
Warmen Lebens Wonnedüft' und Lieder.
Nur Ein Tempel seyd ihr beiden Theile,
Eng und schön gefügt zu Einem Heile,
Das sich offenbaret aller Orten
Und gesucht seyn will so hier als dorten,
Und ihr könnt es fühlen nicht noch kennen,
Wenn, was Gott verband, ihr wollt zertrennen."

Der Kopf scheint uns jedoch bei dieser Ausgleichung zu kurz zu kommen und hätte wohl Ursache, sich über die Vergleichung mit dem Winter zu beschweren, da es in der That alleweil in dem Kopfe mehr brennt, als in dem Herzen.

Gar schön ist die Fabel von der Alpenrose:

Lebenswärme.

Zum Blümchen spricht die Sängerin:
„Wie kann dir blüh'n so froher Sinn
Hier nächst am Gletscher oben,
Wo die Lawinen toben,
Und aus den Grabeshöhlen stät
Der Todesodem dich umweht?
Ich einmal, fern von Auen,
Könnt' nicht zum Lied erthauen!"

„Ich schaue," sagt das Blümchen drauf,
„Zum Himmel Tag und Nacht hinauf,
Der wunderbar hieoben
Mich an sein Licht gehoben.
Das ist's, was lebenswarm mich hält
In dieser kalten, kalten Welt!"

Diese liebliche Fabel führt uns zum zweiten Band oder zu den Liedern hinüber, unter denen die schönsten sich als Frühlingslieder und Naturbilder kund geben. Hier macht der Dichter seinem Namen Ehre, eine frischere und fröhlichere Frühlingsluft als in diesen Liedern kann man nicht verlangen. Man glaubt, wenn man sie liest, die himmlische Luft des Jura an einem Maitage auf der Gisulaflur zu athmen, dem reizenden Felsen, der sich über des Dichters Wohnort erhebt und von wo aus man das ganze Amphitheater der Alpen übersieht. Die schönsten Lieder vom Frühling sind S. 7:

Gottes Welt ist heilig immer,
Feierlich an jedem Ort,
Und der Sonne Kraft und Schimmer
Ist ein Sonntag fort und fort. rc.

S. 19.

Schlaget nun die Bücher zu,
Denn die Welt ist aufgeschlagen;
Steiget auf die grüne Fluh,
Horchet, was die Wälder sagen.

Keine Sprach' hat solchen Klang
Und vermag so tief zu dringen;
Was den Dichtern je gelang,
Ist von ihr nur Wiederklingen. rc.

S. 9.

Ja die Sonn' ist wieder kommen
Hellres Licht und laue Luft,
Und die Blume fühlt beklommen
Sich in enger, dunkler Gruft.
Und sie steigt heraus, an Strahlen
Sich zu sonnen und zu mahlen.

Und nach langem, dumpfem Träumen
In der feuchten Waldesnacht
Schwingt empor zu lichten Bäumen
Sich der Vogel hell erwacht,
Nun am Trost der grünen Auen
Frisch zum Singen aufzuthauen.

Und auch wir, die lange saßen
Wie in Höhlen eingeschneit,
Eilen aus den kalten Straßen
An der Sonne Lieblichkeit
Auf die Hügel, diese süßen,
Warmen Tage zu begrüßen.

In andern Liedern wird der Frühling als König, als gastfreundlicher Wirth, als genialer Maler rc. be-

Digitized by Google

sungen. An diese freundlichen Naturbilder schließen sich sodann heimathliche Lieder zum Preise der Schweiz und der Alpenwelt. Eines der ansprechendsten Lieder dieser Gattung ist das vom „Bundeszeichen". Bekanntlich ist das Bundeszeichen der Schweizer ein weißes Kreuz im rothen Felde, der Radikalismus hat aber keine Freude am Kreuze, sondern denkt mit Herwegh „reißt die Kreuze aus der Erde". Hier nur ein paar Strophen des schönen Liedes:

Auf dem Berg und im Gefild
Steht das heil'ge Kreuz geweiht,
Unsers Christenglaubens Bild,
Aufgepflanzt in frommer Zeit.
Wo der Christenglauben echt,
Ist das Kreuz zu höchst gestellt,
Weil ein brüderlich Geschlecht
Jesum für den Herrscher hält.

Ja, wir bieten uns die Hand
Bei der Hoffnung hier und dort:
Stehen soll das Kreuz im Land,
Unsrer Freiheit höchster Hort. 2c.

Es folgen noch eine Anzahl geselliger Lieder, die meist für Liederfeste und andere Gelegenheiten gedichtet und dabei gesungen wurden. Endlich einige erzählende Dichtungen, meist Erinnerungen aus der Schweizer Vorzeit, auch einige Sagen und Legenden.

Was die beiden epischen Dichtungen betrifft, Ulrich Zwingli und Ulrich von Hutten, so hätte der Dichter seine schönen und edlen Gefühle an solche historische Stoffe, die recht eigentlich unpoetisch sind, nicht verschwenden sollen. In der Geschichte des großen Zürcher Reformators wird das poetische Moment von einem politischen dergestalt überwogen, daß wohl nur eine harte und scharfe Prosa geeignet ist, sie in den rechten Ausdruck zu fassen. Der durchaus verständige Charakter des Mannes und des von ihm geltend gemachten Glaubens schließen das Romantische, wie das Sentimentale aus. Was Ulrich von Hutten anlangt, so war dessen Charakter und Leben bei weitem nicht so lauter, daß seine politische Partei ihn in dem Maaß zu vergöttern das Recht gehabt hätte, wie sie es bis auf den heutigen Tag auszuüben pflegt.

Märchen.

Volksmärchen aus Böhmen. Von J. Milenowsky. Breslau, Urban Kern, 1853.

Sieben Märchen, und zwar wirklich dem Stoffe nach echte Volksmärchen, die nur in der Behandlung hin und wieder ein mehr modernes Gewand angenommen haben. Etwas spezifisch Tschechisches oder Slavisches tritt nicht darin hervor, es gibt ganz ähnliche deutsche und italienische Märchen.

Im ersten „von dem Sternprinzen" begegnet uns die uralte Sage von den beiden innig verbundenen Freunden (Amicus und Amelius), wovon einer sein eigenes Kind schlachtet, um im Blute desselben den todten Freund wieder zu beleben. Origineller ist das zweite Märchen, in welchem ein von einer bösen Mutter in einen Schwan verwandelter Sohn durch ein zärtliches Mädchen wieder entzaubert wird. Wenn auch noch so zart und romantisch, klingt doch hier etwas von dem griechischen Ledamythus an. Das dritte Märchen redet zu viel von Blumengeistern, als daß nicht der echten alten Sage moderne Sentimentalität zugesetzt seyn sollte. Im vierten spielen drei treue und kluge Hunde die Hauptrolle als Helfer und Retter eines liebenden Paares. Dabei wiederholt sich ein in vielen Märchen vorkommender Zug. Der junge Held tödtet einen Drachen und behält als Wahrzeichen die Zunge. Ein Anderer gibt sich für den Besieger des Drachen aus und ist im Begriff, zum Lohn die Prinzessin zu erhalten, als der Betrug durch Vorzeigung der Zunge entdeckt wird. — Auch das fünfte Märchen enthält bekannte Züge, jedoch mit eigenthümlichen Abweichungen. Es ist dem Märchen von der Aschenbrödel und von der Bertha mit dem großen Fuß ähnlich. Die schöne, arme Dobunka wird eines Fürsten Gemahlin, aber von ihrer bösen Schwester auf die Seite geschafft und grausam verstümmelt. Der Fürst hält diese Schwester, der Aehnlichkeit wegen, für seine rechte Frau, bis der Betrug erkannt wird. Dies geschieht auf eine in den verwandten Märchenweisen nicht vorkommende, sehr eigenthümliche Weise. Dobunka ist von der Schwester der Hände, Füße und Augen beraubt worden, erhält aber alle diese verlorenen Glieder wieder, indem die Schwester sie für gewisse Kleinode, die man ihr zum Kauf bietet, herzaubert. — Im sechsten Märchen tritt ein „wilder Mann" auf, der sich gegen einen Jüngling dankbar beweist, und im letzten wiederholt sich die Fortunatussage, jedoch mit heiterem Ausgang.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 17. 26. Februar 1853.

Märchen.

Kinder- und Volksmärchen. Gesammelt von Heinrich Pröhle. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, 1853.

Herr Pröhle hat diese hübschen Märchen größtentheils am obern Harz aus dem Munde des Volkes gesammelt. Sie sind ein sehr dankenswerther Beitrag zur deutschen Märchenliteratur, zu der übrigens (was wir hier gegen eine Behauptung der Vorrede bemerken müssen) Norddeutschland bis jetzt mehr beigetragen hat, als Süddeutschland. Der allgemeine Charakter der vorliegenden Märchen entspricht vollkommen dem der allbekannten Haus- und Kindermärchen der Brüder Grimm. Mehrere Märchen sind auch nur Varianten von solchen, die schon in andern Sammlungen vorkommen, was ihnen aber nicht zum Nachtheil gereicht, sondern im Gegentheil den Reichthum der deutschen Märchenwelt beurkundet und hin und wieder, sofern neue Züge zu alten hinzutreten, die Erklärung befördert. Die meisten gehören einer sehr alten Ueberlieferung im Volke an, einige sind dagegen durch moderne Beziehungen und Witze einigermaßen entstellt, obgleich man auch den ganz neuen Märchen vom alten Fritz, von Napoleon, vom Branntwein und Tabak, ja selbst von den Eisenbahnen den volksthümlichen Charakter nicht absprechen darf und überhaupt eine durch alle Zeiten fortgehende Berechtigung der Sagen- und Märchenbildung anerkennen muß. Oft verbergen sich uralte Vorstellungen hinter sehr modernen, der Blitz des Donnergottes hinter einem Flintenschuß oder zauberischen Feuerzeuge, das Schiff Skidbladnir oder der Zaubermantel Odins hinter einem Luftballon, die verschlagenen Gottheiten und Dämonen des alten Heidenthums, wie Odin, Loki und Elberich hinter klugen Fürsten oder Gelehrten mit modernen Namen.

Wir heben einige Märchen von besonderem Interesse heraus. Gleich das erste „Bärenheid, Adelheid und Wallfild“, handelt von den drei Schwestern, die mit einem Bären, Adler und Wallfisch verheirathet wurden, Varianten zu einem sehr bekannten Märchen des Musäus. Das zweite, „die Prinzessin von Portugal und der Prinz von England“, ist ein Pendant zu dem schönen Märchen Drosselbart. Das dritte, „springendes Wasser, sprechender Vogel, singender Baum“, dito zu einem aus Grimm bekannten Märchen. Das siebente, „Soldat Lorenz“, dito zu dem öfters sich wiederholenden Märchen von den dankbaren Thieren und von der falschen Braut. Das 17., „der Schmied in der Hölle“, dito zu den zahlreichen Märchen vom furchtlosen Schmiede, der die Teufel zähmt. Das 27., „die Geschenke der Klagefrau“, dito zu dem Fortunatusmärchen. Das 30., die Männchen und die Bauernsöhne,“ dito zu dem Märchen vom Glasberge. Ueberall kommen hier abweichende Züge vor.

Viele Märchen dürfen aber als neuer Fund auch dem Grundzuge nach betrachtet werden. Das schönste unter allen, die in dieser Sammlung vorkommen, erinnert zwar an verwandte Märchen und Legenden von hand- und armlosen Königstöchtern, zeichnet sich aber vor allen durch seine innere Bedeutsamkeit und äußere Geschlossenheit aus. Es führt den Titel: „die schöne Magdalene.“ Hier ein Auszug des Inhalts. „Es wohnte einmal in einem einsam liegenden Wirthshause eine Wirthin, die war eine Wittwe und hatte eine Tochter, die hieß die schöne Magdalene. Die Jungfer aber war so hübsch im Gesichte, daß sich bald ein Liebster aus der Stadt einfand. Der wollte das Mädchen sobald als möglich freien, aber die Mutter, die noch in ihren besten Jahren war, hätte den Bräutigam gern selbst gefreit, und weil er nun immer so gern mit den schönen runden Armen ihrer Tochter spielte, so entschloß sie sich kurz und besprach sich mit dem Scharfrichter,

Digitized by Google

daß der der schönen Magdalene die Arme abhauen solle, um sie dem Bräutigam dadurch zuwider zu machen. Die Mutter führte nun die Tochter in einen Wald, wo der Scharfrichter auf sie lauerte und der schönen Magdalene beide Arme abhackte. Während nun der Scharfrichter noch mit der Mutter die beiden runden Arme der schönen Magdalene im Rasen verscharrte, lief die von ihnen fort und verschwor sich, nie und nimmer wieder vor ihrer Mutter Augen zu kommen. So ging sie unter großen Schmerzen in der Waldung weiter. Endlich kam sie aus der Waldung heraus und gelangte an einen hohen Berg. An dem stieg sie hinauf, da erblickte sie oben ein Schloß und einen großen Schloßgarten.“ Hier fand sie einen jungen König, der von Mitleid und Liebe ergriffen sie heirathete. Als er aber einmal in den Krieg auszog und sie unterdeß ihr erstes Kind gebar, kam der Bote, der ihm diese Freudennachricht bringen sollte, unterwegs in das Wirthshaus, wo die böse Mutter wohnte. Diese las, während er schlief, den Brief und verfälschte ihn, indem sie hineinsetzte, die armlose Königin habe einen Hund geboren. Der König gab eine freundliche Antwort, als der Bote aber damit wieder bei jener Wirthin einkehrte, schrieb sie hinein, die Königin solle den Henkern übergeben werden, wann er, der König, wiederkomme. „Die alte Königin war sehr traurig, als sie den Brief erhielt; die junge Königin aber wurde neugierig und ließ nicht ab, bis ihr die alte Königin erzählte, was ihr Sohn geschrieben habe. Von Stund an wollte die schöne Magdalene aus dem Schlosse fort, die alte Königin aber mußte ihr das Kind in ein Gewand wickeln und auf den Rücken binden. So zog sie wieder aus in die weite Welt. Nach einiger Zeit kam sie wieder in einen dichten Wald, wo zur Seite sich ein Thal ausdehnte. Ihr Kind, das sie auf dem Rücken trug, wimmerte und sie konnte es nicht stillen, denn sie vermochte es mit dem Armstumpf nicht zu regieren. Da vernahm sie ein furchtbares Brüllen ganz in ihrer Nähe, und sie sah, daß es ein Löwe war. Der hob die Pfote auf, als er sie erblickte, und daran merkte sie, daß er sich einen Dorn in den Fuß getreten hatte. Da öffnete sie mit dem Munde das Bündel, worin sie das Kind auf dem Rücken trug und ließ es neben sich zur Erde niedergleiten. Die schöne Magdalene kniete vor dem Löwen nieder und wollte mit dem Munde dem Löwen den Dorn aus dem Fuße ziehen, aber es gelang ihr nicht. Da hörte sie plötzlich eine Stimme. Sie sah sich im Walde um, erblickte aber Niemand und hörte auch nichts mehr. Bald ertönte die Stimme von neuem und nun vernahm sie deutlich die Worte: ‚Schöne Magdalene, geh hinunter ins Thal, setze dich auf die Knie in dem Wasser und tauche deine Schultern hinein, so wirst du deine Arme wieder erhalten.‘ Die schöne Magdalene mußte nun ihr Kind neben dem Löwen liegen lassen. Wie die schöne Magdalene ins Thal hinab kam, hörte sie schon das Wasser im Gebüsch rieseln. Sie kniete darin nieder und tauchte ihre Schulterblätter hinein, und wie sie diese herauszog, saßen ein paar runde schöne Arme daran. Da eilte sie zu ihrem Kinde, das der Löwe unterdessen wie ein Erzengel bewacht hatte. Zuerst hob sie das mit den Armen auf und reichte ihm die Brust, und der Löwe harrte geduldig, bis sie es gesäugt hatte. Dann aber legte sie es wieder auf den Boden nieder und zog dem Löwen den Dorn aus der Pfote.“ Hierauf fand sie eine einsam gelegene Wohnung, in der sie still mit dem Kind und dem Löwen zubrachte, bis einmal der König auf der Jagd dahin kam, sie wiederfand und mit Freuden in sein Schloß zurückführte. Die böse Mutter wurde in einem mit Nägeln ausgeschlagenen Fasse einen Berg hinabgerollt. Die Leiden der jungen Mutter sind überaus zart behandelt und steht dieses Märchen den schönsten Dichtungen Indiens von Sakuntala, Damajanti und Sawitri an der Seite.

Unter den Märchen neueren Ursprungs zeichnet sich Nr. 37 aus: „Was ist der Mensch?“ Eine junge hübsche Magd wäscht sich noch spät in der Nacht, ohne zu ahnen, daß Räuber im Hause verborgen sind. „Wie sich das Mädchen nun am ganzen Körper gewaschen und abgetrocknet hat, kommt ihr ein Lüstchen an, sich so vor dem großen Spiegel in der Staatsstube zu besehen. So geht sie vor den großen Spiegel in dieser Stube, weiß aber nicht, daß die sechs Räuber unter den Tischdecken verborgen sind. Nun tritt sie vor den großen Spiegel hin und weil sie sieht, wie schön sie ist, und doch denkt, daß sie einmal sterben muß, sagt sie für sich: Was ist der Mensch? Von den sechs Männern ließ sich keiner etwas merken. Die Magd aber ging wieder hinaus, zog ein warmes Hemd an und legte sich ins Bett. Als die Räuber meinten, sie schliefe fest, kamen sie hervor, raubten von Allem das Beste und trieben es mit den Maulthieren fort. Morgens kamen Leute in die Stadt, die den Eseltreibern begegneten, achteten aber nicht auf sie. Als sie an dem Hause vorbeikamen, stand Alles offen und war leer. Da wurden sie aufmerksam, gingen hinein und fanden das Mädchen, das in diesen Tagen wenig Arbeit hatte, noch schlafend auf seiner Kammer. Als die erfuhr, was geschehen sey, wollte sie sich anfangs das Leben nehmen, wurde aber durch gute Leute getröstet, und auch die Herrschaft that dem Mädchen nichts, weil es immer

Digitized by Google

treu und redlich gewesen war. Auch verschmerzte die Herrschaft nach mehreren Jahren den Verlust ganz und gelangte wieder zu schönem Wohlstande. Nun kam aber nach Jahr und Tag das Mädchen einmal in ein anderes Wirthshaus, da saßen an der Tafel herum mehrere Männer und spielten Karten. Als sie das Mädchen sahen, begann der Erste zum Zweiten: ‚Was ist der Mensch?‘ und so sagte immer Einer nach dem Andern zu seinem Nachbar: Was ist der Mensch? Das Mädchen besann sich, daß es dies an jenem Abend gesagt hatte, kam nach Hause und erzählte Alles seinem Herrn, und auch ihm war es sogleich klar, daß dies die Räuber gewesen seyen, die ihn vor Jahr und Tag bestohlen hatten, und er zeigte Alles der Obrigkeit an.“ Die Räuber wurden ergriffen und bestraft. Das mahnt an die bekannte in der Oper Fr. Diavolo benutzten italienischen Anekdote, und an eine ganz ähnliche, die in englischen Büchern von einem Mädchen aus Edinbourgh erzählt wird.

(Schluß folgt.)

Biographie.

1) Napoleon III., Kaiser der Franzosen. Sein politisches und literarisches Leben mit Rücksicht auf seine Familie. Dargestellt von A. Tiedesfreund. Berlin, Hempel, 1853.

2) Frankreich unter dem Neffen seines Onkels. Berlin, W. Hertz, 1852.

Die erste dieser beiden Schriften enthält eine gute Zusammenstellung des Thatsächlichen aus dem Leben des neuen Kaisers bis zu dessen Thronbesteigung, die zweite Schrift läßt sich dagegen mehr in politische Betrachtungen ein.

Aus der ersten ersehen wir genügend, wie der unveränderliche Gedanke des Napoleonismus in unverrückter Richtung seiner Verwirklichung entgegengegangen ist. Es wäre indessen nicht übel gewesen, wenn der Verfasser eine räumliche Erweiterung seines Büchleins nicht gescheut und noch mehr eigentliche Actenstücke gegeben hätte. Wir wollen ihm nur die vortreffliche Charakteristik entheben, die schon vor zwei Jahren Herr von Laqueronniere entworfen hat: „des Prinzen (Louis Napoleon) ruhiges und empfindungsloses Gesicht ist nur die Maske eines reichen inneren Lebens. Die Augen sind erloschen, aber sie sind tief wie der Gedanke, der in ihrem Kreise erscheint, wie die Flamme aus der Esse emporsteigt. Die Stirn ist düster wie das Schicksal, aber sie ist gewaltig wie ihre Ideen. Die Lippen sind bleich, aber sie sind dünn, fein und discret, indem sie sich nur gerade so viel öffnen, als nöthig ist, um den kurzen und bestimmten Ausdruck eines überlegten und festen Willens durchzulassen. Das Wort klingt träge und gezogen, aber sicher, und seine scheinbare Indifferenz ist nur ein Uebermaß von Selbstvertrauen. Die Kühnheit durch Schüchternheit verhüllt, die Festigkeit durch Weichheit verdeckt, die Unbeugsamkeit durch Güte aufgewogen, die Feinheit durch Gutmüthigkeit verborgen, Leben unter dem Marmor, Feuer unter der Asche — in einem Worte etwas von Augustus und Titus unter der Maske Werthers, dieses Typus deutscher Träumerei; so erscheint Louis Napoleon Bonaparte. Dieses nach der Natur skizzirte Porträt erklärt den ganzen Menschen. Zugleich werden durch dasselbe die verschiedenen Urtheile über ihn gerechtfertigt. Es ist in der That erklärlich, wie die einen allen Ernstes die höhere Fähigkeit Louis Napoleons bestreiten, und wie die andern sie mit Fanatismus erheben. Louis Napoleon ist ein ungewöhnlicher Mensch, seine Ungewöhnlichkeit verbirgt sich aber unter einem zweifelhaften Aeußern. Sein ganzes Leben ist innerlich; sein Wort verräth nicht seine Ideen, seine Geberde bringt nicht seine Kühnheit zur Anschauung, sein Blick spiegelt nicht sein inneres Feuer ab, sein Benehmen enthüllt nicht seine Entschlüsse. Seine ganze geistige Natur ist durch die physische gewissermaßen in Schranken gehalten. Er denkt und discutirt nicht, er beschließt und deliberirt nicht, er handelt ohne Aufregung, er spricht sich aus und erklärt sich nicht. Seine besten Freunde kennen ihn nicht. Er erweckte Vertrauen und verlangt es nie. Am Tage vor der Boulogner Expedition hatte ihm der General Montholon versprochen, ihm zu folgen, ohne zu wissen, wohin es ging. . . . Jeden Tag präsidirt er schweigend seinem Ministerrathe, hört alles, spricht wenig und gibt nichts zu. Mit einem Worte, kurz und bestimmt wie ein Tagesbefehl, durchschneidet er die verwickeltsten Controversen. Hiedurch erklärt es sich, warum ein parlamentarisches Ministerium bei ihm unmöglich ist. Ein parlamentarisches Ministerium würde regieren wollen, und er möchte nicht abdanken. Mit dieser Unbeugsamkeit des Willens hat er nichts Herbes und Absolutes in der äußeren Form. Er herrscht, ohne zu erniedrigen. Die Königin Hortense nannte ihn einen sanften Starrkopf (doux entêté). Dieses mütterliche Urtheil ist vollkommen wahr. Louis Napoleon besitzt jene Herzensgüte, welche oft die Arbeiten des Geistes mäßigt und verhüllt. Seine etwas

Digitized by Google

englische Steifheit in der äußern Erscheinung, in Manieren und selbst in der Sprache verschwindet unter seiner Freundlichkeit, welche bei ihm Liebenswürdigkeit der Empfindung ist. Viele täuschen sich hierin und halten seine Herzensgüte für Schwäche und seine Freundlichkeit für Höflichkeit. Im Grunde ist er vollkommener Herr seiner selbst, und aus seinen besten Gedanken werden nur nach und nach, wie er es beschlossen hat, Handlungen. Er ist leicht für etwas einzunehmen, nie hinzureißen, und er berechnet alles, selbst seinen Enthusiasmus und seine Kühnheit. Sein Herz ist nur der Vasall seines Kopfes."

Im gegenwärtigen Augenblick muß uns die Zukunft des Kaisers mehr als seine Vergangenheit oder diese hauptsächlich insofern interessiren, als wir daraus uns ein Urtheil über die Zukunft zu bilden vermögen. Allein gerade in dieser Beziehung stoßen wir überall auf Räthselhaftes, Zweideutiges, Verschlossenes. Auf die Phrase l'empire c'est la paix möchten wir weniger Werth legen als auf die gewiß aufrichtiger gemeinten Worte, die der Prinz Präsident kurz vor dem Staatsstreich am 2. Dezember den Partheien zurief: „wie groß würde diese Nation seyn, wenn man sie nur einmal ruhig athmen ließe." Allein er selbst weiß gewiß sehr gut, daß er nicht im Stande ist, die unruhigste Nation der Welt lange in Ruhe zu erhalten und daß es ihm nur darauf ankommen muß, den für die Franzosen nun einmal unentbehrlichen Wechsel der Scene selber zu bestimmen, die Bewegung, die gegen seinen Willen fortschreiten würde, wenn er still stünde, mit seinem Willen zu lenken.

In der zweiten uns hier vorliegenden anonymen Schrift wird der Festigkeit, mit welcher Louis Napoleon theils dem unfruchtbaren Gezänk der Deputirten, theils der gefährlichen Gier der Socialisten und Anarchisten entgegengetreten ist, reichlich Lob gespendet, übrigens aber der Satz verfochten und mit Meinungsäußerungen von Guizot, Montalembert xc. unterstützt, daß die kaiserliche Gewalt, wie die revolutionäre eine nur vorübergehende seyn werde, eine Ausnahme, die an der Regel der legitimen Monarchie nichts ändere. Denn immer und immer sey Frankreich von allen Ausschweifungen in der anarchistischen und imperialistischen Richtung wieder zum Niveau zurückgekehrt. „‚Wenn', sagte Guizot, ‚man auch alle Irrthümer, alle Fehler der Monarchie und Kirche Frankreichs ans Licht gestellt haben wird, so werden doch nicht weniger Kirche und Monarchie die schützenden Genien bleiben, welche die französische Gesellschaft in ihrer glorreichen Entwickelung geleitet und beschützt haben und an denen das politische und moralische Leben des Landes fünfzehn Jahre lang gehangen hat, wie an seinen Mittelpunkt und seinen Brennpunkt.'" Und schon vor 27 Jahren schrieb Droz: „man mag uns die Republik geben, und nicht einen Tag der Freiheit werden wir genießen; wir werden zwei Tage der Tyrannei haben, einen unter dem Pöbel, den andern unter irgend einem Despoten; — unsere Republiken sind Monarchien, deren Thron vacant ist."

Gleichwohl ist die imperialistische Periode, als der zweite Act der republikanischen noch nicht vorüber und der kaiserliche Blick geht begreiflicher und folgerechter Weise über die Grenzen der alten französischen Monarchie hinaus. Der ungenannte Verfasser glaubt, daß allerdings das linke Rheinufer vom neuen Kaiser werde ins Auge gefaßt werden, wie es sogar schon Ludwig Philipp that, hofft aber, die diesseitigen Mächte werden diesmal einiger und kräftiger gegen den Neffen zusammenstehen, wie sie es gegen den Oheim gethan haben.

Wenn diese Hoffnung eben so gewiß in Erfüllung ginge, als an der Neigung Napoleon III., die imperialistische Rolle bis zu ihrer letzten Consequenz durchzuführen, nicht gezweifelt werden kann, so hätten wir uns Glück zu wünschen. Die Zukunft erscheint uns nicht so hoffnungsreich und auch Herrn von Redens Berechnung, der europäische Krieg sey aus finanziellen Gründen nicht möglich, keineswegs unwiderleglich. Endlich kann man auch den wiederholten Friedensversicherungen des Kaisers selbst keinen höhern Werth beilegen, als den wiederholten Versicherungen des Prinz-Präsidenten, er werde die Verfassung der Republik aufrecht erhalten. Nichts wäre seiner würdiger, als feurige Kohlen auf das Haupt der Mächte zu sammeln, die ihm nicht trauen, und durch Erhaltung des Friedens das Werk zu krönen, welches er so glücklich und dankenswerth mit Unterdrückung der wilden Demokratie begonnen hat. Auch würde er selbst nicht mehr wünschen, als in dauerndem Frieden seine Dynastie befestigen zu können. Aber er herrscht über ein Volk, welches Ruhe und dauernde Zustände nicht verträgt. Er kann oben auf der Bühne nicht einschlafen vor einem ungeduldigen Parterre unten, welches immer neue Stücke in die Scene gesetzt sehen will.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 18. 2. März 1853.

Märchen.

Kinder- und Volksmärchen. Gesammelt von Heinrich Pröhle. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, 1853.

(Schluß.)

Einige Märchen des Herrn Pröhle sind von vorzüglichem Werthe für die deutsche Mythologie. Wir wollen das wenigstens an einem einzigen nachweisen, da der Verfasser selbst den Werth seiner Funde nicht überall zu kennen scheint. Dieser Gegenstand ist einer näheren Betrachtung um so mehr werth, als er auf eine unzweifelhafte Weise darlegt, wie tief das deutsche Volksmärchen in die nordische Mythologie eingreift. Durch Jakob Grimms vortreffliche Forschungen ist der Zusammenhang der deutschen Volkssagen mit jenem nordischen Mythenkreis der Edden genügend, wenn auch noch nicht vollständig nachgewiesen. Die Volksmärchen dagegen war Grimm immer geneigt, mehr für freie Spiele der Phantasie und fremdartige Eindringlinge, als für Reste des alteinheimischen Mythus zu halten. Wenn dies in Bezug auf sehr viele deutsche Märchen vollkommen richtig ist, so doch nicht in Bezug auf andre, und wir halten es für einen Fehler der bisherigen Forschung, sie vernachläßigt zu haben.

Das betreffende Märchen ist hier das 11.: „die Riesen und das Stippfeuerzeug.“ Es lautet vollständig: „Es war einmal ein Schusterjunge, der lief aus der Lehre und wollte in die weite Welt gehen. Er kam aber an einen alten verfallenen Bergstollen, vor dem stand eine Hexe und sprach: sie wolle ihn im Korbe in den Schacht hinablassen, damit er ihr Das heraufhole, was dort auf einem Tische stände. Sie ließ also den Schusterjungen im Korbe in den Schacht, und in dem Schacht war ein Kupfergang, ein Silberholgang und ein Quergang. In dem Quergange aber stand ein Tisch, daran saß ein Kerl, der hatte Krallen an Fingern und Füßen, und vor ihm stand das Stippfeuerzeug. Der Kerl gab dem Schusterjungen zu dem Stippfeuerzeug noch Kupfer, Silber und Gold, und jetzt ließ der sich von der Hexe wieder heraufziehen. Als er oben war, gab er der Hexe das Kupfer, behielt aber das Silber, das Gold und das Stippfeuerzeug für sich. Nun reiste der Schusterjunge weiter und war mit dem Golde und dem Silber auf einmal ein gemachter Mann. Wenn er aber in das Feuerzeug stippte, so kamen jedes Mal zwei Riesen und fragten: ‚Mein Herr, was befehlen Sie?‘ Einstmals kam er in die Königsstadt, da stippte er des Nachts auch in sein Feuerzeug, und als die beiden Riesen herbeisprangen und fragten: ‚Mein Herr, was befehlen Sie?‘ da antwortete er: ‚Ich will, daß die Prinzessin in ihrem Bette zu mir kommt.‘ Es dauerte auch gar nicht lange, da brachten die beiden Riesen die Prinzessin im Bette zu dem Schusterjungen; und so mußte es von der Zeit an in jeder Nacht geschehen. Als der König von der Prinzessin erfuhr, was mit ihr zur Nachtzeit vorging, befahl er, daß ein schlecht zugebundener Beutel mit Erbsen unter ihrer Bettsponde befestigt würde, damit man an den Erbsen, welche herausfielen, sehen könne, wohin die Prinzessin gebracht würde. Allein unterwegs bemerkten die Riesen den Beutel mit Erbsen, und nachdem sie das Bett der Prinzessin in ihre Kammer zurück gebracht hatten, lasen sie die Erbsen alle wieder auf, so daß Niemand sehen konnte, wo die Prinzessin gewesen war. Ebenso machten sie es in der nächsten Nacht, wo der König befohlen hatte, daß ein schlecht zugebundener Beutel mit Linsen unter dem Bette der Prinzessin befestigt würde, und nicht eine Linse blieb auf dem Wege liegen. Als in der folgenden Nacht die Riesen das Bett der Prinzessin brachten, lamentirten sie sehr und sprachen: ‚Mein Herr, jetzt hat Ihr letztes

Digitized by Google

Stündlein geschlagen. Der König hat eine Kuhblase mit Blut anfüllen und unter die Bettsponde der Prinzessin binden lassen, und das Blut, das aus der Kuhblase tröpfelt, können wir Riesen nicht aufwischen. Dadurch wird der König morgen früh erfahren, wo die Prinzessin in der Nacht gewesen ist, und er wird Sie hinrichten lassen.' Am andern Morgen drangen auch richtig die Soldaten des Königs zu dem Schusterjungen ein und nahmen ihn gefangen. Es wurde ein Schaffot von Gold erbaut und darauf sollte er sterben. Ehe er aber den Kopf auf das Schaffot legte, bat er sich noch aus, daß er vor seinem Ende noch eine Pfeife rauchen dürfte. Das wurde ihm gewährt, er zog sein Stippfeuerzeug aus der Tasche und stippte hinein, als wollte er hernach die Pfeife in Brand setzen. Da erschienen sogleich die beiden Riesen und fragten: ,Mein Herr, was befehlen Sie?' Er aber befahl ihnen, den König gefangen zu nehmen und ins Gefängniß zu werfen. Und da war auf einmal der Schusterjunge König, ließ den alten König auf dem Schaffot enthaupten und freite die Prinzessin."

Trotz der modernen Färbung enthält dieses Märchen die Erinnerung an einen uralten Mythus, den auch die nordischen Quellen noch kennen, und zwar an den Hauptmythus vom Bergbau. Wenn Uhland im ersten und leider bisher einzigen Heft seiner trefflichen Sagenforschungen bis zur Evidenz nachgewiesen hat, daß unter dem altnordischen Thor, altdeutschen Dunar nicht ein gemeiner Blitz- und Donnergott, sondern der Vertreter und Beschützer der menschlichen Cultur im Gegensatz gegen die als Riesenreich sich darstellende rohe Elementarwelt gedacht wurde, so hat er doch nicht alle Wege der menschlichen Cultur in diese Elementarwelt verfolgt und sich namentlich in Bezug auf den für den Norden wichtigen Bergbau, das Eindringen der Cultur ins Innerste der Berge, d. h. des Riesenreichs, getäuscht. Es ist nöthig, den betreffenden Mythus hier in seinem ganzen Umfang zu überblicken. Er knüpft sich im Norden in seinen verschiedensten Abweichungen überall an den Namen Geirröd (d. h. der Speerröther, Eisenglüher). Uhland allein hat diesem merkwürdigen Riesenkönige bisher einige Beachtung geschenkt, ihn jedoch, wie uns scheint, nicht richtig erklärt. Andere haben keine Notiz von ihm genommen.

Er begegnet uns schon in der älteren Edda im Grimnismal als ein böser und ungastlicher König. Der höchste Gott Odin hat von seiner argen Tücke gehört, verkleidet sich unter dem Namen Grimnir und kommt als Gast zu dem Könige, um ihn auf die Probe zu stellen. Der König handelt in gewohnter Weise, läßt den vermeinten armen Fremdling packen und zwischen zwei Feuern anfesseln, wovon derselbe halb gebraten wird. Nur des Königs mitleidiger Sohn Agnar reicht ihm ein Trinkhorn. Als Geirröd endlich merkt, es sey der höchste Gott, will er ihn vom Feuer befreien, rennt sich in der Eile aber in sein eigenes Schwert.

In der jüngeren Edda 60 ist es Loki, der zur Kurzweil in Freijas Falkenkleide umherfliegt und aus Neugier durch Geirröds Fenster ins Innere seiner Halle hineinsieht. Geirröd befiehlt, ihn zu fangen; der ihn aber greifen soll, kann die hohe Wand nur mühsam hinaufklettern, worüber Loki spottet. Allein plötzlich sieht Loki sich mit seinen Krallen am Fenster festgebannt, wird ergriffen und drei Monate lang eng eingesperrt, bis er gesteht, wer er sey und sich durch das Versprechen löst, den Thor ohne seine gewöhnlichen Waffen sicher zu befreien. Das geschieht auch, Thor macht sich auf den Weg nach Geirrödsgard, aber Grid, die Mutter des Asen Vidar, gibt ihm ihre eigenen Eisenhandschuhe, ihren Stärkegürtel und ihren Stab auf die Reise mit. Er kommt zum Vimur, dem größten aller Flüsse, und watet durch, ist aber im Begriffe zu ertrinken, denn der Fluß schwillt ungeheuer an. Da sieht er, Geirröds Tochter Gialp steht breitbeinig über dem Flusse und verursacht dessen Anschwellung. Er aber schleudert einen großen Stein auf sie und verstopft die unreine Quelle. Dennoch wäre er ertrunken, wenn er sich nicht an einem Vogelbeerstrauch gehalten und das Ufer erreicht hätte. Endlich in Geirröds Halle angekommen, sieht er darin nur einen Stuhl, und als er sich darauf setzt, wird er in die Höhe gehoben, aber er stützt sich auf Grids Stab und drückt so gewaltig unter sich, daß es kracht und daß Geirröds Töchter Gialp (Lerm) und Grip (Greif), die unter dem Stuhle hockten, zerdrückt werden. Geirröd schleudert stumm einen glühenden Eisenkeil gegen den Gott, der ihn aber mit Grids Handschuh auffängt und dergestalt zurückschleudert, daß der Keil die Eisenwand, hinter welche Geirröd geflüchtet ist, und diesen selbst durchfährt, woran er stirbt.

Bei Saxo Gramm. VIII. 247 f. unternimmt König Gormo, von Thorkill geführt, eine Reise nach dem äußersten Norden, wo keine Sonne mehr scheint, ins Riesenreich, in welchem ein merkwürdiger Gegensatz hervortritt, denn es ist getheilt in zwei Königreiche. Nachdem die Schiffsmannschaft unterwegs große Gefahren und namentlich Hunger auszustehen gehabt, landeten sie in dem alten Riesenparadiese, wo König Gudmund immer noch in seinem gastlichen Saale und herrlichen Garten waltete. Hier dienten ihm zwölf Söhne und zwölf Töchter bei der Tafel. Von den

Digitized by Google

letztern bot er die schönste dem König Gormo zur Gemahlin an. Aber auf Thorkills weisen Rath enthielten sich alle sowohl der reizenden Mädchen, als der lockenden Früchte im Garten. Nur vier von den fremden Gästen ließen sich verführen und verloren sogleich jede Erinnerung. Die andern wurden von Gudmund freundlich entlassen und gelangten sofort in das unheimliche Reich, das einst Gudmunds böser Bruder Geruth beherrscht hatte. Sein und seiner Töchter durch Thor zerbrochne Leiber lagen noch immer da, aber auch Schätze dabei, goldreifige Fässer, ein Armband, ein Zahn, ein Trinkhorn, ein Helm und Gürtel. Als sie nach diesen griffen, erhoben sich plötzlich die ringsumher sitzenden eisernen Riesen und nur eines gewissen Buchi Muth rettete den König Thorkill und wenige andere, die zu Gudmund zurückkehrten, wo aber Buchi jetzt erst sich durch eine Tochter Gudmunds verlocken ließ. Gott für seine Rettung dankend kam Gormo endlich wieder heim.

Der verlorenen heidnischen Quelle ungleich treuer ist dieselbe Fahrt beschrieben in der Olaf Tryggvasons Saga, ed. Egilsson III. p. 181 f., eine um so merkwürdigere Erzählung, als sie einerseits an unsere süddeutsche Sage vom König Elberich anklingt und andrerseits das Vorbild für Gullivers berühmte Reisen ist.

Thorstein, ein Diener König Olafs, landet an einem unbekannten Ufer und findet, daß hier lauter Riesen wohnen, deren König Gudmund ihn freundlich empfängt, denn hier ist das Riesenparadies Gläsisvallir. Des Königs nächste Diener heißen Vollstärke und Allstärke. Gudmund erklärt seinem kleinen Gast, es gäbe auch böse Riesen, diese aber wohnten unter ihrem König Geirrödr drüben über dem Flusse Hemra, welcher so reißend und giftig sey, daß wer von dem Wasser benetzt werde, sogleich den Brand (Krebs) bekomme und daß nur seine Rosse hinüberzutragen vermöchten. Thorstein wünscht, mit hinüberreiten zu dürfen, was ihm erlaubt wird. Unterwegs taucht er nur eine Zehe ein, die sogleich vom Brand ergriffen wird; er schneidet sie ab und erlangt durch diesen Muth den Beifall der Riesen. In Geirröds Reich aber macht sich Thorstein durch die Tarnkappe unsichtbar. Auch dieser böse König hat zwei Diener, Jökul (Eis) und Frosti (Frost). Während der Gastereien und Wettkämpfe macht sich Thorstein unsichtbar den Spaß, die bösen Riesen zu necken und namentlich den gudmundischen gegen die geörrödischen beizustehen, welche letztere daher arg geplagt werden. (Eben so plagt nach der heitern Darstellung im deutschen Heldenbuche Elberich im Gefolge König Otnits unsichtbar die Heiden.) Endlich wird der kleine Thorstein von König Gudmund seinem Wirth präsentirt und alle staunen über das schöne kleine Kind (ganz wie in Gullivers Reise). Hier sagt Gudmund, Odin habe es ihm gesendet und es leidet wohl keinen Zweifel, daß wie unter Olaf Odin, so auch unter Thorstein Thor verstanden werden muß. Der Kleine zeigt nun, daß ihm große Macht inwohnt mittelst eines Feuerzeuges. Da wo der Feuerstein weiß ist, schlägt er Hagel heraus, daß alles weiß überschüttet wird; wo der Stein gelb ist, schlägt er eine Sonnenhitze heraus, daß alles vor Schwitzen verschmachten will, und wo der Stein roth ist, schlägt er einen Feuerregen heraus, der den bösen Riesen die Augen ausbrennt und den Geirrödr selbst tödtet. Der kleine Sieger aber kommt mit zwei kostbaren Trinkhörnern und mit der schönen Riesentochter Gobruna glücklich zu König Olaf zurück.

Es ist ein echt märchenhafter und gewiß alter Gedanke, den stärksten der Götter (denn unter Thorkill kann wohl nur Thor verstanden werden) zwerghaft erscheinen zu lassen. Das mag wohl auch auf manchen Zug in dem Märchen vom Däumling übergegangen seyn. In der jüngeren Edda handelt die längste und ausführlichste Erzählung von der Fahrt des Thor zum Riesen Utgardaloki und auch hier erscheint Thor als Donnergott nur zwerghaft gegenüber dem Riesenkönig. Diese Verstellungsweise war demnach den alten Deutschen und Nordländern geläufig. Deshalb kann es auch nicht befremden, wenn in dem Schusterjungen in Pröhle's Harzmärchen kein Geringerer als der alte Gott Thor verborgen ist.

Wer ist nun aber sein Feind, der Riese Geirröd? Uhland hält in seinen Sagenforschungen S. 139 f. den Geirröd für einen „Dämon der glühenden Hitze" und zwar für einen „Gewitterriesen; der brennende Sommer entladet sich im furchtbaren Gewitter, im Wolkenbruch und Ueberschwellen der Bergströme. Wohl ist Thor selbst Donnergott, aber das schädliche, verheerende Gewitter stammt nicht von ihm ꝛc." Das scheint mir nicht richtig. Es wäre sonderbar, wenn man sich den anerkannten Gewittergott als gegen das Gewitter kämpfend denken sollte. Auch handelt es sich um Sagen des hohen Nordens, der nicht an Hitze leidet. Es scheint, man müsse hier die physische Geographie festhalten. Schweden ist überreich an Eisen, das schon sehr frühe ausgebeutet wurde. In Geirröds Mythe aber bezieht sich alles auf unterirdische Hallen, Eisen und Feuer. Sollte er nicht der Riese der Eisenberge seyn?

Das Spähen des Falken drückt überhaupt die Neugier der Menschen aus, zu wissen, was im Innern der Erde ist. Das Festkleben des Falken mahnt an den in den schwedischen Eisenbergen stark hervortretenden Mag-

Digitized by Google

netismus. Die Mühe des Riesen, bis zum Fenster hinaufzuklettern, deutet uns einen tiefen und senkrechten Schacht an. Die Gefangenschaft Lokis im Berge bedeutet vielleicht das Schmiedefeuer, worin das Eisen geglüht und brauchbar wird, denn Loki ist bekanntlich der Gott des Feuers. Gerade der Feuergott muß am ersten mit dem Eisen in Berührung kommen, weil ohne Feuer das Eisen unbrauchbar bliebe. Thor aber, welcher nunmehr auftritt, scheint der Vertreter der Cultur und des Menschengeschlechts zu seyn, dem der Eisengewinn zu Gute kommen soll. Alles was er thut, bezieht sich auf Bergbau. Er hat mit Ueberschwemmungen zu kämpfen, muß gefährliche Stellen im Berge vermauern, Felsen sprengen. Das alles stimmt mit den von Uhland aufs gründlichste erörterten Arbeiten des Thor, als eines Schutzgottes des menschlichen Anbaus, ähnlich den Arbeiten des Herkules überein, nur daß es hier insbesondere auf den Bergbau angewendet erscheint. Er braucht den Stärkegürtel der Grid, der im Gürtel der christlichen heiligen Margaretha wiederkehrt und bei allen Geburten hilft, er braucht den Stab der Grid, der wohl dasselbe bedeutet, was ihr ewig schweigender Sohn Vidar (wörtlich das Holz, die stumme Vegetation). Denn zum Bergbau wird zuerst Holz gebraucht. Endlich gewinnt Thor das Eisen dem Riesen ab und bedient sich desselben, um den Riesen selbst vollends zu überwältigen. Das erklärt sich sehr natürlich. Im Anfang ist der Bergbau, wenn man nur mit Händen und Holz arbeiten kann, sehr mühsam. Sobald man aber erst harte Eiseninstrumente hat, wird man bald Meister und bezwingt das Eisen durch das Eisen. Dasselbe wird im Grimnismal ausgedrückt, sofern hier Geirröd in sein eigenes Schwert fällt. Dieser nordische Mythus hat ziemlich Aehnlichkeit mit dem südlichen von den Paliken, die als Kinder der Nymphe Aetna mit ihren Hämmern ihre eigene Mutter aus der Erde heraushämmern und die, von der sie geboren sind, selbst zur Geburt fördern.

Von ungeheuren vulkanischen Steintrümmern auf der Insel Island glaubt das Volk, der Riese Gretter habe sie zusammengeworfen. Olafson, Reise nach Island I. 317. Sollte dieser Riese nicht Geirröd seyn? Auch hier handelt es sich von der Gewalt des Feuers im Innern der Berge.

Darf man bei dem Zahn, den Gormo in Geirröds Halle fand, an ein Petrefac denken, wie sie zuerst beim Bergbau entdeckt werden mußten? Ich wage die übrigen Schätze nicht zu deuten. Jedenfalls ist der Bergbau Vater des Reichthums. Der Geiz und die Ungastlichkeit in Grimnismal entspricht vollkommen der Zähigkeit, mit welcher das Innere des Berges das Eisen festhält, und den großen Schwierigkeiten und Gefahren des ersten Eisenbaus, kann aber auch auf den Uebermuth und Troß nordischer Könige, die durch Bergbau reich wurden, auf die cyclopischen Naturen der Bergleute und Schmiedegesellen bezogen werden.

Das Feuerzeug, dessen Thorkill sich bedient, entspricht nicht nur der Macht, welche das Feuer über die Steinwelt und die menschliche Natur über die rohe Masse ausübt, sondern auch der Symbolik, die es zu einer Gattin des Gottes Thor selber macht, wenn anders der Name Jarnsaxa als Stahl und Stein richtig gedeutet ist.

So weit die nordischen Sagen. Daß die uns vorliegende Pröhlesche Sage vom Oberharz damit sehr nahe übereinstimmt, liegt am Tage. Es ist eine Bergmannssage des erzreichen Harzes. Sie beabsichtigt eine Verherrlichung des Bergbaus. Sie drückt aus, wer die Schätze aus dem Innern der Erde gewänne, dürfe auch nach dem schönsten Preis über der Erde streben. Sie stellt Silber über Kupfer, Gold über Silber, aber über alles das Feuer und seine Zaubergewalt im Dienst des Menschen. Der tiefe Schacht, in den der junge Held hinuntersteigen muß auf der Hexe Geheiß, entspricht dem Eingang, an dem Loki gefangen wird. Der Zauber, den er mit dem Feuerzeug übt, ist vollkommen derselbe, den Thorstein übt. Der alte überwundene König ist kein anderer als Geirröd.

Es gibt noch eines dem Pröhleschen ziemlich ähnliches Märchen, welches die Brüder Grimm in ihre Hausmärchen Nr. 116 unter der Aufschrift „das blaue Licht" eingetragen haben. Hier ist aber die Erinnerung an das Bergwerk abgeschwächt und ohne den von Pröhle gemachten neuen Märchenfund würde man den tieferen Sinn derselben nicht errathen können. Man sieht daraus, wie förderlich es für die Forschung ist, wenn auch zu den schon bekannten Sagen und Märchen immer noch Varianten aus dem Munde des Volks gesammelt werden. Der Zusammenhang dieser beiden Märchen aus dem innern Deutschland mit den nordischen Geirrödsagen ist, nach allem, was hier darüber vergleichend beigebracht worden ist, unzweifelhaft. Es gibt aber solcher interessanter Verwandschaften deutscher und nordischer Sagenkreise noch viel mehr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 19. 5. März 1853.

Sternkunde.

Populäre Astronomie. Von Dr. J. H. Mädler, k. russ. Staatsrath rc., Professor und Director der Sternwarte zu Dorpat. Vierte völlig umgearbeitete Auflage. Nebst einem Atlas mit 20 Tafeln. Berlin, Heymann, 1852.

Das ist bis jetzt die beste populäre Astronomie, die wir haben. Herr Mädler besitzt in vorzüglichem Grade das Talent klarer Darstellung, was nur selten in Verbindung mit tiefer und umfangreicher Gelehrsamkeit in diesem Fache vorkommt. In der vorragenden Stellung, die er unter den Astronomen einnimmt, ist er im weiten Gebiete seiner Wissenschaft orientirt und verfolgt jeden kleinsten Fortschritt derselben. Die Fortschritte der Astronomie sind aber riesenhaft zu nennen. Seit Erscheinung der dritten Auflage des Werkes sind schon wieder sehr bedeutende Entdeckungen am Sternhimmel gemacht worden, z. B. eine ganze Reihe neuer Planeten.

Der in dieser neuen Auflage am meisten umgearbeitete Theil ist jedoch der, welcher von den Fixsternen handelt und uns aus der engeren Sphäre des Sonnensystems, dem wir angehören, in die unermeßlichen Tiefen des Weltraumes hinausführt. Während das Sonnensystem schon seit Copernicus und Kepler in seinen wesentlichsten Grundzügen erkannt ist und hier immer nur Einzelnes genauer und weiter erfaßt wird, blieb das Fixsternsystem im Dunkeln und ist erst in den letzten Jahrzehnten dem Verständniß näher gerückt worden. Das Sonnensystem aber verhält sich zum gesammten Fixsternhimmel wie ein Tropfen zum Meere. Ueber das Ganze des uns umgebenden Raumes etwas Näheres zu erfahren, muß uns etwa so interessant seyn, wie dem Gefangenen, der nur in einem Zimmer in London eingesperrt saß, die Orientirung in der ungeheuren Stadt, die ihm auf einmal aufgethan wird.

Was am Fixsternhimmel zuerst auffällt, wenn man ihn wissenschaftlich erforscht, ist das Ungeheure seiner Dimensionen. Wie erhaben immer der uns sichtbare Nachthimmel ist, so gewinnt er doch noch an Erhabenheit durch die wissenschaftliche Betrachtung. Wir staunen die Milchstraße, den großen Nebelfleck des Orion, die glänzenden Sterne erster Größe an, aber die Wissenschaft belehrt uns, daß ein Theil dieser leuchtenden Körper vielleicht gar nicht existirt, vielleicht schon vor Jahrtausenden verschwunden ist, ein anderer Theil uns aber vielleicht nur Urzustände erster Entwicklung zeigt, die schon längst überwunden und zu höherer Vollendung gediehen sind, nur noch die Gespenster von etwas Gewesenem. Das erklärt sich nämlich aus der langen Dauer, welche das Licht braucht, um von jenen Körpern durch die ungeheuren Entfernungen zu uns zu gelangen. „In der That hat die Astronomie sich veranlaßt gesehen, einen Maßstab einzuführen, der an Großartigkeit seines Gleichen nicht hat, nämlich den Weg, den der Lichtstrahl in einer gegebenen Zeit zurücklegt. Vom Monde bis zur Erde (51000 Meilen) bedarf das Licht 1",24, von der Sonne bis zur Erde 498",2 (Zeitsekunden). Bei den entfernteren Planeten wachsen diese Lichtzeiten zu Stunden an (vom Neptun zur Erde bedarf das Licht zwischen vier und fünf Stunden Zeit); und bei den Kometen, die Jahrtausende zu ihrem Umlaufe gebrauchen, zu Tagen. Da wir nun die Zeit in Jahren, ja in noch größeren Cyclen ausdrücken können und auszudrücken gewohnt sind, so haben wir einen Maßstab gewonnen, der uns selbst da, wo Millionen von Erdweiten, ja Billionen von Halbmessern derselben auszudrücken sind, auf faßliche und bequem vergleichbare Zahlen führt: wir bestimmen die Zahl der Jahre, welche der Lichtstrahl gebraucht, um von einem gegebenen Stern zu unserm Auge zu gelangen." Denkt man sich nun Tausende von Jahren, welche verfließen müssen, bis der erste Lichtstrahl eines Fixsterns oder eines Sternhau-

Digitized by Google

fens zu uns bringt, so kann der Körper, von dem er ausgeht, in so langer Zeit nicht nur seinen Standort, sondern auch seine innere Beschaffenheit verändert haben, und wir sehen nur, was gewesen, nicht was ist.

Inzwischen spricht sich Herr Mädler, und gewiß sehr mit Recht, für das Stabilitätsprincip im kosmischen Organismus aus und widerlegt die allzukühnen Hypothesen, die einen rascheren Wechsel von Werden, Bilden und Umbilden bei den Himmelskörpern voraussetzen zu müssen glaubten. So war es lange eine Lieblingsannahme in Bezug auf das Sonnensystem, daß die Kometen und zum Theil auch die kleinen Planetoiden oder Asteroiden nur Embryonen künftiger Planeten, und in Bezug auf den Fixsternhimmel, daß die Nebelflecken nur Embryonen künftiger Milchstraßen seyen. Genauere Prüfung hat gezeigt, daß die Eigenschaften weder der Kometen noch der Nebelflecken diese Hypothese begünstigen.

Die wichtigste Entdeckung, die man am Fixsternhimmel gemacht hat, ist die seiner Bewegung. Die Fixsterne haben zwar den Namen vom Feststehen, aber sie bewegen sich doch und zwar in einer elliptischen Bahn um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, wie die Planeten und Kometen um die Sonne. Nur ist der Schwerpunkt des Fixsternhimmels durch keinen Körper von imponirender Masse bezeichnet, die etwa die umkreisenden Sterne an Größe in dem Verhältniß überträfe, wie unsere Sonne die sie umkreisenden Planeten und Kometen übertrifft. Bekanntlich war es Herr Mädler selbst, der zuerst in der Gruppe der Plejaden den gesuchten Schwerpunkt für die uns sichtbaren Fixsterne ermittelte und den Hauptstern dieser Gruppe, die Alkyone, als muthmaßliches Centralgestirn bezeichnete. Er sagt nun hier S. 380: „Von mehreren Seiten ist meine ‚Centralsonne' zwar nicht angegriffen, aber darauf hingedeutet worden, daß ich früher und namentlich auch in diesem Werke mich selbst gegen eine solche ausgesprochen habe. So wenig ich nun auch jemals Bedenken tragen würde, es offen einzugestehen, wenn eine durch weitere Forschung erlangte bessere Einsicht in irgend einem Punkte meinen früheren Aeußerungen entgegen steht, oder sie doch wesentlich umgestaltet, so glaube ich doch kaum, hier in einem solchen Falle zu seyn. Gegen eine Centralsonne, wie man sie bisher sich dachte, erkläre ich mich noch heut, und mit noch besseren Gründen als früher; denn das, was ich an ihre Stelle setze und mit diesem Namen auch bezeichnen zu müssen geglaubt habe, ist etwas von der bisherigen Annahme wesentlich Verschiedenes. Die Sonne ist absolute Königin ihres Systems; nichts kommt ihr, weder qualitativ noch quantitativ, gleich oder nahe in ihrem ganzen Gebiete: Alcyone ist höchstens nur prima inter pares in der freien Fixstern-Republik. Früher stellte ich mehrere Möglichkeiten einander gegenüber, gab nach dem damaligen Stande der Sache Gründe und Gegengründe für jede derselben an, und erklärte mich zuletzt dahin, daß ein gleichsam absoluter Centralkörper, der dem Fixsternsysteme das sey, was die Sonne ihren Planeten ist, wahrscheinlich aufzugeben sey. Heut nun sage ich: es ist ganz gewiß aufzugeben; er ist unmöglich und nicht blos unwahrscheinlich. Darin allein besteht die Abweichung von meiner früheren Ansicht."

Die ganze Voraussetzung beruht auf den Erfahrungen, die man hinsichtlich der Bewegung sehr vieler Fixsterne gemacht hat. Es ist erwiesen, daß sie sich bewegen, in welcher Richtung sie sich bewegen und in welcher verhältnißmäßigen Schnelligkeit, woraus dann bereits sehr sichere Forschungen gezogen werden konnten. Erwiesen ist, daß sie um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt elliptische Bahnen ziehen, auch die Gegend des Himmels, in welche dieser Schwerpunkt fällt, ist ausgemittelt. Wenn der Schwerpunkt eine körperlich überwiegende Masse darstellte, wie die Sonne im Verhältniß zu den Planeten, so würden die ihn am nächsten umkreisenden Sterne die schnellste, die am weitesten von ihm entfernten aber die langsamste Bewegung haben. Nun zeigt sich in Wirklichkeit das Umgekehrte, die den Pleyaden zunächst stehenden Sterne bewegen sich langsamer, die entferntesten schneller. „Die angestellten Vergleichungen haben mich überzeugt, daß die einzige Gegend des Himmels, in welcher der allgemeine Schwerpunkt angenommen werden kann, die der Plejadengruppe ist. Diese Gruppe also ist als dynamische Mittelgruppe zu betrachten, und die große Fülle glänzender Sterne in derselben, die als beispiellos am ganzen übrigen Himmel dasteht, läßt uns kaum eine andere Wahl, als den Centralpunkt in diese Gruppe selbst zu setzen. Den optischen Mittelpunkt dieser Gruppe aber bildet der augenfällig hellste Stern derselben, Alcyone. Will man also die Benennung Centralsonne an einen einzelnen Stern knüpfen, so hat dieser unter allen übrigen der Gruppe die größte Wahrscheinlichkeit für sich. In diesem Sinne also habe ich die obige Benennung auf η Tauri (Alcyone) beziehen zu müssen geglaubt. Nicht als ob ich wähnte, der Schwerpunkt des gesammten Systems falle nothwendig und bleibend in seinen Körper oder gar in dessen Mittelpunkt. Wir dürfen zwar annehmen, daß er einer der größern und massenhaftern Sterne sey. Aber selbst wenn er in dieser Beziehung jeden andern einzelnen Stern übertreffen sollte (was ich als eine bloße Möglichkeit setze), so würde ihm in keinem Falle ein Ueber-

Digitized by Google

gewicht zugeschrieben werden können, ähnlich dem, welches unsrer Sonne als Centralkörper zukommt. Denn die Vergleichungen, die ich weiterhin ihrem allgemeinen Resultat nach anführen werde, zeigen uns auf die unzweideutigste Weise, daß von ihm aus nach allen Seiten hin die Bewegungen, anfangs langsam und unmerklich, weiterhin immer stärker, an Quantität zunehmen. Je kleiner aber sein Massenübergewicht ist, einen desto größeren Spielraum wird man in der Lage des Schwerpunkts, auf ihn bezogen, annehmen müssen. Vielleicht setzt nur die sehr große, in die Millionen gehende Anzahl der Fixsterne seinen Schwankungen engere Grenzen, indem sie nicht leicht gestatten wird, daß sich nach einer Seite hin ein merkliches Uebergewicht für eine gegebene Zeit bilden kann. Vielleicht ist die Masse der Plejadengruppe grade groß genug, um den Schwerpunkt nie aus ihren Grenzen rücken zu lassen und in diesem Umstande dasjenige zu suchen, was man als Stabilitätsprincip des Fixsternsystems bezeichnen könnte. Doch ich mag der Zukunft nicht mit Muthmaßungen vorgreifen, die ich mit keinen haltbaren Gründen zu belegen vermag, und übergehe deshalb eine Menge andrer, an sich selbst höchst interessanter Fragen, die sich an unsre hier aufgestellte Thesis knüpfen würden und die den kommenden Jahrtausenden ein unendliches Feld der Forschung eröffnen."

Von großem Interesse ist die S. 416 erörterte Frage, ob nicht die Masse der um den gedachten Schwerpunkt kreisenden Sterne durch solche ergänzt werde, die wir nicht sehen können, weil sie dunkel sind, analog den Planeten. „Einige Thatsachen scheinen dafür zu sprechen, daß auch dunkle Massen in diesem Complex vorhanden sind, und zwar nicht blos als sekundäre Fixsternbegleiter, wie die Planeten bei unsrer Sonne, sondern auch selbstständig und vielleicht sogar leuchtende Körper um sich herumführend." Herr Mädler rechnet hieher besonders die räthselhaften Phänomene des periodischen Lichtwechsels von mehreren Fixsternen, die ihm am sichersten erklärt scheint, wenn man voraussetzt, daß die leuchtenden Körper periodisch von einem dunkeln gedeckt werden.

Die Voraussetzung dunkler Körper im Weltraum wird noch dadurch bestätigt, daß die Berechnungen im Mißverhältniß zwischen der Zahl und Größe der sichtbaren Sterne und dem Volumen ergeben, welches durch die Bewegung bedingt erscheint. In folgender Uebersicht S. 426 f. wird das ganze Verhältniß am klarsten dargestellt. „Da der Stern 61 Cygni, den wir unter allen Fixsternen am genauesten kennen, mit der Sonne und Alcyone ein nahezu gleichschenklichtes Dreieck bildet, dessen Spitze im Centralpunkte liegt, so darf man sich die Annahme gestatten, daß er, als gleich weit abstehend, sich auch eben so schnell als unsre Sonne im Raume fortbewege. Da nun die Richtung seiner, aus der wahren und scheinbaren zusammengesetzten, Eigenbewegung, ihre Quantität, und ebenso der Ort des Sterns am Himmel gegeben sind, so kann man unter obiger Annahme das, was in dieser Bewegung ihm selbst angehört, von dem trennen, was nur scheinbar und durch die Bewegung unsrer Sonne erzeugt ist. Es findet sich für die wahre Eigenbewegung von 61 Cygni jährlich 4",067. Die Parallaxe dieses Sterns aber ist nach Bessel und Peters (§. 226) = 0",3483, und so beträgt seine Fortrückung im Weltraume $\frac{4,067}{0,3483} = 11,677$ Erdweiten. — Unsre Sonne und 61 Cygni stehen nun in sehr nahe gleicher (nur etwa um $^1/_{150}$ verschiedener) Entfernung vom allgemeinen Schwerpunkte; wenn also nicht ausnahmsweise der eine Stern eine ungewöhnlich starke, oder der andre eine ungewöhnlich schwache Bewegung im Vergleich zu seiner Entfernung hat (und beide Annahmen führen auf die allergezwungensten Voraussetzungen), so drückt 11,677 auch nahezu die Bewegung unsrer Sonne aus, was auf $7^1/_3$ Meilen in der Sekunde führt (fast genau die Geschwindigkeit des innersten Planeten in seiner Sonnennähe). Diese 11,677 Erdweiten erscheinen, von Alcyone aus, unter einem Winkel von 0",0699 und die Gesichtslinie trifft auf die Sonnenbewegung unter einem Winkel von 113°,6. Bei senkrechter Ansicht würde also aus der gleichen Entfernung die Bewegung 0",07628 groß erscheinen und hieraus ergibt sich weiter:

Parallaxe der Alcyone = 0",006533
Entfernung = 31570000 Erdweiten
Zeit des Lichts = $498^1/_2$ Jahre.

Bezüglich auf unsre Sonnenbewegung vereinigt sich im Schwerpunkte die Wirkung der ganzen Summe von Massen (leuchtender wie dunkler), die innerhalb einer mit dem Radius Vector der Sonne um den Schwerpunkt beschriebenen Kugel stehen. Für die Summe dieser Massen findet sich, die Sonnenmasse als Einheit gesetzt: 91570000. Wir erblicken aber in der Region, in welcher sich sämmtliche auf die Bewegung unsrer Sonne wirksamen Massen befinden müssen, selbst mit den kräftigsten Hülfsmitteln, höchstens zwei Millionen Sterne; es müssen also entweder die einzelnen Fixsterne durchschnittlich unsre Sonne an Masse erheblich übertreffen, oder der größte Theil dieser Massen bleibt unsern Sehwerkzeugen verborgen. Zugleich aber ist ersichtlich, daß so ungeheure Körper, als man wohl hin

und wieder zu Gunsten irgend einer Hypothese angenommen hat (vgl. z. B. §. 208), in unsrer Fixsternwelt nicht vorhanden sind, da kein Fixstern es vermocht hat, sich durch seine Masse als allgemeiner Centralkörper zu behaupten."

Bei alledem handelt es sich nur von dem am augenscheinlichsten durch die Milchstraße bezeichneten nächsten Fixsternsysteme, dem auch unsre Sonne angehört. „Und ist dieser gigantische Complexus nun das Universum? oder mindestens der Theil desselben, der unser bewaffnetes Auge durchdringt? Keineswegs. Es ist nur eine einzelne der Welteninseln, deren ungezählte Tausende im Ocean des Himmelsraumes schweben, und welche die Messier, Herschel, Rosse aus der Nacht des Firmaments allmählich an das Licht ziehen und dem Erdbewohner ihr Daseyn verkünden." Das sind die Sternhaufen und Nebelflecken, die in unermeßlicher Ferne nur wieder eben solche Milchstraßensysteme sind, wie das unsre.

Die Frage, ob diese Milchstraßensysteme wieder unter sich in irgend einem Zusammenhange stehen, ist bis jetzt unerledigt geblieben.

Das allmählige Fortrücken unsrer Sonne kann natürlicherweise nicht Statt finden, ohne daß, wenn auch nur sehr langsam, ihre Lage gegen die übrigen Sterne verändert erscheint. Daher die schon jetzt wahrnehmbare Verrückung des Polarsterns und des Thierkreises. „Der Polarstern wird nicht in allen Jahrtausenden diesen Namen führen können. Erst seit Alexander des Macedoniers Zeit steht er dem Pole näher, als irgend ein andrer heller Stern; noch 300 Jahre lang wird er sich dem Pole fortwährend nähern, und dann nur 21 Minuten von ihm entfernt seyn. Nach abermaligen 1000 Jahren wird er seinen jetzigen Namen dem Sterne γ des Cepheus abtreten müssen, der 4200 n. Chr. dem Pole am nächsten steht und 1° 51′ von ihm entfernt bleibt. Diesem folgen im Range eines Polarsterns nach einander β und α des Cepheus, δ des Schwans, α der Leyer (nach 12000 Jahren der prachtvollste aller möglichen Polarsterne), η des Herkules, α des Drachen, x des Drachen und endlich, nach Vollendung des Cyclus, wieder unser jetziger Polarstern. — Der Thierkreis wird ebenfalls im Laufe der Zeit durch diese Vorrückung eine andere Lage erhalten. Die Gestirne, welche jetzt in der nördlichen Hälfte desselben stehen, werden nach 12800 Jahren die südliche Hälfte desselben ausmachen. Beiläufig wird das Vorwärtsrücken nach 2130 Jahren ein Zeichen oder 30 Grade betragen; und deshalb steht jetzt der Thierkreis schon um ein volles Zeichen anders, als zu den Zeiten der alten Griechen, wo man die Sternbilder fixirte. Damals stand das Bild des Widders wirklich da, wo die Sonne zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche sich befindet, und nahm die ersten 30 Grade der Ekliptik ein: es gab also noch keinen Unterschied zwischen Bild des Widders und Zeichen des Widders, wie jetzt, wo der Widder von 30° bis 60° der Länge reicht, während man das Zeichen ♈ wie sonst vom Frühlingsnachtgleichenpunkte anfängt und 30 Grade in der Ekliptik fortzählt. Jetzt steht das Bild des Widders im Zeichen des Stiers, und so fort. Die Folgezeit wird diese Incongruenz fortwährend vergrößern und die Darstellungen des Thierkreises, so wie des übrigen Himmels werden nur für eine bestimmte Zeit gelten können, da in einem andern Jahrhundert der Anfangspunkt der Theilungen bei andern Fixsternen liegt. Aus eben dem Grunde wird man aus den Globen früherer Zeiten das Jahrhundert, in welchem sie entstanden sind, bestimmen können, und wirklich hat man auf diese Weise das Alter arabischer, alexandrinischer u. a. Globen bestimmt. So wird zu Rom im Farnesianischen Palaste ein unter dem Schutt des alten Roms gefundener Globus aufbewahrt, auf welchem der Colur der Frühlingsnachtgleiche gerade durch das Horn des Widders geht, und dessen Alter folglich gegen 2000 Jahre seyn muß. Bode hat ihn in seinen 1780 erschienenen Himmelskarten in zwei Planisphären mitgetheilt. Der Thierkreis von Denderah in Egypten, der eine Zeit lang außerordentliches Aufsehen machte, verdankte dies dem hohen Alter, welches man aus der Stellung seiner Sternbilder herleiten wollte, und welches man auf 15 Jahrtausende setzte. Jedoch hat er keine Gradtheilung, noch etwas deren Stelle Ersetzendes; man schloß dies hohe Alter aus gewissen Charakteren, welche die Solstitien zu bezeichnen schienen: es ist also leicht möglich, daß er viel neueren Ursprungs ist." In Bezug auf diesen berühmten Thierkreis von Dendarah zeigt der Verfasser S. 579, daß er viel jüngeren Ursprungs ist, als man gemeint hat. „Untersucht man hiernach das Alter des Zodiakus von Dendarah, so kommt er beiläufig in die Zeit Alexanders des Macedoniers zu stehen, und er kann also für das Alter der Sternkunde nichts beweisen; denn daß sie in Aegypten und anderswo weit älter war, bezweifelt wohl Niemand."

Die Verlagshandlung hätte für dieses schöne Werk besseres Papier anwenden sollen. Die Blätter sind gar dünn und lassen öfters die Schrift der Rückseite durchblicken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 20. 9. März 1853.

Geschichtsphilosophie.

Die Könige. Entwicklungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Prof. Hinrichs in Halle. Leipzig, Costenoble, 1852. 8. S. 408.

Ein etwas zu umfangreiches Buch, da für den nächsten Zweck des Verfassers eine kürzere Fassung ohne Zweifel wirksamer gewesen wäre. Er bekämpft nämlich die Theorie des Königthums von Gottes Gnaden, reducirt die Mission der Könige ausschließlich auf den Staat und will nicht nur die Herleitung des Staats aus göttlicher Ordnung, sondern auch die Staatsreligion beseitigt wissen. „Der christliche Glaube, heißt es S. 455, hat die Kirche geschaffen, nicht aber den Staat, der auf dem Boden des Rechts beruht. Die Kirche ist nicht der Staat, aber auch nicht ohne den Staat. Der Staat umfaßt verschiedene Confessionen, die Kirche nur eine; jener wird durch die Verschiedenheit des Glaubens in seinem Wesen nicht verändert, wohl aber die Kirche durch den Gegensatz der Glaubensansichten. Die christlichen Germanen gehören der historisch längst überwundenen Weltanschauung der Orientalen an, den Hindus, Assyrern und Egyptern, für welche Staat und Glaube ein und dasselbe sind, sie wollen Theokratie, und wenn sie consequent seyn wollen, so müssen sich die Staaten nach Glaubensartikeln gestalten.“

Ein königlicher Wandel im Glauben, eine gewissenhafte Erfüllung der göttlichen Gebote von Seiten des Königs ist dem Verfasser gleichgültig, ebenso die Rücksicht, die derselbe auf Glauben, geheiligtes Herkommen und Sitte im Volk und auf das Ansehen und die sittliche Kritik der Kirche zu nehmen hat. Von allen diesen moralischen Mächten will der Verfasser den König schlechthin emancipiren und ihn einzig und allein der parlamentarischen Controle unterwerfen. „Der König wird, heißt es S. 461, absoluter Herrscher im Sinne der antiken Staatsidee, nur mit dem Unterschiede, daß diese Staatsidee in Einer Person vertreten und angeschaut wird. Die übrigen Staatsglieder wurden vom Staatsleben ausgeschlossen, sie durften sich nur passiv verhalten; dies war eine einseitige Auffassung des Staates, die zu schweren Krisen oder Revolutionen führte, aus denen das constitutionelle Königthum hervorging, dessen Wesen darin liegt, der subjectiven Form des königlichen Willens den objectiven sittlichen Inhalt zu geben, dem König Mittel zu bieten, mit seinem Willen wirklich im Sinne des Volks zu handeln und wirklich das Staatsganze zu seyn.“

Das ist die vulgäre Ansicht, die sich begreiflicherweise hat bilden müssen, nachdem im vorigen Jahrhundert die Religion durch die Philosophie, die Kirche durch die Schule verdrängt war, und die verblendeten Könige sich nicht begnügten, den Altar auf die Seite zu schieben, sondern auch noch ihren Thron selber durch Verschwendungen, Laster und Schwächen aller Art untergruben und somit eine Revolution herbeiführten, die mit einem politischen Vergleich zwischen Königthum und Republik in der constitutionellen Monarchie endigte. Diese constitutionelle Monarchie hat aber auf dem Continent überall das nämliche Schicksal, wie das absolute Königthum und wie die Republik gehabt, nämlich als ungenügend erkannt, abgenutzt, unpopulär und bald von der Republik, bald wieder von der absoluten Monarchie verdrängt zu werden. Nur in England konnte sich die constitutionelle Monarchie seit Jahrhunderten behaupten, weil sie die religiöse Weihe und kirchliche Grundlage beibehält. Nur in Rußland konnte sich die absolute Monarchie behaupten aus demselben Grunde. Nur in Nordamerika konnte sich die Republik behaupten aus demselben Grunde. Ueberall, wo der Staat in Religiosität tief wurzelte, war er, was auch seine Form

Digitized by Google

seyn mochte, conservativ und konnte weder innere Parteiung noch ein äußerer Feind ihn umstürzen. Nur wo die Staaten sich von der religiösen Grundlage losrissen, gleichviel, welcher Staatsform sie sich zuwandten, da entbehrten sie die Bürgschaft der Dauer und gingen zu Grunde, oder schwankten und schwanken noch in steten Erschütterungen, Revolutionen und Wechseln der Formen.

Darum ist es den Völkern des Continents immer mehr zum dringenden Bedürfnisse geworden, sich der Religion und Kirche wieder zuzuwenden. Darum sollten aber auch die Lehrer der Geschichte und Politik die Augen vor dem, was die Völker bedürfen, was in ihnen als unwiderstehliche Sehnsucht sich regt, was zum Theil schon wirklich zu realisiren sich beginnt, nicht verschließen. Es ist eine bornirte Meinung, der Zug zur Kirche sey erkünstelt durch reactionäre Regierungen oder durch „romantische Schwärmer." Im Gegentheil, die meisten Regierungen, selbst sehr absolute, begünstigen die Kirche nicht, und die Geschmacksliteratur der gebildeten Classen ist nichts weniger als romantisch. Der Zug zur Kirche geht in ganz andern Regionen vor, in den Völkern selbst und ihm dienen tausende von namenlosen Priestern und Aposteln, die weder an den Höfen, noch Parlamenten, noch in der Literatur eine Rolle spielen, aber den Beweis liefern, daß die Weltgeschichte auch anderwärts als dort gemacht wird.

Es ist eine sehr bornirte Meinung, daß der christlich-germanische Standpunkt überwunden sey und in das Dunkel der Vergangenheit zurückschwände, wie das Priesterthum der alten Egypter. Unsere Kirchen sind keine todten Ruinen wie die Pyramiden, sondern gefüllt von Gläubigen. Gleich wüthenden Hunden sind allerdings einmal vor sechzig Jahren die Jakobiner in die Kirchen Frankreichs eingebrochen, haben ihre Hundekomödien darin aufgeführt und die heilige Stätte so schmutzig als möglich entweiht, aber mit eingezogenen Schweifen sind sie wieder hinausgeschlichen. Die Wiederherstellung des christlichen Cultus hat Napoleon nicht die geringste Anstrengung gekostet, noch irgend einen Widerstand gefunden. Die irreligiöse Philosophie hat nicht einen einzigen Martyrer gehabt und Frankreich ist gläubiger geworden, als es jemals war. Jene Jakobiner handelten doch wenigstens und zerstörten den Gottesdienst eine kurze Zeit lang in der That. Unser Hegel, Strauß, Ruge, Feuerbach rc., von denen man immer sagt, sie hätten das Christenthum für immer überwunden, haben nur leere Worte gemacht und nicht das Geringste am Thatbestand der Kirche geändert; im Gegentheil, sie haben beigetragen, den abgeschwächten Sinn für das Kirchliche wieder zu erfrischen und zu stärken.

Auch die Meinung, der Staat könne ganz unabhängig von der Kirche existiren, ist eine bornirte. Das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welches man gewöhnlich für diese Meinung anführt, spricht gerade gegen sie. Die Vereinigten Staaten sind durch und durch kirchlich und der Staat als solcher hat nur deßhalb jede direkte Beziehung zur Kirche ablehnen können, weil eben die Bürger in ihrer entschiedenen Kirchlichkeit weder eines Sporns von Seiten des Staats bedürfen, noch einen Zügel sich gefallen lassen würden.

Endlich ist es auch eine bornirte Meinung, zu hoffen, daß jemals durch politische Mittel allein der Menschheit geholfen werden könne, durch Verfassungen, Gesetze, Abwägung der Staatsgewalten, ständische Controle, Wahlen rc. Den Werth dieser Dinge in vollem Maaß anerkennend, vermögen wir sie doch nie als das ausschließliche Heil der Völker allein gelten zu lassen, so wenig wie die Staatsideen überhaupt allein den ganzen Umkreis des Völkerlebens zu umschreiben vermögen. Neben der politischen Frage tritt nicht nur die kirchliche, sondern auch die sociale wesentlich hervor und darin gerade bestand die Eigenthümlichkeit und Größe der deutschen Nation in tausendjährigem stolzen und gedeihlichen Daseyn, darin, daß sie die kirchliche und sociale Aufgabe mit der politischen zugleich in dem wundervollen Organismus ihres mittelalterlichen Reichs befriedigend zu lösen wußte.

Zugegeben, daß erst der kirchliche Faktor zu unnatürlichem Uebergewicht gelangte, worauf der politische in natürlicher Gegenwirkung seinerseits zur Alleinherrschaft gedieh, so daß der sociale unter doppeltem Druck erlag, so scheint es nahe zu liegen, daß von nun an in der neuen Völkergährung dem socialen Factor die Herrschaft über jene beiden bevorsteht, aber auch er würde in seiner Einseitigkeit das Problem des Völkerglücks nicht lösen können, alle drei Faktoren müßten sich früher oder später wieder versöhnen. Damit allein könnte die lange Reihe von Revolutionen und Contrerevolutionen geschlossen werden.

Der Verfasser würzt sein etwas langweiliges Buch durch einige treffliche, ja ergreifende Klagen über die Erniedrigung Deutschlands. „Es wird hoffentlich den Nachkommen unglaublich scheinen, daß die 1570 Schiffe der Nordseeuferstaaten mit 248,053 Tonnen keinen andern Schutz gehabt haben, als den guten Willen fremder Nationen, daß die herrlichen Seeleute friesischen Stammes gezwungen gewesen sind, in Landesheeren dienen zu müssen, und Preußen auf seinen Binnenmeer

Digitized by Google

eingeschränkt geblieben ist." Wir theilen seinen Schmerz über den Hohn und die Arglist, mit der uns die mächtigern Nachbarn in unserer Getheiltheit und Schwäche zu erhalten wissen. Am tiefsten seufzt der Verfasser über Rußlands drohende Uebermacht. „Rußlands Aar schaut rückwärts in seine Vergangenheit und vorwärts in seine Zukunft, aber von den deutschen Fahnen ist der Aar herabgenommen, in dem reichen Deutschland scheute man die Kosten, die Abzeichen der nationalen Einheit zu tragen. Rußlands Flotte durchsegelt die Welt, Deutschlands Flotte wird verauktionirt, Deutschlands Grenzfestungen besetzen Nationalfeinde. Und wie soll das zerstückelte Deutschland auf die Dauer dem Andrange von Osten her widerstehen? Denn wohl ist zu bedenken, daß der griechisch-religiöse Glaube der Idee des Gesammt-Slaventhums Fleisch und Blut gegeben hat, daß die griechisch-slavische Kirche das wesentliche Princip der Vereinigung ist, auf welche die slavischen Stämme für die Zukunft hoffen, daß es nur Consequenz ist, wenn die slavische Partei bei den Russen dahin strebt, diese Stämme für sich zu interessiren." Wenn das der Verfasser einsieht, so sollte er doch auch zugleich einsehen, daß die Macht der russischen Kirche die größte moralische Verstärkung, deren sie fähig ist, nur durch die Unkirchlichkeit derer erhält, die in Deutschland auf die öffentliche Meinung oder auch direkt auf die Zustände des Volkes einwirken. Das deutsche Volk war viel stärker, als das russische, so lange es in einem Glauben und in einer Kirche geeinigt war. Die ersten Siege Rußlands über Deutschland datiren sich von der Entkirchlichung Livlands her. Als dort dem in Corruption gesunkenen Regiment des deutschen Ordens in der Reformation die zügelloseste Ausschweifung folgte, fiel Czar Iwan Wasiliewicz über die Emancipirten her. Als Preußen die Schriften Voltaires höher zu achten anfing, als das Evangelium und als Kaiser Joseph II. die Kirchen seines Landes plünderte, griff Rußland nach der Krimm und nach Polen über. Als vollends in der französischen Revolution die Altäre gestürzt wurden, lockerte sich der Kern des Abendlandes schon so weit, daß die Russen eine Armee nach Italien schicken konnten. Nach alledem sollte man meinen, das Anwachsen der russischen Macht und des russischen Einflusses hänge sehr genau mit der Entkirchlichung im Westen zusammen und Europa habe sich, indem es die Kirche verachtet, einer Hauptwaffe gegen Rußland beraubt. Man könnte den Slaven nur Glück wünschen, wenn sie fester am Christenthum hielten, als die westlichen Völker, und es wäre ein Verdienst, dem großer Lohn mit Recht nicht ausbleiben würde.

Auf diese Gesichtspunkte glaubten wir hinweisen zu müssen, um den wohlgemeinten Eifer für Deutschlands Glück und Ehre von falschen Zielen abzulocken.

Politik.

Westeuropäische Grenzen. Von einem Beamten der Civilisation. Trier, Linz, 1853.

Patriotische Worte eines Rheinländers gerichtet gegen die anmaßende Schrift des Franzosen Le Masson: „die Grenzen Frankreichs." Letzterer reclamirt das linke Rheinufer, Belgien, Savoien und Nizza als angeblich zu Frankreich gehörend. Jedermann weiß, daß diese Reclamationen schon oft erhoben und eben so oft gründlich widerlegt worden sind, am besten durch des alten Arndt berühmte Schrift: „der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze." Die Sprache des Volkes auf dem linken Rheinufer ist so deutsch, wie auf dem rechten; Ströme scheiden nicht, sondern verbinden; nur Berge scheiden. Nicht die preußischen Rheinlande und die Rheinpfalz gehören zu Frankreich, sondern Elsaß und ein Theil von Lothringen zu Deutschland. Das alles hat man schon hundertmal gehört.

Worte entscheiden hier nicht, sondern nur Thatsachen. Die in den trefflichsten und eindringlichsten Worten ausgesprochene Wahrheit, daß das Elsaß deutsch sey, hat nicht hindern können, daß es jetzt thatsächlich französisch ist. Die mit den verführerischesten und listigsten Worten geltend gemachte Unwahrheit, daß das linke Rheinufer zu Frankreich gehöre, wird eben so wenig ausrichten, so lange Frankreich nicht stark und mächtig genug ist, es wieder zu erobern. Wir können uns sicher darauf verlassen, daß der gelehrt geführte ethnographische Streit zu nichts führt und nicht den mindesten Einfluß haben wird auf die Ereignisse.

Es kommt lediglich darauf an, was der neue Kaiser der Franzosen wird thun wollen oder können. In dieser Beziehung allein ist von Interesse, was Le Masson sagt: „Das erste Kaiserreich war so sehr das Kaiserreich des Kriegs, daß das heutige viel Mühe haben wird, das Kaiserreich des Friedens zu seyn. Der Ursprung einer Regierung setzt sie in eine Lage, welche sie oft grade in die Bahn wirft, die sie am sehnlichsten vermeiden möchte. Wenn man nie aus Vergnügen den Krieg beginnt, so beginnt man ihn eben so wenig jemals aus bloßer Nothwendigkeit; er ist nur zu oft eine Sache der hinreißenden Umstände. Die Regierung Ludwig Napoleons

Digitized by Google

wird ganz sicher nicht die Verträge von 1815 über Nacht zerreißen, Belgien überfallen, in England landen, und Europa wird Frankreich nicht angreifen, oder sich dem Kaiserthum widersetzen. (!) Ohne Zweifel hat sich Alles sehr verändert seit 1815, Menschen, Dinge und Umstände; der Haß und die aufreizenden Erinnerungen sind verblaßt, der industrielle Geist überwiegt den kriegerischen, und kein Staat scheint in diesem Augenblick an Eroberungen zu denken. Und doch fühlt man, daß es nur einer Kleinigkeit bedarf, um Europa in den Krieg zu stürzen, und man argwöhnt, das neue Kaiserthum werde mehr als einmal gewaltig versucht seyn, das Unglück des alten wieder gut zu machen, und der Heiland für 1814 und 1815 zu werden. Dies muß sogar eine der Ursachen jener in der Geschichte Frankreichs beispiellosen Bewegung, jenes unwiderstehlichen Zuges zu Ludwig Napoleon seyn. Für das Volk und die Soldaten hat der Kaisertitel eine ganz kriegerische Bedeutung. Wenn seit 1815 die Armee niemals Einfluß auf die Regierung gehabt hat in Fragen des Friedens oder des Krieges, kann man heute sagen, daß es immer so seyn wird? Unter Ludwig Philipp hat man die öffentliche Meinung mehrmals zum Kriege neigen und es der Regierung nachtragen sehen, daß sie ihn vermieden hatte. Heute würde unter ähnlichen Umständen der Friede nicht aufrecht erhalten werden. Mit Einem Wort, die Lage ist eine andere; eine neue Ursache europäischen Kampfes kommt zu allen denen hinzu, welche sich seit langer Zeit aufhäufen: Handels- und Seefragen, Unabhängigkeit Italiens, religiöse Angelegenheiten, Interventionen, Eifersucht der Racen, Theilung der Türkei. Denn seit 1830 ist der Frieden Europas nur eine Narrung und eine Lüge; alle Mächte unterhalten einen bewaffneten Effectivstand außer allem Verhältniß mit ihren Finanzen; man hat weder zum Frieden noch zum Kriege Muth, und man läßt alle Schwierigkeiten in der Schwebe; aber der Krieg kommt, weil er allein sie zu lösen vermag."

Die Zuversicht, die der ungenannte „Beamte der Civilisation" dagegen geltend macht, indem er fest auf die Einheit und Schlagfertigkeit der deutschen Bundesmächte vertraut, ist schätzbar, aber bis jetzt noch ohne hinreichende Bürgschaft, worüber die sehr gute Abhandlung der deutschen Vierteljahrsschrift über den nämlichen Gegenstand verglichen werden mag.

Vorausgesetzt, daß Deutschlands rechte Flanke am Niederrhein durch Preußen, Belgien, Holland hinreichend gegen Frankreich geschützt sey, so ist doch gegenwärtig die Stellung Englands sowohl als Dänemarks nicht eben die freundlichste gegen Deutschland. Die linke Flanke wird durch Oesterreich und Italien mit einer sieggewohnten herrlichen Armee geschützt; allein die letzten Ereignisse in Mailand und der Mordangriff auf den jungen Kaiser in Verbindung mit den Demonstrationen der Türken an den Grenzen erwecken die nicht ungegründete Befürchtung, daß wenn hier durch die englischen Umtriebe und durch einen gewissen, im Masson'schen Sinne möglichen Entschluß des Kaisers der Franzosen das Schlimmste zum Schlimmen käme, die Streitkraft Oesterreichs in Italien und der Türkei in vollem Maß in Anspruch genommen seyn würde. Es fragt sich daher, wie das ziemlich blosgestellte Centrum am Oberrhein genugsam gedeckt werden könnte? Wie die Schweiz gesinnt ist, weiß Jedermann. Die schwachen deutschen Contingente am Oberrhein vermöchten eine einigermaßen beträchtliche Streitmacht der Franzosen nicht aufzuhalten, wenn sie nicht an ein starkes österreichisches Heer sich anlehnen könnten, denn ein preußisches würde zu dem Zweck der Vertheidigung Süddeutschlands kaum erübrigt werden können und auch die moralische Unterstützung, die ihm nothwendig wäre, gerade in dem Bezirk derjenigen Staaten, die im Herbst 1851 die kurhessische Demonstration gegen Preußen mitmachten, nicht zu finden vermögen.

Wir sind nicht im geringsten bange vor dem letzten Ausgange der Dinge, denn wir glauben fest an die Tüchtigkeit der deutschen Heere und an die Fähigkeit des deutschen Volkes, in einer großen Gefahr die heillosen Eifersüchteleien der einzelnen Stämme gegen einander zu vergessen. Aber es könnte möglich seyn, daß wir erst einige bittere Erfahrungen zu machen, erst einige schwere Schläge auszuhalten hätten, ehe die rechte Einsicht in die Gefahr und der rechte Wille, ihr entgegenzutreten, sich einfänden.

Wie die Sachen in dem gegenwärtigen Augenblicke stehen, ist es eben so wenig möglich, mit einiger Zuversicht und Bestimmtheit die Dauer des Friedens vorauszusagen, als an einen baldigen Ausbruch von Feindseligkeiten zu glauben. Aber eben diese Ungewißheit fordert zur Wachsamkeit auf, damit man nichts versäume, was im Frieden stark machen und das Vertrauen zurückführen könne, noch das, was Noth thut, wenn es zum Kriege kommen müßte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 21. 12. März 1853.

Biographie.

Leben und Thaten des Admirals de Ruiter. Erzählt von Dr. O. Klopp. Hannover, Rümpler, 1852.

Nach het leven en bedryf van den heere de Ruiter, Amst. 1687 frei bearbeitet. De Ruiter war einer der größten holländischen Seehelden zu einer Zeit, wo England noch nicht Tyrann der Meere war, wo die holländischen Flotten noch englische Flotten auf allen Meeren schlugen und bis tief in die Themse verfolgten. Man wird bei der Betrachtung jener Tage des Ruhms schmerzlich erinnert, was die von Dünkirchen bis Riga sich ausdehnende von kräftigen Männern deutscher Zunge bewohnte Küste der Nord- und Ostsee für die Marine seyn könnte, wenn sie nicht staatlich so ungeheuer zersplittert wäre. England selbst recrutirt seine Matrosen wenigstens zum dritten Theil aus den gegenüberliegenden Küsten und Hollands Marine ist von ihrer alten Höhe tief herabgesunken, die der Hansa und Preußens von noch viel geringerem Range und eine deutsche Flotte, die man freilich etwas zu voreilig improvisirte, im Aufstreich verkauft.

Wir verdanken dieses nationale Unglück zunächst der Kirchentrennung. Der feindliche Gegensatz zwischen Antwerpen und Amsterdam ist aus dem der streitenden Kirchen hervorgegangen. Die Trennung Hollands vom deutschen Reich ist eine Frucht aus demselben Keim, die Isolirung der deutschen Ordenslande an der Ostsee und deren Wegnahme durch Rußland dito. Schon de Ruiter erkannte des Verderbens Wurzel und beklagte sein Leben lang nichts so sehr, als daß die Völker in religiösem Hader gegen einander entbrannt, daß der Kirchen so viele seyen, da doch alle nur zu Einem Gott beten.

De Ruiters Leben hat viele interessante Züge. Im Jahr 1607 zu Vließingen von armen Eltern geboren machte er sich schon als Kind durch seine Keckheit und Geistesgegenwart bemerklich. Einmal war er auf den hohen Thurm seiner Vaterstadt hinaufgeklettert, als Schieferdecker gerade daran arbeiteten. Ohne den auf dem Thurmkopf reitenden Knaben zu bemerken, nahmen sie die Leiter weg, aber der 10jährige Knabe kletterte ohne Angst herunter, indem er mit seinen eisenbeschlagenen Absätzen Staffeln in den Schiefer schlug. In der Schule wollte er nichts lernen, der Duft des Meeres behagte ihm besser als die dumpfe Stubenluft. Erst eilfjährig kam de Ruiter als Hochbootmannsjunge auf die See. Im 15. Jahre wurde er Matrose, diente aber auch eine Zeit lang zu Lande in Bergen op Zoom während der berühmten Belagerung dieser Stadt. Nachher ging er wieder als Matrose zu Schiffe, wurde von den Spaniern gefangen und nach Spanien gebracht, von wo er sich zu Fuß heimbetteln mußte. Allein er hatte sich durch Muth und Geschick schon einen Namen bei den Seeleuten erworben und reiche Kaufleute fingen an, ihm ihre Kauffartheischiffe anzuvertrauen, mit denen er alle Meere durchfuhr. Durch die Keckheit und List, mit der er Feinde und Seeräuber abtrieb, wurde er immer beliebter und berühmter. Einmal rettete er sein Schiff aus der Gewalt der Seeräuber dadurch, daß er, als er sie von ferne kommen sah, mit der Butter, die er an Bord führte, die Seiten und Ränder seines Schiffes einschmierte. Als sie nun ankerten und auf das Schiff steigen wollten, glitten sie überall aus, de Ruiter ließ nun unter sie feuern und trieb sie siegreich ab.

Merkwürdigerweise gelangte de Ruiter damals zu großem moralischem Ansehen in den Raubstaaten. Im Hafen von Salé wollte ihm ein Türke das Tuch, das er feil bot, um einen geringen Preis abtrotzen. De Ruiter weigerte sich, weil er es nicht dürfe, aus Treue gegen den Kaufmann, dessen Eigenthum das

Digitized by Google

Tuch sey. Da drohte ihm der Türke, ihm seine ganze Ladung mit Gewalt zu nehmen und ließ ihm Bedenkzeit. Aber de Ruiter, obgleich er das Schiff und die eigene Freiheit, vielleicht das Leben aufs Spiel setzte, blieb standhaft. „Da wandte sich der Türke zu den Seinen, die ihm gefolgt waren, und sprach: ‚Seht hier ihr Alle, wie treu dieser Christ denen ist, die ihn ausgesandt haben! Möchtet ihr doch Alle in ähnlichen Verhältnissen mir auch solche Treue beweisen!‘ Dann trat er zu de Ruiter heran, entblößte seine eigene Brust und die des Niederländers, legte seine Hand auf die Brust de Ruiters und dessen Hand auf seine Brust und schwur ihm seinen Schutz und seine Freundschaft. Er befahl den Mauren, de Ruiter und seine Leute mit aller nur erdenklichen Zuvorkommenheit zu behandeln, und das Ansehen desselben stieg bei den Einwohnern der Stadt noch immer mehr, so daß sie fortan die europäischen Waaren, deren sie bedurften, nur von ihm kaufen wollten, und wenn auch andere Schiffe in ihren Hafen kamen, doch erst die Ankunft de Ruiters abwarteten. Er durfte es selbst ohne alle Gefahr wagen, Reisen tief ins maurische Land hinein zu unternehmen, und benutzte die günstige Gelegenheit oftmals, Christensklaven loszukaufen, zu welchem Zwecke er von den Niederlanden aus immer mit Geld versehen ward. Einst hatte er an der afrikanischen Küste unweit Salé sein Schiff verloren, nur die Mannschaft hatte sich gerettet. De Ruiter fand ein altes Wrack und bemühte sich nun, mit Hülfe seiner schiffbaukundigen Mannschaft dasselbe wieder auszubessern und aufzubauen, so daß es für die Reise nach der Heimath seefähig ward. Die Mauren hatten unterdessen die gestrandeten Güter geborgen und brachten sie ihm freiwillig an das Schiff, so daß de Ruiter ausrief: ‚Wahrlich, solche Treue und Bereitwilligkeit zur Hülfe habe ich an einem Christenlande nimmer gefunden!‘ Also groß war die Achtung der Mauren vor dem Namen de Ruiters. Er gelangte mit dem ausgebesserten alten Wracke glücklich heim und seine Rheder hatten trotz des großen Unglücks keinen Verlust.“

Nachdem de Ruiter lange nur Kauffartheischiffe geführt, zogen ihn die Generalstaaten in den Dienst der Kriegsmarine, in dem er bis zur höchsten Admiralswürde emporstieg und jene berühmten Seesiege hauptsächlich über die Engländer und Franzosen erfocht, die seinen Namen in der Weltgeschichte verewigt haben. Wir können hier in das zum Theil verwickelte Detail dieser Seekriege nicht eingehen, in denen es sich einmal darum handelte, ob England, ob Holland das Meer beherrschen solle, das andremal, ob Holland stark genug sey, sich der ungeheuren Uebermacht Frankreichs zu Lande zu erwehren. Diese einfachen Fragen wurden jedoch manigfach durchkreuzt durch Nebenfragen der auf einander eifersüchtigen Regierungen, die nicht selten natürliche Freunde trennten und natürliche Feinde auf kurze Zeit verbanden. Unbekümmert um diese bisweilen äußerst perfide Politik that de Ruiter allezeit seine Schuldigkeit zur See und so lange er lebte, war das Uebergewicht der holländischen Marine auf allen Seiten unbestritten. Er fiel an der Küste von Sicilien im Angesichte des Aetna in einer Seeschlacht gegen die Franzosen, in welcher er siegte, im Jahre 1676.

Werke über Spanien.

1) Spanien und seine fortschreitende Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung des Jahres 1851 von Dr. Jul. Freiherrn von Minutoli, k. Preuß. Generalconsul für Spanien und Portugal. Mit lithographirten Beilagen. Berlin, Alex. Duncker, 1852. Groß 8°.

In diesem reichhaltigen, auch äußerlich sehr schön ausgestatteten Werke entwirft Herr von Minutoli eine statistische Uebersicht über die gegenwärtige Verfassung und Cultur Spaniens. Er hat seine Arbeit der Königin Isabelle selbst dedicirt und seine Stellung gestattete ihm und verlangte von ihm die größte Genauigkeit.

Im Allgemeinen ist der Zustand Spaniens sehr befriedigend. Es fängt an, sich von den langen Bürgerkriegen zu erholen und sein Wohlstand ist fast in jeder Hinsicht in beträchtlichem Zunehmen. Der Verfasser bemerkt sehr richtig, daß es dieses Glück hauptsächlich seiner völligen Neutralität und Nichtbetheiligung bei den letzten Revolutionswirren im übrigen Europa seit 1848 zu verdanken hat.

Die kürzeste Reasumirung ist in Folgendem enthalten: „Es ist ein großer Vorzug, daß Spanien so wenig von den Folgen des 24. Februar 1848 berührt ist, da doch die Demokratie von ganz Europa untereinander in ihren Sympathien für Frankreich wetteiferte und ihre Elemente auch über Spanien vertheilt und in Bereitschaft gehalten haben wird. Allein es ist auch die Kraft der Regierung, die Zuverläßigkeit der Armee und die Klugheit und Energie der damals am Ruder befindlichen Staatsmänner gebührend anzuerkennen, welche vereint es möglich machten, daß die Versuche der Störung der Ordnung in schnellster Zeit beseitigt wurden. An solchen

Digitized by Google

Versuchen hat es nicht gefehlt. Der 27. März, 7. Mai und 13. Mai haben ihre Opfer gefordert, unter denen General Fulgosio, General-Capitain von Madrid, der edelsten eins war. Aber nicht allein Madrid, auch Sevilla versuchte seine Revolution, und Catalonien ward von Cabrera heimgesucht, während der Graf Montemolin von seinem Vorsatze, nach Spanien zu gehen, nur durch Verhaftung auf der französischen Grenze abgehalten wurde. Spanien hat in den letzten Jahren in der öffentlichen Meinung in demselben Maße gewonnen, wie an innerer Ausbildung und äußerer Kraft zugenommen. Die Anerkennung der Königin Seitens Preußens hat wesentlich dazu beigetragen; Oesterreich und andere Mächte folgten; die Regierung ward freier, selbstständiger und thatkräftiger. Das Protectorat, welches man Spanien aufdrängen wollte, um welche Ehre sich zwei Nationen stritten, es hat nach der würdigen und festen Haltung des Gouvernements keine Veranlassung gefunden, sich geltend zu machen; es hat vielmehr dadurch Spanien in die Lage gesetzt, unabhängig und neutral dem Gesammt-Europa gegenüber da zu stehen und, nachdem die inneren Kämpfe nachgelassen, den dauernden Interessen des Landes seine Aufmerksamkeit zu leihen, den Arbeiten des Friedens Vorschub zu gewähren, und auf die Entwicklung der Nationalbildung und des Nationalwohlstandes hinzuwirken. Nachdem die früher durch Castillo y Ayensa in Rom versuchte Verständigung zu keinem Resultate geführt hatte, erleichterte die Expedition der spanischen Armee nach Italien die Anknüpfung der Unterhandlungen und den Abschluß des Concordates. Die Regulirung der die öffentliche Schuld betreffenden Verhältnisse fand, als eine Ehrensache der Nation, die Billigung des In- und Auslandes. Der Abschluß des Vertrages vom 26. August 1850, welcher die gegenseitige Auslieferung der Verbrecher mit Frankreich stipulirte, erhöhte die öffentliche Sicherheit, insbesondere der nördlichen Grenzprovinzen; so wie der Postvertrag vom 1. April 1849 den gegenseitigen Verkehr durch Ermäßigung des Brief- und Zeitungsporto's auf sehr erwünschte Weise erleichtert, und eine sehr wichtige und zweckmäßige Postreform in Spanien selbst herbeigeführt hatte. Auf gleichen Grundlagen beruhende Verträge wie mit Frankreich wurden am 22. Juli 1850 mit Portugal, am 2. November 1850 mit der Schweiz und im Dezember 1851 mit Preußen abgeschlossen. Die seeräuberischen Züge des General Lopez gegen Cuba in den Jahren 1850 und 1851 haben den verdienten Lohn, und die Strafe die Billigung von ganz Europa gefunden. Die Unterwerfung des Sultans von Golo bekundet deutlich genug den Tribut, welcher nur der energischen und gerechten Handlungsweise einer starken Regierung gezollt wird. Die Justiz- und Zollreformen; die Einführung der Rechnungskontrollen; die Reorganisirung der Provinzialverwaltungen; die Einführung größerer Sparsamkeit; das Festhalten des Rechtsprincipes ohne Rücksicht auf den Stand des Schuldigen; die Herstellung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit; die Thätigkeit an den Straßen- und Canalarbeiten; die Aufstellung neuer Reglements für den öffentlichen höheren Unterricht; die Rüstigkeit auf den Werften des Marinedepots — alle diese Anführungen bilden eben so viele Lobeserhebungen für die Regierung."

Nach diesem Ueberblick über das Ganze detaillirt Herr von Minutoli alles, was sich auf die Verfassung und Verwaltung bezieht. So theilt er die ganze Verfassung von 1845 und das Wahlgesetz von 1848 mit und verbreitet sich über alle Zweige der Administration.

Das spanische Verfassungswesen ist bekanntlich sehr alt, es schreibt sich noch von den Westgothen her und ist ein echt germanisches Produkt. Inzwischen haben die neueren Cortes dem allgemeinen Zuge der Zeit nicht widerstehen können und mancherlei destructive Tendenzen des französischen Convents adoptirt, sogar schon zu einer Zeit, in welcher sie an der Spitze der tapfern spanischen Nation gegen Napoleon kämpften. Nichts war so unpassend und fiel so unglücklich aus, als diese Einimpfung moderner französischer Frivolität in die altritterliche Frömmigkeit der Spanier. Um jeden Preis hätten die Cortes an der Kirche festhalten, nicht sie untergraben müssen. Das wäre national gewesen und hätte dem König imponiren und seine spätere Tyrannei einschränken müssen, die durch nichts hervorgerufen und durch nichts entschuldigt worden ist, als durch den nicht mehr spanischen und katholischen, sondern französischen und kirchenfeindlichen Geist der Cortes. Wir wundern uns, daß Herr von Minutoli von diesen Dingen nur wenig oder nichts sagt, überhaupt auch von der Stellung der Kirche in Spanien fast gänzlich schweigt und sich begnügt, S. 89 darüber zu bemerken: „Das Ministerium hat in einer gemeinschaftlichen Commission mit dem päpstlichen Nuntius die Angelegenheiten des Clerus regulirt; insbesondere die Abgränzung der Diöcesen, die Herstellung einer Uebereinstimmung hinsichts der Parochial-, Collegial- und Cathedralgeistlichen, die Sorge für die Ausbildung der Priester in Seminarien, die Ueberweisung der geistlichen Jurisdiction und Disciplin an die Bischöfe — kurz, es ist dabei darauf abgesehen gewesen, eine Ausgleichung herzustellen, wie sie dem Staats- und Kircheninteresse am entsprechendsten erschien und demnächst den Festsetzungen des Concordates zum Grunde gelegen hat."

Digitized by Google

Für den materiellen Wohlstand ist in neuerer Zeit viel in Spanien gethan worden. „Ich brauchte nur anzuführen, daß Spanien im Jahre 1805 nicht so viel Getreide baute, als zum eigenen Bedarf erforderlich war, während im Jahre 1850 1½ Millionen Fanegas Weizen im Werthe von 70,000,000 r. gewonnen wurden; ferner, daß die Zahl der Schafe in Spanien im Jahre 1805 10 Millionen, im Jahre 1830 aber 23 Millionen betrug, und wenn solche seitdem nicht in gleichem Verhältnisse fortgeschritten, dies notorisch im Interesse der Landeskultur unterblieben ist." Der Verfasser theilt eine Menge Einzelnheiten über den Landbau mit, der wegen der sehr verschiedenen climatischen und Bodenbeschaffenheit der Provinzen auch sehr verschiedenartig ist, ferner über Weinbau, Viehzucht, besonders über die berühmte Schafzüchterei. Nur die Pferdezucht wird von ihm getadelt, als ziemlich herabgekommen gegen ehemals. „Die früher so bewährten Gestüte Andalusiens sind in ihren Leistungen sehr zurückgekommen. Die berühmte Cartucha unweit Xeres, wo die schönsten Pferde in Spanien vormals gezogen wurden, ist nicht mehr. In den großen andalusischen Stutereien, insbesondere bei Cordova und Andujar, welche sich im Besitze von reichen Edelleuten befinden, gibt es eine große Menge von Pferden; man findet auch englische und arabische Hengste zur Zucht; man verkauft die dreijährigen Pferde zu 100 bis 150 Rthlr.; allein ich kann nicht sagen, daß mir dort oder weiter hin über Ecija hinaus, wo ich große Koppeln von theilweise hübschen Pferden gesehen, irgend Thiere von besonderer Schönheit aufgefallen wären. Die Stationen, wo zur Verbesserung der Pferdezucht Hengste aufgestellt werden, sollen häufig an Spekulanten verpachtet werden, denen es um einen möglichst großen Gewinn mehr zu thun ist, als um die Erreichung des beabsichtigten Zweckes. Ein Zwang zur Benutzung solcher Stationshengste besteht ohnehin nicht, es ist also vielen Pferdebesitzern gleichgültig und bequemer, sich statt der theueren Genealogie irgend eines berühmten Namens, nach einem bescheidenen namenlosen Gaul in seiner Nachbarschaft umzuthun." S. 426.

Eine Hauptklage der Fremden in Spanien betraf immer die wenigen und schlechten Straßen. Auch für deren Vermehrung und Verbesserung ist viel geschehen und mit Eisenbahnen wenigstens ein Anfang gemacht. Die erste spanische Eisenbahn wurde 1848 zwischen Barcelona und Mataro eröffnet, die zweite 1850 zwischen Madrid und Aranjuez. Das ist alles, aber Herr von Minutoli berichtet, der Spanier habe sich plötzlich ein Enthusiasmus für Eisenbahnbauten bemächtigt und glaubt sogar, vor Uebertreibung und Uebereilung in dieser Beziehung warnen zu müssen. „Demnächst darf man sich darüber nicht täuschen, daß der Personenverkehr, welcher die Rentabilität der Eisenbahnen so wesentlich bedingt, sich in Spanien zu einer der englischen, französischen und deutschen nahe kommenden Frequenz nicht erheben wird. Spanien ist notorisch im Verhältniß zu seinem Flächeninhalt äußerst schwach bevölkert. Die Spanier sind wenig reiselustig und wenig neugierig, und wenn auch die Lust durch die sich darbietende Gelegenheit geweckt und gefördert werden wird, so muß dahin gestellt bleiben, in wie weit die provinziellen Absonderungen sich durch eine solche Annäherung ausgleichen und schwinden, oder die bisherige Abgeschlossenheit im Allgemeinen fortbestehen bleibt." S. 366. Das könnte sich wohl wieder ändern. Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert waren die Spanier das wanderlustigste Volk, schweiften durch alle Meere und gründeten die ungeheuersten Colonien.

Sehr ausführlich berichtet der Verfasser ferner über Justiz und Strafanstalten, Polizei und bürgerliche Gewohnheiten. Ohne uns auf dieses reiche Detail näher einzulassen, heben wir nur ein paar charakteristische Notizen aus, die zugleich geeignet sind, den geneigten Leser zu überzeugen, wie viel Spezielles in dem vorliegenden Werke vorkommt. Die Wohnungen waren in Spanien bisher ziemlich einfach, man hatte nackte oder geschmacklos bemalte Wände, wenig Möbeln, auf Zugluft und Kälte nahm man lediglich keine Rücksicht. Erst in neuerer Zeit fangen die Papiertapeten an, überhand zu nehmen. Merkwürdig ist der Contrast zwischen Kleidung und Wohnung. „Der Andalusier, dem die vielen bunten Farben, die er zu seinem Anzuge wählt, nicht grell genug seyn können, wohnt in einfach geweißten Zimmern; der Catalonier, dessen Nationaltracht schlichter und einfarbig ist, liebt es, die Wände der Wohnzimmer möglichst bunt zu färben." — In Bezug auf den Volkscharakter ist sehr bezeichnend, was der Verfasser über die Stiergefechte nicht im großen Amphitheater, sondern als Comödie aus dem Stegreif, als Privatvergnügen erzählt. Das spanische Volk ist so versessen auf dieses grausame Vergnügen, daß auch in den geringsten Dörfern und selbst von Kindern junge Stiere zu Tode gemartert werden.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, **N° 22.** 16. März 1853.

Werke über Spanien.

1) Spanien und seine fortschreitende Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung des Jahres 1851 von Dr. Jul. Freiherrn von Minutoli, k. Preuß. Generalkonsul für Spanien und Portugal. Mit lithographirten Beilagen. Berlin, Alex. Duncker, 1852. Groß 8°.

(Schluß.)

„Man läßt es aber auf dem Lande nicht an Mitteln fehlen, zum Vergnügen der Dorfjugend schon die Kälber und das Jungvieh zu necken und zur Vertheidigung zu zwingen. Sonntags sieht man in den kleineren Pueblos häufig ein Stück Jungvieh, an einen Pfahl gebunden, an den Hörnern Kugeln von Leder befestigt oder dieselben mit Tüchern umwunden, und Weiber und Kinder beschäftigt, ihn durch Werfen, Schlagen, Stechen und mit bunten Tüchern zu necken und zu reizen. Werden dann einzelne umgerannt, reißen diese einen Theil der übrigen mit zu Boden, so ist der Jubel allgemein. Auch an manchen Volksfesten führt man, in Ermanglung einer Corrida, einen Stier mit gesicherten Hörnern durch die Stadt, und läßt demselben mitunter so viel Luft, um die vor ihm herlaufenden, ihn unausgesetzt neckenden Knaben erreichen und umrennen zu können. Auch zu den Corridas nimmt man häufig, wenn man keine starken, erwachsenen Stiere bezahlen oder keine Kämpfer auf Leben und Tod finden kann, Jungvieh, bei dem die Gefahr geringer ist, und dem gegenüber auch schüchterne Dilettanten in die Schranken treten. Ich habe eine dergleichen in Puerto Santa Maria gesehen, die von den jungen Leuten der Stadt arrangirt war, um aus dem Ertrage das Kirchenfest der Schutzpatronin der Stadt mit möglichst großem Pompe begehen zu können. Sechs junge Stiere, fast noch Kälber, wurden von Dilettanten zu Tode gebracht. Es kostete viele Mühe, die armen gutmüthigen Thierchen dahin zu bringen, Widerstand zu leisten, und die Heldenkämpfer hatten, wie es mir schien, ihre Lorbeeren sehr billig verdient.“ S. 433.

Es wäre die Frage, ob diese Verwilderung und Blutgier des spanischen Volkes auf schulmäßigem Wege abgezähmt werden könnte. Wir glauben nicht, da wir das Naturell, den Racencharakter überall für mächtiger und ausdauernder halten als die Erziehung. Herr von Minutoli gibt die ausführlichste Uebersicht über das spanische Schulwesen, offenbar mit Vorliebe für dasselbe, während er vom Kirchenwesen schweigt. Das Resultat ist inzwischen doch, daß in Spanien gegenwärtig nur 1,221,001 Individuen schreiben und 1,898,288 lesen können. Wir möchten die Spanier deshalb nicht unglücklich preisen, vielmehr würden wir sie beklagen, wenn ihrer charaktervollen Nationalität der Kappzaum unseres deutschen Schulwesens je angelegt werden sollte, wenn sie durch die aufgeklärte Schulmeisterei jemals entnervt würden.

In den öffentlichen Verhältnissen der Spanier kommt viel Naives vor, was Ausländer belächeln, z. B. beim Militair. „Beispielsweise mag hier angeführt werden, daß bei Paraden und wo sich sonst der Generalcapitain öffentlich dienstlich zeigt, ihm außer der reichen militairischen Umgebung seines Stabes stets eine Abtheilung Cavallerie voranreitet; daß derselbe dagegen, wenn er nicht den Degen aufnimmt, beim Herunterreiten der ganzen Front der in Linie aufgestellten Infanterie, Cavallerie und Artillerie den Hut zum Gruße in der rechten Hand trägt. Viele Curialien und militairische Honneurs werden auch den Frauen der Generale, selbst den Wittwen derselben, den Frauen der Gesandten (Decret vom 16. Mai 1788) erwiesen; eben so den Granden von Spanien und ihren Gattinnen, den Ordensträgern,

Digitized by Google

den Inhaberinnen des Maria Luisen-Ordens und den Männern dieser Damen. Besondere Ehrenbezeugungen gebühren der Schutzpatronin der Armee, der heiligen Jungfrau Maria, und der heiligen Theresa als Patronin der Infanterie, so wie der heiligen Barbara, der Schutzheiligen der Artillerie." S. 556. Hiebei ist aber doch nicht zu vergessen, daß die Aufmerksamkeit für die Damen ursprünglich aus einem echt ritterlichen Zug im spanischen Charakter stammt und daß die Spanier weder bei dieser Galanterie noch bei ihrem frommen Mariencultus verweichlicht, sondern sehr tapfere Krieger geblieben sind.

2) Wanderungen durch die nördlichen und centralen Provinzen Spaniens. Reiseerinnerungen aus dem Jahr 1850 von Dr. Moritz Willkomm. Zwei Theile. Leipzig, Arnold, 1852.

Derselbe Reisende hat früher schon in einem sehr schönen Werke die südlichen Provinzen Spaniens beschrieben. Er zeichnet sich vor den gewöhnlichen Touristen dadurch aus, daß er nicht auf der großen Heerstraße von Hauptstadt zu Hauptstadt fliegt, sondern als Naturforscher die unzugänglichen Gebirge und Gegenden aufsucht, die so gut wie unbekannt sind. Nachdem er früher schon Jahre lang in Spanien zugebracht, kehrte er dahin zurück, um den Norden und die Mitte Spaniens genauer zu bereisen.

Auffallend erscheint das Uebergewicht des spanischen Charakters und der spanischen Sprache an der französischen Grenze. Während leider der französische Einfluß auf der deutschen Grenze überwiegt, ist er an den Pyrenäen der unterliegende. „Der Umstand, daß der bei weitem größte Theil der Bewohner von Bayonne und besonders der Umgegend dem baskischen Volksstamme angehört, erklärt den halb spanischen Charakter von Bayonne und seiner Bevölkerung vollkommen; immerhin aber bleibt es merkwürdig, daß das französische Element hier bereits eine so untergeordnete Rolle spielt und am Ufer des Bidassoa gänzlich aufhört. Denn schon in Yrun, welcher Ort noch kaum eine halbe Stunde von der Gränze Frankreichs entfernt ist, erinnert nichts mehr an die Nähe dieses Landes, und hört man ziemlich selten französisch sprechen, sieht auch keine französischen Firmen, während spanische Firmen schon in Bordeaux keine Seltenheit sind."

Herr Willkomm weilte viele Wochen in den Pyrenäen und in den Gebirgen von Biscaya und Aragonien, indem er seiner Gewohnheit gemäß gerade die bisher am wenigsten besuchten Gegenden durchstreifte. Es ist uns hier nicht möglich, ihm in diese reizenden Gebirgslabyrinthe zu folgen, in die sich zwei wunderbar heterogene Volksstämme, westlich die muntern Basken, östlich die finstern Aragonier getheilt haben. Der Verfasser charakterisirt beide sehr ausführlich und schreibt beiden große Nationaltugenden zu, wenn auch die letzteren weniger freundlich und reinlich sind und oft durch ihren schweigsamen Trotz und durch Bigotterie zurückschrecken.

Der Baske gilt und hält sich für den Nachkommen der ältesten Einwohner Spaniens. Seine Sprache ist höchst eigenthümlich, eben so seine Sitten. Das hohe Alter dieses Stammes vorausgesetzt, muß allerdings die Frische und Jugendlichkeit im Charakter desselben auffallen. Er hat sich eine seltene Elasticität erhalten, die kräftigste Gesundheit, graciöse Gewandtheit, Tapferkeit, gesellige Fröhlichkeit und eine noch unverwelklichere Unschuld und Ehrenhaftigkeit. „Der Baske schämt sich, sein einmal gegebenes Wort zu brechen; er hält es für seiner unwürdig, ein ihm anvertrautes Gut zu veruntreuen oder gar fremdes Eigenthum durch List oder Gewalt sich anzueignen; er denkt seinen Adel zu beflecken, an seinen Ahnen zu freveln, wenn er nicht die Wahrheit sagt und seine Meinung offen und entschieden gegen Jedermann, ohne Ansehen der Person und des Ranges, ausspricht. Daher kommt es, daß gemeine Verbrechen, wie Diebstahl und Betrug, in den baskischen Provinzen zu den Seltenheiten gehören. Wird ein Diebstahl begangen, ein Reisender beraubt, eine Diligence angefallen, was dann und wann noch vorzukommen pflegt, so sind die Uebelthäter gewöhnlich fremdes, hergelaufenes Gesindel, aber keine Basken. Ein Baske, der eines Diebstahls halber im Zuchthause gesessen hat, ist ehrlos in seinem Vaterlande, wird von Jedermann verachtet und geflohen, von Niemanden in Dienst genommen, und muß daher sein Unterkommen im Auslande suchen, wenn er nicht verhungern will." Nicht ohne Beschämung können wir von unserm juristenreichen Deutschland aus auf solche Volkszustände blicken. Mit all unsrer Juristerei haben wir die Volkssitten nicht gebessert, sondern verschlimmert, weil die unglückselige Staatsomnipotenz und alleinseligmachende Justizweisheit dem Volke jede Berechtigung zur moralischen Selbsthülfe und Nothwehr entrissen und selbst die Uebung seiner schönsten und ältesten Tugenden für straffällig erkannt hat. Alte Sitten und Gebräuche, welche die Grundlage ländlicher Ehrenhaftigkeit und sogar der Loyalität bildeten, sind schonungslos durch Staatsbehörden unterdrückt worden. Gegenüber den rechtlichen und zuverläßigen Bürgern hat

Digitized by Google

der Staat durch seine laxe Gesetzgebung sowohl Unzucht als Diebstahl begünstigt. Während die Basken das alte Recht handhaben, unwürdige Mitbürger sofort auszustoßen, werden dagegen unsere Gemeinden von Staatswegen gezwungen, das lüderlichste Gesindel bei sich aufzunehmen.

Gelegentlich macht der Verfasser die Bemerkung, der Name Spanien stamme aus der baskischen Sprache. „Der castilianische Name Spaniens selbst, Espana, findet sich in der baskischen Sprache, wo er expana geschrieben wird, und den Saum, das Aeußerste einer Sache bedeutet. Espana ist folglich der ursprüngliche Name Spaniens, und der lateinische, Hispania, eine Corruption desselben, nicht umgekehrt, der castilianische eine Corruption des lateinischen, wie man gewöhnlich annimmt."

Aragonien stellt sich dem Reisenden, von welcher Seite er auch dahin kommen mag, sehr düster dar. „Vergeblich sucht man die sorgsam angebauten Fluren, die zierlich bestellten Felder der Valencianer, die stolzen Fabrikgebäude der Catalonier, die freundlichen Caserio's und wohlhabend aussehenden Ortschaften der Basken; die harmlose Fröhlichkeit und das zutrauliche Wesen der Basken, die kecke Lebhaftigkeit der Catalonier, die Gastfreiheit und die zuvorkommende Artigkeit der Valencianer sind verschwunden: die kahlen, spärlich bevölkerten, wenig und schlecht angebauten Ebenen und die romantischen Waldgebirge beherbergen einen verschlossenen, abstoßenden Menschenschlag; düster und ernst, wie das Land, ist sein Bewohner, der stolze, finstere, bigotte Aragonese. Doch unter der rauhen Hülle wohnt ein ehrenwerther Charakter, begabt mit herrlichen Eigenschaften, und ich will daher recht gern glauben, was mir von Spaniern versichert worden ist, nämlich daß man den Aragonesen lieben und achten muß, wenn man ihn erst verstehen gelernt hat. Das aragonesische Volk ist ein noch völlig ungeschliffener Edelstein, oder richtiger, ein verwahrlostes, unartiges Kind. Nicht das Volk ist daran schuld, daß ihm europäische Gesittung fast gänzlich fremd geblieben ist, sondern seine Leiter und Vormünder, die es seit Jahrhunderten absichtlich in Unwissenheit gelassen haben; die Vertreter der Kirche sind es, welche die Schuld tragen, die Priester, die allenthalben mehr oder weniger der Intelligenz, dem Fortschritte des Zeitgeistes hemmend entgegen treten." Die letztere Bemerkung verräth, daß der treffliche Verfasser bei all seinem Verstand und seiner Reiseerfahrung doch das rationalistische Vorurtheil des Sachsen nicht hat ablegen können. Er hätte wohl den Aragonesen ihr seltenes Glück, von der demoralisirenden Cultur unbefleckt geblieben zu seyn, gönnen dürfen. Wenigstens würde er uns schwerlich noch Tugenden von ihnen haben rühmen können, wenn er sie cultivirter gefunden hätte.

Wenn man aus dem hohen Aragonien in das niedere zum Ebro hinabsteigt, geräth man in traurige Einöden. Die Ebene ist nichts weniger als fruchtbar oder grün, sondern eine baumlose Wüste. Herr Willkomm kann sich nicht enthalten, ein wenig über Geibel zu scherzen, der vor Zaragoza singt: „wo die schattigen Kastanien rauschen an des Ebro Strand." In der Wirklichkeit ist nichts von dieser Poesie zu finden. „Kein Kahn, geschweige denn ein Schiff furcht die trüben Gewässer des schmalen, von Sandbänken wimmelnden Ebro; vergeblich sucht das Auge die üppigen Orangenhaine, die schattigen Lorbeergebüsche und Kastanienwälder, die duftenden Gärten, die weiten, von Fruchtbarkeit strotzenden Fluren: Zaragoza, die alte Cäsar-Augusta, die üppige Maurenstadt, das moderne Numantia ist ein Gewirr von schmutzigen, krummen, finstern Gassen, und liegt im Schooße einer baum- und wasserlosen, öden und unbewohnten Steppe." Uebrigens bemerkt der Verfasser, diese Steppe habe doch auch ihre Reize. „Der unbeschreibliche Farbenduft der südlichen Beleuchtung, den kein Pinsel in seiner ganzen Wahrheit wiederzugeben im Stande ist, versöhnt das Auge selbst mit der wüstesten und unschönsten Gegend. Ich habe mehr als eine Landschaft in Spanien gesehn, welche wegen der fürchterlichen Dürre des Bodens, wegen des völligen Mangels an menschlichen Wohnungen, an Anbau und überhaupt an vegetativer Scenerie die endlosen braunen Moorbrüche der Lüneburger Heide an Oede und Verlassenheit noch weit übertreffen: und dennoch, wie interessant, ja sogar wie schön erscheinen jene unwirthlichen Einöden in dem warmen, vieltonigen Lichte der spanischen Sonne; sey es am Morgen, wo die Fernen hellblau gefärbt und zart von Rosenroth angehaucht erscheinen; sey es am Mittage, wo ein blendendes Lichtmeer über das ganze Land ausgegossen ist und alle Gegenstände scharf contourirt und dennoch von weichem Duft umflossen hervortreten; oder gar am Abend bei Sonnenuntergang, wenn tiefblaue Schatten sich über die kahlen, hellen Gefilde hinwälzen und alle Hügel und hervorragenden Punkte, je nach ihrer Lage und Entfernung, von einer vom hellsten Rosenroth bis zum dunkelsten Violettpurpur nuancirten Lichtglorie umstrahlt sind."

In Zaragoza gedenkt der Verfasser natürlicherweise der berühmten Belagerung und erwähnt auch des Heldenmädchens Augustina, „die als Kanonier in die Reihen der Kämpfenden trat, nachdem ihr Bräutigam

Digitized by Google

durch die feindlichen Kugeln gefallen war, ja nach Tödtung der Offiziere die ganze Batterie eine Zeit lang commandirte." ꝛc. Toreno, der ausführlichste Geschichtschreiber des spanischen Krieges und selbst geborener Spanier, erwähnt von jener Brautschaft nichts, sondern erzählt nur, als die wichtige Batterie wegen des mörderischen Feuers von den Vertheidigern verlassen worden sey, habe jenes Mädchen, damit die Batterie nicht in des Feindes Hände falle, sich rasch entschlossen, hinzulaufen, eine noch geladene Kanone abzufeuern und stehen zu bleiben, bis die Männer, beschämt durch ihren Muth, enthusiastisch herbeigesprungen seyen und nun die Batterie aufs tapferste vertheidigt hätten. Diese einfache Erzählung scheint die richtige und der gefallene Bräutigam nur ein sentimentaler Zusatz zu seyn.

Am freundlichsten, ja wie ein Paradies, contrastirt Valencia mit dem rauhen Aragonien. Dieses Königreich ist aufs trefflichste angebaut und überfüllt mit feurigen und sehr artigen und gastfreien Bewohnern, von denen viele auswandern müssen, um ihr Brod in andern Provinzen zu suchen. Der Verfasser ertheilt ihrer Gesittung und Anstelligkeit hohes Lob. Die Stadt Valencia selbst ist eine der reizendsten in Spanien. Ohne hier auf die Einzelnheiten eingehen zu können, glauben wir doch eine charakteristische Parthei hervorheben zu müssen, welche tief in das eigenthümliche Leben Spaniens hineinblicken läßt. Es ist die Badezeit der Valencianer. „Nirgends concentrirt sich das eigentliche Badeleben mehr, als in dem sogenannten Cabanal oder der an der nordöstlichen Seite des Grao gelegenen Badestadt. Es befinden sich hier nämlich viele Hunderte von Hütten und Zelten, welche in regelmäßige, parallel laufende Gassen geordnet sind und eine förmliche Stadt von ziemlicher Ausdehnung bilden. Viele dieser Hütten, welche sämmtlich spitze, mit Reisstroh oder spanischem Rohr gedeckte Dächer besitzen, haben steinerne Mauern, viele andere sind blos aus Balken und Brettern gezimmert; noch andere bestehen blos aus einem einfachen Stangengerüst, dessen Zwischenräume man mit Geflechten von spanischem Rohr ausgefüllt hat. Alle diese Hütten bieten äußerlich ein ganz ländliches Ansehen dar, sind aber im Innern, besonders die steinernen, oft mit großem Luxus ausgeschmückt. Jede Hütte zerfällt in mehrere Abtheilungen, in ein Gesellschaftslocal, eine Küche, Vorrathskammer und Schlafgemächer. Nicht selten befindet sich hinter der Hütte ein eleganter Garten, indem man in eine Umhegung von spanischem Rohr Gebüsche aus in Kübeln stehenden Orangen- und andern Sträuchern, und Blumenbosquets aus Topfpflanzen gebildet hat, denn der Boden selbst, welcher ellentief aus purem dürrem Flugsande besteht, gestattet keine natürlichen Gartenanlagen. Selbst Fontainen fehlen in diesen kleinen künstlichen Gärten nicht, in welche man von den Gassen aus durch die offenstehenden Thüren der Hütten hineinschauen kann. In dieser seltsamen Hüttenstadt lebt während der Badesaison die gesammte haute volée von Valencia, sowohl der Adel, als die reichen Kaufleute, die Beamten und Alle, deren Mittel es erlauben, sich eine ‚cabana' (Hütte) zu miethen oder zu kaufen."

In der Serrania, dem Gebirge zwischen Valencia und Castilien, fand der Reisende beträchtliche Wälder. Ueberhaupt hat sich in dem weiten Spanien trotz seiner öden Strecken doch viel mehr Waldfläche behauptet, als in Italien, das in dieser Beziehung beinah rasirt zu nennen ist. Herr Willkomm gerieth immer tiefer in ein unübersehbares, düsteres Waldmeer, nirgends war eine Spur von Daseyn eines bewohnten Ortes zu entdecken; allenthalben hochstämmiger dichter Nadelwald, so weit das Auge reichte. In diesem Dickicht von der Nacht überrascht, gerieth der Reisende glücklicherweise zu einem kleinen Feuer, welches zwei Holzschläger oder Holzdiebe angezündet hatten. Ihre abschreckenden Gestalten und Waffen ließen ihn im ersten Augenblick Räuber fürchten, aber diese gemeinen Spanier waren sehr höflich und gastfrei, bewirtheten ihn über Nacht und führten ihn am andern Morgen auf den rechten Weg.

Von hier wandte sich der Reisende nach Madrid, dessen Herrlichkeiten er kurz beschreibt und wo er auch einem feierlichen Aufzuge der Königin anwohnte.

Bald wieder den Provinzen sich zuwendend bemerkt er, wie unzuverläßig die Karten seyen in Bezug auf das Gebirg zwischen Leon und Estremadura. Um die gröbsten durch alle Karten bis jetzt sich fortpflanzenden Irrthümer zu verbessern, führt der Verfasser das Nähere aus, worin wir ihm hier nicht folgen können. Auch enthält sein Werk viele neue Höhenbestimmungen der Berge im Norden Spaniens. Schließlich Betrachtungen über die hohe Culturfähigkeit Spaniens und seine Vernachläßigung durch die Indolenz des Volkes und der Regierung, über die Volkstrachten, über die Merinoschäfereien, das neueste Verwaltungssystem ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 23. 19. März 1853.

Gedichte.

Gedichte (hochdeutsche) von Franz von Kobell. München, lit.-artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1852.

Elegante Taschenausgabe mit Goldschnitt. Derselbe Dichter hat auch schon Gedichte in oberbairischer und Pfälzer Mundart herausgegeben, die sich eines verdienten Ruhmes erfreuen, indem sie sich durch die volksthümliche Frische von so vielen poetischen Produktionen der modernen Hypercultur und eines blasirten Universalismus vortheilhaft unterscheiden.

In den vorliegenden Dichtungen fehlt der Reiz der Volksmundart, sie sind aber nicht weniger von echtem Wald- und Berggeruch durchwürzt. Ein Theil derselben gehört mehr der Reflexion an, der Dichter spricht von sich selbst, das Bewußtseyn herrscht vor, die naive Objectivität tritt zurück, nirgends aber fehlt der landschaftliche Hintergrund. Man kann diese Gedichte mit treuen Landschaftsbildern aus dem bayrischen Hochlande vergleichen, wie sie die Münchner Malerschule darbietet. Z. B. „aus dem Jägerleben":

O frischer Hauch im schattigen Waldesgrün,
Du Lust des Waidmanns, wenn er einsam ruht,
Wie glücklich hab' ich dich so oft begrüßt,
So oft gestärkt in dir des Lebens Muth.
Wenn's tagt im Osten von der Sonne Gold,
Ein ros'ger Schein sich in die Dämmrung webt,
Wenn Strahl um Strahl durch Laub und Aeste zieht,
Der Morgen still zur Erde niederschwebt,
Wenn dann vom jungen Busch melodisch sanft
Das kleine Lied des ersten Vogels dringt,
Der sein Erwachen freudig sorgenlos
Zum Gegenrufe den Gefährten singt,
Wenn scheue Rehe zum verwachs'nen Grund
Mit Zögern einziehn vom bethauten Feld,
Verstohlen weilend, wo ein Plätzchen grünt,
Wo frischer Quell sich seinen Garten hält —
O Morgenhauch im lieben stillen Wald,
Dem wilde Blume ihren Duft erschließt,
In dessen Wehen athmet die Natur,
Wie glücklich ist, der deinen Reiz genießt.
Ein Waidmann bin ich und ich kenn' die Lust,
Wenn's im Gesträuch' und jungen Holze rauscht
Und dann in's Freie tritt der Edelhirsch
Und um der Blätter leicht Geflüster lauscht,
Wenn sein Geweih mit Sprossen hochgekrönt
Die Zweige theilt und ihre Moose fegt,
Wenn er hinschreitet fürstlich auf dem Plan,
Mit stolzem Nicken seinen Hals bewegt, —
Ich kenn' des Birschens süße Träumerei'n,
Wenn alte dunkel-dichte Tannen stehn,
Als horchten sie, was unten leise zieht,
Als hätten niemals Jäger sie gesehn,
Wenn dürres Schilf sich regt am schwarzen Teich',
Umgränzt vom Eichwald wo der Eber haust,
Wenn manch' gebrochner Stamm von Stürmen zeugt,
Die wild durch seine Kronen hingebraust.
Von Menschen fern, auf dich gestellt allein,
Taucht manches Bild hervor, du sahst es nie,
Die Bäume ästen manches Leichenkreuz,
Wie viele Jäger überlebten sie!
Wie mahnt ein Täflein tief im Rindenholz,
Da lag wohl sterbend einst ein Waidgesell,
Die ihn begruben, sie auch sind dahin.
Die Eiche grünt wie damals jung und hell,
Wie damals leuchtet lieblich noch der Mond,
Wie viel der Lust, des Leids hat er gesehn,
So oft er mit dem Morgenroth verblich,
So oft er kam mit kühlem Abendwehn.
O edles Waidwerk, wer dich nie gekannt,
Ihm bleibt sie fremd die dichtende Natur,
Wie die Romanze blüht in ihrem Reich,
Der Waidmann fühlt, der Waidmann weiß es nur.

Ein anderer Theil der Kobell'schen Gedichte verläßt dieses Gebiet der Reflexion und des ausmalenden Bewußtseyns und versetzt sich rein objectiv in den Geist

Digitized by Google

und Ton des echten Volksliedes. Man kann den Unterschied nicht anschaulicher machen, als indem man mit obigem Jagdbilde, das der betrachtenden Erinnerung entlehnt ist, folgendes rein volksthümliche und naive Jägerlied vergleicht.

Ein Blümlein steckte sie mir auf den Hut,
Ein Blümlein blau,
„Das Blümlein ist für's Treffen gut,
Ja ja vertrau!"

Ich zog hinaus zur Abendbirsch,
Schlich lang herum,
O käm' mir heut' der gewünschte Hirsch,
Was gäb' ich drum.

Hätt' ihre Freude gern gesehn,
Daß sie's gewußt,
Es werde mir heut glücklich gehn
In Waidwerks Lust.

Und wie ich schleich', da brichts im Holz,
Halt! nicht verzagt,
Da steht der Hirsch! da zieht er stolz,
Nun frisch gewagt!

O Gott, wie's Herz mir klopft und schlägt,
Nur keck, nur Muth,
Der Hut ja jenes Blümlein trägt
Für's Treffen gut!

Paff! — fort der Hirsch! — wie du's mein Schatz
Errathen hast,
Getroffen war's — 'lag auf dem Platz
Ein Tannenast!

Unter den Gedichten der reflectirenden Gattung hat uns insbesondere die Zusammenstellung der drei Arbeiter und Kämpfer, des Soldaten, des Bergmanns und des Gemsjägers S. 22 f. und das liebliche kleine Genrebild S. 146 angesprochen:

Auf Allerheiligen.

Zwei Mägdlein, frisch zu schauen,
Sie scherzen auf einem Grab,
Sie stehlen lachend die Blumen
Vom Leichenstein herab.

Sie schmücken sich die Haare
Als gingen sie zum Tanz,
Gar wenig drum bekümmert,
Daß es ein Todtenkranz.

O glücklich leichte Jugend,
Froh selbst im Trauerhaus, —
Kommt wieder nach zwanzig Jahren,
Da stehlt ihr keinen Strauß.

Dazu noch eines:

Edelweiß.

Mit seltnen Blumen schmücken sich
Die Berge ihre Kronen,
Der schönste Immortellenflor
Blüht nur in höhern Zonen,
Drum will ich auch das Edelweiß
In meinem Liede loben,
Es ist mir edler Liebe Bild
Im Felsenreich dort oben.
Wie jene Blume soll sie seyn,
Nicht Jedem zu erwerben
Und blühe ob der niedern Welt
Und daure über's Sterben.

Unter den Liedern, die als Volkslieder unmittelbar zum Gesange sich eignen, ragt das herrliche Weinlied hervor, welches wundervoll componirt bereits allgemein in Deutschland gesungen wird:

Ein König ist der Wein!
Mit Segen reich beladen
Ist er von Gottes Gnaden
Und mancher Purpur fein,
Ein König ist der Wein!

Ein König ist der Wein,
Mit seinem Rebenbande
Umschlingt er alle Lande,
Beherrscht sie groß und klein,
Ein König ist der Wein!

Ein König ist der Wein,
Wohnt im krystallnen Hause
Und hüllt beim Fürstenschmause
In Gold sich prangend ein,
Ein König ist der Wein!

Ein König ist der Wein,
Gibt königliche Feste
Für viele tausend Gäste
In seinem Schloß am Rhein,
Ein König ist der Wein!

Auf immer für den Wein!
Der Schmuck an seinem Throne,
Das Kleinod seiner Krone
Heißt Freudesonnenschein,
Auf immer für den Wein!

Es gibt unter den vielen tausend deutschen Weinliedern kaum ein halbes Duzend, die so schön wie dieses sind. — Wir finden auch einige poetische Erinnerungen an Griechenland, wo sich der Verfasser eine Zeit lang

Digitized by Google

aufgehalten hat. Am Schluß folgen noch einige sehr anmuthige Scherze, z. B. eine Schilderung des Schlaraffenlandes im Traumgesicht eines Journals ganz in Rabelais geistreicher Manier, und eine sehr hübsche Satire auf die Prosa der naturforschenden Gelehrsamkeit im Gegensatz gegen die Poesie der Natur.

Wie junge Mädchen in einer Schule,
Wenn ein alter Professor leiert sein Lied
Vom weiblichen Wesen und Sollen und Wollen,
So lauschen die Blumen, was heute geschieht.

Und wie jene Mädchen ihn schelmisch verlachen,
Wenn er sich entfernt der pedantische Herr,
So flüstern sich schäckernd am Abend die Blumen:
Nun habt ihr gehört die Botaniker?

Sie sagen, wir seyen Mädchen und Knaben
In Einem zugleich, ei ei wie galant,
Und sagen es seyen die sauern Citronen
Gar nah' mit den süßen Orangen verwandt!

Sie bringen die Schlehen und Kirschen und Pflaumen
In eine Lottrie, so wird man verkauft
Und sagen, der Apfel, der sey eine Birne
Und haben den Hopfen mit sechs u getauft!

Sie halten die Cedern für nichts als für Föhren,
Melonen und Gurken für's selbe Geschlecht,
Und wirklich ein Jeder will sterben und schwören,
So müsse es seyn und so sey es recht. —

So schwätzen sie fort in spottenden Scherzen,
Was All' beim Congresse geschehen sey,
Und erzählen's gar emsig mit Jubel und Lachen
Ihrem lieblichen Vater, dem schönen Mai.

Antichristliche Presse.

Die Theologie der Religionsphilosophie in ihrem wissenschaftlichen Organismus dargestellt von Ludwig Noak. Lübeck, Dittmer, 1853.

Es ist zu bedauern, daß aus der ehrenwerthen Stadt Lübeck solche Schriften hervorgehen.

Herr Noak, ein bekannter Parteigänger von Ruge und Feuerbach, kramt hier abermals den ganzen Wahnsinn der antichristlichen Lehre aus. Ihm, dem Schüler, ist es wie den ältern Meistern dieser Lehre vollkommen klar und gewiß, daß es mit dem Christenthum aus und vorbei sey, daß sich dasselbe überlebt habe, daß es nur eine jener Formen gewesen sey, welche der Weltgeist in seiner fortschreitenden Entwicklung abwerfe, wie die Schlange ihrer Haut sich entledigt, und daß die Religion der Zukunft, deren Propheten Hegel, Strauß, Feuerbach, Ruge und er, Herr Noak seyen, die Selbstvergötterung des Menschen seyn werde. Er würde es im höchsten Grade lächerlich finden, wenn der Mensch irgend etwas über sich erkennen wollte. Das eben sey der Fortschritt, daß der Mensch sich von jeder Einschränkung seiner freien Selbstbestimmung emancipire, mithin auch von der Vorstellung jenes christlichen Gottes und seiner Gebote. Indem er nun folgerecht allen auf jene christliche Vorstellungsweise gegründeten Glauben und Cultus verwirft, predigt er den Glauben an die Menschheit und den Cultus der Menschheit. Er gibt dem letzteren aber zwei Formen, sofern das Menschliche sich in der Natur oder im Geiste darstellt. Daher verlangt er statt der christlichen Feste einerseits Feste der Jugend, des Alters, der Familie, der Industrie ꝛc., andrerseits Feste des Genius. „Die hieher gehörigen Feste," sagt Herr Noak S. 244, „würden ihren Mittelpunkt an den Trägern der weltgeschichtlichen Ideen, der Genien im eigentlichen Sinne des Worts, auf allen Gebieten des menschlichen Geisteslebens haben, den specifisch religiösen Genien (zu denen sich Herr Noak wohl selber rechnet?) nicht minder, wie den Heroen der Wissenschaft, den Priestern der Kunst, den großen Förderern des politischen und socialen Lebens. Und hier hat der von Strauß proklamirte Cultus des Genius seine Wahrheit. Hat man doch bereits vereinzelte Anfänge hiezu in dem Schillerfeste, das 1839 in Stuttgart mit ausdrücklicher Beziehung auf den Gedanken des Cultus des Genius gefeiert wurde,*) in den Göthefesten, in der Feier des Todes Luthers im Jahre 1846, um nicht der Blumsfeier im Jahre 1848 zu gedenken. Daß diese Formen des absoluten Cultus nur oder doch wenigstens vorzugsweise und in ihrer allgemeinen Durchführung blos Ideal sind, ist keine Instanz gegen ihre Verwirklichung im Leben, die allerdings erst eintreten kann, — dann aber

---

*) Wir können Herrn Noak versichern, daß in Stuttgart seit dem Jahre 1825 das Schillerfest von allen Classen der Gesellschaft lediglich zum harmlosen Andenken des geliebten Dichters und Landsmanns und zugleich als eine Erholung im Freien während der schönen Blüthenzeit gefeiert wird, ohne alle Beziehung auf einen Cultus des Genius in der von Herrn Noak bezeichneten direkt antichristlichen Richtung. Vielmehr wird es kaum eine andere Stadt in Deutschland geben, in der so viel christliche Frömmigkeit vorherrschte und die Kirchen stets so voll wären, wie Stuttgart.

Digitized by Google

auch gewiß eintreten wird — wenn das religiöse Bewußtseyn der Zeit überhaupt über die bisherige Gestalt einer einseitigen und das wahrhafte religiöse Bedürfniß unbefriedigt lassenden Religiosität (d. h. der christlichen) sich erhoben haben wird."

Man muß über die Aermlichkeit des von Herrn Noak vorgeschlagenen Cultus erstaunen. Er hat sich nicht einmal die Mühe genommen, wenigstens so viel Geist hineinzutragen, als der weiland republikanische Kalender im Jahre 1793. Damals schon erfand man jenen neuen Cultus und nicht blos als Ideal, sondern setzte ihn wirklich an die Stelle des christlichen. Man feierte Feste der göttlichen Menschheit, je nach deren Offenbarung in Natur und Geist. In der ersteren Beziehung wurde die göttliche Menschheit auf der Stufe des Kindesalters in einem besonderen Jahresfeste verehrt, in einer anderen auf der Stufe des Doppeldaseyns als Mutter mit dem noch ungebornen Kinde, und man sah eine ungeheure Prozession hier kleiner Kinder, dort schwangerer Frauen in Paris feierlich durch die Volksmassen ziehen. Wieder ein anderes Fest feierte das Greisenalter und alte Männer und Weiber bildeten die Prozession. Aehnliche Feste waren dem Geiste, den patriotischen und politischen Tugenden, der Wissenschaft und Kunst gewidmet. Was kann Herr Noak mehr verlangen, als damals schon wirklich geleistet war? Auch die direkt feindliche Contrastirung mit dem Christenthum wurde damals nicht vermißt, denn geflissentlich hatten die Jakobiner die Heiligennamen im Kalender in der Art verändert, daß je auf die heiligsten Tage der Christenheit die verächtlichsten Thiernamen fielen und z. B. der Tag der Geburt des Heilands mit dem Namen chien bezeichnet war. Die Kirche der heil. Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, war damals in ein heidnisches Pantheon umgetauft und umgewandelt worden und man betete darin die Bilder des schmutzigen und bluttriefenden Marat, des Gott und alle Welt verspottenden Voltaire, des ersten antichristlichen Philosophen Descartes und anderer Koryphären der Verneinung und Revolution an, denn nur solche wurden noch anerkannt. Wenn Herr Noak je einmal in Deutschland den Cultus des Genius eingeführt sähe, so würde er auch hier nur Geister der Verneinung und Revolutionshelden gefeiert erblicken, und es würde von Luther, Schiller und Göthe nicht mehr die Rede seyn, denn diese sind viel zu loyale und aristokratische Genien. Nur Robert Blum, Hecker und Struve, Ronge und Ruge würden im deutschen Pantheon figuriren. Der Cultus des Genius, der so heiß verlangt wird, widerspricht eigentlich dem Systeme der modernen Revolution, den demokratischen und socialistischen Sympathien, weil er von Haus aus aristokratisch ist. Die wahren Genien der Nation, die deren Entwicklung im Großen fördern und ein unsterbliches Verdienst haben, würden wegen ihrer Positivität als Reactionär in den Winkel geworfen und nur die Maulhelden des Augenblicks, die extremsten Schreier der Partei, auf die neuen Altäre gestellt werden. Nicht ein Senat aller großen Genien der Nation würde geduldet, nur ein tyrannisches Tribunat von Demagogen.

Die Geschichte jenes Kalenders und jener antichristlichen Feste während der Schreckenszeit der französischen Revolution ist so belehrend, weil sie beweist, daß wohl einmal eine wahnsinnige Partei aufkommen und eine Zeit lang durch den Schrecken herrschen kann, daß ihre Neuerungen aber schlechterdings unhaltbar sind. Es ist bekannt, daß nach dem Ende der Schreckenszeit und des Convents auch noch unter dem Directorium ein Mitglied desselben, der fanatische Larevellière-Lepaux die Wiedereinführung des christlichen Cultus noch einige Jahre gewaltsam aufhielt, indem er alle Gläubigen als Contrerevolutionäre und Royalisten verdächtigte, und daß er binnen dieser Zeit den Versuch machte, den s. g. Theophilantropismus als Cultus der französischen Nation in Gang zu bringen. Das war nun wieder dasselbe, was der jakobinische Natur- und Vernunftcultus, nur in etwas anständigeren Formen. Man räucherte und sang Hymnen in Tempelhallen zu Ehren des Natursegens wie der bürgerlichen und Privattugenden. Aber die Pariser fingen bald an, dabei zu gähnen. Diese kalten Allegorien, dieser affectirte Enthusiasmus, dieses herzlose theatralische Gebaren konnte unmöglich die tiefe Innigkeit der Gottesfurcht und Gottesminne im christlichen Cultus ersetzen. Bonaparte machte daher als erster Consul alsobald dieser religiösen Comödie ein Ende und stellte den christlichen Gottesdienst wieder her, unter allgemeinem Beifall des Volks.

Nach solchen Erfahrungen muthet Herr Noak uns Deutschen zu, wir sollen jene Comödien wiederholen. Die deutsche Wissenschaft soll in tiefer Ruhe, gepflegt aus den Mitteln des Staates, gleichsam von Rechtswegen all den Wahnsinn wiedergebären, der in Frankreich doch wenigstens nur unter den außergewöhnlichsten Umständen in einer Zeit der tiefsten Erschütterung, durch das Emporkommen der schlechtesten und verworfensten Volkstheile möglich geworden war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 24. 23. März 1853.

Geschichte.

1) Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda. Von Karl Adolph Menzel, K. Pr. Consistorial- und Schulrathe. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1853.

Einer unserer ersten und gründlichsten Historiker beabsichtigt hier, mancherlei Dunkel, welches über der altjüdischen Geschichte lastet, aufzuhellen. Er bemerkt, daß dieses Gebiet theils mit allzuviel Gleichgültigkeit und Geringschätzung, theils auch mit zu viel Aengstlichkeit und Befangenheit betrachtet zu werden pflege. Er selbst abstrahirt vom kirchlichen Gesichtspunkt, wenn er auch das Vorbildliche und eigentlich Prophetische in der Geschichte des Volkes Gottes überall anerkennt, ja mit Vorliebe und auf eine neue Weise hervorhebt.

Indem der Verfasser die patriarchalische Regierung der Kinder Israel schildert, wie ihre Aeltesten und Stammhäupter berathen und durch die Hohenpriester Jehovahs Rath eingeholt hätten, weist er nach, wie der Name Elohim auf diese Aeltesten, als von Gott Inspirirte, angewandt worden sey. „Die Unkunde dieses Sprachgebrauchs hat zur Folge gehabt, daß in den kirchlichen lateinischen und deutschen Bibelübersetzungen anstatt der Richter die Götter als Wesen erscheinen, welche Ehrerbietung und Gehorsam zu fordern berechtigt sind. Ein Knecht, der aus Liebe für seinen Herrn die ihm angebotene Freiheit zurückweiset, soll hiernach vor die Götter gebracht werden, um durch eine symbolische Handlung der Freiheit für immer zu entsagen; findet man einen Dieb nicht, so soll man den Hauswirth vor die Götter führen; der, den die Götter verdammen, soll das Gestohlene zweifach erstatten; den Göttern soll nicht geflucht und deren Vorsteher (Nasi) bei dem Volke nicht gelästert werden."

Das Priesterthum der Leviten war eine neue Einrichtung, denn bisher hatten die Häupter aller Stämme den Cultus geübt und Opfer verrichtet. Dabei aber war mancherlei Verwilderung eingerissen, der Moses durch die Fixirung des Priesterthums im Stamme Levi Einhalt that. Die zum Priesterthum bisher Berechtigten der andern Stämme und im Stamme Levi selbst ein zur Uebernahme des Priesterthums nicht geneigter Theil erhoben Opposition (die berüchtigte Rotte Korah u. s. w.).

Anders gestaltete sich das Volksleben der Juden, nachdem sie Kanaan erobert und sich in einem Gebirgslande niedergelassen hatten. Das Buch der Richter ist zusammengesetzt aus poetischen Erinnerungen jener Heldenzeit und athmet frische Bergluft. Zugleich tritt hier die alte Gewalt der Stammhäupter wieder hervor. In den Philistern, mit denen die Juden hier so viel kämpfen, glaubt der Verfasser Pelasger wieder erkennen zu müssen. Diese Kriege erforderten Einheit des Befehls, mithin Königthum. Nur die Kriegsnoth bewog Samuel, dieses dem levitischen Priesterthum von vornherein zum gefährlichsten Nebenbuhler gesetzte Institut einzuführen. Aber schon dem ersten König setzte derselbe Priester einen Gegenkönig in David. Die Untersuchung des vorliegenden Werkes über die Geschichte Davids ist sehr interessant. Der Verfasser spricht das Recht an, sie unabhängig vom kirchlichen Standpunkt zu beurtheilen, ist aber keineswegs beflissen, gleich dem deßhalb von der Kirche verurtheilten Bayle nur die Schattenseite in Davids Charakter vorzukehren, sondern erkennt die überwiegenden Lichtseiten desselben an. Ueberhaupt liegt uns in David ein Pantheon des Royalismus vor. Eine größere Vielseitigkeit des königlichen Wesens ist wohl nirgends sonst so vollkommen in einer Persönlichkeit vereinigt. Das Königthum von Gottesgnaden ist hier identificirt mit einem Usurpator. Der Sänger der Psalmen, der vor der Bundeslade einherziehende gottselige König erscheint zugleich als der sündhafteste Ty-

Digitized by Google

rann, ungehorsam den göttlichen Geboten. Der populärste aller Könige, der sein Volk groß gemacht, war zugleich einmal ein Coriolan und kämpfte in den Kriegen der Philister gegen sein eigenes Volk. Der irdische Stammvater des Heilands, auf den er sein Königreich übertragen sollte, war tief versunken in orientalische Ueppigkeit, und seine Weiber und Kinder verfolgten sich bis auf den Tod mit elenden Serailintriguen, die sein Alter verbitterten. Der Verfasser stellt die von verschiedenen Theologen und Historikern ausgegangenen, ungemein von einander abweichenden Urtheile über David vergleichend zusammen.

Nicht minder interessant ist die Untersuchung über Salomo. Der Verfasser bemerkt, dessen Rückfall ins Heidenthum sey nichts Besonderes und Neues gewesen, denn fremde heidnische Götter hätten bisher immer neben dem mosaischen fortbestanden. Eben so habe auch der durch Salomos Tod hervortretende Gegensatz zwischen Juda und Benjamin einer- und den übrigen Stämmen Israels andererseits sich schon früher geltend gemacht. Damit hängt aufs genaueste der Gegensatz zwischen dem unbildlichen und dem Bildercultus zusammen. „Der Streit über die bildliche oder unbildliche Verehrung der Gottheit, der für das Judenthum so folgenreich geworden war, hat sich später im Christenthume mehrmals erneuert, das erstemal im achten Jahrhunderte seines Bestehens, als die Anhänger des arabischen bilderfeindlichen Propheten die Bilder, welche in den christlichen Kirchen zur Ermunterung der Andacht aufgestellt waren, für Götzenbilder erklärten, und, nachdem im Triumphe des Korans und im Untergange der asiatischen Kirche die Gottheit ihr Urtheil gesprochen zu haben schien, der Kaiser Leo Isauricus das Christenthum von dem Vorwurfe der Bilderanbetung zu befreien beschloß. Dieser kriegerische Bauer auf dem Throne, der in früher Jugend, vielleicht im Umgange mit Juden und Arabern, einen tödtlichen Haß gegen die Bilder eingesogen hatte, und es für Fürstenpflicht hielt, seinen Unterthanen die Vorschriften des eigenen Gewissens aufzudringen, ließ, um das Christenthum zu reinigen, die Bilder Christi, der Jungfrau und der Heiligen zerbrechen, oder wenn sie an die Wände gemalt waren, mit glänzenden Farben überstreichen, und überhaupt Alles vernichten, was auf dem Wege der Anschauung das Gemüth anzuregen bestimmt war. Der Widerstand des Volkes und der Mönche, den dieser Verbesserungsplan des Kaisers fand, und die wiederholten Aufstände, die er hervorrief, erweckten in ihm und seinen Nachfolgern eine erbitterte Verfolgungssucht gegen die Anhänger der Bilder, und mit barbarischer Zerstörungswuth wurden nach und nach im morgenländischen Kaiserthum zahllose Denkmäler der Frömmigkeit vertilgt, die Kunst selbst, wie von Mohammed, als Gehülfin des Götzendienstes geächtet. Als nun diese Befehle auch in Italien vollstreckt werden sollten, widersetzte sich der Papst Gregor II. und wies den Kaiser über den Irrthum zurecht, als ob die Bilder selbst und nicht darunter vorgestellte Personen von den Gläubigen verehrt würden. — Was hier Gregor dem bilderfeindlichen Kaiser vorhielt, hätten freilich theilweise auch die Könige von Israel für sich anführen können; indeß hat der Erfolg gegen die letztern entschieden und im Judenthume die Sache der Bilderfeinde gesiegt. Im Christenthum haben dieselben unterlegen, und nachdem jener Streit den ersten Anlaß zur Losreißung des abendländischen Roms von der oströmischen Kaiserherrschaft gegeben hatte, zuletzt auch in Constantinopel die Bilderverehrer triumphirt. Hätte die Bilderstürmerei obgesiegt, so würden nach der ihr zu Grunde liegenden Vorstellung nicht nur die Künste der Malerei und Bildnerei, sondern wohl auch die Kunst überhaupt untergegangen und der europäischen Menschheit, wie den Asiaten durch den Islam, das Reich der idealen Schönheit für die Anschauung verschlossen worden seyn. — Im sechszehnten Jahrhunderte erneuerte sich der Streit. Indem Luther den von Carlstadt in Wittenberg unternommenen Bildersturm durch seine Rückkehr von der Wartburg mit voller Kraft niederschlug, verschaffte er bei seiner Kirchenpartei den Belehrungen, welche Papst Gregor II. dem Kaiser Leo ertheilt hatte, ohne die Briefe, in welchen sie standen, zu kennen, die Oberhand und dauernde Geltung. Zwingli und Calvin hingegen waren der Meinung Leo's; sie gaben demgemäß dem Cultus in der Kirche ihrer Partei seine Gestalt, und befestigten in den Gemüthern ihrer Anhänger die Ueberzeugung, daß das Bilderwesen in der alten Kirche mit dem Bilderdienste in Israel, nach den gangbaren über denselben herrschenden Vorstellungen, auf gleicher Linie stehe."

Von nun an bildete sich im Judenthum der schärfste Gegensatz zwischen der Kirche und dem Staate, und zwischen der Rechtgläubigkeit und der Ketzerei aus. Alles, was in dieser Beziehung das große Reich des Mittelalters erschütterte, hat sein Vorbild schon in dem kleinen Judäa gefunden. Die Bücher der Könige gehen ganz so wie die meisten Klosterannalen des Mittelalters von dem Reich Gottes aus und fragen, ob die Könige gut oder übel thun vor dem Herrn. Das Priesterthum übt eine ununterbrochene starke Kritik des Königthums. Das setzt aber zugleich eine strenge Disciplin innerhalb des Priesterthums und eine unnachsichtliche Reinerhal-

Digitized by Google

tung des Glaubens voraus. In dieser Beziehung ist der Prophet Elias der Prototyp aller Ketzer- und Heidenverfolger, Dominicaner und Kreuzfahrer. Eine sehr anziehende Parallele zieht der Verfasser zwischen dem König Joas und dem Hohenstauffenkaiser Friedrich II., bei welchem Anlaß er bedauert, daß Racine in seiner berühmten Tragödie Athalia diesen Stoff nicht genügend zu würdigen verstanden habe.

In dem von Hilkias in den Tempelruinen wieder aufgefundenen alten Gesetzbuch erkennt der Verfasser ein neues, hauptsächlich unter Mitwirkung des Jeremias verfaßtes Gesetz (Deuteronomium, das zweite Gesetz), und weist auf die bedeutenden Abweichungen desselben vom alten Gesetz Mosis hin, z. B. „entgegen der im sinaitischen Gesetze enthaltenen Drohung Jehovah's, die Sünden der Väter heimsuchen zu wollen an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, bestimmt das neue Gesetz, daß die Väter nicht für die Kinder, noch die Kinder für die Väter sterben sollen, sondern ein Jeglicher nur für die eigene Sünde."

Kaum aber hatte König Josias, in das gelobte Land wieder eingesetzt, das Gesetz erneuert und die so lange zerstreuten zwölf Stämme wieder vereinigt, als bereits sein Nachfolger Zedekias Felonie gegen den großmüthigen Beherrscher von Babylon treibt und mit Aegypten intrigirt. „Der Prophet Hesekiel besaß nämlich Kunde von einem ägyptischen Cultus, welchen die Eingeweiheten, seitdem der öffentliche Betrieb der fremden Religionen unter Josias aus Jerusalem entfernt worden war, in unterirdischen Gemächern des Tempels, in geheimen Versammlungen begingen. Wie er zur Kenntniß dieses Geheimdienstes gelangt war, wird von ihm bei Beschreibung desselben in der Form einer prophetischen Offenbarung erzählt, wobei jedoch die Urheber der ihm mitgetheilten Nachrichten angedeutet sind. Eines Tages, erzählt er, als die Aeltesten von Juda (denn die Exulanten hatten die heimische Verfassung beibehalten) vor mir saßen, fiel auf mich die Hand Gottes, des Herrn, und ich sah eine Gestalt, unten wie Feuer und oben wie der Lichtglanz, den der Blick des Golderzes wirft, und eine Hand fuhr aus ihr und faßte mich bei den Locken meines Hauptes und brachte mich zwischen Himmel und Erde nach Jerusalem in den Vorhof des innern Tempelthores gegen Mitternacht. Daselbst sah ich ein Bild aufgestellt zur Eifersucht des Herrn. Und die Erscheinung sprach zu mir: Dadurch wollen sie mich bewegen, mein Heiligthum zu verlassen! Darauf brachte mich die Erscheinung an eine Stelle der Mauer, wo eine Oeffnung war, und hieß mich sie durchbrechen, bis ich an eine Thür kam, durch welche ich in ein großes Gemach trat. Daselbst sah ich an den Wänden ringsum Bilder von allerlei kriechenden und vierfüßigen Thieren (Hieroglyphen) und alle Götzen des Hauses Israel (vermuthlich Stierbilder, bei welchen der Prophet nur an die Kälber zu Dan und Bethel dachte). Vor denselben standen siebzig Männer aus den Aeltesten in Israel mit Rauchpfannen in den Händen und räucherten, daß eine wirbelnde Wolke emporstieg. Und die Gestalt sprach zu mir: Betrachte, was die Aeltesten von Israel thun ein Jeglicher in seinen Zimmern mit Bilderwerk; denn sie sagen: Jehovah hat das Land verlassen und siehet uns nicht. Du sollst aber noch größere Gräuel erblicken. Darauf führte sie mich in eine andere Gegend des Tempels und zeigte mir Weiber, welche den Thammuz beweinten (den mit dem Osiris verwandten Adonis); in einer dritten war eine Schaar Männer, welche, den Rücken gegen den Tempel, das Gesicht gegen Morgen gewendet, Gebete an die Sonne richteten. Wahrscheinlich stand dieser im Geheimen getriebene ägyptische Cultus mit der ägyptisch-gesinnten Politik der judäischen Großen im Zusammenhange. Hesekiel bot, in Uebereinstimmung mit Jeremias, Alles auf, den König von dieser Politik abzuziehen und in der dem Nebucadnezar gelobten Treue zu erhalten, weil er den Bruch des geleisteten Eidschwurs mißbilligte und überdieß den schlimmen Ausgang voraussah."

(Schluß folgt.)

Geschichte und Alterthumskunde.

Alsatia. Jahrbuch für elsäßische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst, im Verein mit befreundeten Schriftstellern herausg. von August Stöber, 1853. Mit einem lithographischen Blatte. Mülhausen, Rißler.

Dieses verdienstvolle Jahrbuch deckt noch viele bisher unbeachtet gebliebene Seiten des altelsäßischen Volkslebens und der gleichen Landesgeschichte auf, sollte also diesseits des Rheins um so mehr Theilnahme und Begünstigung finden, als der deutsche Leserkreis jenseits des Rheins begreiflicherweise ein nur beschränkter seyn kann.

Dießmal enthält das Jahrbuch einen Aufsatz „der Aktuar Salzmann und seine Freunde," nebst Briefen an Göthe ꝛc. mit Beziehung auf die arme Friederike, der man doch endlich in ihrem bescheidenen Grabe Ruhe lassen sollte. Das Kokettiren mit Beziehungen zu Göthe ist in der deutschen Literatur bereits dermaßen übertrieben,

Digitized by Google

daß es denn doch endlich Jedermann anekeln muß. — Gar alterthümlich naiv und erfreulich contrastiren damit die gleich nachfolgenden „Mariakircher Berggesänge,“ obgleich sich auch an einige von ihnen schon der Zopf der Reflexionspoesie hängt, da sie aus einem Gesangbuch von 1722 entlehnt sind. Hier ein Beispiel:

Wer ist, der die berg erschaffen?
Die gebürge ausgeziert?
GOtt, der niehmals kann verschlaffen,
Dem die ehr allein gebührt;
Der hat auch viel edle Gaben
In die berge eingegraben;
Tausend, tausendmal sey dir,
Grosser Berg-HErr, dank darfür.

Das man in der wüsten wohnen,
Zwischen bergen hausen kan,
Die gebürge reichlich lohnen,
So man auf sie setzet an,
Kommt von GOttes milden händen,
Die uns allen segen senden:
Tausend, tausendmal sey dir,
Grosser Berg-HErr, dank darfür.

Dann eine Abhandlung über den Ursprung der sogenannten Schwedenbauern im Elsaß, worin nachgewiesen wird, daß sie diesen Namen als Unterthanen der zur schwedischen Krone gelangten Birkenfelder Linie des Pfälzer Hauses erhalten haben. Hierauf ein Paar Sagen, worunter eine sehr hübsch ist. „Als der Teufel im besten Zuge war, dem Herrn Jesus, den er versuchte, die ganze Welt zu schenken, wenn derselbe vor ihm niederfallen und ihn anbeten wollte, hielt er dennoch plötzlich inne, besann sich eine kleine Weile und sagte alsdann: „Warte, eine kleine Ausnahme muß ich denn doch machen. Ich will von der Erde nur so viel zurückbehalten, als jetzt der Schatten meines Beines bedecken wird.“ Und bei diesen Worten reckete er das Bein aus, so daß der Schatten desselben gerade über das Städtlein Barr zu liegen kam. „Dieses allein,“ fuhr er dann fort, „kann ich dir nicht abtreten, denn das ist mein Erbe von meiner Großmutter her.“ — Sodann eine Darstellung der Händel eines unruhigen Edelmanns Hans von Tratt mit der Stadt Weißenburg; einige Proben von Elsäßer Volksmundarten, dabei auch zwei merkwürdige Volkslieder im französischen Patois von Levoncourt, in denen die Erinnerung an die berühmten drei Feen enthalten ist. In dem einen Liede heißt es, die drei Feen begegnen dem König im Walde und eine flucht ihm. Er frägt erzürnt, welche es gethan? Da rufen die beiden andern: nicht ich, nicht ich, die da war es, laß mich und nimm diese da! Im zweiten Liede, welches die Mädchen beim Rundtanze singen, erzählt eine der drei Feen, ihr Vater habe ihnen ein neues Kleid gekauft, das sey hinten zu kurz und vorn zu lang gewesen, darum habe sie das ihre abgeschnitten und von dem Abschnitzel Handschuhe gemacht, welche sie ihrem Freund Peter geschenkt habe mit dem Beding, er solle sie nur dreimal im Jahre tragen, an Ostern, Johanni und am Magdalenentage. Diese Lieder verdienen in die Sammlung dessen aufgenommen zu werden, was die Sage von den drei Schwestern sowohl in Frankreich als Deutschland kennt, eine Sammlung, deren erstes reiches Fundament wir dem Herrn Oberbaurath Panzer in seinem „Beitrag zur deutschen Mythologie“ verdanken.

Weiter enthält die Alsatia zwei Briefe Luthers, und eine Abhandlung des kenntnißreichen Gelehrten Ludwig Schneegans über alte Volksfeste und Fechterspiele in Straßburg. Dabei erwähnt er S. 189 des sehr sonderbaren alten Gebrauchs der Kürschnergesellen, einem Goldschmiedsgesellen auf offenem Markt unter großem Volksjubel die Nase abzuschneiden. Natürlicherweise war es eine künstliche Nase. Wir erlauben uns, Herrn Schneegans auf Swifts Tristram Shandy aufmerksam zu machen, worin ein ganzes Kapitel von der Straßburger großen Nase handelt. Vielleicht fiel Swift auf diesen launigen Gedanken, indem er von der Volkslust in Straßburg irgend etwas gesehen oder erfahren hatte. — Ein Aufsatz von Heitz über das Keßler-Lehen der Herren von Rathsamhausen läßt in die wunderbare Gerichtsbarkeit des Mittelalters hineinblicken, in welchem die herumziehenden Pfeifer und Spielleute im Elsaß die Grafen von Rappoltstein von Reichswegen zu Schirm- und Gerichtsherrn hatten, die Keßler (Kesselflicker) dagegen die Herrn von Rathsamhausen. In Schwaben war das Keßlergericht an die Herrn von Freiberg verliehen, worüber eine Urkunde noch im Besitz des K. württembergischen Hauptmann von Hueber vorhanden ist, abschriftlich in der Bibliothek des Württembergischen Alterthumsvereins in Stuttgart. — Herr Schneegans theilt ferner interessante Notizen über die Nestel, als altes Straßburger Neujahrsgeschenk, und aus diesem Anlaß auch Vieles über das sogenannte Nestelknüpfen mit. — Von mannigfachem Interesse ist ferner eine Abhandlung über altdeutsche Personennamen von Christophorus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 25. 26. März 1853.

Geschichte.

1) Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda. Von Karl Adolph Menzel, K. Pr. Cosistorial- und Schulrathe. Breslau Graß, Barth u. Comp. 1853.

(Schluß.)

Schließlich prüft der Verfasser noch die persischen Elemente, die sich im Judaismus vorfinden. „Wie Ormuzd wohnt Jehovah im Licht, und zieht mit dem Volke Israel durch die Wüste in Gestalt des Feuers; seine Priester kennen verschiedene Arten des Feuers, das heilige himmlische Feuer, das vom Jehovah ausfuhr, als Mose und Aaron das Volk segneten, und das fremde unreine Feuer, dessen Gebrauch beim Opfer an den Söhnen Aarons von Jehovah mit dem Tode bestraft wurde; ferner das Feuer für den Herrn, das Feuer zum süßen Geruche des Herrn und das allerheiligste Feuer des Herrn. Die Opfer der Zendgläubigen werden, außer Früchten aller Art und ungesäuerten, den mosaischen Schaubroden entsprechenden Darunsbroden, in Fleische der reinen Thiere dargebracht; die unreinen sind Ahrimans Geschöpfe, und dürfen weder geopfert noch gegessen werden. Solche sind die reißenden, den Menschen schädlichen Raubthiere, die lichtscheuen, in die Erde sich eingrabenden, die schleichenden und kriechenden; endlich alle Arten von Insekten, mit Ausnahme der Biene, deren Honig gegessen wird. Außer diesen unreinen Thieren sind unrein die todten Körper und die Ausflüsse aller lebendigen Körper. Die Sittenlehre der Zendschriften aber beruht auf dem Grundsatze, daß der Mensch nur durch Reinigkeit und Heiligkeit des Herzens glücklich und dem Ormuzd ähnlich werden könne. Zu dem mosaischen Spruch: Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig, enthält der Vendidad das Seitenstück: Wie der Mensch rein und des Himmels würdig erschaffen worden, so wird er wieder rein durch das Gesetz der Ormuzddiener, das die Reinigkeit selbst ist, wenn er sich reinigt durch Heiligkeit des Gedankens, des Wortes und der That.“ Allein dennoch ist die jüdische Jehovahlehre von der des Zendavesta wesentlich verschieden, darin völlig, daß sie „im Jehovah das gute und böse Princip vereinigt und die Wirkungen des letzteren entweder durch ihn selbst oder durch seinen Engel in die Erscheinung treten läßt. Nach der nur leise angedeuteten, nicht bestimmt ausgesprochenen Betheiligung des bösen Princips an der durch die Schlange bewirkten Verführung der Stammeltern, kommt dasselbe im Verlaufe der folgenden Verhältnisse nicht weiter zur Erwähnung, weder bei dem ersten Mörder, noch bei dem allgemeinen Sittenverderben, welches seinen Ausgang in der Sündfluth findet, noch bei dem, das Mißfallen Jehovah's erregenden Thurmbau zu Babel, noch bei den Freveln der Bewohner Sodoms, noch bei den andern Vergehungen und Lasterthaten, von welchen die Geschichtsbücher voll sind. Jehovah selbst verstockt das Herz des Pharao, das gegebene Versprechen nicht zu halten und das Volk nicht ziehen zu lassen; der böse Geist, von welchem König Saul geplagt wird, ist ein Geist vom Jehovah; Jehovah reizt den David zu der Volkszählung, für die er nachher das Volk mit der Pest schlägt; Jehovah sendet unter die um den König Ahab versammelten Propheten einen falschen Geist, um Lügen zu reden aus ihrem Munde; und der Satan im Buche Hiob tritt als Diener Jehovah's, gleich den andern Kindern Gottes, vor den Herrn, um dessen Befehle zu vernehmen und auszuführen.“

Erst in den Zeiten des Exils, bemerkt der Verfasser weiter, bildet sich die persische Vorstellung von einem selbständigen bösen Princip allmählig auch in die jüdische Lehre ein. „Der Gedanke an die Volkszählung, den in dem ältern Geschichtsbuche Jehovah dem David eingibt,

Digitized by Google

wird in dem, der persischen Zeit angehörigen Buche der Chronik dem Satan beigelegt; und in dem gleichzeitigen Propheten Zacharias steht der Satan als Widersacher Jehovah's vor dem Priester Josua und wird von Jehovah gescholten. Dieß sind aber nur die Anfänge der weitern Entwickelung des für die Geschichte der Menschheit so wichtig gewordenen Glaubens an die unabhängige, selbstthätig wirkende Macht des bösen Princips und seiner Gehülfen. In den hellenistischen und neutestamentlichen Büchern zeigt sich, wie diese Entwickelung der Zendlehre in ihre weitern Phasen gefolgt ist. Im Buche Tobias bringt ein böser Geist sieben Freier eines Mädchens der Reihe nach in der Brautnacht ums Leben, bis einer der sieben Erzengel, welche vor dem Throne Jehovah's, wie die Amschaspands vor dem Throne des Ormuzd stehen, vom Himmel herab kommt, um die Macht dieses bösen Geistes durch einen frommen Rathschlag zu brechen; im neuen Testament aber erscheinen, wie die guten Engel nach dem Vorbilde der Izeds oder guten Geister des Ormuzd zum Dienste und Schutze der Frommen, so die Teufel, nach dem Vorbilde der Devs oder Gehülfen des Ahriman, theils zur Verführung, theils zur Plage der Menschen in voller Thätigkeit, unter der Leitung eines Obersten der Teufel, dem jedoch statt des Namens Ahriman, der Name einer alten syrischen Landesgottheit: Baal Sebub, Fliegengott, beigelegt wurde." Auch die apokalyptischen Vorstellungen stammen aus dieser Quelle. „Auch von einem Erlöser der Menschen, Namens Sosiah, der als Ueberwinder und Vernichter der Devs auftreten wird, ist in den Zendbüchern die Rede. Am Ende der Tage, wann Bosheit und Ungerechtigkeit unter den Menschen werden überhand genommen haben, und das böse Princip die Herrschaft erlangt haben wird, wird er plötzlich erscheinen, und alle Todten werden auferweckt werden, entweder durch ihn oder durch Ormuzd. Dann wird eine Scheidung seyn zwischen Gerechten und Sündern; die Gerechten werden in den Himmel eingehen, die Sünder aber in den Duzakh (die Hölle) gestürzt werden. Die Bildersprache der Evangelien von den Ereignissen beim Weltgericht, namentlich das Herunterfallen der Sterne und die über die Erde sich verbreitende Bangigkeit, findet in den entsprechenden Stellen der Zendbücher ihren Vorklang. Wenn der Komet Gurzscher, der bis dahin unter der Wache des Mondes gestanden, auf die Erde herabstürzt, dann wird die Erde krank seyn, gleich dem Schafe, das mit Zittern und Zagen vor dem Wolfe niederfällt."

Noch in keiner andern geschichtlichen Arbeit ist so klar, wie in der vorliegenden, die Menge des heidnischen Unkrauts bezeichnet worden, womit das gelobte Land und Jerusalem selbst fast in allen Perioden überwuchert war. Allein um so bewundernswürdiger erscheint der „unveränderliche Gedanke" des Mosaismus, der wie ein goldner Faden, oft verdeckt und getrübt, aber nie abgerissen, durch die vorchristliche Weltgeschichte läuft, bis zur Krippe von Bethlehem. Es ist aber nicht blos die Erwartung des Messias, welche die altjüdische Religion ungleich energischer festhielt, als die persische, sondern auch die Furcht Gottes, die nirgends so absolut die Seelen einnahm, als im gelobten Lande. Abgesehen von sämmtlichen heidnischen Göttern, die wegen ihrer Macht und Stärke verehrt wurden, vor denen man aber nirgends so innerlich erbebte wie vor dem Jehovah, kannte die reinere Lichtlehre der Perser doch nur eine Furcht vor dem bösen Ahriman, wie die ägyptische Lehre vor dem bösen Typhon, der gute Ormuzd aber weckte, wie der ägyptische Osiris, schon von vornherein ein Vertrauen, welches die eigentliche Furcht ausschloß. Damit hängt aufs genaueste zusammen, daß die Juden eine innere Reue und Zerknirschung und Bisse des Gewissens empfanden, die sich in diesem Grade bei keinem alten Volke finden, denn wenn auch die Inder zu allen Zeiten und noch heute sich den martervollsten Bußen mit Freuden unterwarfen, so ist doch gerade diese Freude oder die stumpfsinnige Gleichgültigkeit, mit welcher sie den Schmerz ertragen, das Gegentheil von der altjüdischen Buße, dem Zittern und Beben vor dem Zorne Gottes, dem allerinnigsten Schmerzgefühl. Am indischen Büßer leidet nur der Leib, am jüdischen die Seele.

Das Judenthum wird wie in seinen Licht- so in seinen Schattenseiten überall charakterisirt durch das Bewußtseyn einer Nähe Gottes, die andern Völkern unbekannt ist. Diese Nähe Gottes war von Wenigen als Inspiration und höchste Erhebung und innigstes Entzücken empfunden, von den Meisten als etwas Schreckliches, aber Keinem blieb sie ganz fremd. Instinctartig suchte sich das Volk dem zermalmenden Gefühl der Nähe Gottes zu entziehen, sich mit heidnischer Lust, heidnischer Weisheit darüber zu täuschen; immer und immer wieder wurden sie gemahnt und durchzitterte der schreckliche Donner des Herrn ihr innerstes Mark und Gebein. Das ists, was von jeher die Juden allen andern Völkern verächtlich machte und zugleich wieder verehrungswürdig und wunderbar anziehend. Die Moral war bei andern Völkern immer mehr Angelegenheit des Verstandes oder der Anlage, die Juden allein zogen sich dieselbe zu Gemüthe. Der stoische Römer handelte recht aus Grundsatz, der Germane aus angeborenem noblem Naturell; aber keiner von beiden nahm sichs zu Herzen,

Digitized by Google

wenn er vom Grundsatz oder vom Ehrenprincip der Familie abwich. Der Jude hatte weder jene Grundsätze noch jenes Naturell, das Männliche in seinem Charakter war schwächer entwickelt. Aber eben deßhalb empfand er die Liebe wie den Zorn Gottes weit tiefer und war einer Hingebung an Gott und einer Furcht vor ihm fähig, die erst im Christenthum die Härte des römischen und germanischen Charakters zu mildern vermochte.

2) Das israelitische Recht in seinen Grundzügen dargestellt von J. Schnell, J. U. D. et P. P. O. Basel, Bahnmaier, 1853. S. 52. 8.

Eine Amtsrede bei der Jubelfeier der Universität Basel am 4. Novbr. 1852 gehalten. Die darin erörterten Grundzüge des altjüdischen Rechts bieten einen merkwürdigen Contrast dar mit dem römischen. Das jüdische Recht wurzelt im göttlichen Recht, in der Theokratie. „Mit dem Grundgedanken: Ihr seyd meine Knechte — steht in engster Verbindung ein zweiter Grundsatz: Das Land ist mein und ihr seyd Fremdlinge und Gäste vor mir. Mit diesem einen Worte ist in dem israelitischen Rechte einerseits ein Keim göttlicher Ordnung eingepflanzt, aber anderseits ein für allemal dem menschlichen Grundbegriff des Civilrechts alter und neuer Zeit, d. h. dem Eigenthumsbegriff die Spitze abgebrochen.“ Daraus folgt nun zuerst eine ungemein milde Behandlung der Sklaven und Fremden. „Der Knecht wird nie ganz Knecht seyn, denn der Freie ist nie ganz frei, der Fremdling wird nie ganz Fremdling seyn, denn der Einheimische ist selbst Gast. So sagt nun auch das Gesetz: „Wenn dein Bruder verarmt neben dir und verkauft sich dir, so sollst du ihn nicht lassen dienen als einen Leibeigenen, sondern wie einen Tagelöhner und Beisassen, denn sie sind meine Knechte, die ich aus Aegypten geführet habe, darum soll man sie nicht auf leibeigene Weise verkaufen und sollst nicht mit Strenge über sie herrschen, sondern dich fürchten vor deinem Gott. Willst du aber leibeigene Knechte und Mägde haben, so sollst du sie kaufen von den Heiden, die um euch her sind.“ Also zweierlei Knechtschaft, — die freiere des Israeliten, die strengere des Ausländers. Ohne Unterscheidung zwischen beiden Klassen ist aber geordnet, daß, wer seinen Knecht oder seine Magd schlägt mit dem Stabe, daß er stirbt unter seinen Händen, das soll gerochen werden; bleibt er aber einen oder zwei Tage, das soll nicht gerochen werden. Denn es ist sein Schade.“ In dem ersten Falle tritt die Grausamkeit hervor, in dem zweiten die Beschädigung. Für den ersten gebührt Strafe, für den zweiten Ersatz. Diesen leistet er sich selbst im Verlust. Schlägt aber einer den Knecht oder die Magd ins Auge, und vernichtet es, der soll sie frei los lassen um das Auge. Ebenso um den Zahn — d. h. um das Höchste und um das Geringste. — Wenn so nach einer Seite hin der Unfreie gegen die Willkür geschützt ist, so ist er anderseits in den innern Kreis des Hauses eingeführt gleich dem Kinde. Wenigstens hat der Herr der dem Vater abgekauften israelitischen Tochter entweder zur Ehe zu helfen und sie auszusteuern, oder sie dem Sohne zu geben und alsdann Tochterrecht an ihr zu thun, oder sie auslösen zu lassen, und thut er keines dieser drei, so soll sie frei ausgehen und alsdann ohne Lösegeld. Aber auch die geraubte Unfreie kann der Israelite nicht zum Spiel seiner Lüste dienen lassen, sondern will er sie zur Ehe nehmen, so muß er sie in sein Haus führen und sie lassen ihr Haar abscheren und ihre Nägel beschneiden und die Kleider ihrer Gefangenschaft ablegen, und sie sitzen lassen in ihrem Hause und beweinen einen Monat lang ihren Vater und ihre Mutter. Und wird ihr der Mann gram, so muß er sie frei auslassen und mag sie so wenig als die Israelitentochter verkaufen oder verpfänden, darum daß er sie gedemüthigt hat. — Selbst der flüchtige Knecht darf nicht zurückgeliefert werden, sondern soll bleiben in dem Hause des Herrn, zu dem er sich entwendet hat, und ausdrücklich ist beigefügt, daß diesen doppelt von der Gnade des neuen Zufluchtsherrn Abhängigen der Herr nicht drücken dürfe. — Schützte das Gesetz schon den unfreien Fremdling, wie vielmehr den Freien. Die Rabbiner haben 21 Stellen gezählt, da der Fremdling dem Israeliten im Gesetz anbefohlen wird. „Ihr sollt auch die Fremdlinge lieben, denn ihr wisset um der Fremdlinge Herz; denn ihr seyd auch Fremdlinge gewesen in Aegyptenland.“ — Dieses also ist die Stellung von Sklaven und Fremden. Erinnern wir uns dabei der rechtlichen Lage der römischen Sklaven, die als res in das Vermögen fielen, und des Sprichworts hospes hostis, das Cicero schon als Grundsprache des römischen Alterthums bezeichnete, und wie auch in andern Völkern ohne speziellen Bund oder Schutz der Fremde, wenn nicht befeindet, doch zurückgesetzt war, so sind die wenigen Ausnahmen zu seinen Ungunsten, die wir nachher noch anzuführen haben, ohne allen Vergleich mild.“

Neben dieser Milde zeigt sich im jüdischen Gesetz auch wieder eine größere Strenge in der Bestrafung grober Verbrechen nach dem Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Hier contrastirt das jüdische Gesetz

Digitized by Google

am auffallendsten mit dem altgermanischen Herkommen, welches die gröbsten Verbrechen durch Wergeld zu sühnen erlaubte oder nur mit Verbannung bestrafte. Es ist nicht zu läugnen, daß der Germane mehr nach Convenienz handelte und dem Recht eine wächserne Nase drehte, der Jude aber die strengere Gerechtigkeit, die reinere Moral festhielt.

Wir müssen uns mit diesen Andeutungen aus der kleinen Schrift des Herrn Schnell hier begnügen. Zum Schluß enthält dieselbe noch eine treffliche Bemerkung über biblische Studien überhaupt. Sie vergleicht diese Studien mit den mancherlei neptunischen und vulkanischen Aufschüttungen, unter welchen das Urgebirge im h. Lande selber begraben liegt. „Die alltägliche Beschäftigung mit Kritik und allerlei Gelehrsamkeit kann auch die gesundesten Augen ermüden. Die Stoffmasse, welche um das göttliche Gesetz sich seit hundert Jahren gesammelt hat, deckt den Boden der Untersuchung überall. Aber wohl dem, der, dieser Hülle entledigt, sich in die Höhen der Gottesordnung allmählig frei und immer freier erhebt und endlich dem Urgebirg göttlicher Wahrheit freudig begegnet und darauf stehen bleibt."

Damit ist überhaupt das theologische Studium der Neuzeit großentheils charakterisirt. Fast alle Aufmerksamkeit ist ins Nebenwerk aufgegangen. Anstatt Priester, Seelsorger für die Gemeinden zu bilden, ist man darauf ausgegangen, philologische Krittler und archäologische Düftler, ganz vorzüglich aber jene rationalistischen Mäkler zu bilden, welche die Offenbarung zuschneiden sollten nach dem jedesmaligen Stand der Philosophie und den Forderungen der alle Gottesfurcht und Gottesminne ausschließenden sogenannten Vernunft.

Altdeutsche Dichtkunst.

Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel aus einer Trierer Handschrift des 15ten Jahrhunderts; mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben. Erster Druck. Hannover, Rümpler, 1853.

Ein sehr merkwürdiges altdeutsches Schauspiel, wenn auch nicht das älteste, so doch das erste, in dem die dramatische Kunst sich freier entwickelt hat, wobei zu bemerken ist, daß wie alle Kunst- und Industriezweige, so auch die edle Schauspielkunst in den Niederlanden früher blühte, als anderswo im Bereich der deutschen Zunge. Aus den Niederlanden kamen auch die ersten großen Maler, die ersten großen Componisten, während gleichzeitig Handel und Gewerbe hier zuerst blühten.

Theophilus ist der Held einer sehr bekannten Legende, in der man die Grundlage der Faustsage finden zu müssen geglaubt hat, aber mit Unrecht, da die Faustsage einer Richtung entstammt, die sich verneinend derjenigen entgegensetzt, aus welcher die Theophiluslegende stammt. Die ältere Richtung erfordert einen Triumph über den Teufel, die neuere den Triumph des Teufels selbst.

Das niederdeutsche Schauspiel verläuft folgendermaßen. Theophilus wird zum Bischof erkoren, lehnt aber die Wahl ab. Der Probst wird gewählt und schärft den Chorherrn ein, sie sollen fleißig zum Chore gehen. Theophilus ist widerspenstig, wirft am Ende sein Ordenskleid dem Bischof vor die Füße und läuft davon. Zuerst kommt er zu Säufern, dann zu einem Gaukler, von dem er erfährt, man könne durch den Teufel Alles erlangen, was man wünsche, und zwar seyen die Juden, die Feinde Christi, dabei als die besten Vermittler zu empfehlen. Theophilus geht zu den Juden, wird aber von ihnen nach Ovelgunne, einem verrufenen Raubnest, gewiesen, wo er den Teufel beschwört. Satan erscheint, Theophilus schwört Gott und allen Heiligen ab, nur der Jungfrau Maria will er nicht abschwören, thut es aber am Ende doch auch und Satan bringt die Verschreibung dem Obersten der Teufel, Lucifer. Dieser erfüllt nun des Theophilus Wünsche und setzt ihn auf eine herrliche Burg unter alle Schätze und Wollüste, die er sich wünscht.

Hier endet das merkwürdige Drama, welches nur den ersten Theil einer Trilogie bildet, deren letzter Theil schon im Jahre 1849 von Ettmüller unter dem Titel „Theophilus, der Faust des Mittelalters," Quedlinburg bei Basse, herausgegeben, deren mittlerer Theil aber leider verloren ist. Derselbe soll nach einer Andeutung des vorliegenden Dramas von der Rache gehandelt haben, welche Theophilus am Bischof nahm.

Das Drama ist in niederländischen gereimten Knittelversen geschrieben, in der stets trockenen, aber drastischen und naiven Manier der niederländischen Schule, reich an volksthümlichen Ausdrücken und charakteristischen Sittenzügen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 26. 30. März 1853.

Kriegswesen.

Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen. Von einem deutschen Offizier a. D. Leipzig, Herbig, 1853.

Ein verständiges Buch, durchaus mit Ruhe und aus eigener Anschauung geschrieben, denn der Verfasser war eine Zeit lang in Frankreich.

Zuerst wird geschichtlich nachgewiesen, wie der Napoleonische Geist in der französischen Armee ununterbrochen nicht nur gegen die Begünstigung des alten Adels unter den Bourbons, sondern auch gegen die Corruption unter Ludwig Philipp reagirt habe, und wie sogar der neue militairische Aufschwung der Truppen in Algier nicht im Stande gewesen sey, die Erinnerungen an die Napoleonische Zeit vergessen zu machen. Daraus wird nun die Gleichgültigkeit der Armee bei der Vertreibung Karls X. und Ludwig Philipps, und nicht minder bei der Verhaftung der algierischen Generale am 2. Dezember 1851 hergeleitet. Der Name Napoleon war und blieb viel gewichtiger, als der irgend eines Cavaignac, Changarnier oder Lamoricière. „Daß dieselben aber auch viele persönliche Gegner unter den höheren Generälen und Stabsoffizieren des Heeres hatten, darf nicht verwundern. Ein Theil dieser Gegner bestand aus den alten Generalen und Obersten des Kaiserreiches. Diese Graubärte aus der alten Napoleonischen Schule sahen oft sehr eifersüchtig auf die großen Erfolge ihrer jüngeren Kameraden herab, die so rasch ihnen sowohl in der Beförderung, wie auch in der Gunst des Publikums, in den letzten Jahren vorangeeilt waren. Sie, die in den Schlachten von Marengo oder Austerlitz sich ihre Offiziersgrade erworben hatten, wollten von dem ganzen afrikanischen Kriege keine große Meinung hegen und meinten, derselbe sey wohl geeignet, tüchtige leichte Truppen im Vorpostendienst auszubilden, nicht aber große Feldherren, die ein so rasches bevorzugtes Avancement verdienten, wie es besonders bei Lamoricière, Changarnier und Cavaignac der Fall war. Ein zweiter Theil der Neider dieser Männer bestand theilweise aus den jüngeren afrikanischen Generälen, die unter ihnen noch gedient hatten, wie es z. B. mit dem Kriegsminister St. Arnaud der Fall war. Diese, größtentheils noch jungen, thatkräftigen Männer, mißgönnten denselben die errungenen Erfolge und wünschten sehr, sie von ihren hohen Plätzen zu vertreiben, um sich dann selbst auf solche setzen zu können. Es gibt leider in jedem Heere Männer genug, die nichts sehnlicher wünschen, als daß ihre höheren verdienten Vorgesetzten, sey es auf welche Art es wolle, verdrängt werden, damit sie selbst dann an deren Stellen vorrücken können. Im französischen Heere ist diese neidische Eifersucht der Untergebenen gegen die Vorgesetzten aber größer, wie wir es in jedem anderen getroffen haben."

Den größten Werth legt der Verfasser auf den Geist der Gemeinen und Unteroffiziere. Er findet denselben in jeder Beziehung musterhaft. Nirgends fügt sich der Soldat mit so viel Eifer und Einsicht, ja selbst mit Stolz in die Disciplin, wie in Frankreich. „Daß man aber eine Armee ohne die strengste Disciplin im Kriege nicht gebrauchen kann, und daß, je besser diese in ihr ist, desto größer auch das Uebergewicht sich zeigt, welches sie über den Feind haben wird, sieht der unerfahrenste französische Rekrut ein. So einen Unsinn, wie ihn manche Mitglieder der äußersten Linken im Frankfurter Parlamente aussprachen, die alle stehenden Heere abgeschafft und an Rußland dann den Krieg erklärt wissen wollten, wird er kaum für denkbar halten können. Auf jegliche Weise strebten daher die Offiziere aller Grade die möglichst strengste Disciplin im Heere aufrecht zu erhalten, und der, gerade der vielen Demüthigungen wegen, die man ihm anthun wollte, stärker wie

Digitized by Google

je erwachte militairische Stolz ihrer Soldaten kam ihnen willig hiebei entgegen. So gehorchen jetzt die französischen Compagnien, Bataillone und Regimenter im Dienste den ihnen vorgesetzten Offizieren mit so pünktlichem Gehorsam, vollführen so unbedingt alle ihnen gegebenen Befehle, wie man es in dem bestdisciplinirtesten Heere nur wünschen kann. „Unsere erste Politik muß sein, stets ein festgeschlossenes Heer zu bilden, und im Dienst unbedingt zu gehorchen, bleiben wir dies nur, so findet sich alles Andere dann schon von selbst," solche und ähnliche Aeußerungen hörten wir im letzten Sommer sehr häufig, nicht allein von den Offizieren, sondern auch Soldaten der verschiedensten Corps."

Der Verfasser meint nun, mit einer solchen Armee sey etwas anzufangen und der neue Kaiser sey nicht der Mann, der dieß nicht einsähe. „Louis Napoleon ist ein kühner, waghalsiger und dabei sehr geschickter Spieler, der seine Blätter wohl zu mischen versteht, das hat er in der That bisher nur zu gut bewiesen, und ein solcher bebt auch zuletzt vor dem höchsten Satze nicht mehr zurück, und setzt auf einen einzigen Wurf Alles oder Nichts, wenn er anders sich nicht mehr zu retten vermag. Bedenke man dies doch fortwährend und immer fortwährend in Deutschland und ermesse danach den Werth der jetzigen, so ungemein friedliebenden Versicherungen des Kaisers." Der Einwurf, der Kaiser selber sey kein Soldat, wird zurückgewiesen. „Zuerst kennt man den so tief verschlossenen, nie sich offen zeigenden Louis Napoleon, dessen geistige Fähigkeiten in Deutschland fast stets bei weitem zu gering angeschlagen werden, viel zu wenig, um ihm alle militärischen Talente so ohne Weiteres absprechen zu können. Noch zwar hat er keine Gelegenheit gehabt, solche zu beweisen, aber auch noch nicht das Gegentheil derselben zu zeigen. Ein tüchtig theoretisch gebildeter Soldat, der gute militairische Studien gemacht, ist er gewiß, und ein Buch über Artilleriewissenschaft, was er geschrieben, nahm von jeher einen ehrenvollen Platz in der neuern Militairliteratur ein."

Sofort wird uns die französische Armeeliste in ihren Einzelnheiten entrollt. Frankreich zählt 100 Infanterieregimenter je von 2850 Mann, 10 Jägerbataillone zusammen 10000 Mann, 55 Cavallerieregimenter zusammen 61300 Mann, 200 Batterien mit 40000 Mann Artillerie, an Pontoniers, Geniecorps und Train 13000 Mann, insgesammt 409,700 Mann, welche Frankreich ins Feld stellen könnte, ungerechnet die in Algier zurückbleibenden 38000, die Frankreich bewachenden 24000 Gensdarmen, 80000 Ouvriers und Veteranen, die Nationalgarde und endlich die Seetruppen.

Eigenthümlich ist beim französischen Fußvolk die Kleinheit der Compagnien; jede zählt auch auf dem Kriegsfuß nur 100 Gemeine bei 3 Offizieren und 14 Unteroffizieren, was aber ihre Beweglichkeit und Pünktlichkeit sehr erhöht. Von den acht Compagnien jedes Bataillons besteht das äußerste rechts mit rothen Epauletten aus Grenadieren, das äußerste links mit gelben Epauletten aus Voltigeurs. Die Reiterei zählt treffliche Cürassiere auf guten, größtentheils norddeutschen und normännischen Pferden. Diese schwere Cavallerie heißt die der Reserve, ihr folgt die der Linie (Dragoner und Lanziers) und endlich die leichte (Husaren und Jäger), welche weit schlechtere Pferde haben, häufig solche, die aus deutschen Regimentern als unbrauchbar ausgeschieden worden sind.

Großes Lob spendet der Verfasser wie der Disciplin, so durchgängig auch der Abhärtung der französischen Truppen. Man leidet weder, daß die einzelnen Regimenter nur aus einzelnen Departements rekrutirt, noch daß sie lange in demselben Departement in Garnison gelegt werden. Man wirft sie in allen Regimentern durcheinander, um eine conforme Masse von Franzosen zu bilden und nicht von Bretagnern und Provenzalen, Burgundern und Vendeern, und man läßt die Regimenter beständig die Garnison wechseln, so daß dieselbe Truppe binnen wenigen Jahren wie an die Gebirge, so an die Ebenen, wie an die heißen Ufer des mittelländischen Meeres, so an die kalten Nebel an der Nordsee gewöhnt wird. Auch die körperliche Ausbildung im Schwimmen, Voltigiren und Fechten lobt der Verfasser sehr an den französischen Truppen.

Noch achtungswürdiger scheint ihm der Generalstab zu seyn, nicht blos wegen seiner hohen militairischen Bildung, sondern auch wegen seiner Einigkeit und Uebereinstimmung mit sich selbst im Gegensatz gegen die aus föderirten Contingenten zusammengesetzten Generalstäbe, z. B. des deutschen Bundes. Gelegentlich bemerkt er auch, wie praktisch in Frankreich die Einrichtung der Guiden sey, die in den letzten Kriegen auch von Oesterreich adoptirt worden ist, indem hier die sogenannten Stabsdragoner den Ordonnanzdienst ausschließlich verrichten, während in andern Armeen immer noch nur aus ihren Regimentern herausgerissene Reiter für den Ordonnanzdienst verwendet werden, womit der Uebelstand verbunden ist, daß theils die Ordonnanzen nicht immer genug geübt sind, theils die besten Soldaten oft im entscheidenden Augenblicke von ihren Schwadronen entfernt werden.

Zuletzt richtet der Verfasser die Betrachtung auf Deutschland und erhebt manches Bedenken in Bezug auf

Digitized by Google

die zureichende Stärke unserer Vertheidigung, falls es zu einem Krieg mit Frankreich käme. Nur der Mittel- und Niederrhein ist hinreichend befestigt, der Oberrhein nicht, eben so wenig die Nordseeküste, da man Rendsburg den stets mit Frankreich alliirten Dänen überlassen und nicht zur Bundesfestung gemacht hat. In allen Kriegen, in denen bisher deutsche Mächte gegen Frankreich vereinigt waren, unterlagen sie ihrer eigenen Eifersucht und der Unverträglichkeit ihrer Systeme, Plane und kommandirenden Personen. Einzig die Jahre 1813 und 1814 machten davon eine Ausnahme, allein man weiß, wie selbst damals noch die Begeisterung der Heere mit der Eifersucht der Diplomaten zu ringen hatte, um den Sieg nicht aus der Hand zu lassen, und wie ihr wenigstens die Früchte des Sieges von den Diplomaten wieder entrissen wurden.

Der Verfasser hofft inzwischen, Deutschland sey unterdessen stärker und namentlich auch stolzer geworden, eine Hoffnung, welche wir nicht theilen. Er sagt S. 105: „Wohl wissen wir, daß es bei uns in Deutschland eine nicht geringe Zahl von Schwächlingen gibt, welche bei einem etwaigen Kriege mit Frankreich das Beste von der russischen Hilfe hoffen, die uns dann sicher zu Gebote stehen würde. Wir halten solche Gesinnungen für so ungemein erbärmlich, daß wir kaum ein Wort dagegen verlieren mögen. Greift Frankreich uns auf ungerechte Weise an, so müssen wir auch Kraft genug besitzen, solchen Angriff, so wie es sich gebührt, mit eigener Macht und ohne fremde Hilfe zurückzuweisen, oder wir sind nicht würdig ein großes Volk zu heißen, um wenigstens für die Zukunft einen ehrenvollen Platz in der Reihe der europäischen Hauptnationen einzunehmen." Das ist eine schöne Redensart, aber auch nicht mehr. Man muß den Satz umkehren und sagen, die Deutschen wären ein großes Volk, wenn sie 2c. Es könnte gar nicht die Rede seyn weder von einem Angriff von Seite Frankreichs, noch von einer Hilfe, die wir von Rußland bedürften, wenn wir einig wären. Wir sind es aber nicht und es wird vielleicht nicht viel weniger Unglück und Schmach über Deutschland kommen müssen, wie von 1794 bis 1812, ehe wir wieder einig werden, wie 1813.

Der Verfasser macht den dringenden Vorschlag, die militairische Einheit des deutschen Bundes zu fördern durch Einverleibung der kleinen Contingente in die großen mittelst Militairconventionen. „Unsere deutsche Wehrkraft würde gewiß sehr dadurch vermehrt, in viel höherem Grade, als wenn jeder dieser kleinen Staaten sein Contingent noch auf eigene Hand um einige hundert Mann verstärken sollte. Auch wenn die beiden Hessen und Baden sich zu einer derartigen Convention mit Preußen entschließen und ihr Heerwesen ganz preußischem Oberbefehl unterordnen und preußischen Bestimmungen gemäß einrichten würden, dürfte der Vortheil davon entschieden auf ihrer Seite, wie auch auf der von ganz Deutschland sein. Eine vermeintliche Selbständigkeit, die im Frieden zwar einige Unterhaltung zu gewähren vermag, im Kriege aber, wie wir auseinandersetzten, in jeder Hinsicht höchst schädlich sich beweisen wird, und daher auf jegliche Weise verhindert werden muß, würden sie aufgeben, dafür aber vielfache andere militairische Vortheile wieder gewinnen. Mag man nun das specifische Preußen*) lieben oder hassen, mit einigem klaren Urtheil wird man nie läugnen können, daß bei einem etwaigen Kriege Deutschlands mit Frankreich unsere größte Aussicht für günstigen Erfolg hauptsächlich auf dessen Wehrkraft beruhen muß. Mehr wie dies leider in manchen deutschen Staaten noch immer eingesehen wird, haben die Franzosen es schon erkannt. Wenn man mit französischen Offizieren über deutsche Militairkräfte spricht und über die Möglichkeit, daß solche sich bald im blutigen Kampfe mit denen Frankreichs werden messen müssen, so werden diese fast immer nur nach denen von Preußen sich erkundigen, und sie einer besondern Beachtung werth halten." Die vom Verfasser gewünschten Militairconventionen sind seit der Schlacht von Bronzell mehr als jemals eine Unmöglichkeit, und muß daher auch der wärmste Patriot sich darein fügen, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollen.

Altdeutsche Dichtkunst.

Kirchen- und religiöse Lieder aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Theils Uebersetzung lat. Kirchenlieder mit dem lat. Text, theils Originallieder aus Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, zum erstenmal herausg. von Prof. Joseph Kehrein. Paderborn, Schöningh, 1853.

Der Herausgeber, längst altdeutschen Studien zugethan, machte die Bekanntschaft des Erzherzog Stephan auf dem nassauischen Schlosse Schaumburg und erhielt

*) Wir bemerken hier ausdrücklich, daß wir selbst kein geborener Preuße sind, niemals im preußischen Heere gedient, noch mit dem preußischen Staate irgendwie in den mindesten persönlichen Beziehungen gestanden haben.

Digitized by Google

durch dessen Huld Abschriften der hier zum erstenmal veröffentlichten altdeutschen Kirchenlieder aus der k. k. Hofbibliothek in Wien. Es sind 113 Uebersetzungen lateinischer Hymnen aus dem zwölften, und 32 deutsche Originallieder aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, mit einem kleinen Anhang schon gedruckter Lieder. Ihr Verständniß wird erleichtert durch ein hinten beigefügtes kleines Wörterbuch. Es ist interessant, diese alten Uebertragungen mit den neueren zu vergleichen. Die lateinischen Hymnen der katholischen Kirche des Mittelalters haben nichts mehr von der Metrik des classischen Heidenthums, sie bewegen sich vielmehr in den Formen des deutschen Liedes, sind gereimt und verrathen auch in einzelnen Ausdrucksweisen die deutsche Gemüthlichkeit. Sie sind größtentheils von lombardischen, gothischen, burgundischen und fränkischen Priestern verfaßt, nur zum Theil von solchen, deren altrömische oder gallische Abstammung sich nachweisen läßt, die aber schon in einer Zeit lebten, in welcher die längst besiegte Römerwelt durch die deutschen Eroberer wesentlich umgestaltet worden war. Der innigen Durchdringung des älteren christlich-lateinischen mit dem jüngeren deutschen Elemente, entspricht die unnachahmliche Schönheit und der vollendete Wohllaut jener kirchlichen Hymnen, die eben deßhalb so fremdartig den Dichtungen der classischen Latinität gegenüberstehen, aber auch eben so schwer in rein deutsche Worte können übertragen werden. Die uns hier vorliegenden älteren Uebersetzungen genügen daher nicht mehr, als die neueren. Sie dienen lediglich dem Verständniß, geben sich daher nicht einmal die Mühe zu reimen, sondern übertragen nur wörtlich, z. B.

> O sancta mundi domina,
> Regina coeli inclyta,
> O stella maris Maria,
> Virgo mater deifica.

wird übersetzt:

> Vil heiligiv der werlt vrowe
> chvneginne himels heriv
> stern meres maria
> maget mvoter gotlichiv.

Allein die altdeutschen Uebersetzungen haben vor den modernen immerhin den großen Vorzug einer anspruchslosen und heiligen Einfalt, einer eigenthümlich süßen Innigkeit, die durch den Aufschwung in Schiller'scher Manier nicht ersetzt werden kann. Eben so wenig wie die alte herzige Einfalt und Kraft des Nibelungenliedes durch die in sämmtlichen neueren Uebersetzungen vorherrschende Neigung, den Styl schwunghafter, die Ausdrücke blendender zu machen.

In der Vorrede macht der Herausgeber eine allgemeine Bemerkung von Interesse. Er charakterisirt die Dichtungsweise im deutschen Mittelalter. „Von dieser tiefen, innigen Befriedigung zeugen eben unsere Poesien der alten Zeit auf die allerentschiedenste Weise: die stille Ruhe, die ungetrübte Heiterkeit, die diesen Dichtungen inwohnt, der milde Schimmer des Friedens und der Behaglichkeit, der über sie ausgebreitet ist, beweist, daß die Nation sich mit sich selbst einig, daß sie sich in ihren tiefsten Daseynsbedürfnissen völlig befriedigt wußte... Innerlich, und wenn man will, im Geheimen wurde der (im 16. Jahrhundert zuerst in Italien, später in Deutschland begonnene) Kampf (statt des national-deutschen ein griechisch-römisches, statt des christlichen ein heidnisches Bewußtseyn zu erzeugen) fortgesetzt, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts in dem englischen Deismus der langsam aufgesogene heidnische Lebensinhalt zur Erscheinung kam, und der Zwiespalt zwischen dem überlieferten christlichen Leben und dem neu hinzugefügten antikheidnischen Bewußtseyn offen zu Tage lag. Die alte Befriedigung, der man gleichsam müde geworden war, verschwand; man trat willkürlich vom Standpunkt des Habenden und Genießenden auf den des Suchenden und Zweifelnden zurück. Auf den alten, daß ich mich so ausdrücke, naiven Standpunkt des suchenden Griechen und Römers konnte man gleichwohl nicht wieder zurückkehren; daher hat das moderne Suchen und Zweifeln etwas Unruhiges, Unstetes, Pikirtes, Gewaltsames, ja in manchen Fällen etwas Krankhaftes und Verzweifelndes, welches weit absteht von dem frischen Streben der Griechen, noch viel weiter von der, man könnte fast sagen, seligen Ruhe unserer älteren Zeit, zu welcher es vielmehr den geraden Gegensatz bildet. Von diesem Suchen und Nicht-Finden ist unsere ganze neuere Dichterzeit erfüllt, und nicht zu ihrem Vortheil. Der erste und bedeutendste Repräsentant dieses Suchenden und Nicht-Findenden ist Lessing... Gewiß, unsere neue Dichterzeit hat sich nur gewaltsam und zu ihrem Schaden des versöhnenden, Ziel und Ruhe gebenden Elementes entschlagen, des christlichen Elementes, welches sie nicht aufnehmen mochte und doch nicht ignoriren kann."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 27. 2. April 1853.

Reisen.

Reisen von Friedrich Gerstäcker. Erster Band: Südamerika. Zweiter Band: Californien. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1853.

In Gerstäckers Schilderungen ist etwas Lebendiges, Frisches, Unbefangenes und Anspruchsloses, sie athmen Jugend, und das gibt ihnen auch dann einen Reiz, wenn wir tieferes Eingehen in die Materie der Länder- und Völkerkunde bei ihm vermissen. Er will sich aber auch nirgends über den Touristen erheben, er geht durch die Welt spazieren, nicht um sie zu studiren, sondern nur um sich an ihren rasch vorüberfliegenden Bildern zu weiden.

Wir begleiten ihn auf einem Segelschiffe, das er uns sammt seiner Gesellschaft sehr anschaulich beschreibt, durch das atlantische Meer, über die Linie nach Rio de Janeiro, wo er nur kurze Zeit verweilt, und von da nach Buenos Ayres, wo er sich länger aufhält. „Das Land, wie überhaupt das ganze Ufer des La Plata, von der Mündung bis hierher ist flach und bietet nur wenige Hügel, ja selbst höchst spärlichen Baumwuchs; die Bauart der Stadt aber, die niedrigen Häuser und flachen Dächer, die vergitterten Fenster und das düstere Roth der Backsteine gibt dem ganzen Platz einen so besondern Anstrich, daß man den ersten Eindruck dieser zusammengedrängten Häusermassen wohl schwerlich vergessen wird. Aber auch oben an der Landung haben die nach europäischem Geschmack gekleideten Männer eine Auszeichnung, die besonders dem Fremden rasch ins Auge fällt und seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Die grellrothe Farbe spielt selbst in ihrem Anzug eine bedeutende Rolle, und dient dazu, sie als Bürger der argentinischen Republik zu bezeichnen. Die Bürger der Republik müssen nämlich den vom Gouverneur Rosas gegebenen Gesetzen nach eine grellrothe Weste — deren Stoff jedoch in ihrem Belieben steht — ein rothes Band um den Hut und in einem Knopfloch ein langes Band von eben der Farbe tragen, auf dem die Devise der Republik: „Viva la confederacion Argentina — mueran los salvajes, asquerosos inmundos Unitarios *) mit schwarzen Buchstaben gedruckt ist. Diese Devise findet sich überall — kein Document wird ausgestellt, auf dem sie nicht den Anfang macht, kein Paß wird ohne sie visirt, keine Zeitungsannonce fast ohne sie eingerückt, so daß sie in jedem Blatt unzähligemale vorkömmt; auf den Aushängeschilden findet man sie, selbst über dem Theater, und überhaupt an jedem Ort, wo ein öffentlicher Anschlag, eine öffentliche Anzeige oder Ueberschrift angeschlagen, gemalt oder geschrieben ist; selbst der Nachtwächter ruft sie Nachts in den Straßen." Es versteht sich, daß diese sehr charakteristische Schilderung aus dem Jahr 1850 in ihren letzten Theilen auf die Gegenwart nicht mehr paßt, da Rosas unterdessen gestürzt worden ist.

Herr Gerstäcker unternahm von Buenos Ayres aus eine Landreise durch die Pampas (Steppen), über die hohen Cordilleren nach Chile, und zwar in Begleitung des Couriers, der die Briefe von und nach Mendoza und Valparaiso zu bringen pflegt. Die Entfernung ist nicht groß, denn Südamerika ist hier ziemlich schmal, und die ganze Reise von Buenos Ayres bis Valparaiso zählt nicht viel Meilen weiter als die von einem Ende der Insel Cuba zum andern; der Weg ist aber beschwerlich, weil er das Hochgebirg übersteigt. Bis zum Gebirge ist die weite Ebene der Pampas keineswegs einsam. Der Reisende fand viele Wohnungen und kleine Städte auf seinem Wege. Im Allgemeinen aber herrscht hier die Verwilderung der Gauchos vor, d. h. der berittenen spanischen Hirten, welche die Herren der Pampas sind,

*) Es lebe die Argentinische Republik, es sterben die wilden, schmutzigen, unmündigen Unitarier.

Digitized by Google

und aus denen bekanntlich auch Rosas hervorging. Diese Gauchos haben Manches von den ursprünglichen Wilden angenommen, behaupten dabei aber doch alles Männliche der ersten spanischen Eroberer. Der Reisende hatte viel über Unreinlichkeit zu klagen. „Der Mateh ist eine Art Thee, der aus den Zweigen und Blättern eines in Brasilien und am Paraguay wachsenden Baumes bereitet werden soll. Er sieht aus wie ein grünliches Pulver mit kleinen Zweigen und Holzstückchen darin und wird im Aufguß getrunken. Die Art, wie sie ihn trinken, ist aber charakteristisch. Der Mateh selber kommt in eine, zu diesem Zweck besonders gehaltene Calebasse, von der Größe eines starken Apfels etwa, und auf ihn wird dann das kochende Wasser gegossen. Da man aber beim förmlichen Trinken desselben den feinen Staub würde mit in die Kehle bekommen, so gebrauchen sie hierzu eine kleine dünne Blechröhre, die sie Bombille nennen, und deren unteres Ende eine theesiebartig durchlöcherte abgeflachte Kugel bildet. Durch diese etwa sechs bis sieben Zoll lange Blechröhre ziehen sie, mit anscheinendem Hochgenuß, den kochend heißen Trank, dessen Temperatur sich dem Blech natürlich augenblicklich mittheilt, und dem, der solche Kost nicht gewöhnt ist, unfehlbar die Lippen verbrennen muß, besonders wenn er es ‚unvorbereitet trinkt'. Es versteht sich von selbst, daß ich dasselbe that. Das fatalste bei diesem Matehtrinken ist übrigens das rein demokratische Princip, nach dem er getrunken wird. In allen Familien gibt es gewöhnlich nur eine Mateh-Calebasse, nur eine Bombille und diese geht im Kreis herum, so daß Jeder dieselbe Blechröhre in seinen Mund schiebt, daran saugt, und sie dann dem Nachbar reicht — ich habe schon Sachen gesehen, die appetitlicher waren. Ein Verweigern derselben wäre aber eine Mißachtung der Gastfreundschaft, die den freundlichen Geber nicht allein kränken, sondern auch beleidigen würde, und der Fremde überwindet lieber, wenn es ihm von gerade nicht lieben Lippen geboten wird, seinen Ekel und legt die Haut seiner Lippen auf den Altar der Convenienz, als daß er die Leute, die ihm damit wirklich das Beste bringen, was sie selber genießen, kränke."

Hier einige charakteristische Bilder aus dem Naturleben in den Pampas. „Hei wie die Rosse noch einmal so munter mit den Reitern über den Rasen streichen, weit hinaus fliegt Grund und Gras von den flüchtigen, tief eingreifenden Hufen, und sie antworten den bekannten Lauten der Kameraden, die heute dem Lasso entgingen, morgen vielleicht dafür desto schärfer den gewichtigen Sporn ihres Herrn zu fühlen — vorbei. Siehst du, wie sich dort die Höhlen beleben, die noch vor kaum einer halben Stunde so finster und dunkel balagen; sieh, wie altklug das wunderliche Mittelding zwischen Hamster und Dachs vor seiner Thüre sitzt und zu dir herüberschaut, was du zu eilen hast an dem freundlichen Abend — da drüben sitzt noch einer — da noch einer — dort ein dritter, vierter, fünfter — rechts von dir, gerade unter dem wehenden Büschlein, das vielleicht schon Vater und Großvater Schutz und Schatten gewährt und das Mondlicht hindurchgelassen hat auf heranwachsende Geschlechter, kauerte eine ganze kleine Familie und freut sich über das jüngste, das zum erstenmal heute aus der Höhle kommt und ganz erstaunt und überrascht die nie geahnte Herrlichkeit der Welt anstaunt. Dort die kleine Eule war zum Besuch über Tag bei den Nachbarn, und fliegt jetzt, mit leisem geräuschlosem Flügelschlag zu dem Weibchen zurück, das ungeduldig schon vor der engen steilen Höhle auf- und niedergeht und seinen Aerger so lange mit einem Spaziergang beschwichtigt hat, — liederliches Eulenmännchen das, den ganzen Tag über, wo eine ordentliche anständige Eule in's Nest gehört, wahrscheinlich in schlechter Gesellschaft zu sitzen oder gar, was noch schlimmer wäre, draußen im Freien herumzustreifen und seine Gesundheit den schädlichen trockenen Sonnenstrahlen auszusetzen. Wenn es jetzt Nachts seinen ordentlichen Geschäften nachgehen soll, ist es faul und schläfrig und läßt Steppenmaus und Käfer unbeachtet an sich vorbeilaufen und surren — oh was die Eulenweibchen selbst in der Steppe ihre liebe Noth haben. Vorbei — dort drüben weidet eine große Heerde der kleinen Pampasschafe, aber weit zurückgeblieben ist eine Mutter mit ihrem erst vor wenig Stunden geworfenen Lamm, und sucht nun, ängstlich dabei zurückblickend, und während sie das arme kleine schwache Ding, das sich kaum schon auf den Füßen erhalten kann, fortwährend durch leises Blöcken ermuntert, die Heerde wieder zu gewinnen, ehe die Nacht anbricht und herumstreifende Raubthiere die hülflosen ohne Schutz fänden. Sieh — der große Geier, der dort oben hoch in der Luft stand und den Platz schon eine Weile in weiten Kreisen umzog, hat sie entdeckt und stößt rasch herab, sicher geglaubte Beute zu finden — aber die sonst so scheue ängstliche Mutter läßt das Kind nicht dem gierigen Sohn der Lüfte — den Kopf gebeugt tritt sie gegen ihn an und der Raubvogel, so stark und scharf auch Klauen und Schnabel sind, hält sich zurück vor dem Mutterzorn, sitzt nieder auf dem, ihm nur wenig zusagenden Boden, und folgt unbehülflich und schwerfällig in sechs bis acht Schritt Entfernung etwa, dem kleinen Lamm, das die Mutter nur vergebens zu größerer Eile antreibt."

Digitized by Google

Noch ein Genrebild von der Stadt: „Sinnreich und der Bequemlichkeit der Südländer angemessen ist aber die Art, mit der sie ihre Zugthiere antreiben. Die lange Peitsche, die der Hottentot führt, wäre ihnen viel zu beschwerlich, dafür haben sie eine gewaltig lange Stange, fast stets aus leichtem, an der Wurzel vier und mehr Zoll im Durchmesser haltendem Bambus, der aus Brasilien kommt. Die hängt nun, weil sie zu regieren auch zu beschwerlich seyn würde, an einer, je nach Verhältniß vorn herausstehenden anderen Stange, schwebend fest, und mit der vorn daran befestigten Spitze können sie solcher Art die vordersten Thiere auch leicht anstacheln, während eine andere Stahlspitze gerade da herunterhängt, wo sie, wenn die Stange niedergedrückt wird, die zweitvordersten Ochsen berühren kann. Für die dem Wagen nächsten Thiere liegt noch neben dem Führer eine schwächere, kürzere Stange, die leicht zu regieren ist."

In der Schilderung der übrigens nur kurzen Passage über das Hochgebirge finden wir unerwarteter Weise das Malerische etwas weniger berücksichtigt als in den Pampas.

In Chile fand der Reisende eine mehr vorgeschrittene Cultur als in den Pampas von Buenos Ayres und die Stadt Valparaiso ungemein belebt durch den Verkehr mit Californien, denn gewöhnlich legen die zahlreichen Schiffe, die aus Europa nach dem Goldlande gehen, unterwegs hier an. Aus dem Volksleben ein hübsches Genrebild, die Beschreibung eines Tanzes: „Aber jetzt fiel die Harfe ein und die Trommel — die Schritte wurden lebendiger, leidenschaftlicher, die Mädchen klatschten in die Hände und sangen die Melodie in immer wilderen, schrilleren Tönen, und eine von ihnen, der das Taktschlagen nicht laut und lärmend genug seyn mochte, sprang von dem Kasten, auf dem sie bis jetzt, des besseren Zuschauens wegen, gestanden hatte, und schlug mit den geballten Fäusten die Melodie — der Kamm fiel ihr aus dem Haar und dieses glitt ihr unordentlich über ihre Schultern nieder, ihr Halstuch löste sich und ihre Wangen brannten ihr wie in Fiebergluth, aber toller und schneller schlug sie ihr neues Instrument und zwang dadurch auch die Guitarren und die Harfe, ihrem Takte zu folgen. Mehr und mehr Paare sprangen nun in die Reihen, aus allen Ecken tönten ihnen die Stimmen der Zuschauer entgegen, und ein anderes Mädchen, dem der Lärm noch immer nicht groß genug war, trat zu dem einen Guitarrenspieler und schlug mit den Knöcheln der beiden Hände auch den Takt auf derselben Guitarre, die er spielte, ohne ihn dadurch irgend außer Fassung zu bringen. Heftiger und übermüthiger wirbelten und flogen bald Paare, bald einzelne Gruppen durch den Saal und quer über, und kein einziger befand sich, wie es schien, in dem ganzen Raum, der nicht mit Händen, Füßen, Ellbogen oder wenigstens seiner Stimme Theil an dem bacchantischen Tanz zu nehmen schien." Noch anschaulicher ist ein zweites Genrebild S. 410, worin der Tanz einer Mutter vor der Leiche ihres Kindes beschrieben wird. „Es war eine Leiche — und die Mutter, als sie sah, daß ich daran gezweifelt hatte und mich jetzt überzeugt wußte, trat von ihrem Tänzer ab auf mich zu und lächelte mich an — sie sagte mir, das sey ihr Kind gewesen und jetzt ein Engelchen im Himmel, und die Guitarren fielen wild ein — sie mußte zum Tanze zurück. Wenn in Chile ein kleines Kind, ich glaube bis zu vier Jahr, oder noch jünger, stirbt, so glauben die Leute, daß es direkt zum Himmel eingehe und ein Engelchen werde — und die Mutter ist stolzer darauf, als ob sie es zu kräftigem Alter frisch und fröhlich herangezogen hätte. Die kleine Leiche wird dann, wie ich es gesehen, ausgestellt, und oft so lange davor getanzt und getrunken, bis der kleine Körper Spuren der Verwesung zeigt. Die Mutter aber, so weh ihr auch immer ums Herz seyn mag, muß lachen und fröhlich seyn und tanzen und singen — sie darf nicht egoistisch an sich selber denken, gilt es ja doch das Glück ihres eigenen Blutes — arme Mutter!"

Im zweiten Bande gelangen wir zum Hafen von San Francisco und in die Golddistrikte Californiens. Der Verfasser faßt die Contraste der ziemlich öden Natur mit dem Völkergewimmel, das sich plötzlich hier niedergelassen hat, und den wunderbaren Jahrmarktslärm der Küstenstadt in lebendigen Bildern auf. Alles fehlte hier im Anfang, zahllose Spekulanten eilten herbei, das Fehlende zu bringen und nun fielen die Preise von der schwindelndsten Höhe tief unter die Produktionskosten. Massenhaft gehen nun Waaren zu Grunde, weil der Besitzer nicht Hände genug hat, sie fortzubringen, und nicht Geld genug, um die Miethlokale zu bezahlen. Mehrmal schon ist die Stadt abgebrannt, aber in überraschender Schnelligkeit stehen die Häuser wieder auf, wozu das Material fertig aus Amerika kommt. Hier nur eine kleine Notiz über die seltsamen Möglichkeiten, die sich unter so ungewöhnlichen Umständen ergeben haben. „Im Anfang fehlte es ungemein an Wäsche, alle Schiffe brachten aber halbe Ladungen davon hieher, und der Preis derselben sank oft bis unter den Einkauf. Handarbeit war dabei ungemein theuer, das Waschen also ebenfalls, so kam es denn, daß jetzt Massen von Hemden und Hosen, oft nur eine Woche getragen, sonst aber ganz unbeschädigt, auf der Straße lagen. Man trägt das Hemd, wirft es, wenn schmutzig,

Digitized by Google

weg, und kauft sich — das Dutzend zu acht Dollars — ein anderes. In gleichen Fall kommen die Kaufleute, die für ihren eigenen Gebrauch feine Hemden mit hierher gebracht hatten und nun einsahen, daß sie weit besser thäten, sich billigere zu kaufen als die ihrigen zu solchem enormen Preis in die Wäsche zu geben. Wegwerfen wollten sie dieselben aber auch nicht und schickten jetzt, wenn sie eine Quantität davon zusammen hatten, ihre schwarze Wäsche mit dorthin abgehenden Schiffen nach China, sie im ‚himmlischen Reiche' natürlich für einen Spottpreis waschen zu lassen. Die Fracht kam sie ebenfalls wenig oder nichts zu stehen, und in sieben oder acht Monaten konnten sie ihre Hemden immer wieder haben. Und da beklagen wir uns manchmal, wenn unsere Wäscherin zu Hause am anderen Ende der Stadt wohnt — lächerlich."

Fabelhaft sind die Glückswechsel in Californien, doch wird weit mehr im Spiel oder durch Spekulationen, Häuserbau, Waarenankäufe xc. gewonnen, als unmittelbar durch das Goldgraben. Bei weitem die meisten Männer gehen unbefriedigt wieder heim und sind froh, wenn sie noch so viel verdienen, um die Heimfahrt bezahlen zu können. Am traurigsten soll die Lage nordamerikanischer Familien seyn, die es wagen, den weiten Weg über Land hieher zu machen. Hunger ist nicht der geringste Feind der Auswanderer. Der Verfasser selbst mußte eine Gegend plötzlich vor der Regenzeit verlassen, weil sie nicht Lebensmittel genug für die zufällig Anwesenden enthielt. Von Mordthaten und Räubereien hörte der Verfasser viel weniger, als er erwartet hatte. Auch die Indianer fand er zahm und gutmüthig. Die nordamerikanischen Bürger sind es inzwischen allein, die in ihren Meetings auf Ordnung und Zucht halten und Verbrechen bestrafen, die älteren spanischen Einwohner und ihre Alcalden sind in der Masse der Fremden verschwunden und fürchten sich jedenfalls vor denselben zu sehr, um eine Autorität über sie handhaben zu können. Doch hält der Verfasser für möglich, daß es einmal gelingen könnte, dem Hauptübel, nämlich der Spielwuth, durch Meetings und durch das Lynchgesetz (Volksjustiz) zu steuern.

Im Allgemeinen ist die Goldgier und der davon unzertrennliche Egoismus nicht geeignet, das Treiben in Californien zu adeln. Es ist nur interessant und für Menschenkenntniß sehr ergiebig. Der Verfasser hat es auch von dieser Seite vortrefflich aufzufassen verstanden. Ein eigener Reiz liegt in den Contrasten, die theils aus dem Zusammenströmen so vieler heterogenen Nationen, theils überhaupt aus dem plötzlichen Improvisiren einer Großstadt mit ihren Genüssen in einer Wildniß hervorgehen. Was schleppt der Auswanderer und Spekulant nicht alles mit in diese Goldwüste! Sogar die Moden, sogar die Aushängeschilde der Civilisation, die hieher am wenigsten passen. „Mit anderem Enthusiasmus war auch das **Jenny Lind excitement** aus den Vereinigten Staaten nach Californien gedrungen — schon befuhr ein kleines Dampfboot ‚Jenny Lind' die Bai, gleich darauf entstand ein ‚Jenny-Lind-Restaurant' (und das sey Gott geklagt, denn aus lauter Verehrung für die Künstlerin ließ ich mich dort einmal verleiten zu essen, und mußte für meinen Dollar noch nachher eine andere Restauration aufsuchen, um mich wieder zu erholen), und natürlich auch ein ‚Jenny-Lind-Theater.' Das besuchte ich eines Abends — ich mußte doch einmal ein californisches Theater sehen, bezahlte mit Todesverachtung meine zwei Dollars Entree, und kam auf eine hölzerne Schulbank, in einem langen, durch zwei Kronleuchter erhellten Saal zu sitzen, an dessen einem Ende vor einem rothen Vorhang das Orchester war. Rechts und links befanden sich ein paar schauerlich gemalte Figuren, von denen ich eine dunkle Ahnung habe, daß der Maler möglicherweise beabsichtigte, durch sie Apollo und die tragische Muse darzustellen, trotzdem konnte ich aber nicht genau unterscheiden, ob die Figur rechts oder die links Apollo seyn sollte. Die Beleuchtung war gut, und wie sich später auswies, viel zu gut. Der Zettel sagte: Erstlich, der ‚Kaufmann von Venedig' (vier Akte), nachdem wird Madame Van Gulpen Cerfinski eine Arie aus der Tochter des Regiments, **Salut à la France**, singen, und zum Schluß noch eine einaktige Posse: der ‚gespenstige Bräutigam.' Directoren des Ganzen waren ein Mr. Stark und eine Mrs. Risby, und wir sind das von Deutschland schon nicht mehr gewohnt, daß der Director auf seinem eigenen Zettel ausposaunt wird als ‚Mr. Stark — **in his great character as Shylok.**' Das Orchester trug einige sehr hübsche Sachen geschickt vor — es bestand auch meistens aus Deutschen — und der Vorhang rollte endlich auf. Lieber Leser, ich habe noch in meinem Leben keine Theaterrecension geschrieben, und will hier in Californien nicht den Anfang damit machen." Die Aufführung war schauerlich und der Reisende eilte, wieder hinauszukommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, **N° 28.** 6. April 1853.

Sprachlehre.

Deutsche Arbeits-Entwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens auf höheren Lehranstalten von E. L. Rochholz, Prof. an der Aargauer Kantonsschule. Mannheim, Bassermann, 1853.

Dieses Buch wirft ein für allemal die Pedanterei der alten rhetorischen Lehrmethode mit ihrem langweiligen und geistlosen Regelnkram bei Seite und weist die Schüler an ihre eigene lebendige Empfindung, an ihre eigene klare Sinnesanschauung, die ihnen Worte und zwar die besten leihen werde. Der Verfasser will nicht direkt auf den Styl, sondern auf den Geist wirken, dessen fruchtbarer Thätigkeit der Ausdruck, und zwar der richtige, nie fehlen kann, während alle regelrechten Stylübungen nichts helfen, wenn der Geist nicht lebendig ist.

Einfache Darlegung dessen, was der Schüler wirklich empfindet und denkt, ohne alle Künstelei und Regelzwang, ist nach Herrn Rochholz Dafürhalten das erste Erforderniß, und es komme nicht darauf an, indem man ihn weiter bilden will, ihm allgemeine Begriffe und rhetorische Gesetze einzutrichtern, die auf alle Fälle passen müssen, sondern ihn zu üben und zu gewöhnen, in jedem concreten Falle nur Auge und Gefühl zu schärfen, um die Natur, der er immer treu bleiben soll, im gegebenen Object tiefer und klarer zu erfassen. „Eine ganz magere Darstellung, eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks könne noch immer würdig, ästhetisch schön, poetisch sogar bedeutend seyn, weil und insoferne sie sich an das Anschauliche zu knüpfen pflege; so äußert Schiller gegen Göthe, Briefwechsel 3, 88 u. 112. Allein wenn ich den Verstand zwinge, an dem Satzgerippe einer subtilen Schlußreihe wie an einer Münchhausen'schen Stengelbohne in die Luft emporzuklettern, so verläßt er eben diese von Schiller gemeinte Herzenseinfalt und Kinderanschauung, und aus der kalten Mondhöhe wird er mit grimmigem Frostgefühle auf die handgreifliche Realität herabverlangen, die er so ungeschickt verlassen. Was nützt dann die logische Bestimmtheit, die Verstandeseinheit, die Consequenz des folgernden Gedankens, die nach Cirkel und Richtmaß gezogene Linie; es fehlt Form und Sache zugleich, trotz des so richtig befolgten Formalstyles, trotz des behutsam voraus entworfenen Planes. Das Augenfällige, Sinnliche, Anschauliche, die ergreifende und rührende Einheit der Verhältnisse fehlt, an die allein Schillers vorige Aeußerung das eigentlich Aesthetische wesentlich geknüpft steht." Ueberhaupt nennt der Verfasser den Styl ursprünglich „das glückliche oder kühne Nachahmen des Sinnlichwahrgenommenen," und bezeichnet als sein Ziel „das geistig Vollendete" (S. 33).

Dem entsprechen nun die Aufgaben, die das ganze Buch in wohlgeordneter Reihe und reichster Menge und Mannigfaltigkeit anfüllen. Man darf das Buch auch solchen Lesern, die der pädagogische Zweck weniger interessirt, wegen der Fülle geistreichen und poetischen Stoffes und des darin durchgängig waltenden feinen Geschmacks empfehlen.

Von der Sinnesanschauung ausgehend, verlangt Herr Rochholz, der Schüler solle angewiesen werden, sich Rechenschaft zu geben über die lebendigsten Eindrücke, die ihm von sinnlichen Wahrnehmungen geblieben sind, und das Ergebniß niederzuschreiben. Er soll dabei nicht blos an einen Sinn, etwa das Gesicht, denken, sondern auch Gehör, Geruch 2c. berücksichtigen, um in seiner Darstellung die vollste Lebendigkeit des wirklichen Eindrucks wiederzugeben. Schon die Araber verlangen von einer naturtreuen Poesie, daß sie das Ohr zum Auge umwandle. Hier einige Aufgaben: „Erzählungsfälle, aus der Kindheits-Erinnerung geschöpft. a) Man erinnert sich, wie man als Kind Nachts im Schlafe einmal vom Rascheln eines Zimmermäuschens geweckt

worden ist, welchen Schrecken man dabei anfangs ausgestanden und durch welcherlei Hörwahrnehmungen über dieses Geräusche des häufig den Ort wechselnden Thierchens man der eignen Angst gewehrt hat. Das Rascheln im Papiere gemahnt dabei an jenes wohlbekannte über den Honighafen gespannte Deckpapier, das Girren und Knarzen eines Thürchens erinnert an Eßschrank, an Schnitz- und Zwetschentrog, an die darin liegenden rauhen Aepfel mit ihrem knirschenden Ton beim Hineinbeißen, an die weichen Bratäpfel mit ihrer duftenden röschen Rinde und ihrem Kochgesprudel in der buttervollen spratzenden Bratpfanne u. s. w. b) Welche Deutung, welche Worte, Stimmen und Sprüchlein verlegt der Spielspruch der Kinderwelt und der Volksspruch in die Stimmen der Vögel, Hausthiere u. s. w.? c) Die Schildwache Nachts auf dem Lager-Vorposten. Käfer summen, Nachtschmetterlinge schwirren, das windgebeugte Schilf und Riedgras der Ebene zischt, auf dem bewegten Strauch- und Buschwerke taucht der Mondschein auf und unter, wie schimmernde Helme, wie wehende weiße Reitermäntel. Gewölk am Monde hinziehend, eine Strecke der Gegend liegt momentan finster."

Daran schließen sich Bilder aus den verschiedensten Naturreichen, wobei bald mehr auf das Landschaftliche im Gebirge, Ebene, Meer, Jahreszeiten, Wetter ꝛc., bald mehr auf die geschichtliche Erinnerung Rücksicht genommen ist, bald einzelne charakteristische Formen und Individualitäten hervortreten, um treu und fein aufgefaßt zu werden. Von den naiven und einfachen Schilderungen und Charakteristiken geht der Verfasser sodann über zu den leidenschaftlichen Auffassungen in eigenthümlichen Stimmungen, wie ganz anders z. B. dieselbe Gegend der hoffnungsreich in sie einziehenden Braut oder dem aus ihr verstoßenen Verbannten, dem reichen Pächter, dem armen Bettler, dem Feldherrn, der hier eine Schlacht liefern will, oder dem flüchtigen Zigeuner erscheint ꝛc. Noch weiter wird das Object durch das Subject modificirt, wenn die Reflexion hinzutritt, wenn der Betrachtende in dem Gegenstande nicht blos diesen selbst, sondern zugleich das Sinnbild oder die Allegorie eines Höheren erkennt. Das bildet den Uebergang zu den Räthseln, Parabeln, Fabeln. Allen diesen Formen liegt ursprünglich immer die einfache Naturanschauung zu Grunde, und sie hält daher Herr Rochholz unter allen Umständen fest. Sehr viele der tiefsten oder frappantesten Naturbilder lassen sich kaum unter die herkömmlichen rhetorischen Regeln unterbringen, was auch ganz unmöglich ist, denn die Botanik muß die Regeln aus der unerschöpflichen Vegetation abstrahiren, die Pflanzen richten sich nicht nach ihr. Wir wählen ein Beispiel aus S. 93: „Im jungen Wolf erregt ein rauschendes Blatt Neugierde, im Alten Schrecken, weil es ihm einen Menschen verkündet." Das ist ein kleines, äußerst einfaches Bild aus der Natur, aber es liegt eine Welt von Erfahrung darin aufgeschlossen.

Eine neue schärfere Beleuchtung erhalten die Dinge durch Contrastirung und Vergleichung. Auch hier kommt es viel weniger auf rhetorische Regeln, als auf die richtige Naturauffassung an. Der Schüler stellt sich den Müller viel lebhafter vor, wenn er den Kaminfeger gegenüber sieht; er charakterisirt den tapfern und edeln Charakter freier, wenn er den feigen und gemeinen damit vergleicht ꝛc. Noch mehr Uebung erfordert die Erzählung oder Beschreibung von Begebenheiten in einer gewissen Zeitfolge, sodann die besondere Rücksicht, die man bei der Erzählung auf den Hörenden zu nehmen hat, im Rede- und Briefstyl. Endlich die Versetzung in eine fremde Persönlichkeit, der Monolog und Dialog.

Alle diese Formen geht Herr Rochholz durch und zeigt, wie in allen der Stoff und dessen klare Auffassung die Hauptsache bleiben, daher man die Schüler im lebendigen Auffassen des Stoffes und nicht in der Handhabung todter allgemeiner Stylregeln üben müsse.

Wir stimmen ihm hierin vollkommen bei und glauben nur, was absolut die höchste Aufgabe für die Stylbildung und insbesondere für die poetische Auffassung sey, müsse in den Schulen einige Beschränkung erleiden. Die Schule kann und soll keine vollendete Stylisten, die zugleich vollendete Dichter seyn müßten, erziehen wollen. Dazu ist unter vielen Tausenden von Schülern kaum Einer fähig und berufen. Ja auch den Lehrern selbst kann man nicht durchgängig so viel Phantasie und Geschmack zumuthen, als erforderlich wären, um die Grundsätze des Herrn Rochholz überall zur Geltung zu bringen. Weder Schüler noch Lehrer können das Höchste leisten und die schulmäßige Abrichtung zu naiver Naturauffassung dürfte wohl in mancher Schulstube auf Abwege gerathen. Denn leider kehrt man in der Schule doch niemals zur Natur zurück, ohne alsbald wieder in Uebertreibungen des Natürlichen und dadurch in neue Unnatur zu fallen.

Sehr praktisch ist daher, was der Verfasser S. 18 verlangt, der Styl solle volksmäßig bleiben, für Jedermann verständlich und anmuthig seyn. „Derjenige allein ist ein dauerhafter Schriftsteller, der es vermag, die allgemeine Sprache so zu reden, als ob er sie uns aus dem Munde genommen und zu seinem persönlichen Eigenthum gemacht hätte. Er drückt der Gesammtrede das freie Gepräge seines Geistes auf und veredelt nicht nur sie, sondern zugleich den ganzen Sinn seines Volkes.

Digitized by Google

Deshalb strebt ihm auch sein ganzes Volk wie ein Kind seiner Mutter entgegen. Er macht die Muttersprache für jeden neuen Mund im Volke zur Sprachmutter. Lies einmal in diesem Sinne nachfolgende Strophe aus der „Macht des Gesanges" und sage dir, ob nicht Schillers tiefahnbende Natur darin das ganze vorliegende Verhältniß des Nationalschriftstellers zu Volk und Sprache erschöpft habe:

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Sind wir nicht von dem ganz unvergänglichen Inhalte dieser Strophe wie überrascht, und sagt er uns Anderes, als was unser Kindesherz und die gereifte Mannes-erfahrung uns stets vorhält? Und dennoch ist diese Stelle Jedem neu, der sich nicht bereits durch Phrasen-denken und Gewohnheitslesen dagegen verhärtet hat. Dies ist Styl! Denjenigen Styl, der unsere dunkelsten Empfindungen in ihr Recht einsetzt, unsere geweihtesten Seelenzustände zu menschheitlichen macht, sie uns verdeutlicht bis zu ihrer primitiven Wahrheit und sie verschönert bis zu ihrer frühesten und reinsten Ursprünglichkeit, in welchem wir Alle uns selbst lesen mit unserer Würde und unserer Armuth — diesen unser Kindheitsherz und unsere beherzte Mannesweisheit umfassenden Styl nennen wir den klassischen; es ist der Styl der Lauterkeit."

Das ist sehr wahr und schön, betrifft aber die höchsten Aufgaben der Poesie und nicht die mäßigen Aufgaben der Schule. Dem künftigen Geschäftsmann ist mit so hohen Auffassungen nicht geholfen. Es würde sogar ein Fehler seyn, wenn die Kanzleiräthe, Kaufleute, Advokaten 2c. erst vom Pegasus des Schulstyls auf den Esel des Geschäftsstyls gesetzt werden müßten. Herr Rochholz hat hinlänglich bewiesen, daß er ein Mann von feinem und edlem Geschmack und von tiefem poetischen Gefühl ist; aber die Schule hat nicht die Aufgabe, Dichter zu erziehen, sondern praktische Leute. Das Schulmaß muß auf gewöhnliche Naturen berechnet seyn, nicht auf Genies, die immer nur Ausnahmen bleiben.

Wir können bei diesem Anlaß nicht umhin, das ganze Princip zu bestreiten, nach welchem an die Schulen der Maßstab allgemeiner und vollendeter Bildung angelegt wird. Ohne den Eifer warmherziger Pädagogen, die gerne eine ideale Menschheit erziehen möchten, in seinen edeln Motiven zu verkennen, halten wir doch das Abrichten der lieben Jugend zu allen möglichen Summitäten der Bildung für verfehlt und unnatürlich. Erstens weil es doch nun und nimmer möglich ist, den unermeßlichen Inhalt dessen, was Wissenschaft und Kunst darbieten, für den Schulgebrauch zusammenzudrängen. Zweitens weil die höchste Meisterschaft im Denken und Empfinden, Ausdrücken und Gestalten nicht einmal von den Lehrern, geschweige von den Schülern erwartet werden darf. Drittens weil durch die besondere Liebhaberei des einen oder andern Lehrers den Schülern eine Richtung gegeben wird, in der sie, selbst wenn sie es zu einiger Fertigkeit bringen, doch von andern, für sie nothwendigeren Dingen abgezogen werden. Viertens weil bei Lehrern wie bei Schülern das verständige und solide Arbeiten in gegebenen, natürlichen Schranken, wodurch zugleich die innere Befriedigung bedingt ist, von vorn herein gestört und unmöglich gemacht, dagegen aber ein Heißhunger nach am Ende doch unerreichbaren Dingen und eine gewisse Hoffahrt des Geistes erzeugt wird, der das Geleistete doch niemals entspricht. Man kann nicht läugnen, daß im deutschen Schulwesen eine außerordentliche Unruhe und unsichere Bewegung ist, weil man eben mit allen Winden zugleich dem Ziele allgemeinster und höchster Menschenbildung zusteuern will. Vieles wurde zum Gegenstand des Unterrichts, was sich nicht einmal für Universitäten eignet, geschweige für niedere Schulanstalten. Vieles, was nur für Universitäten taugt, wird schon in Gymnasien gelehrt, ja selbst in die Volksschulen ist, Dank sey es den Schullehrerseminarien, eine unverdaute und unverdauliche Allwisserei eingedrungen, die nichts mit dem praktischen Bedürfniß der Dorfbewohner gemein hat. In der unermeßlichen Literatur der Schulbücher herrscht eine wahre Anarchie und namentlich ein Bestreben, das Oberste zu unterst zu kehren, das Unnützeste als das Nothwendigste zu empfehlen. Die höchsten Schulbehörden aber werden nicht minder von den Wellen getragen und die Schulpläne wechseln und schwanken, daß man so gebrechlichen Fahrzeugen die deutsche Jugend anvertraut zu sehen manchmal unwillkürlich schaudern muß.

Digitized by Google

Geschichte.

Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Von G. D. Würth. 2 Hefte. Kronstadt, Gött, 1852.

In diesem kleinen, recht gut geschriebenen Buche wird die Geschichte des merkwürdigen Sachsenvolkes in Siebenbürgen beschrieben. Bekanntlich rief der ungarische König Geisa vor sechshundert Jahren deutsche Colonisten vom Niederrhein in das Gebirgsland, welchem sie durch Erbauung sieben großer Burgen den Namen Siebenbürgen gaben. Ihre Nachkommen haben sich bis auf den heutigen Tag als Sachsenvolk unter eigenen Gesetzen erhalten. Ihre erste Berufung hatte zum Zweck, den christlichen Königen zum Schutze zu dienen sowohl nach außen als nach innen, denn das Christenthum war noch nicht lange in Ungarn eingeführt und von Osten her drängten wilde Horden der Cumanen, Petscheneger 2c. Auch sollten die Sachsen als Muster der Civilisation dienen. Sie standen unmittelbar unter dem Könige, dem sie nur Dienste im Kriege zu leisten und eine mäßige Steuer zu zahlen hatten. Sie wählten einen Grafen aus ihrer Mitte, der sie nach außen vertrat, im Kampfe anführte und im Frieden nach ihren Landesgesetzen richtete. Sie wählten auch ihre Geistlichen selbst und als Haupt derselben einen Probst, der unmittelbar unter dem Papst stand, denn sie wollten ungarischen Bischöfen keinerlei Einfluß gestatten. Dies ist bemerkenswerth, weil sich aus der Isolirung die Leichtigkeit erklärt, mit welcher die Siebenbürger Sachsen später vom katholischen Glauben zum lutherischen übergingen.

Ein Jahrhundert später als das alte Land um Herrmannstadt wurde das Burzenland colonisirt und dem deutschen Orden anvertraut, der es jedoch nicht lange behauptete und dem Papst abtrat. Im Verlauf der Zeiten, namentlich unter den Gefahren und Schrecknissen der Mongolen- und Türkenkriege, schlossen sich diese verschiedenen deutschen Colonien mehr an einander an und gingen zugleich einen engen Bund mit dem nicht deutschen Adel der benachbarten Landschaften ein, so daß in den Zeiten, in denen Ungarn von den Türken überschwemmt war, Siebenbürgen als eigenes Reich sich behaupten konnte. Die erste schwere Heimsuchung des Sachsenlandes durch fremde Barbaren erfolgte um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, als Batu Chan mit den Mongolen nach der Schlacht bei Liegnitz vor den „eisernen Männern“ in Deutschland zurückziehend den Weg nach Asien durch Ungarn suchte und dieses Land aufs gräßlichste verheeren ließ. Rogerius, ein sächsischer Priester, hat sein damaliges Leiden beschrieben. Er war in die tiefsten Wälder geflohen, starb aber fast Hungers, endlich wagte er sich hervor und fand das ganze Land öde und ausgemordet, an den Ruinen der Dörfer überall Christenblut verspritzt. Endlich entdeckte er auf einem hohen Berge dicht zusammengedrängt eine Menge Männer, Weiber und Kinder, die sich dahin geflüchtet hatten und glücklich unentdeckt geblieben waren, und die ihn mit einem Brode speisten, in welchem Mehl mit Eichenrinde gemischt war.

Im 14ten Jahrhundert, als sich das französische Haus Anjou in Ungarn eindrängte, standen die Sachsen zu der deutschen Partei des bayrischen Otto, wurden aber später von den Anjou's sehr in Ehren gehalten. Im 15ten und 16ten Jahrhundert war die größte Türkennoth, in welcher Siebenbürgen von Ungarn fast unabhängig wurde.

Interessant ist, was der Verfasser über die Conflikte des sächsischen Bürgerthums mit der ungarischen Adelsherrschaft sagt. Die Sachsen waren alle frei und gleich. Zwar geriethen einige von ihnen, die in den schwersten Kriegszeiten durch die Türken vertrieben, ihre Zuflucht auf adeligen Gütern der Ungarn genommen hatten, allmählig in Knechtschaft, und in Siebenbürgen selbst versuchten die gewählten Grafen, sich zu Erbgrafen zu machen. Allein das sächsische Gemeinde- und Innungswesen behielt die Oberhand. Die Corporation erhielt sich nun bis in die bösen Zeiten des Kaiser Joseph II., der in seinem unvernünftigen Liberalismus alles durcheinander mengelirte und zuerst durchsetzte, daß im deutschen Sachsenlande auch Nichtdeutsche Grund und Boden erwerben konnten. Das hat der moderne aufgeklärte Despotismus und die liberale Bureaukratie ganz und gar vergessen, daß von Reinheit des Stammes, bewährter Gemeindeökonomie, einem ehrenhaften und strengen Corporationsgeiste das Wohl des Volkes hauptsächlich abhängt, und daß die im vermeintlichen Interesse der Aufklärung oder allgemeinen Gleichheit bewirkte Zerstörung jener alten Grundlagen des Volkswohlstands Hauptschuld ist an der Ueberhandnahme des Proletariats und der Revolutionsgelüste. Das siebenbürgische Sachsenland ist in dieser Beziehung noch glücklich, denn seine Isolirung unter fremden Volksstämmen nöthigt es zum Zusammenhalten und wird noch lange seine Verschmelzung mit fremden Elementen verhüten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, Nº 29. 9. April 1853.

Weltgeschichte.

1) Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt von Dr. Heinrich Dittmar. In vier Bänden. Vierter Band. Heidelberg, Karl Winter, 1851.

2) Die Weltgeschichte. Ein Lehrbuch für Mittelschulen von Johannes Bumüller. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Freiburg im Breisgau, Herder, 1852.

Das sind die zwei besten neueren Handbücher der Weltgeschichte, das erste vom protestantischen, das andere vom katholischen Standpunkt ausgehend, beide aber darin übereinstimmend, daß sie sich von der bisherigen Weise, die Weltgeschichte aufzufassen, entschieden losgesagt haben. Man thut nicht zu viel, wenn man die bisherige Weise einfach die revolutionaire nennt, denn auf eine Verachtung und Verdammung alles Alten und Positiven und auf eine Verherrlichung alles Neuen und Negativen lief diese ganze welthistorische Anschauung hinaus. Sie begann schon im Zeitalter der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften. Die vorher in den unschuldigen Weltchroniken des Mittelalters geltend gemachte Ansicht setzt voraus, der Zweck der Weltgeschichte und die Erfüllung des großen Schicksals der Menschheit sey die Durchdringung der heidnischen Nacht mit dem christlichen Licht, die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden und nach einer durch die Macht des Bösen bedingten Periode schrecklicher Corruption die Wiederherstellung des Reiches Gottes auf Erden. Von dieser ältern christlichen Ansicht wichen nunmehr zuerst die englischen und französischen, bald auch die deutschen Geschichtschreiber dergestalt ab, daß sie gerade das Gegentheil voraussetzten und behaupteten, im Anfang der Zeiten habe sich die noch kindliche Menschheit von schlauen Priestern beherrschen und in die dickste Finsterniß des Aberglaubens stürzen lassen, bis die heitere Philosophie und der vollendete Geschmack der Hellenen in dieses Dunkel das erste jungfräuliche, unübertrefflich strahlende Licht gebracht. Dann sey leider durch den Despotismus der römischen Imperatoren, in Verbindung mit der nordischen Barbarei und mit dem neuen christlichen Aberglauben und Pfaffenthum, jenes erste Paradies einer politisch und kirchlich freien, hochgebildeten Menschheit in Griechenland zerstört worden und ein Jahrtausend der wildesten Rohheit und der verdummendsten Priesterherrschaft habe über den unglücklichen Völkern gelastet, bis zur Zeit der Kirchentrennung die Gelehrten jenes längst versunkene Paradies der alten Hellenen wenigstens in Literatur und Schule wieder entdeckt und die Welt mit den Ideen desselben als mit dem neuen Licht erfüllt hätten, in welchem wir jetzt zu wandeln so beglückt seyen. Diese Auffassung der Weltgeschichte ist ganz einfach als die antichristliche zu bezeichnen. Sie setzt voraus, die Welt sey auf dem besten Wege zur Vervollkommnung gewesen, bis das unglückliche Christenthum gekommen sey, und sie habe sich erst wieder emancipirt und zum Bessern gewendet, als das Christenthum seinen Einfluß mehr und mehr verloren habe und die Ideen des classischen Heidenthums wieder vorherrschend geworden seyen. Im vorigen Jahrhundert, welches man vorzugsweise das der Aufklärung oder Philosophie nennt, war die bezeichnete antichristliche Betrachtungsweise der Weltgeschichte die fast ausschließlich gültige und bona fide nahm die Menge, die nicht tiefer nachzudenken pflegt, die Lehren der allein gefeierten Meister an. Die liebe Schuljugend gewöhnte sich, ohne vom geringsten Zweifel beunruhigt zu werden, in der vaterländischen Geschichte gerade die Zeit der politischen

Digitized by Google

Größe, Macht und Ehre, der wundervollsten Thaten und Schöpfungen und der blühendsten und freiesten inneren Zustände während des Mittelalters als verabscheuungswürdig und tief beklagenswerth zu betrachten, dagegen die späteren Zeiten der tiefsten nationalen Schmach, der inneren Zerrissenheit, Unfreiheit und Verarmung seit den Glaubenskriegen und seit dem Uebergewicht Frankreichs über Deutschland als das wiederkehrende goldne Zeitalter der Bildung zu verehren und zu preisen. Die so trefflich zugeschulten Enkel traten die Ehre ihrer Ahnen mit Füßen und wurden sich dessen nicht einmal bewußt, sondern bildeten sich ein, sehr klug zu seyn und ganz Recht zu haben.

Daß nicht einmal der Nationalstolz, die sonst in den Völkern nie ersterbende Pietät für ihre Väter, ja selbst nicht die Eitelkeit, welche gesunkene Völker wenigstens noch antreibt, sich mit dem Ruhm der Ahnen herauszuputzen, irgend etwas gegen den allmächtigen Einfluß der Schule vermochte, ist sehr kläglich, aber erklärlich nach den Demüthigungen des dreißigjährigen Krieges, in denen alles Nationalgefühl verloren ging.

Mehr noch muß es Wunder nehmen, daß die Regierungen, selbst katholische, durchgängig die neue Schulansicht von der Geschichte billigten und überall darnach lehren ließen. In den damaligen Ministerien war in dieser Beziehung wenig Voraussicht zu bemerken. Sie glaubten, die revolutionaire Ansicht von der Geschichte zerstöre nur die Kirche, und das war es, was ihnen wohlgefiel. Sie merkten in ihrer klugen Abgeschmacktheit nicht, daß das Königthum von Gottes Gnaden und was damit zusammenhängt, vor dem Ideal der atheniensischen oder spartanischen Verfassung eben so in Nichts zusammensinken mußte, wie St. Peters Stuhl in Rom. Daher die wunderliche Erscheinung, daß fast alle neueren Geschichtschreiber, die es endlich gewagt haben, die herkömmliche revolutionaire Anschauung zu verlassen und wieder die christliche geltend zu machen, den regierenden Kultministerien zuwider waren und daß sie nicht blos von der revolutionairen Meute verhöhnt, sondern auch von der Bureaukratie desavouirt und vielfach chikanirt wurden. Es sind uns mehrere Professoren von nicht unberühmtem Namen bekannt, die wegen ihrer conservativen Auffassung der Geschichte mehr von ihren Vorgesetzten als von der junghegelschen Kritik zu leiden gehabt haben. Einer der ersten, der die christliche Idee in der Weltgeschichte und die Ehre des Mittelalters wissenschaftlich und sehr geistreich vertheidigte, Friedrich Schlegel, blieb mit seinem Werke fast unbeachtet oder wurde, wenn beachtet, verhöhnt, während das unglaublich seichte und gewissenlose Geschichtswerk Rottecks in hunderttausend von Exemplaren verbreitet war. Dieser Contrast ist noch merkwürdiger insofern, als der conservative Friedrich Schlegel ursprünglich ein bürgerlicher Protestant, der in die revolutionaire Geschichtsansicht so sehr vertiefte Rotteck dagegen ein katholischer Freiherr war.

Einer der ersten Männer, die dem allmählig mehr wachsenden Bedürfniß nach einer in christlichem Sinne geschriebenen Weltgeschichte abzuhelfen sich bemühten, war Herr Dittmar, dessen schönes Werk wie durch den Geist überhaupt, in dem es concipirt ist, so auch durch die Klarheit der Anordnung und durch die Harmonie in allen seinen Theilen sich aufs rühmlichste auszeichnet. Sein Standpunkt ist der protestantische, aber nicht jener parteiische, der hüben nur Licht, drüben nur Finsterniß sieht, sondern der gerechte und billige, der die Mißbräuche und Uebergriffe, das Gewaltthätige und Sterile, das Verstockte und Leichtsinnige, mit einem Wort das Menschliche nicht blos dort findet, sondern auch hier. So hat Herr Dittmar z. B. in Ulrich von Hutten wahrheitgemäß das Menschliche, ja Verdorbene erwogen und ihn nicht, wie die rationalistischen Geschichtschreiber durchgängig thun, zu einem Ideal gemacht. Seine Grundansicht von der Reformation ist in folgenden Worten enthalten: „Darum galt es bei der nothwendig gewordenen Tilgung des eingerissenen Schadens nicht etwa eine Tilgung der Kirche an sich, nicht eine Zerstörung ihres Wesens, das in keiner Zeit sich an einzelnen Seelen zu bekunden völlig aufgehört hatte, also nicht einen andern Grund zu legen, als der (in Christus) ein- für allemal gelegt ist: — sondern nur den mit Fesseln menschlicher Satzungen gebundenen Geist der uralten evangelischen Wahrheit zu entbinden und ihn in seiner ursprünglichen Reinheit wieder zur Anerkennung zu bringen. Und dieß Werk sollte nicht aus menschlichem Vorbedacht, nicht aus planmäßig gefaßtem Rath eines oder mehrerer gebrechlichen Menschen hervorgehen, um dann wieder in's Nichts zurückzufallen; vielmehr sollte es wider Menschen Denken und Wollen beginnen, wider Menschen Thun und Machen fortgehen und wider Menschen Wünschen und Hoffen erst unter öfterem scheinbarem Fallen zur Aufrichtung gelangen, um auch dann unter unscheinbaren und unvollkommenen Entwickelungsgestaltungen dem Ziel der vollkommnern zeitlichen Darstellung der ‚Einen allgemeinen christlichen Kirche' entgegenzureifen, in welcher nicht durch eine falsche, sondern durch die wahre Union das Sinnbildliche und evangelisch-Gesetzliche in das Wesentliche und evangelisch-Freie umgesetzt erscheinen wird, die Kirche daher alsdann, gleichweit entfernt von leiblicher Vergröberung, wie von

Digitized by Google

geistiger Verflüchtigung, jene geistliche Vereinigung des lange Getrennten unter sich und mit ihrem wahren Haupt darstellen wird, wie sie sich auch in ihrem Beginn nach Ueberwindung des Judenthums in den zu Einer Gemeinde der Heiligen verbundenen Gläubigen aus dem Juden- und Heidenthum sichtbarlich dargestellt hat. Was aber die Menschen betrifft, die als Werkzeuge zur Herbeiführung jenes unausweichlichen Entwicklungsdurchbruchs dienten, so stehen sie in Bezug auf das, was sie dabei verfehlten und versahen, keineswegs außer Verantwortlichkeit, und das Urtheil der Geschichte verrichtet nur eine Pflicht, wenn es richtend auf die dazwischengetretenen Leidenschaften und Irrthümer hinweist, damit sie erkannt, für die Zukunft ‚vermieden und in ihren schlimmen Folgen allmählig entkräftet' werden. Diese Pflicht soll aber das Recht nicht aufheben, in der schmerzlichen Art der Lösung des Reformationsproblems die höhere Lenkung der auf das Endziel gerichteten göttlichen Weisheit zu erkennen, die es nothwendig fand, neben den Lichtkräften, die sich emporringen sollten, auch die sich entbindenden Abgrundskräfte zuzulassen, mit denen im Kampfe jene zu desto vollerer Klarheit gelangen sollten."

Wir enthalten uns, diese Worte zu commentiren, sofern mit der darin in Aussicht gestellten „Einen allgemeinen christlichen Kirche" die fortwährend von der Schule und Presse geförderte allgemeine Entkirchlichung und Entsittlichung einerseits, und die eben so sehr in steigender Zunahme begriffene Zersplitterung und divergirende Theilung der reformirten und lutherischen Kirche in Sekten andererseits nicht übereinstimmt.

Das Werk des Herrn Bumüller ist in gleich conservativ christlicher Gesinnung geschrieben, geht aber vom katholischen Standpunkt aus und ist auf katholische Leser und Schüler berechnet, denen wir es als Antidotum gegen Rotteck empfehlen. In dem Maaße, in welchem die katholische Kirche sich von den Mißbräuchen, die zur Reformation führten und in derselben bestraft wurden, mehr und mehr gereinigt, von ihrem tiefen Fall sich erholt hat, aus dem Schlaf des vorigen Jahrhunderts erwacht und wieder mit jungem Geist durchdrungen ist, scheint der conservative Standpunkt für ihre Bekenner auch ungleich bequemer und selbst natürlicher als für protestantische Geschichtschreiber; denn diese Letzteren müssen viel ängstlicher die Grenze hüten, von wo an sie nicht nur die Freiheit, sondern selbst die Negation für berechtigt halten, und kommen alle Augenblicke in Conflikt mit dem Rationalismus und der völlig unchristlichen Philosophie, sofern diese behaupten, die echten Kinder und Erben der Reformation zu seyn und in dem positiv gläubigen Protestantismus nur noch die halbkatholische Schale sehen, aus der sich der eigentliche Kern jetzt erst geschält.

Wie uns scheint, hätte Herr Bumüller die griechische und römische Geschichte um ein Weniges kürzer fassen und dagegen etwas mehr von den interessanten Völkern des Orients mittheilen sollen, z. B. aus Indien und China, denn in einer Weltgeschichte kommt es nicht blos auf Erzählung der Thaten, sondern auch auf Schilderung der Zustände an, und thatenlose Völker, wie die Hindus, sind oft interessanter und welthistorisch bedeutsamer, als sehr regsame, wie die Heruler. Aus demselben Grunde hätten wir auch gewünscht, der Verfasser würde in der mittleren und neueren Geschichte mehr Zuständliches, Culturgeschichtliches mitgetheilt und einiges aus der minder wichtigen Fürstengeschichte abgekürzt haben.

Geschichte.

Französische Geschichte, vornehmlich im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1852.

Eine geistvolle und umfassende Darstellung der Reformationskämpfe in Frankreich, der nur ein kurzer Rückblick auf die frühere Geschichte des Landes vorangeht. Aber auch schon in dieser gedrängten Einleitung begegnen wir neuen Gedanken und interessanten Erwägungen. Dahin rechnen wir die Erörterung der städtischen Verhältnisse. Die Städte waren in Frankreich so wenig eine Schöpfung der Könige, als in Deutschland, aber sie hielten eben so zum Könige, als der Personification der Reichseinheit, wie sie in Deutschland zum Kaiser hielten gegenüber der Fürstenaristokratie. Der Unterschied beider Reiche bewährte sich blos darin, daß es der Monarchie in Frankreich gelang, jene Aristokratie zu überwinden, während in Deutschland das Gegentheil erfolgte.

Die französische Politik konnte sich nur in ihrer Gegenüberstellung gegen die des deutschen Reichs entwickeln und hat sich von den ältesten Zeiten an lediglich in dieser Beziehung entwickelt. Würde in Deutschland der Unitarismus gesiegt haben, so würde sich Frankreich an die Spitze eines gegen denselben opponirenden europäischen Föderalismus gestellt haben. Da im Gegentheil in Deutschland der Föderalismus siegte, konnte Frankreich

Digitized by Google

mit größerem Vortheil bei sich selbst das Einheitsprincip zuspitzen. Als Deutschland unter dem schwäbischen Kaiserhause eine alle Nachbarn bedrohende Macht entfaltete, verband sich Frankreich mit dem Papste gegen Deutschland. Als einige Jahrhunderte später wieder Deutschland unter dem mächtigen Hause Habsburg den Papst auf seiner Seite hatte, verband sich dasselbe Frankreich mit der Reformation und mit den Türken. Aber nicht blos der Macht des deutschen Reichs ist Frankreich zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Bedingungen oft die entgegengesetztesten Mittel gebrauchend entgegengetreten, sondern es hat auch immer instinktartig die deutschen Ideen, das specifisch deutsche Leben von sich abgestoßen. Herr Ranke macht in dieser Beziehung auf den Kampf des französischen Königthums gegen die niederländische Freiheit schon im vierzehnten Jahrhundert aufmerksam. Es drohte damals Frankreich eine Ausbildung des ständischen Wesens, wie es nur der germanischen, nie der romanischen Race natürlich war; England unterstützte die Vlämingen, das französische Königthum erlitt Niederlagen; um sich zu kräftigen, mußte es eine Zeit lang den Ständen viele Gewalt einräumen, und damals schon eine doppelte Vertretung des dritten Standes zugeben; aber neue Siege befreiten es von der Fortdauer so lästiger Einwirkungen.

Am merkwürdigsten scheint der Widerspruch zwischen dem französischen Interesse und dem französischen Racencharakter zur Zeit der Reformation. Dem alten unveränderlichen Interesse gemäß hätte sich der König von Frankreich sofort der Reformation anschließen, sich an die Spitze aller Protestanten stellen und das katholische Kaiserhaus verdrängen müssen. Deshalb war er denn auch wirklich immer mit den deutschen Protestanten im Bunde gegen das Haus Habsburg. Allein der Geist des französischen Volkes widerstrebte der kirchlichen Neuerung und vermochte die Ueberzeugungen der deutschen Reformatoren nicht zu theilen. Deßhalb blieb Frankreich nach heftigen Erschütterungen überwiegend katholisch. Es würde uns irrthümlich scheinen, diesen Unterschied durch Romanismus und Germanismus der Abstammung erklären zu wollen. Die Partei der Reformation, der Calvinisten oder Hugenotten, breitete sich mehr im südlichen und westlichen Frankreich aus, als im nördlichen und östlichen, während gerade jene reinere romanische und diese reinere germanische Elemente enthalten. Auch spricht die kirchliche Geographie in Deutschland selbst gegen jene Voraussetzung, denn man kann nicht sagen, der Protestantismus sey germanisch, der Katholicismus romanisch, wenn noch eine Mehrheit deutscher Katholiken existirt und wenn sich kerndeutsche Stämme, wie die Westphalen, Bayern, Oberschwaben, Tiroler, Schwarzwälder, Rheinfranken und Vlämingen zur alten Kirche bekennen.

Die innerlichste Verwandtschaft des protestantischen Staatskirchenthums mit der Politik der französischen Könige setzt der Verfasser S. 245 auf eine sehr anschauliche Weise auseinander. „Nicht allein eine kirchliche, sondern wie angedeutet eine große politische Neuerung lag in dem Emporkommen der religiösen Reform in Frankreich. Von jeher war es als die Pflicht der Krone betrachtet worden, die hierarchischen Satzungen gleichsam als die göttlichen Gebote aufrechtzuhalten und mit dem Schwert auszuführen: diese Einheit der Kirche und des Staats war jetzt durchbrochen; die Anerkennung einer abweichenden Kirchenform schloß, wenn nicht eine bewußte, doch eine faktische Modification der Idee der höchsten Gewalt in sich ein. Verkennen wir nicht, es mußte der Natur der Sache nach die größten Schwierigkeiten haben, sie durchzuführen. Der protestantische Gedanke hatte eine gleichsam eingeborene Beziehung zu den Befugnissen der weltlichen Macht, und ein nahes Verhältniß zur französischen Politik. Wohl verstand das Franz I. in seiner Zeit; aber in einem gefährlichen Kampfe für die Integrität seines Gebietes begriffen, wollte er nicht wagen, mit den einheimischen oder den allgemeinen hierarchischen Gewalten zu brechen. Heinrich II. verdankte eine der großartigsten Stellungen, die je ein französischer König eingenommen hat, seiner Verbindung mit dem protestantischen Element; aber auch das entgegengesetzte leistete ihm große Dienste und hatte um ihn her eine starke Vertretung; er ließ sich zuletzt bewegen, den hierarchischen Satzungen, welche die abweichenden Meinungen auszurotten bestimmt waren, in seinem Reiche neue Geltung zu verschaffen."

Die Reformationskämpfe in Frankreich zerfallen in zwei große Acte. Im ersten war es das Bestreben einer außerhalb des Königthums stehenden Partei, das Königthum zur Annahme der Reformation als zu seiner Politik zu zwingen. Im zweiten war es das Bestreben eines wirklich zur Reformation übergetretenen französischen Königs, seine katholischen Unterthanen zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 24 S. 96 Zeile 24 von oben lies Sterne statt Swift.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 30. 13. April 1853.

Geschichte.

Französische Geschichte, vornehmlich im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1852.

(Schluß.)

In beiden Acten erwies sich das Reformationsprincip troß der Vortheile, die es der französischen Politik darbot, als das im Volk unbeliebtere und schwächere. Der erste Act endete mit der grausamen Ermordung der Reformirten in der berüchtigten Bartholomäusnacht, der zweite mit dem freiwilligen Rücktritt des calvinistischen Königs Heinrich IV. in die katholische Kirche.

An der Spiße der calvinistischen Partei stand der Admiral Coligny, an der Spiße der katholischen die Königin Mutter, Katharina von Medicis. Diese beiden Charaktere sind von Herrn Ranke meisterhaft geschildert. Der Admiral war als Feldherr ein protestantischer Wallenstein, tapfer, siegreich, aber furchtbar und unbarmherzig streng. Seine Macht war außerordentlich groß. „Eine der großartigsten, aber verkennen wir es nicht, zugleich anomalsten Stellungen, die je in einer Monarchie vorgekommen sind. Ein bloßer Edelmann, dem sich eine zahlreiche, bewaffnete, im Fortschritt begriffene Partei mit unbedingter Hingebung angeschlossen hat, und durch ihren Gehorsam, ihre Geldleistungen gleichsam eine unabhängige Gewalt gibt; jeden Augenblick könnte er sie wieder zu den Waffen aufrufen. Aber weit über Frankreich hinaus reichten seine Verbindungen. Alles, was sich in den Gebieten des Königs von Spanien den protestantischen Meinungen zuneigte, richtete seine Augen auf ihn: nicht allein den Niederlanden, er hat gesagt, überall; er brauche nur ein wenig von seinem Pulver, um alle spanischen Provinzen in Bewegung zu setzen. Die deutschen Fürsten, welche bei diesem europäischen Brande, so nahe, wie sie sagten, ihren Wänden, für sich selbst zu fürchten anfingen, sahen in ihm ihren Vorkämpfer. Die Truppen, die unter ihm gedient, trugen seinen Namen in den deutschen Osten. Davon findet sich keine Spur, daß er diese Stellung zu einem persönlichen Zweck habe benutzen wollen. Er hatte Ehrgeiz, der aber trug nur eine religiös patriotische Farbe."

Er hatte sehr ausgedehnte Plane, die alle auf die Größe des regierenden Hauses Valois abzielten, unter der Bedingung, daß sich dasselbe der Reformation anschließe. Einer der Söhne Katharina's hatte bereits die schottische Maria Stuart geheirathet, ein anderer, der Herzog von Alençon, sollte die englische Elisabeth heirathen. Demselben war die polnische Krone zugesagt. Man wollte ganz Europa gegen das Haus Habsburg und Spanien waffnen, aber unter der Aegide der Reformation. Der Admiral wollte, sobald jene Familienverbindung mit England gesichert gewesen wäre, die reformirten Niederlande vom spanischen Joch befreien und die ganze Seemacht derselben in Verbindung mit der französischen zur Eroberung der spanischen Colonien gebrauchen. Wäre Katharina mit ihm eines Sinnes gewesen, so würde Frankreich allerdings die Hegemonie in der reformirten Welt und große Erfolge erlangt haben.

Katharina von Medicis jedoch haßte den Admiral aus tiefster Seele. Die Nichte und Großnichte eines Papstes, die Tochter des mediceischen Hauses, von dessen Praxis Machiavelli die Theorie abstrahirte, war sie zugleich so ganz Katholikin und Italienerin, daß ihr das reformatorische Gebaren diesseits der Alpen vollkommen fremd war und blieb, und daß sie es um so mehr haßte, je mehr es ihr Zwang anthat und sie genirte. „Katharina Medici war von großer und zugleich gedrungener kräftiger Gestalt; in ihrem olivenfarbigen Gesichte bemerkte man die vorliegenden Augen und die

Digitized by Google

aufgezogenen Lippen des Papstes Leo X., ihres Großoheims. Anhaltende, selbst heftige Leibesbewegung war ihr Natur und Bedürfniß; zur Seite der Männer ritt sie zur Jagd, sie verfolgte das Wild, fest zu Pferd, im Dickicht der Gehölze, über Stock und Stein; ohne Rücksicht gab sie sich dann den Genüssen der Tafel hin. Aber zugleich war sie unermüdlich beschäftigt, wie mit ihren persönlichen Angelegenheiten, ihren Bauunternehmungen, deren sie immer vier bis fünf unter den Händen hatte, der Erziehung und Leitung ihrer Kinder, so hauptsächlich mit den allgemeinen Geschäften des Staates nach Innen und nach Außen." Lange war sie die Schwächere und mußte sich verstellen. „Niemand traute ihr, sie traute Niemand. Gar mancher Mann, sagt ein Venetianer, möchte die Fechtkunst vergessen haben in ihrer Lage, wo Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; sie mußte Leute um Rath fragen, die ihr, wie sie wohl wußte, ihre wahre Meinung verheimlichten. In ihrem Cabinet war sie voll Aerger und Schmerz; wenn der Augenblick der Audienz kam, trocknete sie ihre Thränen und erschien mit heiterem Antlitz. Ihre Maxime war, Jedermann äußerlich zufriedengestellt von sich zu lassen. Aber indem sie eine bestimmte Antwort zu geben schien, bemerkte man bald, daß sie noch nicht die letzte Entscheidung ausgesprochen hatte; indem diese noch erwartet wurde, wechselte sie plötzlich ihre Rede. Nie verlor sie das Entgegengesetzte, das ihr Einhalt gebot, aus den Augen. Gar viele ihrer schriftlichen Weisungen in den auswärtigen Angelegenheiten, die aber mit den innern auf das genaueste zusammenhingen, sind uns übrig; sie zeigen ein starkes Bewußtseyn des Momentes, Feinheit der Auffassung, Eigenthümlichkeit und Energie des Ausdruckes, und haben eine sonderbare Naivetät in dem Anrathen geheimer Mittel und Wege. In die welthistorischen Gegensätze warf Katharina die furchtsame Besonnenheit, die unerschöpfliche Versatilität eines weiblichen Geistes, der in allem seine eigene Sache sieht. Den Takt ihrer Lage besaß sie in jedem Augenblick. Ihr Ehrgeiz galt ihr für mütterliche Pflicht: ihr Stolz war, daß sie sich behauptete; sie sagte, habe sie die Last der Regierung nicht immer auf ihrem Kopf getragen, so habe sie dieselbe doch immer hinter sich her gezogen, d. h. nicht aus den Händen gelassen. Nur auf diesen Erfolg kam es ihr an, nicht auf die Mittel. In den Meinungen, die man lehrte, sah sie nicht ihren Inhalt, noch ihren Werth, sondern nur die Motive der Politik, die sich damit verbanden. Sittliche Gebote waren für sie nicht da, wenn sie auch an dem Laster kein Vergnügen fand; Menschenleben galt ihr nichts; sie bekannte sich zu der italienischen Moral, der Moral ihres Hauses, daß zur Behauptung der Gewalt alles erlaubt sey."

Herr Ranke fügt hinzu: „Wie das Jahrhundert überhaupt, so neigte sie sich auch in Bezug auf die öffentlichen Dinge dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, das in ihnen mitwirke, zu. Auf einem der Thürme des Schlosses zu Blois zeigt man einen Pavillon, der ihrem Astrologen zu seinen Beobachtungen und Berechnungen diente; denn sie liebte die Astrologie, wie einst ihr Oheim Clemens VII. Man hat sie des Atheismus beschuldigt, für den damals ein anderer Florentiner, ihr Verwandter, Petro Strozzi, am französischen Hofe eine Art von Schule gegründet habe. Es mag ein Atheismus gewesen seyn, wie er bei den italienischen Philosophen der Zeit vorkommt, welche die Zweifel des Alterthums an der Unsterblichkeit der Seele erneuerten, und dagegen den himmlischen Intelligenzen, dem Einfluß der Dämonen eine unermeßliche Kraft zuschrieben. Auch Amulette zeigt man, welche Katharina Medici getragen haben soll, aus Menschenblut, Thierblut und allerlei Metallen, mit Namen der Dämonen und magischen Figuren; eines ihrer Armbänder, mit talismanischen Charakteren und dazwischen den Namen Gottes. Die zusammenwirkenden Kräfte des Himmels und der Erde, die man zu erforschen und zu beherrschen sucht, sollen dienen, das persönliche Glück hervorzubringen oder zu fesseln." Der Ausdruck Atheismus, dessen sich Herr Ranke hier bedient, ist zweideutig. Es handelt sich in diesem Falle lediglich von der sogenannten weißen Magie oder von der Bewältigung der Naturkräfte und der Dämonen durch specifisch geistliche Mittel und die allerheiligsten Namen, was sich damals mit einem sehr warmen Katholicismus vertrug und nichts weniger als atheistisch gemeint war.

Eine solche Natur konnte sich begreiflicherweise nicht in die von Coligny ihr zugedachte Rolle finden. Herr Ranke rechnet ihr die abscheuliche Blutthat der Bartholomäusnacht zugleich als politisches Verbrechen gegen das französische Königshaus, als einen groben Verstoß gegen die natürliche Politik Frankreichs an. Indem er schildert, wie sie ihren Sohn, Karl IX., überredet habe, die Hugenotten ermorden zu lassen, bemerkt er: „Es war ein ungeheurer Schritt, der dem jungen König angemuthet wurde. So mancherlei Interessen des Staates seine Mutter hervorhob, so war sie doch in diesem Falle vor allen Dingen eine rachsüchtige und ehrgeizige Italienerin; sie hatte sich mit der Leidenschaft anderer Privaten verbündet; sollte der, welcher die höchste Gewalt besaß, die Heiligkeit der ihm anvertrauten Würde vergessen, die Rachsucht der Partei billigen, die er bisher

Digitized by Google

immer verdammt, dem Blutdurst eines großen Theils der Pariser Bevölkerung, den er bisher noch immer zurückgehalten hatte, freien Lauf lassen? Darin, daß Katharina Medici dieß wollte, liegt ihr großes politisches Verbrechen: gegen ihren Sohn, gegen ihr Haus, gegen das Königthum überhaupt. Sie fühlte nur wie ein Parteihaupt, dem ein usurpatorisches Fürstenthum zu Theil geworden ist, ungefähr wie ihr Stammesvetter Cosimo, nicht wie eine geborene Königin. In der Lage, in die sie gerathen war, der Besorgniß, die sie jetzt für ihre Stellung und selbst für ihr Leben hegen mußte, blieb ihr kein Ausweg, als zu dem blutigen Werk zu schreiten, das ihr für einen solchen Fall schon lange im Sinne lag."

Bekanntlich war es die Hochzeitfeier des jungen Königs von Navarra, die zu der Blutthat mißbraucht wurde und von der sie den Namen erhielt. Der junge König selbst war Calvinist, alle Häupter der Partei kamen zu seiner Hochzeit und fielen allzumal unter den Dolchen Katharina's, die hier als echte italienische Banditenkönigin verfuhr; der junge König selbst wurde geschont und sollte in Katharina's Schule andere Gesinnungen empfangen. Allein gerade indem er nach dem Tode aller Söhne jener Katharina der rechtmäßige Thronfolger in Frankreich wurde, nahm er die Politik des ermordeten Admirals wieder auf und stellte sich an die Spitze der reformirten Partei, wogegen die katholische Partei sich unter die Fahnen der Herzoge von Guise sammelte. Nach sehr langen und heißen Kämpfen erkannte jedoch Heinrich IV., es sey besser, er werde wieder katholisch und vereinige dadurch beide Kirchenparteien wenigstens zu einem ruhigen Nebeneinanderleben in demselben Staatsverbande. Herr Ranke macht ihn in dieser Beziehung zum Prototypen der Toleranz, die am Ende nach den furchtbaren, aber unentschieden gebliebenen Religionskämpfen überall auch im übrigen Europa zur Herrschaft gelangen mußte. „Mit Heinrich IV. schien die Gesinnung der Toleranz, die sich bisher in einigen Provinzen behauptet, den Thron von Frankreich einnehmen zu müssen, in seiner Persönlichkeit eine Vermittlung des sonst nicht zum Austrag zu bringenden Gegensatzes zu liegen. Das war dann aber eine Entscheidung nicht allein für Frankreich, sondern für Europa. Wenn in Europa entgegengesetzte Doctrinen und freie Kräfte unaufhörlich mit einander um das Uebergewicht ringen, so hängt doch die letzte Entscheidung selten von ihnen allein ab. In großen Momenten bildet sich eine allgemeine Ueberzeugung aus, welche dem Kampfe eine gewisse Schranke zieht, und gleichsam eine höhere moderirende Gewalt ausübt. Wie Heinrich IV. bisher noch immer als Vorkämpfer der protestantischen Interessen erschienen, ihm trotz seiner Erklärung von 1589 noch immer von dieser Seite die wesentlichste Unterstützung zugekommen war: so hatte es als eine gemeinschaftliche Angelegenheit der katholischen Welt gegolten, ihn zu bekämpfen. Daraus entsprangen jedoch Verhältnisse, die für das Selbstgefühl der besonderen Staaten auf der katholischen Seite nach und nach unerträglich wurden. Denn eben hierdurch gewann der Vorkämpfer des Principes, der König von Spanien, verbunden mit dem römischen Stuhle, ein alle andern erdrückendes Uebergewicht. Namentlich für die italienischen Staaten war die Existenz eines unabhängigen Frankreich die Bedingung des eigenen politischen Lebens. Zuerst gaben die Venetianer dieser Ueberzeugung Raum. Sie waren der Meinung, um der Religion willen möge das Oberhaupt derselben, der Papst, politische Feinde haben, einem einzelnen Staate komme das nicht zu. Irgendwo mußte doch endlich einmal wieder dieser Haß aufhören, der um der religiösen Differenz willen jedes andere Verhältniß abbrach rc." Das erklärt vollkommen auch die wunderbaren Verläufe und letzten Ergebnisse des nachfolgenden dreißigjährigen Krieges und nach Beendigung desselben das allgemeine Ueberhandnehmen der Toleranz.

S. 566 äußert der Verfasser: „Es wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz in der Welt geben, das bei dem Gedanken, daß es dem König Heinrich gelungen wäre, ohne Uebertritt zu einem andern Glauben sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge." Daß es unmöglich gewesen sey, wird nachgewiesen. Ob es gerade für Deutschland sehr vortheilhaft gewesen wäre, möchten wir nicht unbedingt glauben. Der Calvinismus und mit ihm das Franzosenthum würden über das Lutherthum ein zu großes Uebergewicht erlangt haben.

Gesundheitspflege.

Kinder-Diätetik, eine Anleitung zur naturgemäßen Pflege und Erziehung des Kindes. Von Dr. Mauthner, Ritter von Mautstein. Wien, Gerold und Sohn, 1853.

Eine gute Zusammenstellung der bei der Pflege kleiner Kinder von Seite der Mutter, der Amme und der Wärterin zu befolgenden Vorschriften, mit Bezeich-

Digitized by Google

nung der zahlreichen Fehler und Versäumnisse, die dabei vorzukommen pflegen. Eine Menge Mißverständnisse gehen aus der Unmöglichkeit des Kindes hervor, sich verständlich zu machen. Wie oft wird das Schreien des Kindes mißverstanden und werden von der sorgsamen Mutter selbst Stillungsmittel angewandt, die geradezu verkehrt sind. Wie viel wird von den Ammen und Wärterinnen gesündigt und verheimlicht! Wie verkehrt ist oft die Behandlung der Amme, indem man sie aus der gewohnten Bewegung und Kost plötzlich herausreißt, zu Stillsitzen und einem Uebermaß von Speise nöthigt, die sie ungewohnt ist! Wie oft versieht es die Mutter selbst, indem sie nur an das Kind denkend, sich selbst dabei vergißt und nicht beachtet, wie sehr ihre eigenen Gemüthszustände, körperliche Aufregungen 2c. auf das Kind zurückwirken? Wie oft wendet man die größte Sorgfalt auf die Ammen an und scheut deßhalb keine Kosten, wobei man aber die einfachsten Naturverhältnisse nicht kennt und somit alle Mühe und Pflege vereitelt wird! Die Milch in der Brust verändert sich von Tage zu Tage, von Woche zu Woche. Die Natur will, daß das zweitägige Kind auch die zweitägige Milch der Mutter oder Amme trinke, das zehntägige Kind die zehntägige Milch u. s. f. Einem neugeborenen Kinde schadet ältere Milch unbedingt, sey auch Kind und Amme jedes für sich vollkommen gesund. Das wird sehr oft vergessen. Man kann aber das Alter der Milch unter dem Vergrößerungsglase deutlich und untrüglich erkennen, indem die Milchkügelchen sich mit der Zeit vergrößern.

Von der Milch geht der Verfasser zu andern Nahrungsmitteln über und warnt vor der unvernünftigen Ernährung zarter Kinder mit unangemessenen Stoffen, darunter namentlich die stopfenden und erregenden, wie Kartoffeln, Kaffee 2c.

In Bezug auf die Kleider und Betten verlangt er möglichste Freibewegung des Kindes und tadelt streng die engen Bande, in die man es einzuschließen pflegt, als ob man nichts eiligeres thun könne, als das menschliche Wesen, sobald es das Licht erblickt, schon in Fesseln zu legen.

Weiter bespricht er die mancherlei Maschinen, die man erfunden hat, um dem Kinde das Gehenlernen zu erleichtern, weist das Unzweckmäßige der meisten nach und erklärt sich für den sogenannten fauteul des enfants, einen von der Decke herabhängenden wagrechten Reifen, von dem vier Bänder herabgehen, die das Kind unter der Achsel am Kleide fassen, in welcher Lage es nun so hängt, daß es mit den Füßen auf dem Boden auftreten und stehen kann, ohne zu fallen.

Auch über die Spielsachen stellt der Verfasser vernünftige Betrachtungen an und warnt vor den schädlichen. Wir möchten auch noch vor dem zu Vielerlei warnen. Das Kind spielt viel sinniger mit Wenigem, seine Einbildungskraft ist lebhafter beschäftigt und sein Erfindungsgeist angespornt, wenn man ihm nicht massenhaft Spielsachen vorschüttet, sondern ihm überläßt, aus Wenigem selbst viel zu machen. Das gilt auch von der Lectüre schon mehr gereifter Kinder, die viel zu mannigfach und oft ganz unpassend ist.

Schließlich wendet sich Herr Mauthner zur moralischen Behandlung der Kinder und sagt darüber unter andern ein schönes Wort S. 206: „Das Kind ist von Natur aus wahr bis zum Naiven. Dieser Sinn für Wahrheit sey uns im Kinde heilig! Niemand kann wissen, wie weit die geringste Abweichung von der Wahrheit führt; denn wie sich überhaupt in der geistigen Entwicklung mit unglaublicher Schnelligkeit eines ans andere reihet, Fehler an Fehler, Gutes an Gutes, so entsteht auch leicht aus unscheinbaren Verletzungen des Wahrheitsgefühles die Sucht, auf Kosten Anderer zu glänzen, ihre Worte und Handlungen zu entstellen. Die Versuchung, von Abwesenden Uebles zu sprechen, weil sie es nicht hören, ist ja so groß, daß ihr selbst Menschen, die es sich zur Schande rechnen würden, eine offenbare Lüge zu sagen, gar oft unterliegen. Das Kind liebt, und wird nur so lange geliebt, als es wahr und für die Lichtseiten seiner Umgebung empfänglich ist; denn einen Menschen, von dem man weiß, daß er überall Schatten sucht oder erfindet, flieht Jedermann, und darum wird er selbst zuletzt ein Menschenfeind. Ein Kind, das Lüge nicht kennt, wird sich geistig viel kräftiger entfalten; denn durch Lüge wird das geistige Kapital um die Hälfte verringert, indem das Gedächtniß doppelt belastet wird. Der Lügner muß sich merken, wie die Sache wirklich ist, und darf nicht vergessen, wie er sie entstellt hat, und eben weil dies nicht immer leicht möglich ist, verräth er sich so oft von selbst."

Dies mag nur in wenigen Zügen andeuten, in welchem Geist die Kinderpflege in vorliegendem Buche behandelt ist, dessen reiche Details wir den Leserinnen einzusehen überlassen, denen wir das kleine Buch bestens empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, №. 31. 16. April 1853.

Tonkunde.

Musikalische Charakterköpfe. Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch von W. H. Riehl. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1853.

Herr Riehl, dessen schönes Buch „über die bürgerliche Gesellschaft" vor zwei Jahren mit so vielem Beifall aufgenommen wurde, handelt hier von der Musik in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Bildungsgang und Geschmack der Zeit. Er bemerkt im Eingange, der geschichtliche Entwicklungsgang der Tonkunst werde nicht gehörig gewürdigt. Man ergreife Partei für diesen, wie für jenen großen Meister, aber die kleineren Meister, „durch deren reiche Gruppen unsere Kunstgeschichte erst ihr volles individuelles Leben gewinnt," lassen wir gewöhnlich bei Seite liegen. Er selbst wirft nun ein helles und überraschendes Schlaglicht in die Geschichte der Musik neuer und neuester Zeit, oder in das Chaos von Meinungen, welches desfalls herrscht, und in die Nacht der Unwissenheit, die sich wenigstens über bedeutende Theile des Gebietes verbreitet hat, sofern man in dem einen Lande, in der einen Stadt sich nicht um das bekümmert, was anderwärts für Musik geschieht, wenn nicht der Strom der Mode einen großen Namen über die ganze Welt führt.

Der Verfasser erkennt die Herrlichkeit der alten Musik an, vindizirt aber auch der neuen ihr Recht. „Die modernen musikalischen Puritaner rechnen es den agitatorischen Musikschriftstellern aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts als ein schweres Verbrechen an, daß dieselben, direct und indirect, gegen die Ueberlieferungen mittelaltriger Tonkunst, gegen die alten Choräle, gegen die klassische reine Kirchenmusik des 16. und 17. Jahrhunderts gekämpft haben. Es erfüllen dieselben aber gerade darin den wahren Beruf ihrer Zeit. Hätten sie nicht die guten alten Meister des strengen Kirchensatzes auf ein volles Jahrhundert in Vergessenheit zurückgestoßen und dafür der damals verächtlich so genannten ‚galanten Musik' die Thore geöffnet, der sonnige Frühlingstag der Haydn-Mozart'schen Periode wäre niemals am Horizonte deutscher Kunst aufgezogen. Was uns jetzt in einer musikalisch ausgelebten Zeit, am Abschluß einer großen Periode wieder ein Wahrzeichen der Reform geworden ist, das Zurückgreifen zum Studium der alten ernsten und keuschen Kirchenmusik, das würde in jenen Tagen des anbrechenden musikalischen Sturmes und Dranges ein sicheres Merkmal künstlerischer Verknöcherung und Verstocktheit gewesen seyn."

Die Grundansicht des Verfassers ist, daß alles eigenthümliche Leben, wie es im natürlichen Entwicklungsgange des Menschengeschlechts überhaupt und der Völker insbesondere hervortrete, wenn auch immerhin in unvermeidlicher Gegensätzlichkeit, doch je nach seiner Art anerkannt werden müsse. Jede Kunstperiode endet mit Ueberschreitung oder Verknöcherung, was aber gut in ihr ist, bleibt gesichert und kommt immer wieder in die Strömung des neuen Lebens. „Daß das lebende Geschlecht wieder fähig und bereit ist, den Sebastian Bach zu studiren, halten wir für ein sehr günstiges Zeichen, nicht bloß der musikalischen, sondern auch der socialen Läuterung und Kräftigung. Wer den alten bürgerlichen Cantor im Kreise seiner zehn musicirenden Söhne, getragen von der Sitte seines Standes und der geschichtlichen Ueberlieferung seiner Kunst, nicht begreift, der begreift auch den künstlerischen Genius Bach's nicht. Seine Todesfeier kommt gerade zur rechten Zeit, denn die Ereignisse der letzten Jahre haben uns zur Ermannung im socialen Leben gedrängt, und wo wir daran arbeiten, die Ehrenfestigkeit des alten deutschen Bürgerthums wieder herzustellen, da kann uns der Hinblick auf die künstlerische Verklärung seiner Cardinaltugenden, nämlich der Gottesfurcht, der historischen Sitte, der

Digitized by Google

Größe in der Beschränkung, der sittlichen Naturkraft, nur ermuthigen und begeistern."

Die jüngste Periode der Tonkunst charakterisirt der Verfasser scharfsinnig durch ihren Contrast mit einer früheren: „Die Gegenwart hat im Allgemeinen kein Verständniß mehr für Hasse, kaum noch für Rossini. Es ist gut, daß es so ist. Unsere Epoche ist nicht mehr die der einfachen sinnlichen Schönheit. Die Musik ist wieder wie zu Glucks Zeit, ins entgegengesetzte Extrem übergesprungen. Der Drang nach Charakteristik droht selbst alle wohlberechtigten Schranken des künstlerischen Maßes zu sprengen. Wir möchten weltgeschichtliche Gedanken durch Töne symbolisiren. Gemahnt das nicht an Kaulbachs ‚Gedankenmalerei?' Richard Wagner und Kaulbach sind sich in ihren künstlerischen Grundtendenzen sehr nahe verwandt. Hasse's Opern stehen dieser modernen Musik gegenüber wie einem Kaulbach'schen Carton die Bilder eines alten Venetianers, der schöne Frauen nach der Schablone hundertmal malt, blos darum, weil schöne Frauen schön sind. Allein auch jene symbolische Historienmalerei ist in ihrem Wesen nichts Neues. Sie ist nur die auf einer höheren Stufe wieder aufgenommene Ausbeutung der Allegorie. Die Maler des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts behandelten einzelne Begriffe und Situationen, oder auch irgend eine äußerliche Hof- und Staatsaction allegorisch; Kaulbach allegorisirt die Entwickelungsphasen der Weltgeschichte. Aehnlich hat sich in der Musik die alte mehr den äußeren Erscheinungen des Naturlebens zugewandte Tonmalerei zu einer Symbolisirung historischer Erscheinungen in Tönen erweitert. Den Malern aber wie den Musikern liegt hier die Gefahr nahe, die Berufe der Künste durcheinander zu werfen und namentlich die Aufgaben der Dichtkunst in den engeren Kreis ihrer Kunst hineinzutragen." Dieß ist sehr wahr und fällt mit verwandten Erscheinungen der Wissenschaft und Poesie zusammen. Der Sinn für die schöne, schwungvolle, begeisternde Sprache, für die elegante Einkleidung, klare harmonische Form, das Verständniß und die Nacheiferung Lessings, Schillers und Göthe's im sprachlich Schönen ist fast ganz abhanden gekommen, wogegen man mit einem wahrhaft scholastischen Gedankenschwulst erdrückt zu werden pflegt.

Sehr zu schätzen ist die Rücksicht, welche der Verfasser auf minder berühmte oder wenigstens nicht zum ersten Range erhobene Componisten nimmt, indem er ihre dennoch interessante Erscheinung und charakteristische Bedeutung hervorhebt. Hier etwas über Lortzing: „Es scheidet sich die Art, wie Lortzing das deutsche Volkslied für die Oper ausgebeutet hat, recht grell von der, wie es Karl Maria v. Weber gethan. Weber idealisirt das Volkslied, er durchleuchtet es mit dem mährchenhaften Zauberschein seiner romantischen Seelenstimmung; Lortzing macht die Natürlichkeit des Volksliedes wo möglich noch natürlicher, so recht bürgerlich familär, etwas hausbacken, doch meist ohne platt zu werden. Die aristokratischen Figuren und Situationen in seinem ‚Wildschütz' sind gänzlich mißglückt, der philisterhaft zopfige Dorfschulmeister dagegen unübertrefflich gelungen. Der Drang, das Wesentliche der musikalischen Komik in dem Humor der Philistrosität aufzusuchen, ist für die deutsche Oper seit Dittersdorf fast ununterbrochen charakteristisch geblieben. Darin liegt gerade der unverlöschbare Reiz der Dittersdorf'schen Musik, daß ihr Schöpfer so ein göttlicher Philister gewesen ist. Es hat sich sogar ein stehender Formalismus der musikalischen Komik an diese Erscheinung geknüpft, dem auch Mozart und Haydn sich nicht entwinden konnten, und diese Formen des philiströsen Spaßes in Tönen sind dann in dem Erbschaftswechsel eines Jahrhunderts als ein ‚Inventarium des eisernen Viehes' zuletzt bis auf unsern Lortzing herübergekommen. Es ist bemerkenswerth, daß die deutschen Maler ungefähr zur selben Zeit die philiströsen Zöpfe als besten Stoff und dankbarste Form der modernen Karrikatur auszubeuten begannen, wo Lortzing eben das gleiche Geschlecht mit so großem Erfolg musikalisch karrikirt hatte. Gerade weil Lortzings Komik oft so philiströs ist, hat sie ein so ungeheures Publikum gefunden. Wer in Schimpf oder Ernst an den Philister appellirt, der ist in Deutschland immer sicher, daß seine Berufung Gehör finde. Das Geschlecht der unbefangenen Künstlernaturen, die sorglos nur singen, weil ihnen Gesang gegeben, verschwindet mit jedem Tage mehr. Lortzing war in diesem Sinn eine seltene, man möchte sagen eine verspätete Erscheinung. Das Volk wird seine Lieder noch weiter singen und — wie er selber gethan — spielend umbilden, wenn es von seinem Namen längst nichts mehr weiß. Aber in der Kunstgeschichte wird man diesen Namen und die mit ihm gestempelten Werke verzeichnen als ein denkwürdiges Zeugniß von den Erfolgen eines ganz einfachen und bescheidenen, aber von der Reflectirtheit und dem ästhetischen Egoismus der Zeit unberührten Talentes, neben der unsäglichen Unfruchtbarkeit und dem niederschlagend erfolglosen Ringen so vieler weit reicher und höher begabten Geister."

Unter diesem niederschlagend erfolglosen Ringen möchten wir aber doch etwas mehr bezeichnen, als Herr Riehl, nämlich auch manches sehr erfolgreiche musikalische Wirken, das sich des lautesten Beifalls erfreut hat und doch der Nachwelt nur das Andenken an eine Ver-

Digitized by Google

zerrung, an eine Unnatur und Geschmacklosigkeit hinterläßt. In gewissem Sinn geben wir zu, daß die Geschichte der Kunst nur vom tolerantesten Gesichtspunkt aus geschrieben werden soll, und daß auch das Häßliche und Widersinnige im Kunstgebiet ein Recht der Existenz anspricht, wie gewisse Mißformen in der Natur, sey es überhaupt weil alles, was möglich ist, einmal da seyn muß, oder weil die in ewiger Neugeburt des Schönen begriffene Zeit das Ueberreife und Welke jedesmal in einer Geschmacksmengerei wie im Miste verfaulen lassen muß, um dann wieder durch die Periode der Unreife bis zur gesunden Vollgeburt zu gedeihen. Neben dem historischen Standpunkt muß aber der ästhetische sein Recht behalten. Es muß dem Kenner und Liebhaber gestattet seyn, das Welke und Unreife bei Seite zu lassen und bei jenem schon bezeichneten, historisch allerdings gerechtfertigten, aber ästhetisch unerträglichen Mischmasch einen gelinden Unwillen zu empfinden. Und wer die Musik in ihrem Verhältniß zum Leben und Zeitgeist überhaupt betrachtet, darf in der neueren Musik hauptsächlich das unruhige Element, die Aufregung unreiner, selbst unbehaglicher Empfindungen, das leidenschaftliche Wühlen ohne Befriedigung, den Ausdruck verwirrter und krankhafter Stimmungen und das Flatterhafte und Flüchtige der Effekte beklagen.

Kriegswissenschaft.

Versuch einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegs-Operationen unter Hinweisung auf die Kriegsgeschichte Frankreichs ꝛc. Nach der französ. Urschrift des kais. russ. Generallieutenant Frh. v. Phull erstmals veröffentlicht durch Friedrich Freiherrn von Batz, k. württemb. Obersten. Stuttgart u. Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1853.

Ohne uns hier auf die systematische Anleitung einzulassen, die für Männer des Fachs geschrieben ist, heben wir nur das Vorwort des Herausgebers als einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs von 1812 hervor.

General von Phull war bekanntlich im engsten Vertrauen des Kaisers Alexander, leitete dessen Generalstab und entwarf den Plan zur Vertheidigung des russischen Reichs gegen Napoleon. Der berühmte preußische General von Clausewitz hat ihm im siebenten Bande seiner hinterlassenen Werke vorgeworfen, sein Plan sey nicht wohl überlegt gewesen und sey nicht weiter gegangen als bis zu dem verschanzten Lager von Drissa, welches bald aufgegeben werden mußte, und der später und nur zum Theil befolgte geniale Rückzugsplan, durch den Napoleon ohne Schlacht in sein Verderben geführt werden sollte, sey nicht von Phull, sondern von Scharnhorst in Berlin ausgegangen und durch den Grafen Lieven erst im russischen Hauptquartier geltend gemacht worden. Dagegen behauptet nun der Herausgeber des vorliegenden Werkes, Phull habe auf das spätere Vertheidigungssystem bei weitem mehr Einfluß geübt, als Clausewitz zugebe, sey länger im Vertrauen des Kaisers geblieben und habe wahrscheinlich sogar zu dem Hauptereigniß, dem Brande von Moskau mitgewirkt. Diese Behauptung stützt er auf direkte und indirekte Zeugnisse, durch welche der Fortbestand des engsten Vertrauens zwischen dem kaiserlichen Herrn und seinem deutschen General erhärtet wird, Zeugnisse des General von Wolzogen, des Herzog Eugen von Württemberg ꝛc.

„Herzog Eugen von Württemberg sagt in seinen Erinnerungen aus dem russischen Feldzuge von 1812: ‚Schon geraume Zeit vor dem Jahre 1812 kam eine kriegerische Verfahrungsart gegen Napoleon in Anregung, die dann später den Feldzug in Rußland charakterisirte. Zum Belege dieser unumstößlich wahren Angabe muß ich bemerken, daß sich unter meinen Akten das Original einer Schrift vom Jahre 1809 befindet, die am besten erweisen wird, welche allgemeine militärischen Ansichten der Kaiser Alexander hegte, ehe er noch voraussetzte, daß Napoleon ihn in die Nothwendigkeit versetzen würde, davon eine Anwendung auf das Kriegstheater in Rußland zu machen.‘ Ferner: ‚Kaiser Alexander äußerte sich im Jahre 1821, als von den Begebenheiten von 1812 die Rede war, und man dem Einflusse des Generals von Phull und des Obersten und Flügeladjutanten von Wolzogen die Mängel des Operationsplanes zuschreiben wollte, zum Vortheile des Generals von Phull.‘ Des Herzogs eigene Meinung darüber ist: Daß des Kaisers Grundidee, den Feind systematisch in entfernte Gegenden zu locken, hoch über allen künstlichen militärischen Combinationen stand, welche denn doch mit den Verhältnissen wechseln müßten. Von Versäumungen im Detail der Vorbereitungen zu den Operationen kann die Kritik das russische Gouvernement allerdings nicht überall freisprechen; um desto entscheidender tritt demnach der sich bewährte Vorzug jener Grundidee hervor.“

Ein weiterer Zeuge ist der preußische General von Müffling, der in seinen Erinnerungen über ein Gespräch berichtet, das er im Jahre 1819 im Haag mit Phull gehabt habe. Hier las ihm Phull „seinen Operationsplan zur Campagne von 1812 mit allen Details vor.

Digitized by Google

Der erste Abschnitt ging bis zur Concentrirung im Lager von Drissa, die übrigen Abschnitte setzten den Rückzug nach Moskau fort. Mir, sagt von Müffling, fiel dabei die Sorgfalt auf, mit welcher die Verpflegung der zurückgehenden Armee berechnet, zugleich aber eingeleitet war, daß der Feind bei seinem Vorrücken weder Lebensmittel noch Menschen, weder Schlachtvieh noch Pferde finden sollte, eben so wenig aber die mit der Armee zurückweichende Population den Märschen und Bewegungen der Truppen hinderlich werden konnte. Nach Phulls Zeichnung sollten die Magazine rechts und links der Straße von Smolensk nach Moskau angelegt seyn, die Straße selbst ganz frei bleiben. In vorausgewählten Abschnitten sollte die Armee fechtend zurückgehen. Wo sie Front machte, sollten die Lebensmittel von rechts und links in die Lager gebracht, und wenn der Rückzug, um sich zu keiner entscheidenden Schlacht zwingen zu lassen, fortgesetzt werden mußte, waren Maßregeln getroffen, daß alle Bewohner mit ihrem Vieh und Lebensmitteln ihre Dörfer verließen, jedoch nicht in der Richtung, welche die Armee nahm, sondern in die Wälder rechts und links, und zwar in einer senkrechten Linie von der Straße nach Moskau, flüchteten. Ueber die Richtigkeit der Theorie vermochte von Müffling keinen Zweifel aufzustellen, wohl aber über die Möglichkeit der praktischen Ausführung, da der Russe vielleicht noch mehr als alle hochkultivirten Völker, an seiner Scholle hänge. Phull behauptete, daß dieser ganze Plan gerade auf die Charakterstärke, auf die wenigen Bedürfnisse des russischen Landmanns, und daher auf die Möglichkeit für ihn, ein Nomadenleben in seinen Wäldern zu führen, berechnet sey. Bei keinem andern Volke würde sich ein solches Ansinnen durchführen lassen. Phull schloß mit dem Bemerken, der Kaiser habe seinen Operationsplan vollständig genehmigt, jedoch nur den ersten Abschnitt bis ins Lager von Drissa als Disposition ausgegeben, ihm aber über das Weitere das größte Geheimniß anbefohlen, wodurch ihm alle Mittel genommen worden wären, seinen Plan zu vertheidigen, da sein erster Abschnitt allerdings als ein Flickwerk erscheinen müßte, wenn man ihn ohne die übrigen Abschnitte als ein Ganzes betrachtet."

Demnach nun wäre der berühmte Plan, Napoleon von russischer Seite zu behandeln, wie einst Darius von Seite der Scythen behandelt worden, von Phull und nicht, wie Clausewitz behauptet, von Scharnhorst ausgegangen. Wir müssen bekennen, daß wir auf diese Streitfrage weniger Werth legen, weil Phull mit Scharnhorst im Unglücksjahr 1806 im preußischen Generalstab zusammenwirkte und einer wie der andere ein deutscher Patriot und unversöhnlicher Feind des damaligen Welttyrannen war. Ueberhaupt lag die Entscheidung, wie Freiherr von Batz sehr richtig bemerkt und hervorhebt, nicht bei irgend einem General, sondern beim Kaiser selbst. Wenn der Kaiser den Plan nicht gebilligt hätte, so würde er auch nie haben ausgeführt werden können.

Schließlich frägt der Herausgeber: „ob nicht auch in dem Phull'schen Rückzugsplane einer eventuellen Maßnahme in Bezug auf Moskau gedacht war?..... Wer weiß es?..... Können wir es aber auch nicht wissen, so werden wir doch durch die Zusammenstellung aller vorhergegangenen, besonders auch der in diesem Vorworte hervorgehobenen Umstände mit Macht zu der Ueberzeugung hingedrängt, die Katastrophe von Moskau, das kolossalste, hochherzigste Opfer, das je auf dem Altare der Nationalehre und Vaterlandsliebe niedergelegt wurde, könne weder aus dem dunkeln Reiche des Zufalls, noch aus dem Gehirn eines sich über die ungeheuerste Verantwortlichkeit hinwegsetzenden russischen Beamten hervorgegangen, sondern müsse die Frucht seyn des großartigsten, hoch über allen künstlichen militärischen Combinationen gestellten Systems, von einem großen Manne erdacht, von einem noch größern Kaiser,*) dessen Namen die späteren Generationen seines dankbaren Volkes dafür nie anders, als segnend und in ehrfurchtsvoller Bewunderung aussprechen werden, richtig erkannt, aufgenommen und zur Ausführung gebracht." Das ist vollkommen wahr. Rostopschin hätte sich nie unterstehen dürfen, aus persönlichem Ingrimm Moskau zu verbrennen, noch viel weniger hätten die deutschen Generale im Hauptquartier so eine Maßregel auch nur zur Sprache bringen dürfen, wenn nicht ein über allem stehender Wille sie beschlossen hätte. Auch jetzt noch bleibt das ein Schluß der Vernunft, aber ohne daß es mit geschichtlichen Urkunden bewiesen werden könnte. General von Phull starb ein Jahr nach dem Kaiser Alexander (in Stuttgart). Seine Papiere wurden von der russischen Gesandtschaft unter Siegel gelegt.

---

*) Man erinnere sich hier der oben angeführten, von dem Kaiser Alexander zu dem General von dem Knesebeck gesprochenen bedeutungsvollen, inhaltsschweren Worte: „Dites au roi, que si je venais à Kazan, je ne ferais pas la paix."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, | № 32. | 20. April 1853.

Culturgeschichte.

Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Zehnter Band, das christliche Osteuropa. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner, 1852.

Mit diesem Bande schließt das fleißig ausgearbeitete und sehr interessante Werk, daher ihm auch ein Hauptregister angehängt ist.

In der Vorrede gibt uns der Verfasser einen Ueberblick über die von ihm in Dresden angelegte große culturgeschichtliche Sammlung. Dieselbe enthält 1) Schädel und Gerippe von allen Menschenracen, auch Mumien, Masken, Sammlungen von Haaren ꝛc.; 2) menschliche Nahrungsstoffe von den ältesten Zeiten an, so weit sich solche erhalten haben, z. B. in Gräbern, verkohlt in Pompeji ꝛc; 3) Narkotica, Wohlgerüche, Brennstoffe; 4) Werkzeuge aller Art und zwar a) nach dem Stoff von Stein, Metall, Holz ꝛc., b) nach der Bestimmung zum Gebrauch beim Landbau, beim Handwerk, als Waffe, auf der Jagd, auf dem Wasser, im Hause, Küche und Keller, im Stall, beim Fuhrwerk ꝛc.; 5) Kleidungsstücke aller Art, Schmucksachen ꝛc.; 6) Gläser; 7) Spiele, Maaß und Gewicht, musikalische Instrumente ꝛc.; 8) Gegenstände des religiösen Cultus und Aberglaubens; 9) eigentliche Kunstgegenstände von den ältesten und rohesten Schnitzereien an; 10) Schreibstoffe und Schriftproben. Diese Sammlung, einzig in ihrer Art, verdient nicht nur Vervollständigung und Vermehrung durch Jeden, der Gelegenheit dazu hat, sondern auch Nachahmung. Die Metropolen der Cultur sollten nirgends solche Sammlungen, in größtem Maßstab angelegt, entbehren. Manches könnte auch aus den bisherigen Antiquitätenkabinetten in sie übergehen und dann erst den rechten Platz erhalten, namentlich Gegenstände, die keinen eigentlichen Kunstwerth haben und als bloße Curiosa bisher gewissermaßen verachtet waren. Man ist dahin gelangt, den Werth der Industrieausstellungen allgemein anzuerkennen. Sie bieten Produkte der Gegenwart dar, aber zur Vergleichung sollten ihnen wenigstens in den großen Hauptstädten historische Industrieausstellungen gleich der Sammlung des Herrn Hofrath Klemm in Dresden gegenüber stehen; ja der Anblick so manches alten und fremdländischen Gegenstandes würde spekulativen Köpfen für die moderne Industrie hin und wieder gute und fruchtbare Gedanken eingeben. Inzwischen wäre zu wünschen, daß, abgesehen vom Zweck und Gebrauch der verschiedenartigsten Werkzeuge, eine besondere Abtheilung der Sammlung auf Vergleichung des Materials berechnet wäre und Suiten der verschiedenartigen Metallcompositionen, Steingut- und Thonmischungen, Holzarten, chemischen Präparate, Webstoffe ꝛc. darböte.

Der vorliegende letzte Band umfaßt die Culturgeschichte der Osteuropäer, also der Griechen und Slaven. Der Verfasser beginnt mit dem byzantinischen Reiche, dessen geistigen Einfluß der größte Theil der Slaven bis ins äußerste Rußland erfahren hat. Merkwürdig erscheint gerade zu der Zeit, in welcher das byzantinische oder oströmische Kaiserthum vom abendländischen sich trennte, der Verfall der altrömischen Tracht in beiden Reichen. In Rom wie Constantinopel wurden damals die bei den Deutschen und Slaven wie auch bei den Kelten längst gebräuchlichen Beinkleider eingeführt und die altrömische Tracht (derjenigen der Bergschotten ähnlich) für immer abgeschafft. Der Sieg der nordischen Kleidertrachten im Süden verräth sich auch überall in den Strümpfen, Röcken und Miedern der Neugriechinnen, Italienerinnen und Spanierinnen, denn zur altgriechischen und altrömischen Zeit war diese entschieden nordische und germanisch-slavische Kleidertracht in jenen Gegenden unbekannt. Im neunten Bande hat der Verfasser diesen Trachtenwechsel in Bezug auf das westliche

Digitized by Google

Europa ausführlicher besprochen, aber der Mieder keine Erwähnung gethan, die doch gerade sehr charakteristisch scheinen.

Das culturgeschichtliche Gemälde der slavischen Welt und hauptsächlich Rußlands, das den größten Theil des vorliegenden Bandes einnimmt, ist von hohem Interesse und sehr anziehend in seinen Einzelheiten, schöpft aus den besten Quellen und gibt pikante Charakterzüge. Da es uns nicht möglich wäre, hier auf alle Details der Bauart, Tracht, Sitten, Lebensweise, des Landbaus und der Gewerbe, der Kunst, der Vergnügungen, des Glaubens und Aberglaubens rc. einzugehen, so beschränken wir uns darauf, einige Sachen auszuwählen, die von besonderer Eigenthümlichkeit sind und wohl nur wenigen unserer Leser bisher bekannt waren.

Zum Beispiel die Geschichte des Branntweins in Rußland. Der Gebrauch dieser betäubenden Flüssigkeit ist sehr alt in Rußland und die Nation hat ihre Leidenschaft dafür schon viel früher und in weit gröberem Maaß ausgesprochen, als das Volk von China die seinige für das Opium, dessen Gebrauch erst in neuerer Zeit die ungeheuersten Fortschritte gemacht hat. Wir wissen inzwischen, daß auch schon vor sehr alter Zeit die mongolischen Völker, die zwischen den Chinesen und Russen wohnen, berauschende Getränke liebten, und wie es scheint, ist es nicht blos das nordische Clima, was jene Getränke als Erwärmungsmittel empfiehlt, sondern auch die Einförmigkeit der Natur, die Aufregung der Phantasie zum Bedürfniß macht. Der Branntwein und all seine Surrogate gehören vorzugsweise dem Erdtheil an, der durch die Steppe charakterisirt ist. Was den Gebrauch des Branntweins in Rußland betrifft, so fanden ihn Reisende dort schon vor mehr als dreihundert Jahren im Uebermaße vorherrschend. „Der Branntwein war im 16. und 17. Jahrhundert selbst bei Hofe und beim Adel in Rußland das wesentlichste Getränk. Selbst die Bojaren genossen denselben bis zum Uebermaße. Sie suchten einen Ruhm darin, fremden Gesandten und Gästen bis zum vollsten Rausche zuzutrinken, und sie nahmen es sehr übel, wenn diese ihnen keinen Bescheid thun wollten. In allen Geschlechtern und Ständen herrschte die tollste Saufwuth; Weiber, Männer, Kinder, Bojaren, Landleute und Priester betranken sich bis zur Sinnlosigkeit, besonders an den hohen Festen, wo man die Betrunkenen vor den Thüren der Branntweinschenken wie todt im Schmutze liegen sah. Viele verloren dabei durch den Frost ihr Leben. Die Erfrornen, die in der Fastenzeit in Moskau sich wohl in die Hundert beliefen, wurden oft von den Hunden über Nacht angefressen. Die Berichterstatter aus der Zeit Peters des Großen versichern, daß man oftmals des Morgens 10—11 über Nacht erfrorne Menschen in den Straßen von Moskau gefunden und auf Schlitten geladen und fortgeschafft habe."

Historisch merkwürdig sind die aus den Zeiten Peters des Großen mitgetheilten Notizen über das unfläthige Trinken bei Hofe. „Das Tollste, was in dieser Beziehung an Peters Hofe ausgeführt wurde, war aber unstreitig die Einsetzung eines Fürst- oder Saufpapstes, wozu er zuerst seinen alten Lehrer Nikita Sotow ernannte. Dieser mußte im päpstlichen Ornat ein Pferd besteigen, wobei der als König David gekleidete Lustigmacher Buturlin den Steigbügel hielt. Nach Sotow's Tode erhielt Buturlin die Stelle des Saufpapstes, die mit einem Gehalte von 2000 Rubeln, freier Wohnung und so viel Bier und Branntwein verbunden war, als eben gebraucht wurde. Der Fürstpapst und sein Hofstaat mußten von Zeit zu Zeit öffentlich auftreten. So fand am 10. Sept. 1721 die Vermählung Buturlins mit der Wittwe seines Vorgängers Sotow, allerdings wider den Willen derselben, öffentlich statt. Der Fürstpapst war in seiner Amtstracht und wurde, als er aus der Kirche trat, von 1000 Masken empfangen. Das Cardinalskollegium Buturlins, durchgängig aus anerkannten und bewährten Säufern bestehend, war für hochgestellte Leute, die sich dem Trunke zu sehr hingaben, eine Art Strafanstalt und es befanden sich darunter ehemalige Gouverneurs. Das Collegium muß alle Jahr eine feierliche Procession halten." Der Fürstpapst erscheint dabei zu Pferde in päpstlicher Tracht, sein Vicar als König, die Cardinäle reiten auf Ochsen und Eseln, oder fahren in Schlitten, die mit Bären, Schweinen und Ziegenböcken bespannt sind." Nach Buturlins Tode wurde ein Conclave veranstaltet und ein neuer Papst gewählt. „Am 3. Januar 1725 Nachmittags 2 Uhr versammelte sich das Collegium im Buturlin'schen Hause und von hier aus fand nun der Zug nach dem Conclave in folgender Ordnung statt. Ein Marschall in gewöhnlichen Kleidern, aber mit einem Stabe, um welchen ein rothes Tuch gewickelt war, eröffnete denselben; ihm folgten zwölf Pfeifer, in der Hand mit Schellen besetzte Löffel. Ein zweiter Marschall führte darauf 60 Chorsänger. Diesen folgten 100 Civil- und Militärbeamte, wobei Generallieutenants, drei und drei. Dem dritten Marschall, in Cardinalskleidern, folgte Fürst Repnin nebst einem Begleiter in der gewöhnlichen Kleidung, dahinter kam aber der Generalmajor Golowin abermals in Cardinalstracht, neben ihm General Buturlin in Uniform. Nun folgte der Kaiser in rothem Ueberrock mit dem Fürstkönig, der einen Cardinalrock trug. Hinter dem Kaiser schritt ein

Digitized by Google

schwarzgekleideter Zwerg, der eine Papierrolle in der Hand trug. Es folgten vier Glieder Cardinäle in der Amtstracht. Hinter diesen schritten die Redner des Papstes, sechs Stammler. Dann erschien Bacchus auf einer Tonne sitzend und hinter ihm ein kleiner Bacchus, sein Lehrling, der eine silberne Bacchusstatue emporhielt. Bacchus handhabte einen silbernen Topf und Becher. Diese Gruppe ruhte auf einer großen Tragbahre, welche von sechszehn ganz besoffenen Bauern getragen wurde, die man in allen Branntweinkneipen aufgesucht und zu dieser Ceremonie herbeigeschleppt hatte. Vor dieser taumelnden Tragbahre schritt ein alter Mann her, der trockne Tannenzweige trug, welche ein dazu bestellter Mann von Zeit zu Zeit mit einer Fackel anzünden mußte, um das Räucherwerk darzustellen. Es folgte eine andere Bahre, die von zwölf Kahlköpfen getragen ward, deren jeder eine mit Luft gefüllte Schweinsblase in der Hand trug. Auf der Bahre stand ein Holzgefäß. Dann schloß ein schwarzgekleideter Redner mit sieben Cardinälen den Zug, den die Kaiserin in einer Kutsche als Zuschauerin begleitete. Auf allen Straßen waren Pechpfannen angezündet."

Merkwürdig ist in gegenwärtiger Zeit besonders der Umstand, daß die Branntweinproduktion in Rußland Monopol der Regierung wurde. „In Finnland, den Ostseeprovinzen, den polnischen Landstrichen und Kleinrußland ist das Branntweinbrennen den Gutsbesitzern, Kosaken u. A. gegen eine Abgabe freigegeben. Im eigentlichen Rußland ist es Monopol der Krone, die das Recht des Brennens und des Vertriebes verpachtet. Im Frühjahr bietet das Gouvernement durch die Rentkammern das Recht der Fabrikation mit der Aufgabe, den fabricirten Branntwein für einen bestimmten Preis an das Gouvernement auszuliefern, aus. Die Sache ist immer ein Risiko, da der Preis des Korns nach der nun folgenden Ernte nicht errathen werden kann. Der Finanzminister setzt den höchsten Preis für das Wedro Branntwein fest, über welchen hinaus kein Anerbieten angenommen wird. Dieser Preis wird sehr geheim gehalten. Nachdem das Recht des Brennens ausgegeben, wird das Recht des Verschenkens zu einem bestimmten Preise im Großen wie im Detail in ähnlicher Weise ausgeboten. Der Pächter verkauft dann auf seinem Comptoir den Branntwein in versiegelten Tonnen und Flaschen an Unterpächter und an die Kabakinhaber und Wirthe. Auf dem Comptoir ist der Branntwein noch gut, aber theuer, allein in den Kabaks wird er arg verfälscht, namentlich der in den Tonnen. Es wird oft die Hälfte Wasser zugeschüttet, und um ihn dennoch berauschend zu machen, allerlei narkotische Kräuter, Belladonna, Tabak u. s. w. zugesetzt."

Aus dem kirchlichen Gebiete sey hier eine Schilderung des russischen Abendmahls aufgenommen. „Die Messe vor der versammelten Gemeinde beginnt damit, daß ein Diakon aus einer Seitenthür des Ikonostas hervortritt, das auf seiner Schulter hängende, breite, lange, goldgestickte Band mit der Hand hoch emporhält und im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes den Anfang des Gottesdienstes verkündigt. Dann ruft er mit lauter Stimme: ‚Im Namen unseres Herrn und allergnädigsten Kaisers Nikolaj Pawlowitsch, im Namen unserer Kaiserin Alexandra Feodorowna, im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, des Staates, des Militärs, des Civils, im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft.' Während dieser Worte wird durch die Priester hinter der verschlossenen Bilderwand das Brod nach besonderen Vorschriften mit der Lanzette durchbohrt, geschnitten, der Wein in den Becher geschüttet und das kleingeschnittene Brod auf einen silbernen Teller gethan. Nun wird aus einer der Nebenthüren das Evangelium hervorgetragen; der Diakon, begleitet von den dienenden Diatschoks, hält es hoch empor, indem er die untere Kante des Buchs mit der Stirne berührt, sodann küßt er dasselbe und legt es auf ein vor der königlichen Thüre stehendes Pult. Die Evangelienbücher sind oft sehr groß und der Vorderdeckel mit Edelsteinen, Silber- und Goldschmuck bedeckt. Darauf liest einer der Geistlichen aus demselben vor, was meist überaus rasch vor sich geht. Zwischendrein singt der Sängerchor das ‚Gospodi pomilui', oft unterbricht aber auch der Priester sich selbst mit einem 36—40 Mal wiederholten Gospodi pomilui. Mittlerweile sieht man durch den Schleier vor dem Gitter der königlichen Thüre den Priester im Allerheiligsten hin- und herschweben, bis endlich die Verwandelung durch einen prachtvoll gesungenen Psalm angekündigt wird. In diesem Augenblicke öffnen sich die Seitenthüren und aus einer derselben tritt, den Diatschok mit brennender Kerze voran, die Procession der gesammten Priesterschaft, Brod und Wein bringend, hervor. Der Oberpriester hat den Becher mit dem Wein, ein anderer den Teller mit dem Brod auf dem Kopfe. Während die Procession vor der königlichen Thüre anhält, spricht der Diakon ein lautes Gebet für den Kaiser und seine Familie. Dann kehrt sie ins Allerheiligste zurück, worauf unter einem Hymnus Brod und Wein feierlichst auf dem Altar niedergesetzt werden. Der Oberpriester kniet dabei nieder und liest leise viele Gebete, in denen er um die Weihung bittet. Darauf erscheint abermals ein Diakon vor dem Ikonostas und fordert alle Ungläubigen auf, die Kirche zu verlassen, indem er ausruft: ‚Geht hinaus, ihr Ungläubigen, so daß kein

Digitized by Google

Ungläubiger in der Kirche verweilet. Wir gläubigen Gesichter wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten'. Nachdem sich nun die etwa anwesenden Juden und Mohamedaner entfernt haben, beginnt der Diakon ein langes Gebet: ‚Wir bitten Dich, Herr, um das Heil unserer Seelen, um die Reinheit der Lüfte, um die Mehrung der Früchte, um die Befreiung der Gefangenen, um die Genesung der Kranken. Wir bitten Dich für unsere Eltern, unsere Brüder und unsere Kinder, für die hier versammelte Gemeinde und für die, welche sich nicht in der Kirche befinden. Herr, wir bitten Dich'. Daran schließt sich abermals ein Gebet für den Kaiser und das kaiserliche Haus, wobei auch für den Großherzog von Weimar und die übrigen Verwandten gebetet wird. Darauf folgt ein Psalm des Sängerchors, und der Diakon erfaßt erst den Wein und bittet den Oberpriester, ihn zu segnen, und nimmt dann das Brod mit gleicher Bitte, worauf auch letzteres in den Becher geschüttet und noch einmal vom Oberpriester gesegnet wird. Jetzt erfolgt die Verwandelung, und nun fallen sämmtliche Priester platt am Altare zu Boden, die Gemeinde bekreuzt sich und küßt den Fußboden, und die Glocken der Kirche erklingen. Von Neuem öffnen sich die Pforten des Ikonostas, und nun beginnt die Vertheilung des Abendmahls. Zu denen, die das heilige Abendmahl empfangen wollen, spricht der Oberpriester: Tretet herzu mit Gottesfurcht und Glauben. — Gieb, Gott, daß wir eine gute Beichte gemacht haben. Vergieb uns alle Sünden, die wir mit oder ohne unser Wissen begangen haben. Gieb, daß wir nicht uns zum Unglück, sondern uns zur Rettung das Abendmahl nehmen, und daß wir Dich nicht wie Judas, sondern wie der Räuber küssen und sprechen: ich hoffe mit Dir in der anderen Welt im Paradiese zu seyn. Die Communicanten treten nun einer nach dem anderen heran, fallen ein paar Mal auf die Knie und empfangen in einem kleinen silbernen Löffel einen in Wein geweichten Bissen Brod. Sie haben die Hände auf der Brust gekreuzt, küssen dann den mit eingesetzten Heiligenbildern verzierten Abendmahlsbecher und gehen dann ab. Nun folgt eine Wiederholung der erwähnten langen Gebete und Vorlesung aus dem Evangelio. Zuletzt erbittet der Oberpriester den Segen von Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geist, Johannes dem Täufer, Joseph und Anna, der Bogorodiza, der Gottesgebärerin, dem Heiligen des Tages, dem heiligen Antonius, Michael und Nikolaj und allen übrigen wunderthuenden Höhlenbewohnern. Die Ikonostaspforten schließen sich, die Sänger singen und die Gemeinde entfernt sich Kreuze schlagend. Nun aber haben die Geistlichen selbst noch Manches zu thun, ehe sie sich entfernen können; sie segnen und küssen sich, bis sie endlich Alles beendigt haben. Die ganze Messe dauert gegen 3 Stunden, wobei von der Gemeinde kein Gebetbuch gebraucht wird. Der Dienst der Messe hinter der Bilderwand ist sehr im Detail ausgebildet und eine eigentliche Darstellung des Opfers des Lammes, wobei jede Bewegung in der Liturgie genau vorgeschrieben ist."

Wir fügen noch ein volksthümliches Charakterbild aus Polen an: „In Polen wie in Böhmen ist aller Handel in den Händen der Juden. Namentlich ist in Polen jeglicher Verkehr seit dem 13. Jahrhundert in der Gewalt derselben und ihre Anzahl beträgt eine Million Köpfe. Die Juden haben von Deutschland aus schon früh den Weg nach Polen gefunden. Sie gediehen vortrefflich, sie wurden gar bald durch die Vorschüsse, die sie gegen hohen Zins hergaben, Herren des Eigenthums, und Augenzeugen versichern, daß der Pan Zyd, der Herr Jude, sich als den einzigen rechtmäßigen Herrn aller polnischen Habe betrachtet und die Hoffnung hegt, daß auch das sämmtliche Grundeigenthum dereinst in seinen Besitz übergehen müsse. Ein neuerer Beobachter hat das Gedeihen der Juden in Polen aus dem Nationalcharakter beider Volksstämme nachgewiesen. Der Jude ist schmutzig, der Pole ist es auch und nimmt daher keinen Anstoß daran; der Pole ist aufbrausend und rasch, der Jude geduldig und zahm; der Pole ist dabei aber großmüthig und verschwenderisch, keiner weiß besser, als der Jude, von diesen Eigenschaften Vortheil zu ziehen; der Pole versteht nicht zu rechnen, der Jude kann es vortrefflich; der Pole lebt in den Tag hinein und weiß sich im Unglück keinen Rath, der Jude überlegt, sorgt bei jedem Schritt und weiß in allen Fällen Mittel und Wege; der Pole ist faul und hochfahrend, der Jude demüthig; der Pole scheut sich vor jedem Geschäfte, der Jude vor keiner Mühe und Arbeit. Kasimir der Große gab den Juden privilegirten Gerichtsstand. Dennoch behandelt sie der Edelmann und Grundherr mit der größten Willkür, neckt und quält sie, wenn auch nicht in der Weise, wie es die deutschen Städter des 14. und 15. Jahrhunderts übten. Der Jude erträgt das alles mit Geduld und weiß seine Schätze nicht blos in Sicherheit zu bringen, indem er sie, wie der gedrückte polnische und russische Landmann ehedem that, in die Erde verscharrt, sondern er weiß sie auch durch Wucher zu vermehren."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 33. 23. April 1853.

Reise.

Reise nach dem südlichen Frankreich und durch die südlichen Küstengegenden von Piemont nach Italien von Dr. G. H. von Schubert. Zweite Auflage. Zwei Bände. Erlangen, Palm und Enke. 1853.

Daß diese Reiseschilderung in zweiter Auflage erscheint, verdankt sie dem Ruf ihres Verfassers und nicht blos dem wissenschaftlichen Werthe, sondern wohl auch der Gemüthlichkeit ihres Inhalts. Es macht auf den ersten Blick einen wunderlichen Eindruck, „wie in des Verfassers orientalischer Reise, so auch wieder hier den Reisenden mit seiner „Hausfrau“ in weiter Ferne von seinem Hause auf steilen Felsenpfaden über dem Meere, unter fremdartigen Palmen, in der arabischen Wüste sogar so traulich zusammenleben zu sehen, wie in ihrer Heimath an der Isar. Selten oder nie hat sich ein so inniges Gattenverhältniß auf weiten and gelehrten Reisen fortgesetzt, aber es macht einen wohlthätigen Eindruck und erscheint als ein Triumph deutschen Gemüths.

Die Reise ging über Lyon, die Rhone hinab. Ueberall knüpft der Verfasser lehrreiche Bemerkungen an, die sich zuweilen bis zu vortrefflichen Naturgemälden ausbreiten, hin und wieder aber auch historische Erinnerungen betreffen. So fällt ihm zu Avignon das Andenken an die tiefe Corruption, in welche hier das Papstthum in der Sklaverei unter französischen Königen herabgesunken war, schwer auf die Seele, wogegen er sich wieder im Andenken an Petrarca erheitert. Hier die schöne Charakteristik dieses Dichters. „Wer Petrark nicht blos aus seinen Sonnetten und Canzonen, sondern namentlich auch aus seinen Selbstbekenntnissen kennt, der hat wohl einen andern Blick in diesen stillen, tiefen See gethan als Jene, welche nur die spiegelnde Oberfläche betrachten. Es ist eine Liebe, deren Gegenstand ewig, deren Dauer beständig und ewig, deren Seligkeit ewig. In jedem tiefen Gemüth liegt das Sehnen nach dieser Liebe und ihrer Befriedigung. Es ist etwa ein Hauch aus dem Morgenlande des beständigen Frühlings, ein Thautropfen, in welchem das Bild der ewigen Schönheit sich spiegelt; die betende Gestalt einer sterblichen Laura, welche das Sehnen im Inneren an den Aufflug nach einem unsterblichen Oben erinnert, und es wird alsbald, wie ein stiller, mächtiger See, die Liebe geboren, welche von da an Leben zeuget, überall wo ihr Gang durch die Zeit zur Ewigkeit hintrifft. Geister, welche wie Petrark diese Liebe kannten und in sich nährten, deren Walten und inneres Leben sind bleibender als der Wechsel der Tage und der Lauf jener Gewässer, welche, so lang der Gang der Zeit währt, Welle auf Welle aus dem Felsen hervorbrechen.“ s. S. 71.

Herr von Schubert gibt sich auch als ein feiner Beobachter der nationalen und provinzialen Physiognomien zu erkennen. Wie er die Marseiller von allen andern Franzosen unterscheidet, mag davon Zeugniß geben. „Man nennt die Frauen und Männer dieser Gegend ganz vorzüglich schön; es kommt bei solchem Urtheil viel auf den Maßstab der Schönheit an, welchen man in sich trägt. Wohl sollte man sich hüten, die Schönheit der Menschengestalt und ihres edlen Antlitzes, in welchem die ganze Welt des Geistigen sich abspiegelt, so zu ermessen und zu beurtheilen, wie die Schönheit eines thierischen Körpers, d. h. nach der Fülle oder dem gröberen Umriß des Fleisches und der Knochen, oder nach Farbe und Alter. Der eigenthümlich liebliche Ausdruck des Menschenangesichts, worin dasselbe einen glatten, ungetrübten Spiegel darstellt, darin der Abglanz einer geistigen Schönheit erscheint, hat sich uns seltener und weniger in dem wegen seinen Schönheiten so oft gepriesenen Marseille als anderwärts gezeigt. Es ist in diesen öfters leblosen oder unruhig (gleichsam hüpfend

Digitized by Google

bewegten Gesichtszügen solcher weißhäutiger, dabei schwarzäugiger Köpfe meist etwas so Trübes, Unstätes, wie in den Staubwolken, welche der Mistral bald so, bald anders gestaltet, ein Etwas, auf welchem ein an wahre Schönheit gewöhntes Auge weder ruhen will noch kann. Freilich sagte man uns, daß unter andern diese ‚schönen Damen', welche wir in den Abendstunden im Cours und in der Gegend des Theaters so häufig sahen, zu einer Klasse von Menschen gehörten, welche leider in Marseille überaus zahlreich ist, und welche dort das Glück der Familien untergräbt, das junge, frische Leben in seinem Aufkeimen vergiftet; aber es scheint eine gewisse nichtssagende Leichtfertigkeit und geistlose Sinnlichkeit hier der vorherrschende Charakter auf einem großen Theil der Gesichter zu seyn. Nicht einmal die Gestalten (Wuchs und Umriß) schienen mir sehr bedeutend; höchstens bemerkte man Zierlichkeit statt Grazie, üppige Fülle statt Kraft. Es ist mir, wenn ich mich unter der Menge dieser großen Seestadt herumtrieb, meist so gänzlich frei und unangesprochen zu Muthe gewesen, als fände ich mich unter einem Volke, dem nicht blos meine Sprache, sondern auch meine ganze Art und Weise eben so fremd und unverständlich sey, als mir die seine; in der That, es war mir zuweilen, als fände ich mich in einer sehenswerthen Menagerie unter lebendigen Wesen, welche man betrachtet und von ihnen betrachtet wird, ohne daß ein Leben das andere recht begreift. Diese ganz eigenthümliche Empfindung habe ich noch nie, in keiner andern Stadt gehabt, und ich verglich sie im Stillen oft mit jener ganz anderen, welche mich vor mehreren Jahren gerade um diese Zeit durch das volkreiche, bürgerlich thätige, ehrenwerthe Hamburg begleitete."

Zu dem Schönsten, was dieses Reisewerk darbietet, gehört die Schilderung der hyerischen Insel und des romantischen Uferwegs von Nizza nach Genua. Hier ist das Paradies von Europa. Als Naturforscher sammelte Herr von Schubert an diesen Gestaden vielerlei Seethiere, von denen er ein sehr lebendiges Gesammtbild Theil II. S. 23 gibt. Am reizendsten erscheint der unterseeische Garten, die Fülle von blumenartigen Seethieren, die man am Meeresboden durch die kristallene Fluth wahrnimmt. Aber auch die Pflanzenwelt über der Erde ist voll hohen Reizes wegen ihres ganz südlichen Charakters und wegen der herrlichen Landschaften, deren Zierde sie ist. „Wie ist doch eine solche Natur, als die um Monaco, in ihrem Mittagstraume und ihrer Mittagsruhe so unbeschreiblich schön! Da ruht an der Seite des unerweckbar schlafenden Felsen das Gewimmel der indianischen Feigen (Cactus ficus indica), weiter hinanwärts haben sich die Wälder der Citronenbäume und um ihre Kammern die Jujubengesträuche gebettet; über beide emporgestiegen träumt der Wald der Oliven von dem Räthsel: wie ihm das grünende Leben geworden. Dazwischen schauen die Wipfel einzelner Dattelpalmen sehnsuchtsvoll über das Meer nach der südwärts gelegenen Heimath hinüber. Hier zu den Füßen der Straße zeigt sich, unter den Olivenbäumen und Citronen, das Landhaus, welchem Condamine den Namen und die Bedeutung gab. Der Adlerflug der Straße schwebt aber weiter über dem blühenden und grünenden Paradiese und über der grünlichen Fluth des Meeres hin und, als sey der Zug hinabwärts in diese Bucht von unwiderstehlicher Macht, fängt sie an, sich bergab zu senken, nach der Küste hin. Da, wo dieselbe dem aus Monaco gen Mentone durch den Hain der Citronen und Oliven führenden Wege begegnet, zeigt sich ganz nahe auf dem Cap Martin das Lusthaus des Fürsten und Herrn von Monaco, welches selber in seiner es umgebenden Natur ein Lusthaus von Europa zu nennen ist. Hier ist es, als webte der mächtige Geist, der den Vogel durchdringt, wenn er, gedrängt von der nahen Ausgeburt des Eies, das sichernde Nest baut, näher und kräftiger als irgendwo. Es wird hier das Wehen der süßen Schwermuth einer Ueberfülle des Lebens bemerkt, aber auch das Wehen des Gefühls einer Mutter, welche den erstgeborenen, längst ersehnten Säugling umfängt." II. S. 64. Daß ein reicher Engländer sich hier eine Familiengruft angelegt hat, möchten wir weniger loben. Der honorable Herr hätte wohl das italienische Paradies mit dem Geruch seiner Eitelkeit verschonen dürfen.

Die Beschreibung des Rhonethals, der französischen Küstenstädte am Mittelmeer und die Uferreise bis Genua sind in dem vorliegenden Werke die Hauptsache und bilden eine zusammenhängende Gruppe reizender Gemälde. Von da an faßt sich Herr von Schubert in Bezug auf seine weitere Reise nach Florenz, Rom, Neapel verhältnißmäßig weit kürzer, weiß aber auch auf diesem von Touristen längst ausgetretenen Wege immer noch manches Neue zu bemerken und interessante Betrachtungen anzustellen.

Frappant war uns seine Auffassung der Peterskirche in Rom, Theil II. S. 148 f. Er spendet diesem Bauwerke das höchste Lob und stellt es dem gothischen gegenüber, wie das sichtbare Herabsteigen des Göttlichen zur Erde dem betenden Hinaufsehen zum Himmel von der Erde aus. „Mir scheint es nämlich immer, als wenn jene eigentliche Kunst, welche der Geist im Menschen schafft, zwar in allem ihren Thun und Wirken den Menschen zu einem Göttlichen hinführen und an

Digitized by Google

dieses erinnern wolle, aber dieses vorbildliche Hinführen zu dem, was ewig ist und beseligend, geschieht in zweifacher Richtung und Weise. Nach der einen (gleichsam weiblichen) bemüht sich der schaffende Geist der Kunst, die Flamme der Andacht und des innigen Sehnens nach dem Leben, das von oben ist, in seinen Gebilden darzustellen, und sucht durch jene Flamme in der Seele des Betrachtenden die gleiche Glut der Andacht zu entzünden; nach einer anderen, allerdings durch steilere Höhen gehenden Richtung will die Kunst das Leben, das von oben ist, das Anbetungswürdige und Göttliche, unmittelbar in der ganzen Fülle der unvergänglichen Kraft und Schönheit vor das betrachtende Auge stellen und durch dieses unmittelbare Annahen des Hehren die Seele beugen und erheben. Auch in der Baukunst scheint mir diese doppelte Richtung offenbar; die erstere in jenen altgothischen Kirchen, in denen weniger die augenfällige Schönheit und Pracht, als der tiefe Sinn der Andacht, der in der Anordnung aller einzelnen Theile sich aussprach, das Gemüth zum Fluge des Gebetes erhob, die andere in Tempelgebäuden, welche durch die Uebermacht ihrer Schönheit ein sichtbares Abbild der unsichtbaren Urschönheit darstellen.“ Diese Uebermacht der Schönheit findet nun der Verfasser im Bau der Peterskirche. Wir sind anderer Ansicht. Die Peterskirche hat uns mit ihrer in den Himmel gestreckten und doch schweren und steifen Kuppel, mit ihren ungeheuren Dimensionen, die doch nur die kleinste Wirkung hervorbringen, nur den Eindruck gemacht, wie eine Gruppe übereinander gestülpter Theetassen in vergrößertem Maßstabe. Wenn auch die ungeheure Größe den winzigen Menschen, der sie betrachtet, gleichsam physisch erschreckt, so bleibt doch die Seele dabei kalt, ja diese herzlose Verschwendung der großartigsten Mittel, um mit dem Anspruch, die Centralkirche der christlichen Welt zu bauen, doch nur eine so kleinliche Wirkung hervorzubringen, empört das religiöse Gefühl. In der Peterskirche ist auch nicht ein Zug, nicht eine leise Spur von Heiligkeit im architektonischen Ausdruck, alles ist daran weltlich empfunden und ausgeführt. Wir müssen hinzufügen, daß es den Charakter der gothischen Baukunst durchaus verkennen hieße, wenn man in ihm nur den Ausdruck der Sehnsucht zum Himmel, überhaupt nur etwas Subjectives sehen wollte. Wenn je von einer Kirchen-Baukunst das gilt, was Herr von Schubert von der römischen will gelten lassen, so ist es gerade umgekehrt die gothische. Nicht nur in der Symbolik ihrer Formen, auch in den tiefsten und bestimmtesten Eindrücken, die sie auf den Beschauer hervorbringt, bezeichnet sie die Gegenwart des göttlichen Geistes, dem sie zur Einkehr dienen soll. Was könnte objectiver seyn? In den großen gewaltigen Salon der Peterskirche muß dagegen erst die subjective Frömmigkeit der Menschen etwas Heiliges hineinbringen, was in seinen Formen keineswegs vorgezeichnet ist.

Gedichte.

Gedichte. Von Oscar von Redwitz. Mainz, Kirchheim und Schott, 1852.

Elegante Taschenausgabe mit Goldschnitt. Herr von Redwitz verdient die Liebe, die ihm vom deutschen Publikum zugewendet worden ist. Er ist nicht nur ein reichbegabter, sondern auch liebenswürdiger Dichter. Was ihn vorzüglich auszeichnet, ist seine Religiosität, das was bei den frommen Sängern des Mittelalters die Gottesminne hieß. Sodann eine überströmende Fülle des Wohlwollens, ein Herz ganz voll Liebe. Endlich der reine Klang seines Verses, die schöne Harmonie seiner Sprache.

Obgleich alle seine Gedichte vom Strom der Liebe getragen sind, heben wir doch eins hervor, in dem uns sein Wohlwollen besonders charakteristisch ausgedrückt erscheint.

Und ist die Welt auch kalt und arm,
Die Liebe karger als der Haß,
Mein Herz ist reich und liebeswarm,
Ich sing' von Lieb' ohn' Unterlaß.

Die Natter, die beim vollsten Klang
Mir stechend schon die Hand umschlingt,
Die spann' ich auf als Harfenstrang,
Der hell in's Lied der Liebe klingt.

Und freudig samml' ich Stein um Stein,
So viel die Schleuder nach mir schnellt,
Mir Liederbrücken draus zu reihn
Von meinem Mund ins Herz der Welt.

Drum ist die Welt auch kalt und arm,
Am Kreuze schwebt mein Saitenspiel!
M e i n Herz ist reich und liebeswarm —
Den Herrn besingen ist mein Ziel.

Auch von dem lieblichen Wohllaut, der in der Nachtigallbrust dieses Sängers wohnt, geben alle seine Lieder Zeugniß; doch heben wir eins hervor, in welchem das Musikalische der Sprache um so mehr hervortritt, als der spielende Gedanke uns weniger beschäftigt.

Digitized by Google

Mein Herz ist weiß nicht wie gestimmt,
Ich bin als wie ein Kind so weich;
Im Aug' mir stets die Thräne schwimmt,
Und immer könnt' ich weinen gleich.
Es ist mir alles einerlei,
Ob Sonnenschein, ob Nacht es sei,
Und wo ich geh', und wo ich steh',
Und was ich denk', und was ich thu' —
Nur Eines läßt mir nimmer Ruh:
Ich will zu ihr, daß ich sie seh'! ꝛc.

Indem der Dichter den tiefsten Ton religiöser Innigkeit anzuschlagen weiß, tritt er aus dem Bereich moderner Convenienz heraus, in dem immer noch der ganze antike Olymp eingebürgert, Christus aber verbannt ist. Gerade dieser fromme Zug hat, wie uns scheint, Herrn von Redwitz viele Freunde und Verehrer gewonnen, denn die Zeit selbst will sich den heidnischen Banden entziehen. Allein der Dichter ist vielleicht mehr, als er sich selbst überlegt hat, noch immer in einer Manier befangen, die gerade die gottentfrembete, rationalistische und classische Periode unserer Poesie bezeichnet hat, und von der er sich demnach seiner ganzen inneren Richtung gemäß auch äußerlich abwenden sollte. Wir meinen die Reflexionspoesie und das immerwährende Reden von sich selbst. Dem eiteln Dichter des modernen Egoismus oder der geistigen Vornehmigkeit, die keinen Gott, ja nicht einmal eine Welt mehr anerkennt außerhalb des eigenen kostbaren Ich, dem Anhänger des Cultus des Genius, der wie Göthe unter allen Genien sich selbst zuerst verehrt und Weihrauch streut, ziemt jene Liebäugelung mit dem eigenen Bild im Spiegel vollkommen, ist ihr nothwendig und verzeihlich, nicht aber dem frommen Dichter, der die Eitelkeit des Ich zu überwinden weiß und sich an die Schönheit der Welt hingibt, in die Tiefe Gottes versenkt. In dieser Beziehung hat es uns nicht angenehm berührt, in den Gedichten des Herrn von Redwitz so viel Reflexion zu finden:

O daß ich noch bin so jung, so jung,
So recht aus dem Herzen zu singen!
So recht in jauchzendem Lerchenschwung
Mich tief in den Himmel zu schwingen!
Und daß ich noch jung, mit freudigem Griff
Den heiligen Flamberg zu schwenken!
Und lachenden Aug's das bewimpelte Schiff
Durch's Meer der Gesänge zu lenken! ꝛc.

Das ist sehr schön gesagt, aber der Gesang soll immer etwas anderes als sich selbst besingen. Herr von Redwitz wiederholt gar zu oft: ich singe, ich soll singen, ich werde singen.

Wenn ich nur wüßt',
Wie ich singen müßt',
Daß auf mein Spiel
Ein Jeder gern
Vor Gott, dem Herrn,
Gleich niederfiel',
Und von der Stund'
Aus Herzensgrund
Ihn lieben wollt',
Und lieben müßt'!
Wenn ich nur wüßt',
Wie ich singen sollt'! ꝛc.

Diese subjectiven Stimmungen und Vorbereitungen zum Werke haben doch eigentlich nur den Werth des Geigenstimmens im Orchester vor der Ouverture. Wir sind nicht gemeint, durch unsern hier nicht zum erstenmal ausgesprochenen Tadel der Reflexionspoesie den Strom der Mode im geringsten aufzuhalten. Wir tadeln auch nicht sowohl Herrn von Redwitz als die Gewohnheit des Zeitalters, die ihn unwillkürlich fortreißt, und warnen ihn nur, weil er zu etwas Besserem geboren ist als zu einer Wiederholung des süßen Liedes vom Ich, das gerade die gemeinsten Vögel zu pfeifen pflegen. Die Reflexion und Beschmeichelung des Ich ist so sehr der Grundzug der modernen Poesie geworden und steht in so innigem Zusammenhange mit der Selbstvergötterungslehre der Philosophie, die sich dem Christenthum diametral widersetzt hat, so wie mit der Selbstbestimmungslehre, die der Zerrüttung des politischen Lebens zu Grunde liegt, daß man sich nicht zum Positiven in Kirche und Staat bekennen kann, ohne auch im Gebiete der Poesie jener subjectiven Reflexion eine strenge Objectivität ententgegensetzen zu müssen. Wenn es nun in den Gedichten von Redwitz heißt, im ersten Liede „O daß ich ꝛc.“, im zweiten „Da lieg' ich ꝛc.“, im dritten „Mein Herz ist ꝛc.“, im vierten „Ich alle besingen mag“, im fünften „O liebe mich“, im sechsten „Ich bin der Baum ꝛc.“, im siebenten „Ich preise ꝛc.“, so sind das doch der Ichs und Selbstbespiegelungen zu viele. Bei einem andern Dichter würden wir gar nicht darauf achten, bei Herrn Redwitz ist es uns aufgefallen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 34. 27. April 1853.

Länder- und Alterthumskunde.

Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan. Von Johann L. Stephens. Deutsch von Dr. Meißner. Mit 116 Abbildungen, 10 Plänen und einer Karte. Leipzig, Dyck. 1853.

Die höchst merkwürdigen Alterthümer in Yucatan wurden zuerst von einem Deutschen Namens Waldek entdeckt und in einem Foliobaud, Paris 1835, beschrieben, allein noch lange nicht so genau und in so weitem Umfang, wie es hier von Stephens geschieht. Es handelt sich nämlich nicht etwa von einer noch in den Urwäldern stehen gebliebenen, wenn auch verlassenen Stadt, sondern von einem ganzen Lande voller Städte und staunenswürdiger Tempel, von denen auch Stephens noch lange nicht alles entdeckt hat, weil es ihm unmöglich war, noch tiefer in die unwegsamen und von wilden Indianern bewohnten Urwälder einzudringen. Er hegt aber die Vermuthung, daß im Innern dieser Wälder wohl noch ähnliche Städte gefunden werden könnten, welche heute noch bewohnt und wo heute noch die alten Götter verehrt werden.

Diese Vermuthung hat manches für sich. Yucatan liegt dem alten Mexiko sehr nahe. Stephens hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, aus den Geschichtschreibern der spanischen Eroberung und aus lokalen Urkunden nachzuweisen, daß die ersten Spanier, die an der Küste von Yucatan landeten, daselbst noch alle jene Städte bewohnt gefunden haben. Was uns überliefert ist von der grausamen Art und Weise, wie die Spanier sich der Küstenplätze bemächtigten, macht es nicht unwahrscheinlich, daß eine große Zahl der Städte, die etwas tiefer im Lande liegen, von den Indianern freiwillig verlassen worden sind, nachdem sie die Unzulänglichkeit ihrer Vertheidigungsmittel gegen die spanischen Feuerwaffen erkannt hatten. Ins Innerste des Landes ist aber nie ein Weißer eingedrungen, auch heute noch nicht, es wäre daher wohl möglich, daß sich hier noch Reste des alten Volkes mit seinem alten Cultus erhalten hätten. Wenn noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die spanischen Geistlichen an den Küsten gegen die Fortdauer heidnischer Opfer eifern mußten, so dürften die ferner wohnenden Indianer noch gewisser an ihrem früheren Heidenthum hängen.

Die Reise ist sehr anmuthig und lebendig geschrieben. Herr Stephens besitzt Geist und eine treffliche Laune, so daß es nicht blos die in ihrer Art einzigen Alterthümer sind, deren Beschreibung uns hier entzückt, sondern auch der Frohsinn und die liebenswürdige, zuweilen schalkhafte Art, womit der Verfasser die Sitten und Gewohnheiten der Spanier und Yucataner und seine Reiseabentheuer schildert.

Schon die Seereise von Nordamerika herüber ist mit ungewöhnlicher Lebendigkeit dargestellt. Die Introductionen größerer Reisen pflegen in der Regel etwas Langweiliges zu haben. Hier aber wird das Interesse gleich anfangs in Anspruch genommen durch ein Gewitter auf dem Meere und eine andere große Gefahr, der das von einer Meeresströmung fortgerissene Schiff entgegenging. Das Schiff landete im Hafen von Sisal, von wo sich Stephens mit seinen beiden Reisegefährten nach der nahen Hauptstadt Merida begab. Fremde sind hier äußerst selten, daher die Sitten noch sehr patriarchalisch. Der Verfasser lobt den sanften Charakter der spanischen, wie der indianischen Einwohner. Auch fehlt ihnen die spanische Grazie nicht. Ihre Bildung ist freilich nicht sehr entwickelt, was aber reichlich durch das Noble im Racenzug ersetzt wird. Außer den Stiergefechten, an denen hier mit so großer Leidenschaft Theil genommen wird wie in Madrid oder Sevilla, ist hauptsächlich das Lotto stark in der Mode. Vornehm und Gering, Alt und Jung spielt hier öffentlich Lotto, ganz wie es bei uns die Kinder zu thun pflegen. Jeder hat

Digitized by Google

seinen Zettel mit Zahlenreihen vor sich, ein Knabe zieht und ruft die Nummern aus. Wer zuerst eine Reihe Zahlen (eine Quinterne) besetzt hat, gewinnt den gesammten Einsatz, der gewöhnlich nicht hoch ist. Unsere Reisenden hatten bald Gelegenheit, auch ins Innere der Familien zu gelangen, sofern der Eine die Damen daguerreotypirte, der Andere nach neuester Methode durch einen kleinen Schnitt vom Schielen heilte. Beide fanden ausnehmenden Zuspruch, was mit bester Laune erzählt wird.

Alsdann begannen die Reisen nach den schon bekannten Ruinen und das Aufsuchen von noch neuen. Das ganze Land ist damit bedeckt, aber sie sind schwer zugänglich. Nur wenige und schlechte Wege führen zu den entfernten Städten oder Hacienden (Landgütern), die überhaupt dünn gesäet sind. Alles Uebrige ist ein kaum zu durchdringender Urwald. Von diesem Walde sind die Ruinen selbst dicht bedeckt, man erkennt sie nur an den hügeligen Erhöhungen des Waldgrüns, die über die gemeine Waldfläche hervorragen. Bei der Hitze und Feuchtigkeit des Clima's zerstört die reichliche Vegetation nach und nach alle jene Ruinen, indem sie unter dem Gestein wurzelt und die Mauern auseinander sprengt. Es war hohe Zeit, daß man sie wieder entdeckte; in wenigen Jahrzehnten werden sie vollends zerbröckeln und nur Schuttmassen übrig bleiben. Auf einer dem Werke beigegebenen Karte können wir den Weg der Reisenden und die fremdklingenden Namen der Ruinen verfolgen. Ein weiter Raum bleibt übrig, in den weder der Verfasser, noch irgend ein Weißer bisher vorgedrungen ist. Das bloße Verzeichniß von Ortsnamen (Mayapan, Uxmal, Marcanu, Ticul, Nohpat, Labna, Kewik, Chichen, Tuloom) würde den Leser um so weniger interessiren, als es nicht einmal vollständig seyn kann, sondern in der Wildniß gewiß noch viele andere, bisher unentdeckte Trümmer liegen. Wichtiger ist die Charakterisirung der Bau- und Bildwerke, die man an so verschiedenen Orten, wesentlich mit einander übereinstimmend, gefunden hat.

Herr Stephens weist aus älteren Schriftstellern, so wie aus den noch erhaltenen Bildwerken nach, daß die alte Cultur von Yucatan derjenigen von Mexiko fast durchaus ähnlich war. Wie im alten Mexiko, so sind auch in Yucatan die höchsten Bauwerke breit angelegte Pyramiden, in denen die Stockwerke terrassenförmig auf einander stehen und zu deren höchster Oberfläche man von unten auf breiten Treppen emporstieg. Diese sogenannten Teocallen waren eigentlich nichts als hohe Opferaltäre, auf denen der Priester ein lebendes Opfer schlachtete, während ringsum das Volk versammelt war und zusah. Der hohe Standpunkt wurde gewählt, damit das Schauspiel von Jedermann gesehen werden könne, aber auch, weil der Priester das noch frisch blutende Herz des Opfers der Sonne entgegenhalten mußte.

In einer anderen Art von Bauwerken, weitläufigen Hallen, erkennt der Verfasser mit Bestimmtheit eine Halle zum Ballspiel wieder, wie solche auch der berühmte König Montezuma in seiner Residenz Mexiko hatte.

Von sehr vielen Gebäuden läßt sich die Bestimmung nicht mehr erkennen. In Marcanu kommt ein sogenanntes Labyrinth vor, in dessen Gänge Stephens nicht tief eindringen konnte, weil er sie verschüttet fand. Die Namen der Ruinen geben keine Auskunft, die eine heißt das Haus des Gouverneurs, die andere das Haus der Nonnen, das dritte das Haus des Zwanges ꝛc., aber nur an eine einzige knüpft sich eine dunkle, legendenartige Volkssage. Wie es scheint, wurde die alte Tradition durch die Geistlichkeit und durch den Stumpfsinn der Indianer selbst ausgetilgt. — Die Gebäude haben durchaus eine sehr breite Anlage, oft von mehreren hundert Fuß, die Treppen zu den verschiedenen Stockwerken sind aber immer auswärts angebracht. Nur ausnahmsweise fand Stephens auch einmal Treppen im Innern der Ruinen von Laphak. Hier die Schilderung dieses Tempels als Probe von der lebendigen Darstellungsweise des Verfassers: „Das ganze Gebäude mit allen seinen Terrassen war von riesigen Bäumen überwachsen. Die Indianer hieben einen Pfad längs der Vorderseite hin durch, wir gingen von Thür zu Thür und wanderten durch seine öden Gemächer. Zum ersten Male im Lande fanden wir inwendig Treppen, von denen eine ganz war und noch alle Stücke an ihrer Stelle hatte. Die Steine waren verwittert und wir erwarteten, beinahe die Fußspuren der früheren Bewohner zu sehen. Mit eiligem Interesse gingen wir hinauf, bis wir auf den Gipfel kamen. Dieser beherrschte eine umfangsreiche Aussicht über eine große bewaldete und öde Ebene, der das dermalige Ansehen des Himmels einen noch öderen Anstrich gab. Der Himmel war bedeckt und verkündigte die Ankunft eines abermaligen Norte vorher. Der Wind jagte über das zerstörte Gebäude hin, daß wir an Stellen uns an die Zweige von Bäumen anzuhalten genöthigt sahen, um uns vor dem Fallen zu schützen. Ein Adler hielt auf seinem Fluge über dem Wald an und schwebte über unseren Köpfen. Bei einer großen Höhe erkannte ihn Dr. Cabot doch für eine seltene Art, den ersten, welchen er im Lande angetroffen, und stand mit der Flinte bereit, in der Hoffnung, ihn als Andenken an den Ort mit sich fortzu-

Digitized by Google

nehmen, der stolze Vogel flog aber in seiner Höhe langsam weiter."

Ein sehr großes Gebäude fanden die Reisenden zu Chichen. „Der Umfang dieses Gebäudes beträgt 638 Fuß und seine Höhe, als es ganz war, 65 Fuß. Es scheint nur mit Bezug auf die zweite Reihe von Gemächern erbaut worden zu seyn, auf welche die Kunst und Geschicklichkeit der Erbauer verschwenderisch verwendet worden ist. Sie ist 104 Fuß lang, 30 Fuß breit, und die um sie herumgehende breite Plattform bildete, wenn gleich von mehreren Fuß hohem Grase überwachsen, einen noblen Spaziergang, der eine prachtvolle Aussicht über das ganze umliegende Land beherrschte. An der Seite der Treppe sind fünf Thüren, von denen drei im Mittelpunkte befindliche, was man gewöhnlich blinde Thüren nennt, sind; sie scheinen bloße Vertiefungen in der Mauer zu seyn. Die Abtheilungen zwischen den Thüren öffnen sich in Gemächer, in deren jedem drei lange Vertiefungen in der Hintermauer sich befinden, welche sich vom Fußboden bis zur Decke erstrecken, die auch alle, nach den noch sichtbaren Ueberresten, einst mit Gemälden verziert waren. An jedem Ende des Gebäudes befand sich wieder ein Gemach mit drei Nischen oder Vertiefungen, und auf der andern Seite, nach Süden hin, öffnen sich die drei den blinden Thüren der Nordseite entsprechenden Mittelthüren in ein 47 Fuß langes und 9 Fuß tiefes Gemach, das neun lange Nischen in der Hintermauer hat; alle Mauern waren vom Fußboden bis zum Gipfel des Bogens mit gemalten Dessins bedeckt gewesen, die jetzt muthwillig verwischt sind, deren vorhandene Ueberreste aber an einigen Stellen noch glänzende und lebhafte Farben bieten, und unter diesen Ueberresten kommen immer wieder einzelne abgesonderte Theile von menschlichen Figuren vor, gut gezeichnet, den Kopf mit Federbüschen geziert, Schilde und Speere in den Händen. Jeder Versuch, eine Beschreibung zu machen, würde fehlschlagen, und noch mehr würde es der Versuch, das merkwürdige Interesse zu beschreiben, das ein Gang längs der überwachsenen Plattform dieses riesigen und verödeten Gebäudes bietet."

Auffallend und noch nicht erklärt ist das Vorkommen von einer großen Menge dicht gedrängter, aber so niedriger Säulen, daß sie unmöglich zur Stütze eines Gebäudes gedient haben können. Vergl. die Abbildung Nr. 56.

Außerordentlich merkwürdig ist das Vorkommen des Spitzbogens. Unter den trefflichen Abbildungen, die in großer Anzahl das Reisewerk zieren, ist diese yucatanische Bogenform verglichen mit den uralten Spitzbögen von Tiryns und Arpino, Tafel VIII. Sie zeichnet sich nur durch eine kleine Abstumpfung der obern Spitze aus, was einigermaßen der steifen Stellung der Pilonen in Aegypten entspricht. Inzwischen sind die Bauwerke in Yucatan, wie schon erwähnt, nicht alt, und gehen nicht über das sechszehnte Jahrhundert zurück, daher ein Zusammenhang ihrer Formen mit denen in Europa, die um mehrere tausend Jahre älter sind, nicht sehr wahrscheinlich ist. Stephens selbst nimmt an, die Yucatanen hätten den Spitzbogen, wie die pyramidalische Form ihrer Hochbauten, aus sich selbst geschöpft, jenen, weil er gut stützt, diese, weil sie im ebenen Lande die natürlichste Art ist, künstliche Höhenpunkte zu bilden.

(Schluß folgt.)

Deutsche Sagen.

Hessische Sagen. Herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen, Dietrich. Leipzig, Vogel, 1853.

Wieder ein reicher Beitrag zur deutschen Sagenkunde, 278 Nummern enthaltend, mit einem Anhang von Anmerkungen. Herr Wolf ist unermüdlich im Sammeln und Forschen und verdient sich dadurch den Dank aller Freunde der deutschen Vorzeit.

Hessen ist sehr reich an poetischen Volksüberlieferungen. Hier war es, wo die Brüder Grimm ihre erste reiche deutsche Märchensammlung unmittelbar aus dem Volksmunde schöpften. Hier hat auch Herr Wolf unlängst eine von der vorliegenden unabhängige Märchensammlung zusammengetragen.

Wir finden in diesem neuen Buch viele längst bekannte Sagen wieder, aber oft mit neuen, überraschenden und für das Verständniß belehrenden Zügen. Aber auch, wo nichts variirt, ist die Aufzeichnung deßhalb von Werth, weil sie aufs neue beweist, an wie vielen Orten in Deutschland dieselbe Sage haftet. So erhalten wir hier neue Beiträge zum Sagenkreis vom im Berge wohnenden Kaiser, von dem unterirdischen Gastmahl, den unterirdischen Schätzen, dem unterirdischen Weinkeller, dem Gesang und Hahnruf unter dem Berge; vom Pfeifer, der die Kinder in den Berg lockt, von dem Kinderbrunnen, vom wilden Heer, von der weißen Frau, von den drei Jungfrauen, von der Schlangenkrone; von der Schlangenjungfrau, die durch einen Kuß erlöst seyn will; von der Glücksblume; von den Riesen- und Teufelsteinen, von den Zwergen und Hausgeistern; vom Alpdrücken, von der Nachtmahr, von hexenhaften Katzen, vom fliegenden Drachen; von den Nixen, die am Jo-

Digitized by Google

hannistage ein Opfer ins Wasser locken; vom Ausgehen der Seele aus dem schlafenden Körper in Gestalt eines kleinen Thieres 2c.

Unter den Varianten schon bekannter Sagen zeichnen sich aus Nr. 49 die Sage vom Auerbacher Schloß. Hier soll eine Königstochter mit vielen Schätzen erlöst werden durch einen Mann, der erst in später Zeit geboren werden wird. Denn erst muß ein Rabe über den Schloßhof fliegen und eine Nuß, die er im Schnabel hält, in den Hof fallen lassen. Aus dieser Nuß muß ein Baum wachsen, aus dessen Brettern die Wiege gemacht werden soll, in welcher der zur Erlösung bestimmte Mann als Kind gewiegt werden soll. Dieses gewiß sehr alterthümliche Bild vom Raben und der Nuß ist uns noch in keinem der vielen deutschen Wiegen- und Baumsagen vorgekommen.

Merkwürdig sind die Pendanten zur berühmten Sage von den beiden Frauen des Grafen von Gleichen Nr. 235, hier auf den in anderer Beziehung berühmten Herrn von Rodenstein angewandt. Ist diese Sage nicht verschleppt worden und nur zufällig von Thüringen nach Hessen übertragen worden, ist sie echt lokal, so dürfte bei der entschieden heidnischen Grundlage der zahlreichen Rodensteiner Sagen auch die bisher nur dem historischen Sagenkreise zugetheilte Gleichensage vielleicht einen mythischen Ursprung haben. Auch die Weinsperger Sage wiederholt sich hier zweimal in der Volksüberlieferung von der Glauburg und der Windelburg Nr. 236 und 237. Neu erscheint die Beziehung des berühmten Geschlechts von Riedesel auf die alte Welfensage vom Umritt um ein Stück Landes. Der Stammvater des Geschlechts soll nach Nr. 250 vom Kaiser so viel Land zu Lehen erhalten haben, als er mit einem Esel in drei Tagen umreiten konnte. Unmittelbar mit der nordischen Mythologie tritt die hessische Sage in Verbindung durch den Nr. 207 erwähnten Nernborn auf dem Nernburbead (Nornboden) bei Dauernheim. Niemand schöpft aus diesem Brunnen, weil er das Wasser für schädlich hält, was, wie der Name selbst, auf alte Heiligkeit des Ortes deutet. In Nr. 12 geschieht eines Steines Erwähnung, der bei Fulda im Walde liegt und an dem man Furchen bemerkt. Sie sollen von den Thränen herrühren, welche Frau Holl um ihren Mann weinte. Das erinnert lebhaft an die Thränen, welche nach der Edda die nordische Freija weinte, als sie ihren verlornen Geliebten Odur in der ganzen Welt vergebens suchte. Die deutsche Frau Holl hat auch in anderer Beziehung Aehnlichkeit mit jener Freija.

Sehr eigenthümlich ist die Sage von dem Hausgeist Nr. 75. Dieser Geist trägt den bekannten Namen Heinzelmann, ist aber kein neckischer, sondern ein sentimentaler Dämon und aufs heftigste in das schöne Fräulein des Hauses verliebt. Sie heirathet einen Sterblichen, da kann er es vor Wehmuth nicht aushalten und verschwindet für immer, mit ihm aber auch das Glück des Hauses. Indem er aber scheidet, läßt er zum Wahrzeichen seine kleinen Pantoffeln zurück. Dieses Sinnbild ist sehr merkwürdig, weil es mit dem zurückgelassenen Pantoffel der Aschenbrödel übereinstimmt, und mit dem Fuße, den die berühmte Fee von Stauffenberg, indem sie verschwindet, ihren untreuen Geliebten noch von der Decke des Saales sehen läßt.

Auch ein höchst eigenthümliches, bisher wenig beachtetes Sinnbild, das öfter in deutschen Sagen wiederholt wird, kehrt hier Nr. 124 wieder, der Schuß in die Sonne, durch welchen der Schütz ein sogenannter Freischütz wird und nie mehr fehlt. Die Symbolik der Sonne in der deutschen Sage ist noch wenig erfaßt, verdiente aber wohl eine nähere Untersuchung.

Wie wir bei der Berichterstattung über neue deutsche Sagensammlungen bisher zu thun pflegten, wollen wir auch dießmal irgend einen interessanten Sagenkreis besonders beleuchten. Wir haben noch unlängst bei der Besprechung der schönen von Pröhle gesammelten Harzsagen den alten Mythus von Geirröd beleuchtet. Hier sey es uns erlaubt, den Sagen vom Venediger eine nähere Betrachtung zu widmen. Herr Wolf theilt in Nr. 191 einen sehr anziehenden Beitrag zu diesem Sagenkreise mit. Ein Müller in Flersheim, erzählt er, wurde alljährlich von einem reichen Fremden besucht, der ihn für seine Bewirthung immer reich belohnte und ihm sagte, er sey von Venedig. Der Sohn des Müllers wünschte einmal, dieses Venedig zu sehen. Da nahm ihn der Fremde mit und unterwegs auf dem ersten Kreuzwege waren beide plötzlich nach Venedig versetzt und der junge Müller hatte alle Gelegenheit, die Pracht der Stadt und der Wohnung des Fremden darin zu bewundern. Der Venediger sagte ihm nun, er werde nicht mehr nach Hessen kommen, er habe dort all seinen Reichthum geholt, aber jetzt genug. Er beschenkte den jungen Müller mit vielem Gelde, der nun heimreiste und jetzt erst erfuhr, er sey vier Monate lang weg gewesen, da er gewähnt hatte, es seyen nur vier Wochen gewesen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, | N° 35. | 30. April 1853.

Länder- und Alterthumskunde.

Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan. Von Johann L. Stephens. Deutsch von Dr. Meißner. Mit 116 Abbildungen, 10 Plänen und einer Karte. Leipzig, Dyck, 1853.

(Schluß.)

Die Ornamente der Gebäude verrathen viel Sinn für Symmetrie, künstliche Verschlingung und Polychromie, ja einen so vorherrschenden Sinn dafür, daß die thierischen und menschlichen Figuren sehr häufig in den Ornamenten wie verstrickt erscheinen. Bekanntlich sind dadurch auch die altmerikanischen Bildwerke charakterisirt, aus deren wunderlichen Schlangenwindungen und buntem Bilder- und Schnörkelwesen man oft kaum die Gesichter und Glieder einer menschlichen Gestalt herausfindet. Von dieser Art sind auch in Yucatan die phantastischen Schnitzeleien eines Balken Nr. 17 und anderer Bilder Nr. 34. Mit der ägyptischen Bildnerei haben diese amerikanischen die ungeheure Ausdehnung des Kopfputzes gemein, der hier in die Ornamente übergeht. Die bis zum Schwülstigen übertriebene Pracht der Ornamente nimmt sich am besten aus an Frontispicen und ausgezeichneten Theilen der Façaden, z. B. Nr. 3, 6, 44. Gefälliger sind die klaren Ornamente, in denen besonders die Symmetrie anzieht, z. B. Nr. 4, 12.

In den Wandbildern treten die Figuren klarer aus den Ornamenten heraus, leider aber sind sie durch die Zeit, durch das Eindringen von Wasser und Baumwurzeln, welche das Gemäuer auseinander treiben, größtentheils in sehr verborbenem Zustande, so daß man aus ihnen weder für Mythologie noch Geschichte der alten Einwohner viel entnehmen kann. Die rothe Farbe der menschlichen Figuren wird erklärt aus der Racenfärbung der Ureinwohner Amerika's, doch ist es immerhin bemerkenswerth, daß sie mit der rothen Farbe der Aegypter auf den alten Wandgemälden so genau übereinstimmt. Hier die Beschreibung eines räthselhaften Bildes zu Labna: „Längs des Gipfels, an der Mauer hervorstehend, befand sich eine Reihe von Todtenköpfen; unter diesen waren zwei Reihen menschlicher Figuren in Hochrelief (von denen nur noch zerstreute Arme und Beine übrig sind), deren Gruppirung, in soweit ausgemacht werden konnte, einen bedeutenden Fortschritt in diesem schwierigsten Zweige der Kunst des Dessins zeigte. Ueber der Mittelthür, das Hauptornament der Mauer bildend, befand sich eine kolossale sitzende Figur, von welcher nur ein großer Halskragen und Gürtel und einige andere abgesonderte Theile erhalten sind. Deutlich in die Augen fallend befindet sich über dem Kopfe dieser Hauptfigur eine große Kugel, der zur Seite eine menschliche Figur steht, die sie mit den Händen berührt; eine andere Figur liegt darunter, mit einem Knie auf dem Boden, die eine Hand in die Höhe haltend, als ob sie sich anstrenge, die Kugel zu stützen, oder als ob sie befürchte, daß diese auf sie herabfalle." Hier kommt auch das Bild eines riesenhaften Alligators vor, der einen Menschenkopf im Rachen hält.

Zu Rancho Nohcacab fanden die Reisenden folgende Bilder: „Dieser Bogen war gegypst und mit gemalten Figuren im Profil bedeckt, die sehr verstümmelt waren; an einer Stelle aber war eine Reihe von Beinen übrig, welche einem Zuge angehört zu haben schienen und die mir beim ersten Blicke die Leichenstücke an den Mauern der Gräber zu Theben in das Gedächtniß zurückführte. In der dreieckigen Mauer, welche das Ende des Zimmers bildete, waren drei Abtheilungen, in denen sich Figuren befanden, deren einige die Köpfe mit Federstützen geschmückt hatten, andere eine Art von thurmförmiger Mütze und etwas einem Korbe Aehnliches auf dem Kopfe trugen; und Zwei standen auf den Händen mit in die Luft gestreckten Hacken. Diese Figuren waren etwa einen Fuß hoch und roth gemalt. Die Zeichnung war

Digitized by Google

gut, die Stellungen geistvoll und dem Leben ähnlich, und selbst in ihrem verstümmelten Zustande boten sie bei weitem die interessantesten Gemälde, die wir im Lande gesehen hatten."

Zu Chichen befindet sich noch merkwürdigere Bilder. „Die Oberschwelle der inneren Thür ist ein reich geschnitzter Sapotabalken. Die Pfosten sind zum Theil verschüttet, und über dem Schutte erscheinen sculptirte Figuren mit reichem Kopfputze, welche wir an jedem andern Orte an das Tageslicht zu bringen und zu copiren für nothwendig gehalten haben würden; zwischen diesen Pfosten hindurch gelangt man aber in ein inneres Zimmer, dessen Wände und Decke vom Fußboden bis zur Spitze des Bogens mit gemalten Dessins bedeckt sind, welche in glänzenden und lebhaften Farben Menschenfiguren, Schlachten, Häuser, Bäume und Scenen aus dem häuslichen Leben darstellen, und deutlich tritt an einer der Wände eine Canoe hervor; dem ersten freudigen Erstaunen folgte aber eine bittere Täuschung, denn das Ganze war verstümmelt und entstellt. An einigen Stellen war der Gyps abgebrochen, in allen Theilen erschienen tiefe und boshafte Kritzeleien an den Wänden, und während einzelne Figuren ganz waren, konnte der Zusammenhang der Gegenstände nicht ausfindig gemacht werden. Lange Zeit waren wir wie Tantalus mit Bruchstücken von Malereien hämisch gequält worden, welche uns stark fühlen machten, daß die Ureinwohnerbaumeister in dieser vergänglicheren Kunst größere Fortschritte gemacht hatten, als in der Bildhauerkunst, und jetzt hatten wir Beweise, die dieser Gesinnung gerecht wurden. Das Bild Nr. 52 stellt abgesonderte Theile dieser Gemälde dar. Die Farben sind grün, gelb, roth, blau und ein röthliches Braun, das Letztere unveränderlich die dem menschlichen Fleische gegebene Farbe. Da unsrem Bilde die Farbennüancen fehlen, so gibt es natürlich nur eine unvollkommene Idee von ihnen; doch auch in den Umrissen zeigen sie eine Freiheit des Pinsels, welche nur der Erfolg von Lehre und Ausbildung unter Meistern seyn kann."

Auch an Hieroglyphenschrift fehlt es in den Ruinen von Yucatan nicht. Eines der am häufigsten in Verbindung mit anderen oder auch allein vorkommenden Sinnbilder ist die rothe Hand. Stephens entlehnt von Scholkraft folgende Erklärung: „Die Figur der menschlichen Hand wird von den nordamerikanischen Indianern gebraucht, um bemüthige Bitte an die Gottheit oder den großen Geist zu bezeichnen; und sie steht im Systeme der Malereischrift als das Symbol für Kraft, Macht oder Herrschaft da, die auf diese Art entlehnt ist. Bei einer großen Anzahl von Beispielen, die ich angetroffen habe, wo sie angewendet wurde, sowohl in den ceremoniellen Observanzen ihrer Tänze, als auch in ihren gemalten Urkunden, kann ich mich nicht eines einzigen entsinnen, wo dieser heilige Charakter ihr nicht zugewiesen worden wäre. Ihre Priester werden gewöhnlich mit ausgestreckten und aufgehobenen Händen gezeichnet. Bisweilen eine Hand und einen Arm, häufiger aber beide aufgehoben. Im Verlaufe eines vieljährigen Aufenthaltes an den Gränzen, einschließlich verschiedener Reisen unter den Stämmen, habe ich oft Gelegenheit gehabt, den Gebrauch der Hand allein als Symbol zu bemerken; es ist aber gemeiniglich ein Symbol gewesen, das auf den nackten Körper angewendet wurde, nach seiner Vorbereitung und Schmückung zu heiligen oder festlichen Tänzen. Und es verdient weitere Beachtung, weil diese Vorbereitungen gemeiniglich im Arkanum der Medicin oder der geheimen Hütte oder an irgend einem abgelegenen Orte gemacht werden, und mit alle der Geschicklichkeit, der Kunst des Priesters, Medicinmannes oder Gauklers. Die Art und Weise, es in diesen Fällen anzuwenden, besteht darin, daß der es Machende die Hand mit weißem oder farbigem Thone beschmiert und sie dann auf der Brust, der Schulter oder auf einem andern Theile des Körpers abdrückt. Es wird dadurch die Idee beigebracht, daß ein geheimer Einfluß, ein Zauber, eine mystische Kraft dem Tanzenden verliehen wird, die aus seiner Heiligkeit oder seinem Fortschritte in der geheimen Kunst entsteht." Das entspricht so ziemlich der auch in Europa üblichen Weihe durch die Hand. An die in Deutschland zuweilen vorkommenden in Stein abgedruckten Hände knüpfen übrigens die Volkssagen stets den Begriff des Sieges.

Zu den merkwürdigsten und vornehmsten Bauwerken der alten Einwohner von Yucatan gehören ferner die sogenannten Aguados, große künstliche Cisternen. „Unter den durch die Entdeckung dieser zerstörten Städte enthüllten Wundern machte keines einen so großen Eindruck auf uns, als das, daß ihre ungeheure Bevölkerung in einer Gegend bestehen konnte, wo so geringer Vorrath von Wasser ist. Im ganzen Lande ist kein fließendes Wasser, Quell oder Springquell; und wenn die außerordentlichen Höhlen und Löcher in Felsen nicht wären, aus denen die Einwohner noch bis auf den heutigen Tag trinken, so müßten sie gänzlich von den künstlichen Wasserbehältern und buchstäblich von dem Regen, der vom Himmel herabkam, abhängig gewesen sein. Ueber diesen Punkt ist aber noch eine wichtige Betrachtung anzustellen. Die Ureinwohner dieses Landes halten keine Pferde, kein Rindvieh oder sonstige große Hausthiere, und der für Menschen verbrauchte Vorrath war im Vergleiche gering. Heutigen Tages vielleicht würde bei andern Bedürfnissen

Digitized by Google

und Gewohnheiten dasselbe Land nicht eine so große Bevölkerung erhalten können. Und überdieß erläutert der Indianer, welcher jetzt die trockene und durstige Gegend bewohnt, die Wirkung beständigen Mangels, der Gewohnheit und Ausbildung in Unterdrückung der Begierden. Wasser ist ihm wie dem Araber der Wüste ein seltener und kostbarer Gegenstand. Wenn er die Ladung vom Rücken nimmt, der Schweiß stromweise an ihm herabfließt, reichen einige wenige mit der hohlen Hand aus einem hohlen Felsen geschöpfte Schlucke Wasser hin, seinen Durst zu löschen. Unter allen Umständen aber bieten die Vorrathsquellen noch eine der interessantesten Eigenthümlichkeiten, die mit diesen Städten in Verbindung steht, und bestätigen beinahe den Glauben an die ungeheure Anzahl und Macht, wie auch an den mühsamen Gewerbfleiß der alten Bewohner.“ Die Aguados liegen tief, sind meist rund und sehr umfangreich.

Stephens reiste ins Innere des Landes bis zur Grenze der Civilisation. „Darüber hinaus war eine Wildniß, die sich bis zum See Peten erstreckte und jene Gegend der Lacandones oder ungetauften Indianer, in welcher nach der in meinem früheren Werke gemachten Erwähnung jene geheimnißvolle Stadt lag, welche nie von einem weißen Manne erreicht wurde, sondern noch genau in demselben Zustande wie vor der Entdeckung von Amerika im Besitze der Indianer ist. Während meines Aufenthaltes in Yucatan wurde meine Nachricht über diese Stadt in einer der Zeitungen von Merida veröffentlicht, und unter den intelligenten Personen war der allgemeine Glaube, daß über den See von Peten hinaus es eine Gegend von unbekehrten Indianern gebe, von der nichts bekannt sey.“

Das Reisen in den Urwäldern ist sehr beschwerlich. Eine Hauptplage des Landes sind die Garropatas, kleine Insekten, die zum Glück in der Hitze der Sonne umkommen, weil sonst kein Mensch vor ihnen im Lande aushalten könnte. Der Verfasser und einer seiner Reisegefährten wurden fieberkrank. Die Niederungen sind hier so ungesund wie an der nur wenig weiter südwärts liegenden berüchtigten Mosquitoküste.

Stephens nahm von den aufgefundenen Sculpturen so viel als möglich mit, geschnitzte Balken, Schwellen, Steine, Vasen rc., die aber sämmtlich und zwar unmittelbar nachdem er sie dem nordamerikanischen Nationalmuseum in Washington einverleibt hatte, mit diesem Gebäude verbrannt sind. Zum Glück blieben die Abbildungen erhalten, deren nähere Betrachtung jedem Leser Belehrung und Genuß gewähren wird. Ihre Zahl ist so groß, daß sie allein beinahe die Hälfte des Bandes einnehmen, und sie sind weit schöner und präciser, als es mit Illustrationen von Reisewerken in deutschem Verlag sonst der Fall zu seyn pflegt.

Deutsche Sagen.

Hessische Sagen. Herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen, Dietrich. Leipzig, Vogel, 1853.

(Schluß.)

Aehnliche Sagen vom Venediger gibt es in Menge. Ueberall im deutschen Erzgebirge weiß das Volk von geheimnißvollen Fremdlingen zu erzählen, die angeblich aus Venedig gekommen sind, auf den deutschen Bergen Steine gesucht, dieselben mit heim genommen und zu Golde gemacht haben. Diese Ueberlieferung hat zum Theil wahrscheinlich eine echt historische Grundlage. In Venedig behauptete sich der letzte Rest altrömischer Civilisation am längsten, selbst dann noch, als das ganze übrige Italien schon von deutschen Eroberern überschwemmt war. Die Metall- und Glasfabriken Venedigs lieferten von der Völkerwanderung an durchs ganze Mittelalter den benachbarten deutschen Völkerschaften Zierrathen. Welsche Kaufleute zogen unbehindert durchs deutsche Reich. Nichts erscheint natürlicher, als daß die steinkundigen Venetianer gelegentlich Erze oder Halbedelsteine auch in Deutschland aufgesucht haben. Gleichwohl enthalten viele deutsche Sagen von den Venedigern besondere Züge, die keine historische, sondern nur eine mythische Erklärung zulassen, so daß wir zu der Annahme berechtigt sind, die Erscheinung welscher Kaufleute und Mineralogen in deutschen Gebirgen sey in der Volkserinnerung vermischt worden mit noch älteren heidnischen, aus dem alten Götterglauben hergenommenen Vorstellungen. Unter den Vorstellungen, die in dieser Beziehung den uns Deutschen stammverwandten Skandinaviern eigen waren und in der Edda aufgezeichnet sind, zeichnet sich Vanaheim aus, als die Heimath der Vanen. Unter den Vanen versteht man die guten Götter der Natur, der Fruchtbarkeit, des Friedens, der Liebe und Schönheit. Es wäre nun keineswegs unmöglich, daß die Vorstellung von Vanaheim in die von Venedig übergeleitet worden seyn könnte; womit nicht geläugnet werden soll, daß auch wirklich reisende Venetianer die Neugierde der deutschen Einwohner lebhaft erregt haben mögen. Wir wollen nicht eine Erklärung durch die andere verdrängen, sondern nur beide in ihrer Verbindung zeigen.

Wenn es sich nur von Venedig und nicht von Vanaheim handelte, würde die Volksüberlieferung nicht mit

Digitized by Google

so großer Uebereinstimmung den Johannistag als den bezeichnen, an welchem allein man den Venediger oder Venedig selber sehen kann, sondern der Tag würde gleichgültig seyn. In hunderten, ja tausenden von deutschen Lokalsagen werden die Solstitial- und Aequinoctialtage, also Weihnachten, Ostern, Johanni und Michaeli, als die Zeit bezeichnet, in welcher alles Unsichtbare sichtbar wird, die unterirdischen Schätze zum Vorschein kommen, die Todten umgehen und auch die Herrlichkeit der verschiedenen unsichtbaren Reiche, die zarte Elfenwelt, Odins Walhalla und alles Himmlische und Göttliche auf kurze Stunden den sterblichen Menschen zugänglich wird. Der Johannistag steht nun aber auch mit den Venedigern in engster Verbindung. Nach Bechsteins fränkischem Sagenschatz I. 62 läßt sich der Venediger auf dem Berge Bayer nie anders sehen, außer am Johannistage. Nach Bechsteins thüringenschem Sagenschatz IV. 42, 164, 167 erscheint der Venediger auch zu Steinbach und auch auf dem berühmten Kyffhäuserberge nur zu Johanni. Im Kyffhäuser aber schläft nach einer andern allbekannten Sage der Kaiser Friedrich mit seinem Heere, oder schläft auch nicht, sondern schmaust und trinkt mit seinen Helden, wobei ihm Frau Holle als Schaffnerin dient. Kurz, es ist hier Walhalla. Wenn aber am Johannistage alles Himmlische sichtbar wurde, warum nicht auch Vanaheim? Nach der sehr bekannten und berühmten Volkssage von den Odermündungen zeigt sich am Ufer der Insel Usedom je am Ostertage die versunkene große Stadt Vineta unter dem Meerspiegel, so daß man deutlich ihre Straßen und Häuser sieht und ihre Glocken läuten hört. Vergleiche Kantzow, Pommerania I. 40, 51. Micrälius, altes Pommerland I. 77. Eine wirkliche Stadt Vineta hat es niemals gegeben, wie aus neueren Untersuchungen nachgewiesen ist, vergl. Barthold, Geschichte von Pommern S. 419. Es ist also nur ein mythischer Name, wie auch Vendelitz mit seinen heiligen Pfühlen, aus denen jährlich einmal die Glocken heraufläuten, nach Kuhns märkischen Sagen Nr. 160, und die im Veen bei Zout-Leuw versunkene Stadt, aus der am Christtage die Glocken tönen, nach Wolfs niederl. Sagen Nr. 306, und wie die nach Kuhns norddeutschen Sagen Nr. 41 in Paarstein eingeschlossene Stadt Vineden.

In den Sagen vom Venediger erscheint auch die Stadt Venedig, aus welcher er kommen soll und wohin der Bewohner des deutschen Gebirges entrückt wird, nur als ein feenhaftes oder himmlisches Reich. So gelangt der Müllersohn in Wolfs hessischer Sage schon auf dem ersten Kreuzwege dahin. Auf Kreuzwegen aber blickt man ins Geisterreich, das ist eine immer wiederkehrende Vorstellung im deutschen Aberglauben. Nach dem bändereichen topographischen Werke „Thüringen und der Harz“ II. 111 wurde einmal ein bei Scharzfels eingeschlafener Jäger im Traum nach Venedig versetzt, bewunderte die Pracht der Stadt und war, als er erwachte, wieder auf seinem heimathlichen Berge. Die Stadt lag wohl nicht in der Ferne, sondern im Geisterreich unter dem Berge. Im Tiroler Ventthal liegt nach dem Volksglauben unter dem hohen Gletscher ein unzugänglicher Pallast, in den einmal ein Jäger gelangte, nach Webers Tirol III. 275. Auch der Venediger, im hohen Berg im Salzburgischen, dürfte seinen Namen eher von dem unter seinen Gletschern verborgenen unterirdischen Reich erhalten haben, als von der Stadt Venedig, die man angeblich von seinem Gipfel aus sehen soll.

In mehreren deutschen Sagen wird der Venediger mit dem einheimischen Schlangencultus verbunden. Nach Kuhns nordd. Sagen Nr. 221 lockt er Schlangen mit einer Flöte herbei. Nach Bechsteins thüring. Sagen II. 150 gewinnt er auf dem Inselberg einer Schlangenkönigin die Krone ab. Nach Vonbuns vorarlbergischen Sagen S. 19 befreit er das Walserthal von einem großen Drachen.

In einer in Schöppners bayerischem Sagenbuch Nr. 1066 aufgezeichneten sehr merkwürdigen Sage vom Fichtelgebirge erscheint der Venediger daselbst mit Attributen des Gottes Odin (Wodan). Im Wirbelwind umfahrend wird er von einem kühnen Hirten, der ein Messer hineinwirft, ins Auge getroffen, rächt sich aber nicht bösartig, sondern begnügt sich, den Hirten durch alle Lüfte davonzuführen nach Venedig, wo er ihm eine Menge Schätze und Herrlichkeiten zeigt, von denen er auch mitnehmen darf, so viel er braucht, um daheim ein reicher Mann zu werden. Die Einäugigkeit ist das bekannteste Attribut Odins und ebenso der Wunschmantel, in dem er Lieblinge durch alle Lüfte entführt. In der ursprünglichen Gestalt der Sage war es wohl nicht Venedig, sondern Vanaheim oder Walhalla, wohin ein Gott den Sterblichen entführte.

Unter den nämlichen Gesichtspunkt dürften auch die Venusberge zu stellen seyn, die als unterirdische Vergnügungsorte und wollüstige Paradiese an mehr als einem Ort und in mehrfachen Sagen vorkommen.

Ueber den Namen wollen wir nicht streiten, da er vielerlei Deutungen zuläßt, doch darf vaen = venustus, schön, und das finnische waino = Wunsch, Begier, zusammenhängend mit Wahn und Wonne als Grundbegriff festgehalten werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Mittwoch, | N° 36. | 4. Mai 1853.

Geschichte.

Tirol im Jahr 1809. Nach Urkunden dargestellt von Dr. Joseph Rapp, jub. k. k. Gubernialrath und Kammerprokurator zu Innsbruck. Innsbruck, gedruckt bei Felix Rauch, 1852.

Das ist das beste bis jetzt erschienene Geschichtswerk über den Tirolerkrieg, noch von Einem verfaßt, der mit dabei war und nachträglich eine Menge handschriftlicher Quellen benützt hat. Dadurch werden endlich auf eine sichere und urkundliche Weise die vom verstorbenen Freiherrn von Hormayr in Umlauf gesetzten falschen Ansichten über jenen Krieg und seine Helden berichtigt, Ansichten, welche schon längst verdächtig, aber erst zum Theil widerlegt waren.

Hormayr war eitel und wollte, als k. k. Intendant in der insurgirten Grafschaft Tirol im Jahr 1809, gern alle Ehren auf sich selbst beziehen; er hatte jedoch das Mißgeschick, bald unpopulär zu werden, weil seine ganze Bildung und Denkweise ihn längst dem gemeinen Mann entfremdet hatte und weil er sich in der Verwaltung des Landes nicht lauter benahm, einkassirte Summen nicht quittirte 2c., endlich auch bei der kleinsten Gefahr das Hasenpanier zu ergreifen und sich weit weg zu begeben pflegte. Seine ausführlichen und mehrfach wiederholten Darstellungen des Tirolerkampfes hatten immer nur zum Zweck, seine werthe Person und die seines Freundes Chasteler ins glänzendste Licht zu setzen, dagegen durch Verdunkelung, Verkleinerung, Verdächtigung und Verspottung der Helden, die wirklich Großes leisteten, sich für die Mißachtung zu rächen, die sie ihm während des Krieges bezeugt hatten. Zu allem Unglück, das die Tiroler zu erdulden hatten, kam zuletzt noch, daß der Mann, der vorzugsweise als Geschichtschreiber des Krieges anerkannt war und Geltung hatte, sie unter dem Schein der Lobpreisung eben so feindlich und noch viel verächtlicher behandelte, als im Kampfe selbst der Feind. Zwischen den Proklamationen der Franzosen, Bayern und Italiener, die den Sandwirth Hofer als gemeinen Räuberhauptmann ächteten, und der Characteristik, welche Hormayr von ihm entwirft, ist nur der Unterschied, daß seine Feinde ihn wenigstens als einen Helden auffaßten, während Hormayr ihn zu einem ganz dummen und unfähigen Werkzeug, zu einer Puppe mit grünem Hut und langem Barte machte, die ohne eigenen Willen und Verstand nur von ihm, dem edeln Freiherrn von Hormayr, gelenkt und am Draht gezogen worden sey. Dieses unwahre, ungerechte und entschieden böswillige Urtheil Hormayrs ist übrigens nicht überall und immer zur Richtschnur genommen worden. Schon unter den ersten Berichterstattern über den Krieg fanden sich solche, die gerade in der volksthümlichen Einfachheit Hofers und in seinem klaren Bauernverstande den mächtigsten sittlichen und intellektuellen Hebel des großen Tiroler Volkskrieges erkannten. Später haben die historisch-politischen Blätter von Görres und hat Heinrich Leo im fünften Bande seiner Universalgeschichte eine Charakteristik jenes Volkshelden so wie des ganzen Volkskrieges gegeben, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt und deren auch Herr Rapp im vorliegenden Werke nach Gebühr eingedenk ist.

Alles Tüchtige, Erfolgreiche, wie alles wahrhaft Heroische und Große ging in diesem Kriege von den Bauern allein aus; alles, was zum Unheil führte, jede Verzögerung, jede unkluge Disposition, jede Treulosigkeit ging von den Herren aus und tragen dabei Chasteler und Hormayr die meiste Schuld. Keiner von diesen Herren wußte die Kraft im Tiroler Volke zu würdigen. Alle ärgerten sich über das Volk und fürchteten sich vor dem Volk, als sie inne wurden, das Volk habe mehr natürlichen Verstand als sie und wisse den Krieg besser zu organisiren und zu führen als sie. Der einfache Bauernverstand Hofers traf Dispositionen, die

Digitized by Google

den Herzog von Danzig mit 30,000 Mann unverzüglich aus dem Lande hinausbrachten, während Chasteler Wochen lang und Monate lang nichts that, nachher in der dümmsten Aufstellung von der Welt sich durch schwache Heere des Feindes schlagen ließ und endlich wie ein Dieb aus dem Lande schlich, dessen tapfere Bauern ihm voll Zorn und Verachtung nachblickten. Der einfache Bauernverstand Hofers regierte das Land in vollkommener Ruhe, Klarheit und Sicherheit, zu Jedermanns Befriedigung, während, so lange Hormayr die Verwaltung hatte, nichts als Verwirrung, Zweideutigkeit, unnütze Schreiberei und treuloser Unterschleif herrschten, bis auch er dem Unwillen des edeln Volkes wich. Hieraus erklärt sich der tödtliche Aerger und Haß, den Hormayr gegen die Bauern und ihren großen Commandanten Hofer hegte, und die schadenfrohe Arglist, mit der er das Gift kochte, das er in seinen historischen Schriften auf das Andenken Hofers spritzte.

Herr Rapp hat nun der historischen Wahrheit volle Rechnung getragen und jenen Volkskrieg, wie er wirklich war, nicht länger mehr entstellt durch die Trübungen der Hormayr'schen Auffassung, sondern in den reinen und scharfen Umrissen eines herrlichen Alpengebirges enthüllt, von dem die Wolken sich hinwegziehen.

Abgesehen von der allgemeinen Auffassung des Krieges und der richtigen Würdigung des Volkscharakters, enthält das Werk des Herrn Rapp eine Menge aus Urkunden geschöpftes Detail, was sich in früheren Schilderungen des Krieges noch nicht findet.

So treten uns gleich im Eingang neue Züge aus der Vorgeschichte des Kampfes entgegen. Zwar ist über das verkehrte und barbarische Verfahren der bayerischen Beamten in Tirol schon vieles gesagt, hier aber strömen uns noch viele neue Notizen zu. Man sollte es kaum für möglich halten, daß Bayern, nachdem es durch den Preßburger Frieden ganz unverhofft zum Besitz von Tirol gelangt war, diese herrliche Erwerbung nicht wie einen Augapfel pflegte, wie ein Schooßkind hütete und durch jedes Band der Liebe und des Interesses an sich fesselte, sondern im Gegentheil alles that, um den tiefsten und einen nur zu gerechten Haß der Tiroler auf sich zu ziehen. Vergleicht man die damaligen bayerischen Beamten, wie sie vom Minister Montgelas dressirt waren, z. B. den Kreishauptmann von Hofstetten, mit den einfachen Bauern Tirols, so muß auch dem blödesten Auge klar seyn, daß die Unvernunft einer Regierung gegenüber dem Volk nicht weiter getrieben werden konnte. Die bayerische Verwaltung in Tirol hätte von der Art seyn müssen, daß, wenn auch Tirol später wieder österreichisch geworden wäre, bei den Tirolern eine Sehnsucht nach den goldnen bayerischen Tagen hätte zurückbleiben müssen. Das wäre auch gar nicht unmöglich gewesen, denn Tirol grenzt unmittelbar an Bayern, es ist mit dem Absatz seiner Weine, seines Viehes zunächst auf Bayern gewiesen, so wie es seinen Bedarf an Korn und städtischen Fabrikaten am natürlichsten und nächsten aus Bayern bezieht. Auch war Altbayern mit Tirol seit Jahrhunderten im Festhalten am strengsten Katholicismus vollkommen einig und übereinstimmend, und bildeten in dieser Beziehung beide Bevölkerungen eine homogene Masse, ganz unähnlich der unglückseligen Zwitterhaftigkeit in der Stellung Hollands zu Belgien. Endlich war, wenn irgend ein Fürst, so der damalige König von Bayern, Maximilian Joseph, durch seine Persönlichkeit geeignet, alle Herzen zu gewinnen. Die Milde seines Charakters, seine Liebe zum Volk, die Leutseligkeit, mit der er sich unter das Volk zu mischen und Jeden zutraulich anzureden liebte, und die ihm dadurch zu Theil gewordene Popularität und Liebe des Volkes waren sprichwörtlich. Aber er stand unter dem Einfluß der Zeitideen, der Napoleonischen Periode, des Rheinbundgeistes und hatte von der sogenannten Aufklärung und von dem Bestreben seines Ministeriums, dieselbe zu befördern, eine zu gute Meinung. Wie günstig nun auch die Umstände waren, um Tirol mit dem katholischen Altbayern zu verschmelzen, so hatte doch der böse Feind gerade damals das Königreich Bayern mit dem Ministerium Montgelas beschenkt, welches in der Bestrebung, den altkatholischen Aberglauben und mittelalterlichen Wust vollends auszurotten, gerade den Weg einschlug, auf dem es sich am weitesten von dem Ziel entfernte, Tirol mit Bayern zu befreunden und zu assimiliren.

Es ist bei allem Tragischen und das sittliche Gefühl tief Empörenden in jenen Geschichten der Rheinbundszeit doch auch einigermaßen ergötzlich, dem Herrn Grafen von Montgelas und seine Creaturen in ihrem hoffärtigen Gebahren zuzusehen. Er findet ein frommes, tapferes, treues Volk durch den alten Glauben fest verbunden, wie es keine Regierung in der Welt sich besser wünschen möchte, und er selber setzt Meißel und Hammer an, um den herrlichen Granit zu sprengen. Er bildet sich ein, daß Weishaupts abgeschmackter Illuminatismus etwas Besseres sey, als der alte Glaube und die alte Sitte im Volk. Er bildet sich ein, daß eine Schaar aus Norddeutschland herbeigerufener Professoren (nicht etwa Protestanten, sondern sogenannte Philosophen und Religionsspötter), daß ein umfassender Schulplan, daß die Errichtung von Schullehrerseminaren ꝛc. eine Wohlthat für Altbayern und Tirol seyen

Digitized by Google

und daß diese Mittel genugsam ausreichen würden, um die kirchliche Gesinnung im Volk auszutilgen, nachdem er erst die Bischöfe von Trident und Chur hatte festnehmen, einkerkern und aus dem Lande hinausschaffen lassen. Er bildet sich ein, mit dem Aberwitz moderner Volkserziehung den ganzen Werth der alten Kirche in der Liebe des Volkes aufwiegen zu können. Er dachte nicht daran, wie kurz überall seiner Handlanger Hände waren, um nur bis in die Tiefe des Volksbewußtseyns hineinzulangen, und noch weniger, wie ärmlich das war, was er dem Volk für den Reichthum seines Glaubens anbieten konnte. Er begriff nicht, daß sich das Volk wohl aus alter Treue und gewohntem Respect vor der Regierung die äußere oberflächliche Bekleisterung mit Dekreten und Verordnungen aller Art gefallen lassen konnte, daß es aber darum in seinem Innern doch dem Alten treu blieb. Er verfuhr überdies so form- und rücksichtslos und ließ seinen Beamten solche Brutalitäten hingehen, daß seine Reformen auch dann hätten tiefe Indignation erregen müssen, wenn sie auch nicht schon im Motiv ganz haltlos und verwerflich gewesen wären. Man denke sich, wie dem ausdrücklich gegebenen Wort zuwider die Tiroler Verfassung vernichtet, Kirche und Staat um und um gekehrt wurden, wie eine Schaar von bayrischen Beamten, Gensdarmen rc. in Tirol einbricht und vor allen Dingen die Kirchen plündert, alles Kirchengut confiscirt, die Kapellen und heiligen Andachtsorte, an die sich nicht blos fromme, sondern auch vaterländische Erinnerungen knüpfen, unter Spott und Hohn niederreißt; wie der Höchste der Beamten die Bischöfe gefangen setzt, eine Versammlung von Geistlichen mit „Schurken“ anredet, in der Kirche Tabak raucht, einem Juden ein geweihtes Meßgewand überhängt und ihn darin durchprügelt, bis er „au wai“ schreit, einen ehrwürdigen Priester kommen läßt und denselben zwischen zwei Buhldirnen sitzend empfängt, um sich an seiner Verlegenheit zu weiden, das geraubte Kirchengut an Juden verkauft rc., wie unter seinem Schutz ein Jude die erschacherte Monstranz, vor der bisher viele Tausende andächtig auf den Knieen gelegen, jetzt durch die Straßen von Innsbruck trägt und den Vorübergehenden spottweise damit den Segen ertheilt, und dieses Juden Weib noch ärgeren Unfug mit dem h. Abendmahlskelch treibt rc. Man erwäge diese und viele ähnliche Scenen, und man wird gestehen müssen, daß eine Aufklärung, die auf solche Art dem Volke beigebracht werden sollte, in den Augen desselben Volkes gewiß kein Vertrauen erwecken konnte.

Dennoch hatte gerade dieses offene Verfahren gegen die Kirche und die Volksthümlichkeit etwas Ehrliches und verdient nicht so viel Tadel, wie die Scheinheiligkeit, die seitdem so oft in deutschen Landen noch immer äußeren Respect vor der Kirche heuchelte, während sie dieselbe zu demoralisiren und innerlich aufzulösen beflissen war. In der That, während die Regierungen Gott auf den Knieen bitten sollten, daß er das Volk fromm erhalten und vor Verführung bewahren möge, erscheint es fabelhaft und ganz unglaublich, was immer auch noch in unseren Tagen geschieht, um das Volk im Glauben irre zu machen. Weder das Volk, noch der Glaube sind Dinge, mit denen die sogenannten Gebildeten überall nach Willkür experimentiren können. Das beweist die traurige Geschichte unserer Aufklärung und unserer Revolutionen auf jeder Seite. Das Volk ist immer besser, als die ungeschickten Lehrer, die es bessern wollen, oder wird nur schlimm durch sie. Der Glaube aber ist wie die ewige Sonne, die nur verdunkelt, aber nicht ausgelöscht werden kann.

Die Vorbereitungen zum Aufstande der Tiroler werden uns von Herrn Rapp sehr ausführlich geschildert. Schon im Dezember 1808 empfing der Kaffeewirth Nessing in Botzen, der mit dem Erzherzog Johann in geheimer Verbindung geblieben war, ein Schreiben aus Wien, worin ihm angezeigt wurde, daß Oesterreich im nächsten Frühjahr die Waffen ergreifen werde. Sogleich trat Nessing mit den zuverlässigsten Männern zusammen, um die Rolle vorzubereiten, welche Tirol in diesem Kriege spielen sollte. Vorsichtig aber beschlossen sie, sich erst in Wien genau zu unterrichten, was Oesterreich selbst thun wolle und in welcher Weise die Volkserhebung in Tirol mit den kriegerischen Operationen der Oesterreicher in Verbindung gebracht werden könnte. Zu diesem Behuf reisten im Januar 1809 Nessing, Andreas Hofer und Peter Hueber, ein Wirth aus Brunegg, heimlich nach Wien und erhielten die verlangte Auskunft. Dieselbe Klugheit und Umsicht hielten die Tiroler auch nachher im Kriege selber ein und alle ihre Veranstaltungen waren lobenswerth und erfolgreich. Ihr gesunder Bauernverstand gab ihnen strategisch und taktisch immer das Richtige ein und sie wurden durch Chasteler und Hormayr viel weniger unterstützt, als gestört. Vor allem fällt auf, daß viele tausend Tiroler um das Geheimniß des Aufstandes wußten, daß in allen Thälern die gleichzeitige Erhebung wochenlang vorbereitet war, ohne daß auch nur ein Verräther gefunden wurde.

Es ist bekannt, daß im April 1809 alle in Tirol stehenden bayerischen Truppen und ein kleines französisches Corps, welches aus Italien gekommen war, von den Bauern umringt und gefangen wurden, daß die

Digitized by Google

Oesterreicher unter Chasteler und Herrn von Hormayr als k. k. Commissär erst später eintrafen, und als der erste, nachdem er, anstatt die Berge zu vertheidigen, sich im weiten untern Innthal hatte schlagen lassen, davonging, die unter Buol zurückgebliebenen Truppen aber nur einen sehr matten Antheil am Kampfe nahmen; daß Ende Mai die Bauern allein den Feind zum zweitenmal aus dem Lande trieben, derselbe unter dem Marschall Lefebre, Herzog von Danzig, 30,000 Mann stark im August wieder kam, aber trotzdem von den Bauern allein zum drittenmal und mit ungeheurem Verlust über die Grenzen gejagt wurde; daß endlich, als Oesterreich besiegt war, den Frieden von Wien abgeschlossen und Tirol aufgegeben hatte, zwar die Mehrheit der Tiroler die Nothwendigkeit erkannte, sich zu unterwerfen, eine Minderheit aber noch aus Verzweiflung bis in den Winter fortkämpfte und endlich unterlag.

Ueber die einzelnen Ereignisse und vorragenden Persönlichkeiten gibt Herr Rapp eine Menge neue Notizen und Aufschlüsse. Die Seele der ganzen Bewegung war Andreas Hofer. Herr Rapp faßt ihn, ganz wie Leo, als den Typus des Tiroler Volkes überhaupt auf. Nicht darum war er unter seinem Volk so mächtig, weil er durch ein seltenes Talent über dasselbe hervorragte, sondern nur weil er alle Eigenschaften desselben in einer seltenen Harmonie in sich vereinigte. Weder der wildernde, genial ausschlagende Speckbacher, noch der fanatische und gern das Maaß überschreitende Kapuziner Haspinger, noch weniger der schon längst landfremde und vornehm gewordene Teimer konnten dem Tiroler Volk zum Mittelpunkte dienen, das vermochte nur ein so frommer, in seiner Kraft so milder, in seiner Tapferkeit so besonnener Hausvater, wie Hofer, dem in dieser Beziehung der Unterinnthaler Wirth Straub am nächsten stand und auch beim Volk das meiste Ansehen genoß. Herr Rapp hebt Straub sehr hervor und läßt dagegen den von andern Geschichtschreibern vielbesprochenen Speckbacher etwas mehr zurücktreten. Diese beiden Volkshelden, von denen jeder Unglaubliches leistete, waren beide aus dem untern Innthal und wegen der Verschiedenheit ihres Charakters oft nicht einig. Eine Mißstimmung gegen Speckbacher tritt in der noch ungedruckten Lebensbeschreibung Straubs zu Tage. Andreas Hofer war bemüht, überall zu versöhnen und auszugleichen. Sowohl das patriarchalische Uebergewicht seiner Stellung, als die Klarheit seines Geistes und die Fülle seines patriotischen Gemüthes leuchtet uns in einem noch nie (auch nicht bei Rapp) gedruckten Briefe auf eine herzerfreuende Art entgegen. Er schreibt: „Lieber Straub gehe auch du dießmahl nach unter Innthall und Binzgau mit dem Rablander wirth und untersuch alles genau, und bleib du bey diesem dermahlen vorhabenden feindlichen angrif und leite alles nach deinen ansichten alles das ganze comando ist dir von mir übergeben. Pulfer und Bley und Brod & Wein & Brandtwein wird nachgeschickt werden: richte auch die Wintersttellerische Streit affaire wegen mit Speckbacher und Firler in die brüderliche Ordnung und Ruhe. Gott mit uns. Innsbruck, den 18ten September 1809. Andere Hoffer, Obercomandant in Tyroll. Extra dem Pater wegen seinen hitzigen unternehmungen zu predigen bitte." Unter dem Pater ist der allzufeurige Haspinger gemeint. Aus diesem einzigen kurzen Briefe kann man ersehen, mit welcher Umsicht Hofer die Dinge in Tirol leitete, wie richtig er die Unterbefehlshaber beurtheilte und wie scharf er sie im Auge behielt.

Es ist zu bedauern, daß unter dem Vielen, was schon über den Tiroler Krieg gesammelt und gedruckt ist, die Regesten Hofers, alle von ihm geschriebenen oder unterzeichneten Briefe und Erlasse, in einfacher chronologischer Zusammenstellung noch fehlen. Sie wären eines der schönsten Denkmäler, welches sich Tirol setzen könnte. Auch sollten die Originalbriefe oder, wenn sie nicht mehr aufzutreiben sind, wenigstens die noch vorhandenen beglaubigten Abschriften im Ferdinandeum treulich aufbewahrt werden. Wir bemerken bei diesem Anlaß, daß Hofers Briefe in der ersten Zeit seines Wirkens, als er sich nur Commandant im Passeyer unterschrieb, ein anderes Siegel tragen, als später, seit er in Innsbruck als Obercommandant von ganz Tirol auftrat. Sein erstes Siegel zeigt ein Wappen mit einem kleinen kurzrockigen Mann, der ein großes Schlachtbeil in der Hand hält; am Kopf des Mannes zur rechten und linken Seite stehen die Buchstaben A. H. Im zweiten Siegel finden wir statt jenes Männchens den Tiroler Adler, wieder mit den Buchstaben A. H. Er pflegte viele Briefe zu diktiren oder nach seinen Angaben von rascheren Händen niederschreiben zu lassen, unterschrieb aber immer eigenhändig und begleitete oft diese Briefe am Rande oder am Schluß mit langen Randglossen. Nur die wichtigsten und vertrautesten Briefe schrieb er allein.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 37. 7. Mai 1853.

Geschichte.

Tirol im Jahr 1809. Nach Urkunden dargestellt von Dr. Joseph Rapp, jub. k. k. Gubernialrath und Kammerprokurator zu Innsbruck. Innsbruck, gedruckt bei Felix Rauch, 1852.

(Schluß.)

Marschall Lefebre, der einen Theil des blutigen Krieges in Spanien mitgemacht hatte, gestand selbst, daß die Tiroler furchtbarere Kämpfer seyen als die Spanier. Unter den Bayern aber gab es Manche, die kaum ihre Freude verbergen konnten, daß die Franzosen unter einem berühmten französischen Marschall eben so wenig gegen die Tiroler ausgerichtet hatten, als ihr Wrede. General Deroi schrieb an seine Gemahlin: „Se. herzogliche Excellenz (Lefebre) kommt zurück, worüber ich, unter uns gesagt, ganz und gar nicht verdrießlich bin, damit diesem Herrn einleuchtend werde, was Tirol sey."

Nichts macht übrigens einen betrübenderen Eindruck, als daß außer den Franzosen auch so viele Deutsche gegen die Tiroler in den Kampf geführt wurden. Am meisten Theilnahme flößen uns die Sachsen ein. Herr Rapp erzählt, daß die Sachsen, die unter Lefebre ankamen, als sie die von den Bayern in dem Flecken Schwatz begangenen Greuel, die rauchenden Trümmer, die aufs Gräßlichste mißhandelten Einwohner sahen, Thränen des Mitleids vergossen hätten, und wenige Tage darauf wurden dieselben Sachsen, die Lefebre, um seine Franzosen zu schonen, vorangeschickt hatte, in den tiefen Gebirgsschluchten hinter dem Brenner von den Tirolern theils mit herabgerollten Steinen zerschmettert, theils erschossen, so daß sie mit ungeheurem Verlust zurückfliehen mußten. Unter den Bayern selbst war es zuerst der vor einigen Jahren verstorbene General Baur, der den Tirolern das Zeugniß der ruhmvollsten Tapferkeit gab, und später Völdernborf, der Geschichtschreiber der bayerischen Kriege, den übrigens Herr Rapp in Bezug auf einige Punkte berichtigt.

Nach dem ursprünglichen in Wien verabredeten Plane hatte das österreichische Armeecorps unter Chasteler den Aufstand in Tirol zu einem offensiven Zweck unterstützen sollen, nämlich um den beiden großen österreichischen Armeen des Erzherzog Karl diesseits und des Erzherzog Johann jenseits der Alpen durch kraftvolle Ausfälle aus dem Gebirge zu nützen, falls sie siegreich vordrängen, oder aber dem Feind in den Rücken zu fallen, falls sie zum Rückzuge genöthigt würden. Der letztere Fall war eingetreten. Tirol war durch sein eigenes Volk ohne Mitwirkung Chastelers frei geworden und die Tiroler selbst machten Ausfälle. Würde nun Chasteler seine 13,000 Mann mit 20,000 Tirolern zu einem großen Ausfall nach München oder Salzburg verwendet haben, so würde Napoleon genöthigt gewesen seyn, die große Armee, mit der er an der Donau dem Erzherzog Karl gegenüberstand, durch eine beträchtliche Entsendung zu schwächen. Aber Chasteler wagte nicht die kleinste Offensive, blieb in den Bergen wie angenagelt und verließ endlich für seine Person das Land, indem er seine Truppen dem General Buol überließ, der sich eben so still verhielt. Chasteler war ein berühmter, in vielen Schlachten erprobter General. Man glaubt, nur die Achtserklärung, die Napoleon gegen ihn erlassen hatte als gegen einen Räuberhauptmann, habe ihm den Kopf verrückt. Diese Achtserklärung hinderte nicht, daß die französische Gesandtschaft bald darauf in Wien Chasteler mit Artigkeiten überhäufte, als hätte diese sich bei ihm für seine schlechte Kriegführung in Tirol im Namen Napoleons bedanken wollen. An Buol schrieb Erzherzog Johann ausdrücklich, er solle, wenn er sich zurückziehen müsse, wenigstens alle entbehrliche Munition den Tirolern lassen; allein er that das Gegentheil und zog ab,

Digitized by Google

indem er alles mitnahm. Hormayr suchte sogar vor seiner eigenen Flucht noch von den Tirolern Geld zu erpressen.

Was Hormayr betrifft, so wäre es uns widrig, hier auf die Details seines Benehmens einzugehen. Herr Rapp hat alles sorgfältig aufgezeichnet, was derselbe gesündigt hat. Das Aergste ist wohl, daß er dem Kaiser falsche Berichte abstattete, worin er sich Anordnungen und Erfolge zuschrieb, denen er stets fremd geblieben war, von denen er erst hintenbrein erfuhr, und worin er böswillig verschwieg, was die Männer geleistet hatten, denen er grollte, namentlich Hofer. Von diesem Ehrenmanne hat er sich nicht entblödet, in seinen Geschichtswerken zu sagen, er habe immer in einer Hand den Rosenkranz, in der andern die Flasche geführt. Es ist durch alle Zeugen bewiesen, daß Hofer ein eben so frommer als nüchterner Mann war, und daß er auch in seinem Wirthshaus niemals Unfug und Ausgelassenheit duldete. Diese spöttische Portraitirung Hofers ist um so würdeloser, als der unglückliche Hofer sich jederzeit der größten Gefahr aussetzte, dadurch ins tiefste Elend gerieth und bald darauf den Martyrertod litt, während Herr von Hormayr in bona pace schwelgte. Bekanntlich war Hormayr bis an sein Ende ein starker Lebemann, der in dieser Beziehung keinem zu starken Esser oder Trinker etwas vorzuwerfen hatte. Unter andern schiebt Hormayr dem wackern Hofer auch einen Brief unter, der die alberne Unterschrift tragen soll „Andre Hofer, dermalen unwissend wo." Im Original steht „dermalen wo ich bin", weil Hofer den Brief aus seinem geheimen Versteck schrieb.

Die Geschichte des Tiroler Krieges ist trotz der herrlichen und unschätzbaren Arbeit Rapps immer noch nicht vollständig, die Ehre Hofers immer noch nicht sattsam genug gerettet. Nach den bisherigen Darstellungen erscheint Hofer am Ausgang des Krieges nicht mehr in der Glorie des Obercommandanten, dem das Land von Seiten des Kaisers anvertraut worden war. Wir vermissen die Auseinandersetzung des Betrauten mit seinem Herrn, dem Kaiser. Eine solche hat stattgefunden, wenn ihrer auch in den gedruckten Werken noch nicht gedacht ist. Hofer hat zwei Briefe unmittelbar an den Kaiser und einen an den Erzherzog Johann geschrieben, die ihm zur höchsten Ehre gereichen und deren Originale sich noch in Wien vorfinden werden. Wir theilen sie hier nach einer von sicherer Hand beglaubigten und besiegelten Abschrift mit. Daß sie, wenn auch von ihm diktirt, doch nicht unmittelbar von ihm und in seinem bäuerlichen Styl geschrieben sind, erklärt sich aus der Ehrfurcht vor dem Kaiser, dem er natürlicherweise etwas besser Stylisirtes und reiner Geschriebenes darbieten mußte.

„An Sr. Majestät den Kaiser von Oesterreich. Nun kommt es leider so weit, daß ich mir bald nicht mehr zu helfen weiß. Gestern mußte ich Innsbruck verlassen — und der Feind wird ohne Zweifel heute dort eintreffen — Schrecklich ist unsere Lage! — Ich sehe mich und mein liebes Vaterland bereits von allen Seiten verlassen, ohne Hülfstruppen, ohne Geld. Man hört nichts als von Feinden. Alle ausländischen Blätter zeigen bestimmt den Frieden an und überdies fällt uns der Feind mit einer Macht, die beiläufig etwas 20,000 Mann stark seyn soll, ins Land. — Der Gedanke, daß uns Ihro Majestät bei Abschließung des Friedens vergessen haben sollte, kann und läßt sich nicht denken auf der einen Seite. Aber auf der andern Seite läßt sich die bange Stille, die immer nur halb offiziellen und unbestimmten Nachrichten der von Ihro Majestät ankommenden Couriere, die äußerst saumselige Unterstützung an Geld und besonders die so eben durch einen Courier eingelangte Abberufung des erst jüngst angekommenen Oberlandes-Commissairs und Armee-Intendanten v. Roschmann — nicht erklären. Nehmen Ihro Majestät die Lage Tirols, das namenlose Elend, in welches sich dasselbe durch diesen Krieg versetzt hat, in Erwägung. Hat eine Nation das gethan, was Tirol gethan hat? Man kann mit Recht sagen, Tirol hat sein Aeußerstes gethan, und für wen? Für Gott, für Religion und für seinen allgeliebten, rechtmäßigen und allgerechten Kaiser von Oesterreich. — Daher nehme ich das Wort im Namen des ganzen Landes, Ihro Majestät nochmals um schleunige Hülfe durch alles zu bitten. — Retten Sie uns — Tirol ist bereit, für Ihro Majestät seinen letzten Tropfen Blut auf dem Schlachtfelde zu verspritzen — Ich bin Bürge dafür. Aber ohne Hülfe, ohne Unterstützung können wirs ja nicht länger aushalten und müssen daher einem unbeschreiblichen, grenzenlosen Elende und allgemeiner Verwüstung entgegensehen. Ich bitte nochmals fußfällig um Unterstützung und Hülfe. Ich und das ganze Land werfen uns in Ihro Majestät Arme und hoffen auch sicher auf Allerhöchst Dero Hülfe. In deren zuversichtlichen Erwartung und tiefster Ehrfurcht erstirbt Ihro Majestät alleruntertänigster treugehorsamster Andere Hofer, Oberkommandant in Tirol. Steinach, den 22. Oct. 1809.

An Se. K. K. Hoheit, den allgeliebten Erzherzog Johann. Ihro Kaiserliche Hoheit werden durch alles, was Höchstdieselben zum Mitleid bewegen kann, um schleunigste Hülfe und Unterstützung jeder Art gebeten, sonst ist Tirol für immer verloren. — Auch werden

Digitized by Google

Ihro K. H. dringend gebeten, gegenwärtiges Schreiben Sr. Majestät dem Kaiser und Sr. Excellenz dem Fürsten von Lichtenstein eiligst zu überbringen und für das arme und getreue Tirol alles Mögliche zu thun, damit wir doch nicht verlassen werden. Genehmigen Ihro 2c. Steinach 22. Oct. 1809."

In den nächsten Tagen langte der ersehnte Courier mit sicheren und offiziellen Nachrichten vom Kaiser an, die aber nur den Friedensabschluß und die Thatsache, daß Tirol aufgegeben sey, bestätigten. Tirol war aufgegeben, weil Oesterreich in der That völlig außer Stande war, es zu halten. Jedoch sicherte der zehnte Artikel des Wiener Friedens allen Tirolern eine unbedingte Amnestie zu, wenn sie die Waffen niederlegen und sich unterwerfen würden, wozu auch Erzherzog Johann in einem eigenen Schreiben dringend rieth. Das war bei der einmal eingetretenen Lage der Dinge auch der weiseste Rath. Die Tiroler hatten sich nur darüber zu beschweren, daß man sie so lange in Ungewißheit gelassen hatte und daß beim Friedensschluß nicht noch bestimmte Fragen in Bezug auf Tirol erledigt worden seyen. Der zehnte Friedensartikel war in der That eben so summarisch, wie die Verzögerung seiner Bekanntmachung eine große Vernachläßigung der treuen Tiroler. Indem nun Andreas Hofer, als der die ganze schwere Verantwortung des Oberbefehls im Namen des Kaisers übernommen hatte, sich in das Nothwendige fügte, ließ es doch seine Gewissenhaftigkeit nicht zu, sich der Verantwortung für alles zu entschlagen und kurzweg zu verabschieden, sondern er schrieb in treuer Sorge für das ihm anvertraute Land und für die Personen, über deren Schicksal im Wiener Frieden nicht entschieden war (die nicht geborenen Tiroler, die gleichwohl in ihren Reihen gefochten, und die Patrioten, welche Geld geliehen hatten), noch einmal einen ernsten, edeln Brief, der allein beweisen würde, wie werth Hofer eines Regiments gewesen war, das er mit so klarem Bewußtseyn seiner Verantwortlichkeit niederlegte.

„An Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich. Nachdem der Unterzeichnete durch den Herrn Courier B. von Lichtenthurm den für mein Vaterland so äußerst traurigen Frieden vernommen, so nimmt sich der Unterzeichnete die Freiheit, über nachstehende Punkte anzufragen, als: 1) was mit den hier befindlichen k. k. österreichischen Ranzionirten zu thun sey, welche der Unterzeichnete sowohl der Cavallerie, Artillerie als Infanterie mobil gemacht und der Cavallerie mit sehr großen starken Pferden angeschaffen hat? und 2) was es mit den unendlich großen Schulden, in welche das arme Land durch diesen traurigen Krieg versetzt worden, und die theils durch die Vertheidigung, theils durch andere daher rührende unglückliche Fälle entstanden sind, für eine Beschaffenheit habe und wie solche bezahlt werden? Denn diese ungeheuren Schulden ist das Land ein für allemal unmöglich im Stande zu bestreiten, und wenn Ihro Majestät diese traurige Lage nicht in Erwägung und zu Herzen nehmen, in welche Allerhöchstdieselben durch diesen traurigen Krieg dasselbe versetzt, so ist unser armes verwüstetes Vaterland auf immer und für alle Zeit unglücklich. — Der Unterzeichnete bittet daher allerunterthänigst im Namen des ganzen Landes, und wirft sich Ihro Majestät in aller Unterthänigkeit zu Füßen — Ihro Majestät möchten doch dasselbe beherzigen und dem Lande jene Gerechtigkeit angedeihen lassen, auf die es vermöge seiner Anhänglichkeit an das allerhöchste Kaiserhaus, welche es werkthätig an den Tag gelegt hat, vor Gott und der Welt Anspruch zu haben glaubt. — Vertrauensvollst auf die bekannte Güte und Gerechtigkeit, welche Ihro Majestät jeder Zeit eigen war, hoffet der Unterzeichnete, Ihro Majestät werden das arme Land Tirol in diesem schrecklichen Ruin nicht liegen, sondern alle nur mögliche Unterstützung jeder Art angedeihen lassen. In welch getroster Hoffnung der Unterzeichnete in tiefster Ehrfurcht erstirbt Ihro Majestät allerunterthänigst treu gehorsamster Andere Hofer, Obercommandant in Tirol. Steinach, den 2. Nov. 1809."

Von Oesterreich ist keine Antwort mehr erfolgt; das Schicksal Tirols zu bestimmen, blieb allein dem König von Bayern überlassen. Andreas Hofer ertheilte, dem Wunsche des Erzherzog Johann gemäß, an alle Tiroler den Befehl, die Waffen niederzulegen, und begab sich selbst in seine Heimath zurück. Der Priester Donai gab ihm den vernünftigen Rath, Tirol zu verlassen und sich nach Oesterreich zu flüchten. Hofer that es nicht und ließ sich vielmehr durch das unvernünftige Drängen des Pater Haspinger, des tollen von Kolb und anderer Enragirten zu der unglücklichen Maßregel verleiten, den schon gegebenen Befehl zu widerrufen und aufs Neue eine allgemeine Erhebung anzuordnen. Wir stellen durchaus nicht in Abrede, daß diese seine Handlungsweise nach dem gemeinen Urtheil der Welt nur als eine verkehrte und thörichte bezeichnet werden kann und daß, wenn man dem klaren und besonnenen Hofer irgend einmal in seiner merkwürdigen Laufbahn vorwerfen könnte, er habe den Kopf verloren, es hier der Fall war. Allein das Benehmen Hofers kann auch und muß sogar aus einem andern Gesichtspunkt beurtheilt werden. Jedermann hat das große Wort Dantons bewundert: „Kann ich mein Vaterland an meinen Fußsohlen mitnehmen?" Danton war in äußerster Gefahr, seine Feinde riethen

Digitized by Google

ihm zu fliehen, aber er wollte den heimischen Boden nicht verlassen. In dieser thörichten Großherzigkeit handelte auch Andreas Hofer. Er hatte sich fest vorgenommen, im Vaterlande zu leben oder zu sterben. Er entzog sich der Verfolgung nur, weil ihm doch möglich war, daß er bis zu einer Aenderung und Besserung der Dinge unentdeckt blieb, aber er ging nicht über die Grenzen der Grafschaft Tirol hinaus und war auf das Schlimmste gefaßt. Als er verrathen und gefangen wurde, ging er mit Ruhe dem Tode entgegen, den er sich längst gewünscht hatte. Er wußte wohl, daß er mit Tirol eins war und nicht davon getrennt werden könnte. Nach Wien gerettet, mit einem Titel und Orden bedacht, in einer Civiluniform, eine Zeit lang begafft von der Menge, dann vielleicht belächelt, wie von Herrn von Hormayr, was wäre das für ein Ausgang für Hofer gewesen! Nein, sein Tod war seines Lebens würdig. Was Köstlicheres konnte ihm denn zu Theil werden, als ein so schöner Tod?

Naturkunde.

Die allgemeine Formenlehre der Natur als Vorschule der Naturgeschichte von Dr. C. G. Nees von Esenbeck. Mit 275 in den Text gedruckten Holzschnitten und 6 lithogr. Tafeln. Breslau, Burckart, 1852. Groß 8.

Eine interessante Uebersicht aller in der Natur vorkommenden Formen in ihrer Entwicklung aus dem Punkt zur Linie, Fläche und zum Körper, in der Gegenüberstellung der Seiten, Trennung und Zahl der Glieder, Folge der Proportionen, relativen Größe 2c. nicht blos nach allgemeinen mathematischen Voraussetzungen, sondern mit steter Hinweisung auf die Natur selbst theils in den kristallinischen Formen der anorganischen, theils in den organischen der Pflanzen- und Thierwelt. Das meiste Interesse gewährt hier außer der Kristallographie die Lehre von den dendritischen Formen in der Vertheilung nach geraden Linien, und die Lehre von der Wirtelform in der Entwicklung aus der Spirallinie.

Indem der Verfasser in das feinste Detail eingeht, verzeichnet er auch alle an Linien und Flächen vorkommenden Verschiedenheiten des Wolligen, Zottigen, Dornigen, Haarigen, Sammtenen 2c., ferner die nicht mehr den Augen, sondern dem Gefühl wahrnehmbaren Eigenschaften des Weichen und Harten 2c., endlich die Unterschiede der Farben, Gerüche und Geschmäcke. Die Färbungen verfolgt er bis in die mannigfachsten Naturfarben in den Schmetterlingen und Käfern, und bemüht sich, auch in diesen scheinbar willkürlichsten Spielen das Gesetz zu finden.

Die Nomenklatur in dieser reichen Uebersicht ist besonders schätzbar und durch ein am Schluß beigefügtes Register noch brauchbarer gemacht.

Uebrigens kann die ganze Lehre nur erschöpft werden als angewandte Formenlehre in spezieller Verfolgung und umfassender Darstellung aller einzelnen Gattungen, wie sie wirklich in der Natur existiren. Demnach ist nicht nur die Lehre von den Kristallen, sondern auch die Wellenlehre besonders zu behandeln, nicht nur die Gestaltenlehre im Allgemeinen, sondern die Lehre z. B. von den Blumenformen, von den Fruchtformen, von den Zweigformen besonders, desgleichen im Gebiet des animalischen Lebens die Lehre von der Bildung des Kopfes, der Hand 2c. Das nämlich, was die Form eigentlich bestimmt, ist immer die Bewegung und das Leben, die primitive oder fortwirkende Bildungskraft und nicht das mathematische Gesetz.

In der Einleitung scheint uns der Verfasser die Formenlehre der Natur doch etwas zu hoch zu fassen, wenn er sie in allen Schulen vorgetragen wissen will neben der Grammatik und als deren nothwendige Ergänzung. Uns scheint es zu genügen, wenn nur solche, die ihr ganzes Leben der Naturerkenntniß widmen, sich auch eine umfassende Kenntniß der Naturformen erwerben. Die Jugend in Masse braucht das nicht und kann das nicht. Das Vorwort enthält noch einige andere Seltsamkeiten. Hier wird z. B. S. XI die Religion „Entwicklung des Verstandes auf dem objectiven Gebiet der Vernunftidee" genannt und werden die Fröbel'schen Kindergärten gegen das Verbot, das sie getroffen hat, in Schutz genommen. Der Verfasser nennt diese Kindergärten „die erste Stufe der objectiven Elementarbildung." Wir müssen bekennen, daß wir in diesen Kindergärten immer nur eine abgeschmackte Spielerei und nebenbei eine Opposition gegen die christliche Erziehung erkannt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 38. 11. Mai 1853.

Geschichte.

Hus und Hieronymus. Studien von Joseph Alexander Helfert. Prag, Calve, 1853.

Der Verfasser geht mit Recht von der Ansicht aus, daß die Geschichte der neueren Zeit nicht erst mit dem sechszehnten Jahrhundert, sondern schon mit dem fünfzehnten, nicht erst mit Luther, sondern schon mit Hus begonnen habe. Diese Eintheilung ist schon vor Jahren von dem Herausgeber dieser Blätter in seiner Geschichte der Deutschen befolgt worden. Die großen Bewegungen negativer Natur, durch welche die Autorität der Kirche, dann die der Staaten umgestürzt wurde, das Zeitalter der Revolutionen nahm seinen Anfang mit dem Hussitenkriege. In diesem ewig denkwürdigen Kriege spiegelt sich wie in einem Vorbild jede folgende große Revolution ab. Er begann mit der Erhebung gebildeter Männer gegen die Autorität, ging über in Volksherrschaft und Anarchie und endete mit Militärdespotismus.

Hus ist besonders interessant, weil er der Erste war in der langen Reihe von Führern der Opposition, die gegen das Bestehende ankämpften und noch immer ankämpfen. Herr Helfert spricht sich mit echt historischem Sinn über die Verhältnisse aus, die das Auftreten eines Hus möglich machten. „Jede Macht," sagt er, „hat ihrer Natur nach den Trieb nach möglichster Ausübung und Ausbreitung ihrer Herrschaft in sich, und geht diesem Triebe, wo nicht Schranken irgend einer Art mit eifersüchtiger Wachsamkeit vor dem Uebernehmen bewahren, schrittweise und unmerklich bis zu jenem Grade nach, der durch Ueberspannung der Zumuthungen und Auflastungen zum gewaltsamen Bruche führt. Zudem wiegt jede Macht, die unangefochten oder nach siegreicher Bewältigung aller Hindernisse durch längere Zeit ihre Kräfte entwickelt, am Ende in das Gefühl sorgloser Fahrlässigkeit ein, welches dem Aufkeimen, dem allmählichen Heranwachsen, zuletzt dem Ueberwuchern von Unordnung und Ausschweifung jeder Art über die Maßen günstig ist. Zustände solcher Art waren es, welche der Kirche zu wiederholtenmalen wüthende Stürme bereitet, ja dauernde Abtrennungen ganzer Gebietstheile herbeigeführt haben. Ueberfülle an Macht und Ueberfluß an Gütern hatten hier wie anderswo Ausschreitungen in dem, was gefordert und auferlegt werden kann, und daneben zu gleicher Zeit Ausartungen in dem, was ungestraft nicht vernachläßigt werden darf, zur bedauerlichen Folge. Wohl hat in solchen Zeiten auch nie die Stimme redlicher Männer gefehlt, welche die herrschenden Gebrechen ohne Scheu und Rückhalt mit dem wahren Namen benannten, zur rechtzeitigen Umkehr auf der unheilvollen Bahn mahnten, und den Weg anzeigten, auf welchem die Kirche durch eigene Kraft wieder gewinnen könne, was sie durch eigene Schuld verlor, oder zu verlieren in Gefahr war. Aber neben diesen wohlmeinenden Bestrebungen lief jederzeit eine Richtung anderer Art, welche, die allgemeine Verderbniß zum Vorwand, die Mahnrufe der Redlichen zum Anhaltspunkt nehmend, entweder von außen her auf die Güter und den Glanz der Kirche lüsterne Blicke warf, oder von innen heraus das Joch pflichtmäßigen Gehorsams gegen die kirchliche Autorität abzuschütteln versuchte."

Der Verfasser nimmt eine kritische Sichtung dessen vor, was bisher in fast allen Geschichtswerken über Hus und seine Zeit ausgesagt ist. Zunächst widerlegt er die Annahme, als habe Wycliffe einen entscheidenden Einfluß auf die böhmische Revolution geübt. Die Schriften Wycliffe's wurden nur gelegentlich herbeigezogen; schon vor dem Bekanntwerden dieses Engländers hatten böhmische Sittenprediger die argen Mißbräuche der Kirche gerügt. Um diese nahe liegenden Uebel einzusehen, brauchte man nicht in England in die Schule zu gehen. Der Hauptanstoß zu der großen revolutio-

Digitized by Google

nären Bewegung ging aber von dem, durch mancherlei Uebermuth der Deutschen schwer verletzten Nationalstolz der Böhmen aus. Es ist gewiß sehr merkwürdig, obgleich von den Welthistorikern noch nicht gehörig beachtet, daß es gerade jener slavische Volksstamm war, der im Kampf gegen die römische Kirche und gegen das deutsche Reich voranging, der im Abendlande die erste von Rom unabhängige Nebenkirche und die erste reine Demokratie gründete.

Herr Helfert verliert den Gesichtspunkt nicht aus den Augen, in welchem er Hus als ein Glied und als einen Priester der katholischen Kirche zu betrachten hat, sofern er selber Katholik ist und sich nicht befugt glaubt, den Standpunkt protestantischer oder sonst katholikenfeindlicher Geschichtschreiber einzunehmen. Er erkennt vollkommen an, daß die Kirche damals in Haupt und Gliedern faul war, daß die Sitten des Clerus sehr verdorben und den Laien ein Abscheu waren, daß alle Beschwerden dagegen bisher nichts geholfen hatten, daß die höchste Autorität des apostolischen Stuhles selbst durch die Unwürdigkeit der einzelnen Päpste, von denen damals drei zugleich um die Tiara stritten, tief herabgewürdigt war, daß mithin eine Reformation, wie sie auch von allen Nationen gewünscht und verlangt wurde, nicht umgangen werden konnte; aber er bestreitet dem böhmischen Magister das Recht, aus einer nothwendigen Reform der Kirchenverwaltung und der Sitten eine Veränderung der Lehre zu machen; das Recht, anstatt die alte Kirche zu verbessern, sie zu zerstören und aus ihren Trümmern eine neue zu gründen. Dieß der Standpunkt, von dem sein Gesammturtheil über Hus ausgeht.

Während die drei Päpste einander mit Drachengift anspieen, einander vor aller Welt durch gegenseitige Schmähungen verächtlich machten, und endlich vor das Constanzer Concil als vor ein höheres Gericht geladen wurden, während der Erzbischof von Prag auf schwache, widersprechende, immer vergebliche Weise gegen Hus und seine neue Lehre eiferte, schwärmte die böhmische Königin Sophie, deren Beichtvater Hus war, für denselben und schonte und schützte ihn auch ihr Gemahl, der abgesetzte Kaiser Wenzel, als Liebling seines Volkes, wodurch er sich selbst bei den Böhmen am meisten beliebt machte. Während von Rom und Deutschland aus die Autorität gegen Hus sich immer nur schwach und oft erbärmlich benahm, wurde er von den Böhmen, sonderlich von den Pragern, auf den Händen getragen, wurde jede seiner Predigten mit rauschendem Beifall aufgenommen, jedes seiner Worte wie ein köstlicher Schatz bewahrt. So wuchs seine Verachtung der Autorität mit seinem Trotz auf den Hinterhalt, den er in seinem Volke fand. Wenn er selbst als Gelehrter und in der Erinnerung an seine priesterliche Weihe die Autorität auch noch schonen wollte, so wurde er als Volksredner und Parteihaupt von seinen Anhängern immer weiter fortgerissen.

Die Schilderung dieser von Jahr zu Jahr in Prag steigenden Bewegung ist sehr lebendig und mahnt sehr an die Aufregung, die wir in den Jahren 1848 und 1849 mit ansahen. Dagegen scheint uns in der Entwicklung des Prozesses, in dessen Folge Hus verdammt und zu Constanz verbrannt wurde, die Richtung insofern verfehlt, als der Verfasser sich das Odiosum einer Beschönigung des eigentlichen Rechtsverfahrens hätte ersparen können. Herr Helfert stellt dem freien Geleit, welches Kaiser Sigmund dem Magister Hus zugesichert, die ältere Concession entgegen, die er dem Concilium gemacht, sofern er dessen höchste Autorität und Gerichtsbarkeit unbedingt anerkannt hatte. Entstand nun ein Widerspruch, glaubt er, so habe das Ansehen des Concils den Vorrang gehabt über den Freibrief des böhmischen Magisters. Auch habe Hus den Freibrief selber verwirkt, indem er unterwegs und in Constanz selbst eigenmächtig gepredigt und Sakramente ausgetheilt habe, was er als Gebannter unter allen Umständen nicht durfte. Wir legen auf solche gerichtliche Entscheidungsgründe lediglich keinen Werth und betrachten Hus nur als ein politisches Opfer der Hierarchie. Kaiser Sigmund kann nicht durch Rechtsgründe, nur durch politische Rücksichten entschuldigt werden. Die grausame Hinrichtung des unglücklichen Reformators ist und bleibt ein Justizmord, war aber vom Gesichtspunkt des politischen Nutzens und selbst als eine kirchliche Existenzfrage gerechtfertigt. Man darf auf diesen Fall anwenden, was Robespierre beim Prozeß Ludwigs XVI. geltend machte. Es handelt sich hier nicht darum, zu untersuchen, ob der Beklagte schuldig oder unschuldig ist; es kommt ganz allein darauf an, einen öffentlichen Feind unschädlich zu machen. Das war aber Hus für die Kirche. Wenn die Kirche freiwillig zugegeben hätte, daß es künftig jedem Magister frei stehen dürfe, wie Hus, nach seinem Dafürhalten an der Lehre zu rütteln, dieß stehen zu lassen, jenes umzustoßen, so hätte sie ihre eigene Auflösung dekretirt. Sie mußte an das **principiis obsta** denken. Andererseits aber hätten ihre damaligen Häupter selbst eine gründlichere Reformation vornehmen sollen, um den gerechten Beschwerden der Völker zu genügen. Die Autorität konnte nicht mehr durch Abschreckung ihrer Gegner, sie konnte nur durch Reinigung ihrer selbst gerettet werden. Sie machte nur

Digitized by Google

das Uebel ärger, indem sie diese ihre erste Pflicht versäumte, und was Hus gepredigt, was die Hussiten unter Ziska mit Blut und Flammen in die Weltgeschichte geschrieben, sollte nur der Anfang jahrhundertlanger Völkerkämpfe seyn, deren Ende wir heute noch nicht absehen.

So große Erscheinungen müssen providentiell genommen werden. Die göttliche Autorität kann nur so weit bestritten werden, als sie mißbraucht werden kann, und muß dann bestritten werden, nach einem welthistorischen Gesetz, dem sich kein Volk und keine Zeit je entziehen wird. Es kann auch gar keine Form geben, in welcher die göttliche Autorität bestritten wird, als die der sogenannten Vernunftkritik, die auch dann immer nur individuell bleibt, wenn sie die Bibel zum Kriterium macht, weil sie darunter doch nur ihre eigene Interpretation versteht. Diese Opposition fällt aber eben deßhalb ihrer Natur nach in jede denkbare Ausschweifung der Subjectivität und des Eigensinns, zersplittert sich eben deßhalb dem Raum und der Zeit nach in unzählige Parteiungen und Meinungen und gibt dadurch unwillkürlich der bestrittenen Autorität eine Macht zurück, die unwiderstehlich ist, wenn ihre Vertreter in der langen Schule des Unglücks der Läuterung nicht entbehrt haben. So wechselten Revolutionen und Restaurationen seit vier Jahrhunderten fast unabläßig, jene immer schon durch ihr Princip dem Untergang geweiht, diese aber durch die Nichtachtung des ihrigen, wodurch allein die Wiederkehr der Revolution möglich und nothwendig wurde.

Märchen.

Das Buch vom Rübezahl. Des Berggeistes Fahrten und Schwänke neu erzählt von H. Kletke. Breslau, Trewendt und Granier, 1852. 12°. S. 75.

In diesem kleinen Buche sind 28 Schwänke des berühmten schlesischen Berggeistes aus einem selten gewordenen Buche von Lindner „Historien von Riebenzahl, Hirschberg 1736", und einer aus dem Buch von Prätorius über denselben Gegenstand zusammengetragen, lediglich zur Unterhaltung und ohne gelehrte Untersuchung über Ursprung und Charakter des betreffenden Sagenkreises und seiner Literatur.

Der Sagenkreis vom Rübezahl ist in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig, sofern er überaus populär ist und noch die letzten Jahrhunderte zu seiner weiteren Ausbildung beigetragen haben, sofern er im eigenthümlichsten Zwielicht des deutschen und slavischen Heidenglaubens steht, und sofern in ihm das Grundelement des nordeuropäischen Humor, die Selbstironisirung, die unter dem Schein der Bosheit sich verbergende Güte, die sarkastisch geübte poetische Gerechtigkeit &c. als echt volksthümlich und uralt hervortritt. Warum hätte nicht diese in der nordischen Bevölkerung liegende Tendenz zum Humor mit dem eigenthümlichen Charakter des Riesengebirges, dem launenhaften Wechsel der Sonne, der Wolken, des Windes in eine Verbindung gebracht werden sollen. Heute noch wird Rübezahl vom Volk als Personification zunächst des Gebirgswetters aufgefaßt.

Man muß die Sage wohl bis ins Heidenthum zurückführen, um so mehr, als die berühmten Zwergkönige der anerkannt heidnischen Sage, König Laurin und Elberich (Oberon), ganz den nämlichen neckischen und elbischen Charakter tragen. Dennoch möchten wir unter Rübezahl (wie auch in Elberich) nicht blos einen lokalen Elben, sondern etwas von einem Gotte vermuthen. Unter allen Göttern des Nordens hat Odin den am meisten elbischen Charakter und läßt sich zu den seltsamsten Verkleidungen und Schalkhaftigkeiten herab. Ein altdeutscher Name Odins aber scheint Ruprecht gewesen zu seyn (der bekannte Knecht Ruprecht). Dieser Name kehrt in einem Ruperstein auf dem Riesengebirge, in einem lustigen Ruprecht aus dem nahen Schmiedeberg, von dem noch Schwänke erzählt werden, und endlich im Namen Rübezahl selbst wieder, entsprechend dem englischen Robin, der in der Volkssage bald als berühmter Jäger, bald als Kobold erscheint. In Rübezahls berühmtem Lustgarten könnte, wenn er auf Odin zu beziehen wäre, Walhalla vermuthet werden. Allen diesen Vermuthungen steht nun aber entgegen, daß Schlesien viele Jahrhunderte hindurch von Slaven bevölkert war, ehe die deutsche Cultur hier eindrang, und daß demnach Rübezahl wohl ein Wesen des slavischen Mythus seyn dürfte. Andererseits ist bekannt, daß sich dasselbe Schlesien schon Jahrhunderte vor der Einwanderung der Slaven im Besitz deutscher Stämme befunden hat, die erst in der Völkerwanderung westwärts geschoben wurden. Erwägt man, daß sich das Riesengebirge majestätisch am südwestlichen Rande der unermeßlichen schlesisch-polnischen Ebene erhebt, als das erste hohe Gebirge, zu dem man aus den weiten Flußgebieten der Weichsel und Oder gelangt, so darf man nicht zweifeln, daß es allen heidnischen Völkern, die dorthin kamen, gleichmäßig ein Gegenstand heiliger Verehrung

Digitized by Google

gewesen ist, und so könnte wohl auch Name und Cultus, als an eine so bestimmte Oertlichkeit gefesselt, wenigstens zum Theil von einem Volk auf das andere übergegangen seyn.

Als Stätte eines uralten Naturcultus erscheint die Schneekoppe (höchste Spitze des Riesengebirges) in doppelter Beziehung. Das hohe Granitgebirge bringt im Contrast mit den tief unter ihm liegenden Ebenen eine Menge seltener Kräuter hervor, die als heilkräftig anerkannt waren. Ringsum wohnten sogenannte Kräutermänner, welche von diesen Kräutern Liqueure abzogen und als Medicamente und stärkende Mittel auf den Jahrmärkten in Schlesien, Böhmen und der Lausitz verkauften. Diese Kräutermänner hatten ihre alten, zunftmäßigen Geheimnisse und führten den Rübezahl als ihren Schutzpatron im Bilde mit sich. Erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts hat die Polizei auch diesem unschädlichen Alterthum unbarmherzig ein Ende gemacht, indem sie die Buden der Kräutermänner schloß. — Die altreligiöse Feier, in welcher die Kräutermänner und die ganze Bevölkerung des Gebirges der wohlthätigen Natur für den Reichthum ihrer in den Kräutern, überhaupt in der Vegetation gewährten Gaben Dank sagten, war dieselbe, die in Franken und Bayern unter dem Namen der Würzweihe bekannt ist, und fand an dem nämlichen Tage statt, am 15. August oder Mariä Himmelfahrt. An diesem Tage wurde die Schneekoppe bestiegen und auf ihr dem versammelten Volk eine Messe gelesen, weßhalb er auch in der ganzen Umgegend nur der Koppentag hieß. Zum Schutz des Priesters und seines Heiligthums bei schlechtem Wetter baute der Grundherr des Gebirgs, Graf von Schafgotsch, erst im 17. Jahrhundert auf der Koppe eine Kapelle. Diese Feier ist wohl nicht erst in christlicher Zeit entstanden, sondern das Christenthum hat nur einem ältern unschuldigen Cultus eine höhere Weihe gegeben, den Dank für die Gaben der Natur in den Dank für die Wohlthaten Gottes umgewandelt. Selbst der Umstand, daß Mariä Himmelfahrt auf diesen Tag verlegt wurde, deutet auf eine Beziehung zum alten Naturcultus hin. Man nennt die im Herbst an sonnenhellen und windstillen Tagen umfliegenden schneeweißen Spinnweben Marienfäden, und die Volkssage leitet sie von dem Mantel der Maria her, der ihr bei ihrer Himmelfahrt entfallen und vom Winde bis auf die Fäden zerrissen worden sey. Unter dem göttlichen Wesen, welches hier Abschied nimmt, war wohl ursprünglich eine heidnische Personification der sommerlichen Natur oder Pflanzenwelt verstanden. Am 15. August hat die Pflanzenwelt ihren Culminationspunkt erreicht, es ist die Zeit der vollendeten Getreide- und der beginnenden Obsternte. Von nun an beginnt das Welken der Blätter und der herbstliche Tod.

Man weiß noch immer nicht, wo Musäus sein liebliches Märchen vom Rübezahl hergenommen hat. Da er inzwischen andere Märchen nur aus beglaubigten echten Volkssagen schöpfte, wenn auch mit poetischer Willkür in Einzelheiten veränderte, so darf man voraussetzen, daß er auch jenes Märchen von der Flucht der schönen Emma, der Rübezahl in komischer Verzweiflung nachseufzt, aus dem Volksmunde entnommen hat. Wäre dies wirklich der Fall, so würde der Grundgedanke der Sage mit jenem Abschied der Naturgöttin zur Herbstzeit in Einklang zu bringen seyn und wir hätten vielleicht den Rest eines schönen alten Mythus vor uns.

In der vorliegenden Sammlung sind ohne Zweifel sehr alte Sagen enthalten. Rübezahl erscheint hier noch als Hüter der heiligen Kräuter und duldet nicht, daß sie von Unberufenen gepflückt werden. Einer sucht „die rechte Weißwurzel", ein Anderer „die Springwurzel", ein Dritter „das rechte Lunarium", aber alle Drei werden vom Berggeist abgeschreckt und gehindert. In andern Sagen verhält er sich ganz wie ein mitleidiger Elbe oder Waldgeist, beschenkt arme und ehrliche Leute mit einer Kleinigkeit, die aber nachher zu Golde wird, wie das in unzähligen deutschen Elbensagen sich wiederholt. Oder er straft Uebermüthige, Geizige, Unbarmherzige, Eitle, Leichtsinnige rc. Oder er neckt auch nur Reisende auf eine unschädliche Art und macht es wieder gut. Ueberall äußert sich sein Humor in Mystificationen. Er nimmt eine schreckliche Gestalt an, oder übt kleine Bosheiten und thut dann doch den Geneckten wohl; oder er täuscht durch Geschenke und berauscht die Bethörten durch irgend ein Glück, das er ihnen dann plötzlich wieder entzieht. Zuweilen prüft er nur den Charakter derer, die ihm begegnen, wie dieß öfter in nordischen Sagen der verkleidete Odin zu thun pflegt. Einmal kommt Rübezahl hier auch wie Odin ausdrücklich als Mantelträger vor.

Die kleine Sammlung ist ganz aus den ältesten bekannten Quellen geschöpft und enthält daher nichts von den vielen neueren Dichtungen, die denselben Berggeist zum Mittelpunkt haben und auch im Allgemeinen seinen elbischen Charakter festhalten, worunter der Alpenkönig des verstorbenen Raymund die beste Production ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 39. 14. Mai 1853.

Geschichte.

Die Zeit Constantins des Großen. Von Jakob Burckhardt. Basel, Schweighauser, 1853.

In dieser interessanten Monographie wird das wunderbare constantinische Zeitalter durch ein helles Schlaglicht beleuchtet und in seinen Einzelheiten aufgedeckt. Wir erblicken das Christenthum in seiner ersten schwunghaften Erhebung zur Staatsreligion und das Heidenthum in seinem tiefsten Verfall. Es ist der Wendepunkt zwischen einer alten und einer neuen Welt. Dennoch fehlte damals noch die germanische Kraft, welche erst ein bis zwei Jahrhunderte später dem heidnischen Römerthum den Todesstoß gab und den christlichen Formen selbst neues Leben brachte. Es handelt sich zu Constantins Zeit mehr nur um einen Gegensatz innerhalb der römischen Welt allein.

Herr Burckhardt bescheidet sich, nur Studien gegeben und den reichen Gegenstand keineswegs erschöpft zu haben. Mit Bewußtseyn hat er mehr die heidnische als christliche Seite hervorgehoben. Er sagt in Bezug auf das frühere Werk von Tzschirner, es habe den Einfluß des Christenthums auf das sinkende Heidenthum zu hoch angeschlagen. Er selbst, der Verfasser, zieht es vor, die betreffenden Phänomene durch eine innere Entwicklung des Heidenthums selbst zu erklären. Wie uns dünkt, hätte er gleichwohl etwas mehr von der Magie des Christenthums im Gegensatz gegen die heidnischen Magien, und überhaupt im Sinne Chateaubriands etwas mehr vom Genie des Christenthums vorbringen können.

Seine Schilderung des Heidenthums im Beginn des vierten Jahrhunderts ist meisterhaft. Die innere Auflösung desselben war bedingt durch die philosophische Spekulation und Kritik, die vom alten Glauben überhaupt abführt, ferner durch die Vermischung aller Culte, durch die gleichzeitige Verehrung der heterogensten, von den verschiedensten Völkern entlehnten Gottheiten, durch den Einfluß der Mode auf die Lieblingsculte und sonderlich auf die kaiserlichen Hofculte, durch die aristokratische Eitelkeit der Mysterien, mit denen man sich vom gemeinen Haufen schied, durch Dämonismus, Astrologie, Magie und allen möglichen Aberglauben, mit dem man die geheimnißvollen Naturkräfte zu bannen und zu bezwingen hoffte, nachdem der einfältige Glaube an die alten Naturgötter verschwunden war. Endlich durch die unvermerkt immer mächtiger gewordene Sehnsucht nach dem Jenseits, durch das Bedürfniß der Unsterblichkeit. Darüber sagt Herr Burckhardt S. 214: „Die Feinde des Christenthums machen es ihm zum beständigen Vorwurf, daß es sey eine Religion des Jenseits, welche das Erdenleben nur als trübe, prüfungsreiche Vorbereitungszeit für ein außerirdisches, ewiges Leben auffasse; sie rühmen dagegen das lebensfrohe Heidenthum, welches die antiken Menschen gelehrt habe, hienieden ihre Kräfte, Anlagen und Bestimmungen auf die Jedem angemessene Weise durch- und auszuleben. — Es muß nun zunächst festgestellt werden, daß das Heidenthum des dritten Jahrhunderts auf dieses Lob, oder wie man es nennen will, keinen ungetheilten Anspruch mehr machen kann, daß es ebenfalls eine Religion des Jenseits geworden war. Die christliche Dogmatik stellt ihre Lehre von Tod und Unsterblichkeit erst an das Ende der Lehre vom Menschen, im vorliegenden Fall müssen wir damit anfangen, weil das ganze Verständniß der spätheidnischen Religion an diesem Punkte hängt. Der jammervolle Zustand des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft hatte gewiß großen Antheil an der Ausbildung dieser Jenseitigkeit, doch erklärt er dieselbe nicht völlig. Aus unerforschlichen Tiefen pflegt solchen neuen Richtungen ihre wesentliche Kraft zu kommen; durch bloße Folgerungen aus vorhergegangenen Zuständen sind sie nicht zu deduciren. Die frühere heidnische Ansicht gönnte dem Menschen wohl eine Fortdauer nach dem Tode, allein in bloßer

Digitized by Google

Schattengestalt, als ein kraftloses Traumleben; wer weiser seyn wollte, redete nach ägyptischer oder asiatischer Lehre von einer Seelenwanderung; nur ganz wenigen Freunden der Götter wurde der Aufenthalt im Elysium oder auf den Inseln der Seligen vorbehalten. Mit der Crisis des Heidenthums wird der Kreis dieser Bevorzugten auf einmal erweitert, und bald nimmt Jedermann die ewige Seligkeit in Anspruch." Hier scheint es uns, der Verfasser hätte doch etwas mehr Werth legen sollen auf das Schuldbewußtseyn, auf das Gewissen, welches sich bei den alten Völkern zu regen anfing. Es war gewiß nicht blos die Sehnsucht, aus einem elenden irdischen Daseyn zu elysischen Wonnen überzugehen, das die Kinder des tief verderbten römischen Kaiserreichs der christlichen Unsterblichkeitsverheißung zutrieb, sondern es war auch das erwachte Bewußtseyn der Sünde und das tiefe Bedürfniß der Buße. Das Christenthum hatte für das Heidenthum nicht die Bedeutung des Islam, der zu himmlischen Freuden einladet; nicht die Hoffnung, vielmehr die Furcht herrschte vor. Man suchte eine Erlösung nicht von Leiden, sondern von der Sünde und ihrer Strafe. Dieß war damals wie heute und zu allen Zeiten die Hauptsache bei der Bekehrung zum Christenthum, und hierin allein ist seine welthistorische Macht begründet.

Indem der Verfasser die christliche Partei des constantinischen Zeitalters schildert, sagt er S. 159: „Die idealen Menschen voll geistiger Tiefe und praktischer Hingebung waren gewiß die kleine Minderzahl wie in allen irdischen Dingen; die große Masse hatte sich angezogen gefühlt durch die in den Vordergrund gestellte Sündenvergebung, durch die verheißene selige Unsterblichkeit, durch das Mysterium, welches die Sacramente umgab und gewiß für Manchen nur eine Parallele der heidnischen Mysterien war. Den Sklaven lockte die christliche Freiheit und Bruderliebe, manchen Unwürdigen endlich das sehr bedeutende Almosen, welches namentlich von der Gemeinde zu Rom in einem wahrhaft universellen Maße gespendet wurde. Die große Anzahl heldenmüthiger Martyrien, welche von Zeit zu Zeit in der ausartenden Gemeinde die Spannkraft herstellen und eine immer neue Todesverachtung pflanzen, beweist viel weniger für die innere Vollkommenheit der Kirche, als man wohl annimmt. Es hat schon Märtyrer in Masse für alles Mögliche gegeben, und wäre es auch nur der Wagen Dschaggernaut's. — Suchen wir nun in kurzem die wahre Stärke der christlichen Gemeinde beim Beginn der letzten Verfolgung uns zu vergegenwärtigen, so lag dieselbe also weder in der Zahl, noch in einer durchgängig höhern Moralität der Mitglieder, noch in einer besonders vollkommenen innern Verfassung, sondern in dem festen Glauben an eine selige Unsterblichkeit, welcher vielleicht jeden einzelnen Christen durchdrang. Wir werden zeigen, daß die ganze Bemühung des spätern Heidenthumes demselben Ziele zuging, nur auf düstern, labyrinthischen Nebenwegen und ohne jene siegreiche Ueberzeugung; es konnte auf die Länge die Concurrenz des Christenthumes nicht aushalten, weil dieses die ganze Frage so unendlich vereinfachte. — Zweitens war hier dem politischen Bedürfniß der alten Welt, die seit der römischen Gewaltherrschaft an allem Staatswesen irre geworden, ein neuer Staat, eine neue Demokratie geboten, ja eine neue bürgerliche Gesellschaft, wenn sie sich rein hätte erhalten können. Viel antiker Ehrgeiz, draußen im Römerstaat ohne Stellung, bedroht, zum Schweigen gebracht, hat sich in die Gemeinden, auf die bischöflichen Stühle gedrängt, um wenigstens irgendwo etwas zu gelten; andererseits mußte aber auch den Besten und Demüthigsten die Gemeinde ein heiliger Zufluchtsort seyn gegen den Andrang des verdorbenen, bald in Fäulniß begriffenen römischen Wesens und Treibens." Das ist alles sehr wahr, aber es fehlt dabei noch die besondere Rücksicht auf die Gewissensseite, das Schuldbewußtseyn der alten Welt, wodurch eher als durch alles Andere dem Christenthum Vorschub geleistet wurde.

Indem der Verfasser den innern Zerfall der alten Welt in allen Richtungen verfolgt, charakterisirt er auf eine besonders umfassende Weise die Entartung der Kunst. Je wichtiger in den classischen Zeiten die Stellung der Kunst zum Leben, die Macht der Kunst über das Leben gewesen war, um so bedeutsamer erscheint auch ihre durchgreifende, wir möchten sagen systematische Entartung und Karrikirung. An die Stelle des Wahren trat das Gesuchte, Ungewöhnliche, Ueberkünstelte. An die Stelle des Erhabenen das nur physisch Massenhafte und Colossale. An die Stelle der Formenschönheit die Kostbarkeit des Materials. An die Stelle des unmittelbar Gefallenden und Interessirenden eine gesuchte Symbolik. An die Stelle des Idealen das Portrait, an die Stelle der veredelnden Tendenz in der Kunst das Trivialisiren, der Naturalismus und die Karrikatur.

Mit diesen Erscheinungen im Kunstgebiet hingen ganz ähnliche im Leben selbst zusammen. „Beginnen wir mit dem physischen Menschen, so ist in dieser Zeit eine Ausartung der Race, wenigstens in den höhern Ständen, unläugbar. Das Urtheil ist hier nicht an Aussagen der Schriftsteller beschränkt, welche hie und da schon frühe etwas der Art andeuten, *) sondern die

*) Nach den sehr merkwürdigen Aeußerungen bei Dio

Digitized by Google

Kunst leistet den unwiderleglichen Beweis in unzähligen Denkmälern, und zwar auch in solchen, die keine Entschuldigung durch Ungeschicklichkeit des Künstlers zulassen. In den meisten Bildnissen dieser Zeit herrscht theils eine natürliche Häßlichkeit, theils etwas Krankhaftes, Scrophulöses, Aufgedunsenes oder Eingefallenes vor. Grabmonumente, Münzen, Mosaiken, Böden von Trinkgläsern — Alles stimmt hierin überein. Die Mitregenten Diocletians und die nächsten Nachfolger mit ihren zum Theil wahrhaft abschreckenden Zügen mögen als Illyrier keine Durchschnittsform darbieten. Constantin, dessen Aeußeres wir aus Statuen und Münzen genau kennen, zeigt zwar im Ganzen eine gesunde regelmäßige Bildung, aber einen widerwärtigen Ausdruck von Tücke, und doch sind Panegyriker und Kirchenschriftsteller voll einstimmigen Entzückens über seine Schönheit, was nicht bloße Schmeichelei, sondern ein Zeugniß für den niedrigen Maßstab des Urtheils ist. In den Physiognomien seiner Söhne bemerkt man eine wesentlich neue Gattung von Ausdruck, die nachher häufig wiederkehrt; es zeigt sich das, was im schlimmen Sinne das Pfäffische heißt." S. 289. Hier lernen wir die Lücke der christlichen Menschheit kennen, die bald darauf durch die frische Kraft der germanischen Völkerstämme ausgefüllt wurde. Es wäre entsetzlich, ja ganz undenkbar, wenn das Heil des Christenthums nur gleichsam die abendliche letzte Oelung einer tief versunkenen, ja abgestorbenen Nationalität hätte bleiben sollen und nicht auch die morgendliche Taufe einer noch kindlichen und kerngesunden geworden wäre.

Herr Burckhardt entwirft ein ungemein lebendiges Gemälde der „christlichen Gesellschaft" in der constantinischen Zeit, gestützt auf die zuverläßigsten Zeugnisse. Wir ersehen daraus, wie menschlich es damals zuging und wie tief die herkömmliche Corruption auch noch auf die Christen einwirkte: „Hieronymus, welcher der Sekretär des siegreichen Bischofs Damasus wurde, lernte in dieser Stellung Groß und Klein kennen; er wußte, wie allgemein die Tödtung der noch ungeborenen Kinder war; er sah zwei Leute aus dem Pöbel sich heirathen, wovon der Mann schon zwanzig Weiber, das Weib schon zweiundzwanzig Männer begraben hatte; nirgends macht er ein Hehl aus der allgemeinen Verderbniß. Aber am genauesten schildert er die vornehmen Stände und gewisse Geistliche, und zwar in ihrer Wechselwirkung. Fürstlich zieht die große Dame, die reiche Wittwe einher, mit vollen rothgeschminkten Wangen; ihre Sänfte ist umgeben von Verschnittenen. Mit dem nämlichen Gefolge erscheint sie fleißig in den Kirchen und schreitet Almosen spendend majestätisch durch ein Spalier von Bettlern. Zu Hause hat sie Bibeln auf Purpurpergament mit Gold geschrieben und mit Edelsteinen besetzt, kann aber dabei die Armen hungern lassen, wenn ihrer Eitelkeit nicht gedient wird. Ein Ausrufer geht in der Stadt herum, wenn die Dame zu einer Agape, einem Liebesmahl einladen will. Auch sonst ist bei ihr offene Tafel; unter andern Schmeichlern treten Kleriker heran, küssen die Frauen vom Hause und machen eine Handbewegung — zum Segnen, sollte man glauben? nein, um eine Gabe in Empfang zu nehmen; nichts aber macht die Damen so stolz als die Abhängigkeit der Priester. Diese Wittwenfreiheit schmeckt viel süßer als die Mannsherrschaft, und gibt überdieß einen Schein von Enthaltsamkeit, wobei doch Manche sich durch Wein und Leckerei entschädigen. Andere freilich, die in härenen Kutten gleich Nachteulen einhergehen, beständig seufzen und doch insgeheim dem gemeinsten Wohlleben fröhnen, sind um nichts besser. Die gesuchten Verhältnisse geistlicher Verwandtschaft, welche dem naturgemäßen Familienleben Eintrag thaten, sind dem strengen Kirchenlehrer sammt und sonders verdächtig; da gab es Männer, welche ihre Frauen verließen und unter frommem Vorwand Andern anhingen; Frauen, welche Jünglinge zu geistlichen Söhnen annahmen und am Ende mit denselben in sinnlichen Umgang geriethen, und dergleichen mehr, namentlich aber gewisse Frömmler, welche als eine Art von Beichtvätern sich bei Frauen einnisteten und mit denselben lebten. Die eigentlichen Kleriker kommen, wie bereits angedeutet wurde, nicht besser weg. Hieronymus verdammt die Sitte ihres Zusammenlebens mit geistlichen Schwestern, den sogenannten Agapeten (sonst Syneisakten) unbedingt, noch stärker aber ihr Auftreten in den vornehmen Häusern, zum Behuf der Erbschleicherei, der Herrschaft und der Ueppigkeit. Einige spielen die Asceten, mit langem Haar, Bocksbart, schwarzem Mantel und bloßen Füßen; sie betrügen sündige Weiblein durch scheinbares Fasten, das sie durch nächtliches Essen wieder einbringen. Andere — den Abbé's des letzten Jahrhunderts vergleichbar — lassen sich zu Presbytern und Diaconen weihen, nur um die Weiber mit größerer Freiheit zu sehen; diese Art geht zierlich gekleidet, reich toupirt, duftend von Wohlgerüchen, alle Finger von Steinen blitzend; ihrer netten Fußbekleidung zu Liebe schweben sie auf den Zehen; ihr Ansehen ist eher das eines Bräutigams als eines Priesters." S. 480.

Chrysost. Orat. XXI. p. 269 seq. hätte man eine Abnahme der männlichen, aber eine Zunahme der weiblichen Schönheit bemerkt.

Digitized by Google

Nur so viel aus den Schilderungen der allgemeinen Zustände. Was den geschichtlichen Verlauf betrifft, so gibt uns Herr Burckhardt zuerst einen Ueberblick über die letzte große Christenverfolgung unter Diocletian, die er als durch voreilige Usurpationsversuche der Christen hervorgerufen ansieht. Dann entwickelt er den unter Constantin dem Großen erfolgten äußeren Sieg des Christenthums, der übrigens nur aus dem bereits erwähnten numerischen Uebergewicht der christlichen Partei hervorging. Constantin der Große war für das Christenthum nicht begeistert, er betrachtete es nur unter einem politischen Gesichtspunkt. Ehe er sich vergewisserte, daß es die Mehrheit habe, machte er sogar verschiedene Versuche, es mit dem Heidenthum in irgend einem juste milieu zu vertragen. „Es ist nicht unmöglich, daß Constantin in seinem ursprünglich an die Sonne und an Mithras angelehnten Deismus eine allgemeinere und deßhalb vermeintlich höhere Grundgestalt aller Religionen zu besitzen glaubte. Zeitweise hat er wirklich neutrale Lebensformen für religiöse Dinge aufgesucht, welchen sich Christen und Heiden fügen sollten. Dieser Art ist der gemeinsame Sonntag und das gemeinsame Vaterunser. ‚Er lehrte alle Armeen, den Tag des Herrn, welcher gerade auch als der des Lichtes und der Sonne benannt wird, mit Eifer ehren. . . Auch die Heiden mußten am Sonntag hinaus auf das freie Feld und miteinander die Hände aufheben und ein auswendig gelerntes Gebet hersagen zu Gott als Urheber alles Sieges: „Dich allein erkennen wir als Gott und König, Dich rufen wir als unsern Helfer. Von Dir haben wir die Siege erlangt, durch Dich die Feinde überwunden. Dir danken wir das bisherige Gute, von Dir hoffen wir das Künftige. Zu Dir flehen wir alle und bitten Dich, daß Du unsern Kaiser Constantin und seine gottliebenden Söhne uns lange unversehrt und siegreich bewahrest.“ Diese Formel konnten sich auch die Christen gefallen lassen; die Heiden aber, welche an einem so ausgesprochenen Monotheismus hätten Anstoß nehmen können, waren vor Allem Soldaten. Daß auch an die Mithrasgläubigen sehr speciell gedacht war, deutet Euseb mit seinem ‚Tag des Lichtes und der Sonne‘ ziemlich klar an. Wie bezeichnend lautet übrigens dieses sogenannte Gebet! Kaiser, Herr und Sieg — weiter nichts; kein Wort an den sittlichen Menschen, keine Sylbe an den Römer.“ S. 397. Constantins Charakter ist schwer zu fassen, weil ihn die Geschichtschreiber entstellt haben. „Constantins Andenken hat in der Geschichte das größte denkbare Unglück gehabt. Daß die heidnischen Schriftsteller ihm feind seyn mußten, versteht sich von selbst und würde ihm in den Augen der Nachwelt keinen Schaden thun. Allein er ist in die Hände des widerlichsten aller Lobredner gefallen, der sein Bild durch und durch verfälscht hat. Es ist Euseb von Cäsarea und sein ‚Leben Constantins‘ gemeint. Der bei allen Fehlern immerhin bedeutende und gewaltige Mensch macht hier durchweg das Angesicht eines andächtigen Frömmlers, während doch anderweitig so viele seiner Missethaten auf alle Weise constatirt sind. Und dieses zweideutige Lob ist überdieß von Herzen unloyal; Euseb spricht von der Person und meint eigentlich nur eine Sache, nämlich das Interesse der von Constantin so stark und reichlich etablirten Hierarchie. Dazu kommt noch — des wahrhaft häßlichen Styles zu geschweigen — eine mit Bewußtseyn schielende Ausdrucksweise, so daß der Leser gerade an den wichtigsten Stellen auf Fallthüren und Versenkungen tritt.“ S. 346. Herr Burckhardt glaubt Constantin den Großen wenigstens von der argen Heuchelei freisprechen zu müssen, die ihm Eusebius andichtet. „Damit bliebe nur ein politischer Rechner übrig, der alle vorhandenen physischen Kräfte und geistigen Mächte mit Besonnenheit zu dem einen Zwecke benützt, sich und seine Herrschaft zu behaupten, ohne sich irgendwo ganz hinzugeben. Einen erhebenden Anblick gewährt ein solcher Egoist auch nicht, allein die Geschichte hat sattsame Gelegenheit, sich an dergleichen Charaktere zu gewöhnen. Ueberdieß kann man sich bei einiger Billigkeit überzeugen, daß Constantin gleich von seinem ersten politischen Auftreten an consequent nach demjenigen Princip handelte, welches der energische Ehrgeiz, so lange die Welt steht, ‚Nothwendigkeit‘ genannt hat.“ S. 337. Jedenfalls hatte Constantin keine höheren Begriffe von der Kirche, wie etwa in neuerer Zeit Napoleon sie gehabt. Sie sollte ihm nur als Mittel für den Zweck dienen.

Wie Herr Burckhardt hier den cäsaro-papistischen Servilismus der Bischöfe auf dem Concilium von Nicäa und alle Schwächen der christlichen Gesellschaft schildert, hinterläßt sein Werk eigentlich den Eindruck von etwas Trostlosem. Das einzig Erfreuliche, was er auch hervorhebt, ist die christliche Armenpflege und die freiwillige Ascese der schwärmerischen Menschen, die ihr Alles dahingaben, um der Welt entsagend Gott allein zu leben. Hätte er nicht am Schluß von der morgenländischen auf die abendländische und von der sinkenden Römerwelt auf die aufsteigende der Germanen hinweisen sollen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, **N° 40.** 18. Mai 1853.

Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Von Hyacinth Holland. Erster Band, Mittelalter. Regensburg, Manz, 1853.

Wir haben es hier mit einem jungen, feurigen, brausenden Geist zu thun. „Dem noch in seinen akademischen Wanderjahren", heißt es in der Vorrede, „umhergetriebenen Verfasser schien dieses Thema wie ein Stück der höheren Reitkunst auf den ungesattelten Rennern; weit flog das weiße Flügelroß voran, mit hellglänzendem Hufe kaum die Erde streifend; ihm zunächst griff mit gewaltigem Bau der andere Renner aus, tief einschlagend den Huf und Staub aufwirbelnd; unverweilt aber folgten die kunstreichen, schöngeschmückten Rosse, öfter mit zierlichen Tritten zurückbleibend, immer aber guten Schritt haltend; für den Reiter aber ist es hohe Lust gewesen, stehend auf den gleichlaufenden Handpferden der Geschichte und Wissenschaft, im poetischen Jubel dahin zu stürmen und jauchzend den Hut zu schwingen. Jetzt, da einige Umritte stattgefunden und es eben daran ist, das Flügelroß einzurufen, dem anderen aber den Zügel schießen zu lassen, wo die Wissenschaft, nicht mehr frei und unabhängig für sich, auch theilnehmen sollte an dem jedesmaligen Wechsel der Systeme und sich nun eine neue Aera öffnet, ist die Pause eingetreten. Die nächste Periode, das Zeitalter der Kirchenneuerung bis zum 18. Jahrhundert enthaltend, soll als zweiter Band in Bälde nachfolgen; ein dritter Band bleibt der neuesten Zeit vorbehalten."

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist eine weitumfassende und scheint in einem einzigen Bande für das Mittelalter kaum lösbar, denn welche Fülle von Poesie und Kunst drängt sich hier überall dem Forscher entgegen! Indessen ist es dem Verfasser doch bei seinem kühnen Sturmlauf, sich der Hauptpositionen zu bemächtigen, gelungen, und er hat überall das Richtige angedeutet, wenn auch nicht immer ausgeführt oder in so engem Raum ausführen können.

Im Allgemeinen tritt er derjenigen Auffassungsweise entgegen, die das Nationaldeutsche und Christliche im Mittelalter aus dem Gesichtspunkt der Renaissance oder der classischen Schule nur gemächlich lorgnettirt und benaserümpft. Leider hat man geraume Zeit hindurch die deutsche Jugend systematisch zur Mißachtung des Mittelalters abgerichtet und ihr durch den Schulunterricht die Vorstellungsweise der alten Griechen und Römer eingetrichtert und angekünstelt. Vielen ist dadurch das Fremde so zur andern Natur geworden, daß sie das Einheimische gar nicht mehr verstehen. Von der Tiefe und Fülle uralter deutscher Sagenpoesie wird keine Notiz genommen, man hebt einige mittelhochdeutsche Dichtungen heraus, um an ihrer harten Form zu zeigen, wie tief sie unter dem göttlichen Homer stehen. Von einem Verständniß der gothischen Dome ist vollends gar keine Rede, denn der Durchschnittsgeschmack der classisch gebildeten Deutschen erhebt sich nicht über den Rundbogen und das platte Dach, und überdieß wittert die Aufklärung auch schon in der rein ästhetischen Werthschätzung des gothischen Styles eine indirekte Anerkennung der ihr so tödtlich verhaßten Kirchlichkeit. Auch das berühmte Werk von Gervinus geht vom classischen und heidnischen Gesichtspunkt aus und mißkennt das spezifisch Nationale wie Christliche in dem Gesammtgebiet mittelalterlicher Poesie und Kunst, ignorirt oder tadelt gerade das Tiefsinnigste und Zarteste und lobt nur, was sich auf irgend eine Weise mit dem Charakter der classischen Poesie vergleichen oder gar aus ihr herleiten läßt.

Gegen diese verkehrte Auffassungsweise des uns Eigensten und Schönsten, was wir aus der Vorzeit gerettet haben, tritt nun Herr Holland geharnischt in die

Digitized by Google

Schranken und macht überall das Vaterländische und Kirchliche in seinem nirgends zu verkennenden und doch von den Fanatikern der modernen Aufklärung verkannten Werthe geltend. Allein wie nach alter Sage der h. Stephan in der Stephansnacht mit brausenden Rossen über die Länder reitet, daß nur von einem Gebirge zum andern die Hufe einschlagen, so stürmt auch unser Verfasser über das weithin sich erstreckende Gebiet der Sage, Dichtung und Kunst hinüber, dahin weisend, dorthin schlagend und blitzend, aber ohne sich eine ruhige und klare Uebersicht zu gönnen. Er sollte die blitzartigen Schlaglichter, mit denen er über allerdings bisher verkannte oder nicht behandelte Gebiete reichlich Wahrheit ausgießt, in eine ruhige allumfassende Tagbeleuchtung umwandeln.

So hätte er uns im Gebiet der Sage, deren Werth er vollkommen begreift, näher orientiren sollen. Hier liegt der Reichthum der ältesten deutschen Poesie erschlossen, und zwar in einem viel größeren Umfange, als ihn eine Literargeschichte blos dessen, was gereimt vorhanden ist, zusammenzufassen vermag, denn das Beste, was die alten Heldenlieder und Mären enthalten, sind nur Ausläufer der mündlichen Sage in die Schrift.

Es ist wunderlich, daß man immer noch die Geschichte der Poesie eines Volkes auf die Geschichte seiner schriftlichen Denkmäler beschränkt. Des Herrn Gervinus übelverstandene und durch und durch nergliche und von geheimem Ekel des Classikers diktirte Geschichte der deutschen Nationalpoesie handelt überall nur von den verschiedenen Abstufungen der deutschen Reimerei, aber nicht vom Inhalt, vom Stoff und Geist deutscher Poesie, zu welchem Zweck er eben sowohl die Sagenwelt wie die christliche Kunst des Mittelalters hätte studiren müssen. In dieser Beziehung hat Herr Holland ganz den richtigen Weg eingeschlagen, aber wie gesagt, er braust zu rasch darüber hin und weilt nicht genug bei übersichtlichen Erörterungen. Er hätte den allgemeinen Charakter und die wichtigsten Kreise der heidnischen Sage, sowie der christlichen Legende schärfer bestimmen sollen. Würde er mit mehr Ruhe in diesen Gebieten verweilt haben, so wäre ihm vielleicht nicht entgangen, daß der verstorbene Lachmann doch nicht so ganz im Unrecht war, wenn er das Nibelungenlied in ältere Bestandtheile auseinanderlegte. Aus den Eddaliedern von den Nibelungen, sowie aus einigen andern nordischen Einzelliedern, die demselben Sagenkreise angehören, geht allerdings hervor, daß dieser Sagenkreis von den Nibelungen ursprünglich aus einer Sammlung von Liedern bestund, was man jetzt einen Romanzencyclus nennen würde. Die Grenzen des Sagenkreises sind nicht bestimmt, früher und später ist hinzugedichtet worden; bestimmt sind aber einzelne Hauptbestandtheile des Inhalts zu unterscheiden, die denn auch von besondern Dichtern einzeln zusammengefaßt worden sind, z. B. die Valsungasage im Eingang, die Klage am Schluß. In der Wilkinasage ist das Ganze umspannt und doch nicht vollständig. Das deutsche Nibelungenlied greift aus der Mitte heraus und läßt vieles, was die ältesten Lieder enthielten, absichtlich, der schönen Abrundung und dem christlichen Tone des Ganzen zu Liebe bei Seite liegen. Gönnt nun auch Lachmann dem Dichter des Nibelungenliedes gar zu wenig Ehre in Bezug auf die von demselben getroffene sehr sinnige und geschmackvolle Auswahl und Gesammtbehandlung des Stoffs, so hat er doch andererseits vollkommen Recht, wenn er hinter dieser Redaktion des Nibelungenliedes die ältern Einzellieder durchschimmern sieht.

Am besten gefällt uns Herr Holland in der edeln Entrüstung über die bisherige blinde Verkennung des poetisch Schönsten, was die geheimnißvolle Begegnung nationaler Gemüthlichkeit mit der specifisch christlichen Demuth in der Legendenpoesie darbietet. Die Literarhistoriker sind in dieser Beziehung bis auf wenige Ausnahmen wie von einem bösen Dämon behext. Die heidnische Schönheit verstehen sie bis zur feinsten Düftelei, aber von der christlichen verstehen sie nichts und wollen sie nichts verstehen. Herr Holland bespricht den armen Heinrich des Hartmann von der Aue und sagt S. 58: „Herr von Raumer, der Hohenstaufe, tadelt den armen Heinrich (ebenso auch v. d. Hagen IV. 272) und nennt das rührende, feine und auch in der Erfindung ganz deutsche Gedicht herbe, unangenehm und widerwärtig, ‚weil die ganze Aufgabe, die Heilung eines Aussätzigen durch die aufopfernde Treue eines jungen Mädchens, der reinen lichten Schönheit entbehre, welches allein einem Kunstwerk die ächte und höchste Verklärung gebe.‘ Auch Hegel (X. 227) hält das Gedicht für barbarisch. Allein die Herren vergessen, daß, wie Koch richtig bemerkt, die durch das Christenthum erst recht begründete Idee, daß sich das Unschuldige für das Schuldige aufopfern muß, um Letzteres zu retten, daß gerade diese Idee zu sehr im menschlichen Herzen begründet ist, als daß sie barbarisch genannt werden dürfte. Welchem Leser des Hiob wird durch die 42 Kapitel hindurch immer das Bild vorschweben, wie Hiob bedeckt von Beulen in der Asche sitzt und sich mit einer Scherbe schabt? Wem es so geht (sagt Koch S. 350), der kann freilich den armen Heinrich nicht lesen; er wird sich aber auch noch manchen anderen Genuß versagen müssen; die schönen Terzinen, in welchen Dante den Hungertod Ugolinos und

Digitized by Google

seiner Kinder schildert, müssen ihm ein Gräuel seyn; das tiefsinnige Werk des Aeschylus, der gefesselte Prometheus — eine Dichtung, die als Mysterium antiker Religionsphilosophie mit keinem einzigen unserer deutschen sogenannten Dramatiker verglichen werden darf — könnte er nicht vertragen, weil ihm immer die Qualen vorschweben würden, die der an das Gebirge geschmiedete Titane erdulden muß, wenn der Adler an der immer wieder wachsenden Leber nagt. Und das durchweg sonst im edelsten Tone gehaltene indische Epos Nal und Damajanti würde ihm vollends ein Ekel seyn, wenn er seine Phantasie nicht von dem Ereigniß losreißen kann, das den Nal ins Unglück stürzt. All die hier aufgezählten Fälle sind aber wirklich grausamer, als in unserer altdeutschen Dichtung. Im armen Heinrich ist die Krankheit desselben nur insofern erwähnt, als sie der äußerste Anknüpfungspunkt und der Anlaß einer weiteren Collision ist. Hartmann hat nicht einmal die Krankheit ausgemalt — was die Modernen jedenfalls auf das grausenhafteste vollführt hätten, — sondern sagt ganz einfach: ‚Ihn ergriff die Miselsucht‘, und erwähnt später gar nicht mehr, worin die Krankheit eigentlich bestand, sondern drängt die Vorstellung von der allgemeinen Verachtung, die einen solchen Kranken damals traf, in den Vordergrund. Und das ist eben ein Zeichen von dem sicheren Takte des Dichters, mit dem er seinen Stoff beherrschte, das Siegel der Meisterschaft, das ächt classische ‚Maaß halten‘, das unsere jungdeutschen Poeten längst über den Haufen geworfen. So erscheint uns auch höchst lächerlich, wenn Göthe (XXXII. 73) sogar versichert, ‚er habe sich vom bloßen Berühren dieses Buches schon angesteckt geglaubt, und ein Jahrhundert, das solche Motive sich gefallen ließe, müsse uns durchaus mit Abscheu erfüllen‘. — Ob er dabei wohl an Iphigenie gedacht? — ‚Ich denke‘ — sagt Graf Baudissin in der Vorrede zum Iwein S. XIII —, ‚er hat darin gerade eben so Recht, als da er, derselbe Göthe, der in Straßburg den Aufsatz über den Erwin schrieb! — sich in Vicenza und Venedig für die Façaden des Palladio begeistert und ausruft, er freue sich, die kauzenden auf Kragsteinlein geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, die Tabakspfeifen-Säulen, spitzen Thürmlein und Blumenzacken auf ewig los zu sein‘. — Das ist eben eine jener kleinen literarischen Charakterlosigkeiten, wie sie sich im Leben des bis zum Ekel beweihrauchten Altmeister Göthe häufig vorfinden; der alte Herr war eben ein seltsamer Heiliger und ein gar eigener Kauz und bisweilen langsamen und fast trägen Geistes. Uns ist es völlig unbegreiflich, wie man sich in Dingen, welche die älteste Literatur unseres Vaterlandes betreffen, auf sein Urtheil berufen könne. Wie lange blieb er nicht gegen das Nibelungenlied, das ihm der erste Herausgeber, Christoph Heinrich Müller, zugesendet hatte, ‚stumpf und ließ es roh liegen‘, wie er selbsten in seinen Tag- und Jahresheften von 1807 gar sorglich aufgescripstret (XXXII. 28); erst durch Damen, ‚denen er das Glück hatte, Vorträge zu thun‘, befragt, nahm er es später auf; wie hat er nicht bei manchen Anfragen rückhaltend, ohne auf die Sache einzugehen, geantwortet, wie hat er nicht Uhland, der die altdeutsche Poesie verkörpert in sich trug, schmählich beurtheilt, wie hat er nicht den Reinecke verunstaltet! Schade, daß er nicht auch noch die Nibelungenstrophen verhexamerte, was einem deutschen Literaturhistoriker, dem Herrn Gervinus nämlich (Lpz. 1836), vorbehalten blieb, der so die Gudrun mißhandelte.“ Hier spricht überall ein gesunder Sinn, nur wirft Herr Holland in seinem stürmischen Gedankenfluge die Materien zu sehr durcheinander. Was den armen Heinrich betrifft, so beruht der Ekel, den gewisse Herren, nicht blos Göthe, vor ihm empfunden haben, keineswegs in der Darstellung der Krankheit, sondern in dem Wunder, welches hier durch christliche Demuth, verbunden mit echt deutscher Treue, von der reinen kindlichen Unschuld vollbracht wird. Die specifisch christliche, der heidnischen und modernen so durchaus widersprechende Auffassungsweise in dieser schönen Legende ist es, was den Herrn mißfällt. Der Gott und die Bajadere sind es, auf die sie sich verstehen, aber den armen Heinrich begreifen sie nicht.

Mit Recht sucht Herr Holland den poetischen Geist überall, wo er vorhanden ist, also nicht blos in den epischen Dichtungen, sondern auch in den Volksliedern und in der Prosa, deren glänzendste Seite uns die deutschen Mystiker des Mittelalters kennen lehren. Endlich in der Kunst. Er charakterisirt die deutsche Baukunst, Sculptur, Malerei nach ihren bekannten Schulen und Verzweigungen, hauptsächlich aber nach ihrem poetischen Geiste. Hier wie in der Legende begegnen sich wieder die Unschuld und Naivetät einer gesunden und unverdorbenen Nationalität mit dem geistig Schönsten der christlichen Lehre und des christlichen Lebens. Wir freuen uns, daß Herr Holland in diesem Gebiet sich überall von einem so richtigen Gefühl leiten läßt, wenn gleich seine Arbeit nicht umfassend ist und es in so beschränktem Raume nicht seyn konnte. Es wird wohl noch lange dauern, bis die ganze Fülle und Tiefe des Schönen in Poesie und Kunst des Mittelalters wieder erkannt ist. Gerade was christlich darin ist, galt bisher am wenigsten, nur einiges Nebenwerk wurde besser begriffen und zuweilen auch goutirt. Im Ganzen aber wissen die

Digitized by Google

Generationen, die nur die classischen und modernen Dichter schätzen gelernt haben, vom poetischen Goldreichthum der mittleren Zeiten so wenig, wie der Beduine vom Werth der altägyptischen, assyrischen oder auch griechischen Bau- und Bildwerke, zwischen denen er sich unterwegs ein Feuer anzündet. Die Gebildetsten unter den Modernen sind rohe Barbaren in Bezug auf das Christenthum. Wenn gewisse Literarhistoriker auf Mystik, Legende, christliche Poesie, Kunst, Symbolik ꝛc. zu sprechen kommen, so stochern sie mit der kritischen Feder in eben so brutaler Unwissenheit und Rücksichtslosigkeit herum, wie der Beduine mit seiner langen Lanze gedankenlos die Inschriften und Bilder jener Ruinen zerkratzt.

Auch die Uebergänge vom Mittelalter zur neueren Zeit sind von Herrn Holland glücklich geschildert und kommen dabei frappante Einzelheiten vor, z. B. die Charakteristik des berühmten Humoristen und bekannten Poeten Conrad Celtes. In dem Humoristen trat schon die ganze Misere des modernen Professoren- und Literatenthums hervor. „Sie becarmten Alles und sich auch, wobei man sich gegenseitig als die Lumina der Welt herausstrich und seinen ehrlichen deutschen Namen auf hochtönende Weise putzte und verschnörkelte. So Einer ist z. B. Conrad Celtes (so ehedem Pickel geheißen) gewesen. Die Philosophie hat von ihm wenige Verbesserungen erfahren, er nannte sich zwar einen Platoniker, sein Geist aber schien zu eigenem tiefen Denken nicht gebildet; die Mathematik gehörte zwar zu seinen Lieblingswissenschaften, aber in seinen Schriften findet sich keine Spur einer Anwendung dieser Wissenschaft, außer zur Astrologie, in der Geschichte allein könnten seine Verdienste die größten und unvergänglichsten sein, hätte ihn sein früher Tod nicht verhindert, seine Plane zu vollenden. Seine ganze Anschauung aber ist so verschroben und so charakteristisch ausstaffirt, daß wir sie wohl als Spiegelbild der vielbelobten Humanistik näher betrachten müssen. Der Kaiser erschien jetzt im Lichte eines altrömischen Imperators, wie früher die alten Heroen in den Alexanderzügen in deutscher Gestalt vorübergegangen, Mönche und Nonnen waren Druiden und Vestalinen, sogar die Namen der Menschen, Flüsse und Städte mußten ihrer nationalen Eigenthümlichkeit zum mindesten ein antikes Feigenblatt vornehmen; die Geistlichen seiner Zeit aber werden Priester des Jupiter, Phöbus, Mercurius und Bacchus genannt, und andere Gottheiten werden in einem Athemzuge mit Heiligen aus der christlichen Welt angerufen. Mit seinen religiösen Ansichten und Gefühlen ist Celtes sich selbst nie recht klar geworden, er verspottete in Rom den Papst und höhnte in Prag die Hussiten ꝛc.“

Sehr löblich ist ferner, daß Herr Holland auf die phantastischen Ausgeburten des Reformationszeitalters und auf den altdeutschen Humor aufmerksam macht, der mit der neuen Mode des Classischen spielt. Dahin gehören nicht nur die wunderlichen und ungeheuerlichen Verbindungen classischer Astrologie und Magie mit dem altdeutschen Volksglauben im Hexenwesen, nicht nur die geniale Conception der Faustsage, als des modernen Mythus von der Wiedergeburt des längst begrabenen classischen Heidenthums ꝛc., sondern auch manche Erscheinungen der bildenden Kunst, die bisher zu wenig gewürdigt worden sind, z. B. Altdorfers Stiche. Es wäre wohl der Mühe werth, die Werke dieses alten, höchst interessanten Meisters in einer Gesammtausgabe zu ediren.

Ueber Dürer selbst sagt Herr Holland sehr wahr: „Was aber noch Dürers Kunst von einem höheren Fluge darniederhielt, war die wiedererwachte Antike, welcher Dürer, trotz seines entschiedenen Ausspruches, nicht ‚antikisch‘ seyn zu wollen, dennoch fröhnte und nun, gleichsam zur Strafe, der Allegorie anheimfiel. Es ist ein seltsamer Zufall, daß zur selben Zeit, während man auf der einen Seite auf Reinigung und Wiederherstellung des Glaubens drang, die Kunst, wie das aus den Klostermauern entsprungene Fleisch, dem entgegengesetzten Widerspruch, der größten Zügellosigkeit und Lüsternheit anheimfiel. Wie Gottfried von Straßburg zuerst seine Leser ‚auf schmalem Pfad durch nackte Seltsamkeiten‘ geführt, so folgen jetzt die Maler nach. Früher war nur die Gestalt unseres Heilandes in seinem Schmerzensleiden am Kreuze ausgereckt, so weit es eben der sogenannte Herrgottsrock zuließ, nackt dargestellt worden, nun kam die humanistische Begeisterung mit der ‚alten schönen Sinnlichkeit‘ wieder und mit ihr hielten die Nuditäten, die Lucretien, Frau Venussen und buhlerischen Weiber ihren Einzug, in denen Dürer, Cranach und zuletzt Rubens, die geheimen Reize und Ueppigkeiten ihrer Weiber und Liebschaften den Blicken aller Welt prostituirten. Und wie nun in der Poesie die Mythologie ihren Einzug hält, und bald kein frisches Liedlein mehr erklingt, ohne König Paryß, Frau Venussen und Jupitern, so erhält auch in dem von Dürer gemalten Triumphzug die Allegorie — wie in dem unpoetischen Theuerdank — Platz und Gelaß und verholzt und entwürdigt ganz und gar die deutsche Kunst.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Wolfgang Menzel**. — Druck von J. **Kreuzer** in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, | № 41. | 21. Mai 1853.

Polizeiwesen.

Wesen, Geschichte, Literatur, Charakteristik, Thätigkeit und Organisation der modernen Polizei. Ein Leitfaden für Polizisten und Juristen. Von Gustav Zimmermann. Hannover, Rümpler, 1852.

Dieses sehr reichhaltige und in seiner Art interessante Buch scheint uns nur insofern nicht alles in das Fach Einschlagende zu sagen, als es die Polizeigewalt ausschließlich der Staatsomnipotenz vindicirt. Das ist das napoleonische Princip der Polizei, aber nicht das überall nothwendige, am wenigsten das germanische. Die Unumgänglichkeit der Staatspolizei für die modernen Zustände zugegeben, kann und soll ihr doch eine andere, im deutschen Gemeindewesen tief begründete Corporationspolizei zur Seite stehen, und während die Staatspolizei sich in einem engeren Verhältniß zur Justiz befindet, soll die Corporationspolizei vermittelst ihres sittlichen Charakters sich mehr an die Kirche anschließen.

Ehe der Staat der Kirche alle die Rechte nahm, die sie in sittenpolizeilicher Rücksicht ehemals besaß, ehe der Staat den Zünften und Genossenschaften die gleichen Rechte nahm, war die Polizei besser bestellt, war das Leben in den Städten wie auf dem Lande reiner, geordneter, sittlicher. Die Genossen einer Brüderschaft durften schon als solche keinen Unfug, Betrug 2c., oder überhaupt etwas Polizeiwidriges begehen und wurden von ihren Genossen controlirt, ohne daß man Polizeibehörden zu besolden gebraucht hätte. Die Lehrlinge und Gesellen mußten gegen die Meister gehorsam und in ihrem Betragen ehrenhaft seyn, dafür sorgte schon der Corporationsgeist in der Zunft selber. Unter Dienstboten und Kinder war strenge Zucht. Bestimmte Kleiderordnungen schieden die Stände. Jeder mußte sich zu dem Stand, Handwerk, zu dem er gehörte, auch äußerlich bekennen und schon das bewahrte ihn zu einer Zeit, wo man noch keine Polizei bezahlte, vor den Eitelkeiten, Ausschweifungen und Windbeuteleien, denen die bezahlte Polizei heutzutage immerwährend auf den Fersen sitzen muß. Denn die Polizei hat überall mit solchen Individuen am meisten zu thun, die unerlaubte Mittel gebrauchen, um sich Genüsse, Vortheile und äußere Ehren zu verschaffen, zu welchen sie durch Stand, Beruf und Vermögen nicht berechtigt sind. Eine ungeheure Menge Polizeiwidrigkeiten wurden ehemals auch von der Kirche verhütet, weil diese noch in Achtung stand.

Es verhält sich mit der modernen Polizei wie mit vielen andern modernen Staatseinrichtungen. Sie könnten viel mehr vereinfacht werden, wenn nicht der Staat durch bezahlte Diener auf die kostspieligste Weise Alles allein lenken, sondern sich auch der Kirche, der Corporationen, der zuverläßigen Hausväter bedienen wollte. Diese sind von selbst berufen und befähigt, eine Menge für den Staat ersprießlicher Dinge zu thun, die man ganz unnützerweise einer theuer besoldeten Staatsdienerschaft aufdrängt. Auch haben sie ein positives Interesse, das Gute im Gemeinwesen zu fördern, während die bezahlte Polizei nur das negative Interesse hat, Böses zu entdecken, anzuzeigen und zu bestrafen.

Wie in vielen andern Dingen, so hat die neuere Zeit auch in Bezug auf Justiz und Polizei manches natürliche Verhältniß geradezu auf den Kopf gestellt. Die Justiz, die im göttlichen und menschlichen Recht festbegründet wie eine Säule von Granit im Centrum des Staates stehen sollte, ist dem unsteten Theoretisiren der Facultäten einer-, dem Winde und Zufall der Tagesstimmungen in den Schwurgerichten andererseits Preis gegeben worden. Die Polizei dagegen, die mit besserem Fug wenigstens zum großen Theil den Gemeinden und Corporationen hätte überlassen werden können, ist mit der vollen Majestät der höchsten Staatsgewalt umkleidet und zu einem Monopol derselben gemacht worden.

Digitized by Google

Auf die merkwürdigste Weise aber ist der im ganzen modernen Staatspolizeiwesen vorwaltende Geist des aufgeklärten Despotismus mit seinem eigenen Werke in Widerspruch gekommen, indem er durch Polizeivorschriften die Schranken niedergerissen hat, womit vordem die Unterthanen ihre Freiheitstriebe sorgfältig umfriedeten. Der fromme Glaube hielt vordem die Menschen von einer Menge kleiner und großer Vergehen ab, aber die Staatsgewalt hat mittelst der Polizei dafür gesorgt, daß die öffentlichen Uebungen dieses Glaubens als dummer Aberglaube nicht mehr stattfinden dürfen, und sie hat ferner durch die aufgeklärten Schulmeister dafür gesorgt, daß das Volk von Kindesbeinen an jene ehrwürdigen Voraussetzungen echt kindlicher Gemüther nicht mehr anerkenne, sondern darüber spotte. Ein strenges altes Herkommen, seit unvordenklicher Zeit im Volke geheiligt, erklärte gewisse Dinge für unehrenhaft und ließ einen unvertilgbaren Makel daran haften. Keine Braut durfte in dem Ehrenkranz erscheinen, wenn sie dessen nicht völlig würdig war, kein unehelich Geborener durfte in eine Zunft aufgenommen werden. Welcher Jüngling einem Mädchen die Treue brach, der wurde ausgestoßen aus der Gemeinde. Damit erhielt man gute Sitten und ehrbare Familien zu Stadt und Land durch Jahrhunderte. Aber die moderne Staatspolizei hat jene Sittenstrenge als unmenschlich bezeichnet und ausdrücklich verboten. Sie fordert, daß die Ehre dessen, der keine Ehre hat, gleichwohl nicht angetastet werde. Die Folge davon ist das Hereinbrechen einer kolossalen Liederlichkeit und das Umsichgreifen eines unübersehlichen Proletariats. Der Volksinstinkt verlangt nach uraltem Herkommen entehrende Strafen für entehrende Verbrechen, aber überall zeigt sich die moderne Staatsweisheit aufs ängstlichste besorgt um die Freiheit und Gleichheit und um die möglichste Schonung der Personen in Bezug auf diese Ehre. Den durchtriebensten Spitzbuben und den ruchlosesten Verbrecher behandelt man mit einer so koketten Humanität, daß er selber darüber lachen muß. Wo andererseits nach uraltem Herkommen und richtigem Volksgefühle der Corporationsgeist allein zur Norm dienen sollte und die Ehre im Zweikampf gerächt oder wieder erworben wird, da sieht die moderne Polizei ein Verbrechen und fährt hemmend und strafend dazwischen. Dieses sehr charakteristische Ausrottungssystem, welches von der Polizei ausgehend nichts, was ehemals das Ehrgefühl im Volke that, länger dulden will, steht mit dem ganzen geistigen Entwicklungsgange der modernen Bildung im Zusammenhange, wir können es daher auch nicht im Einzelnen herausheben wollen, um es ausschließlich anzuklagen. Die ganze moderne Bildung und Aufklärung selbst ist eine Protestation und Rebellion gegen die christlich-germanischen Principe gewesen. Sie hat Alles verworfen, wozu der christliche Glaube, und ferner Alles, wozu das Nationalgefühl und das genossenschaftliche Pflicht- und Ehrgefühl die Menschen vormals brachte. Der Staat hat in diesem Sinne regiert, die Schule in diesem Sinne die neuen Generationen abgerichtet und die Literatur den Segen darüber gesprochen.

Doch wird dieß Alles nicht so bleiben. Die kirchlichen, nationalen und socialen Bedürfnisse brechen sich unwiderstehlich Bahn, und sehr Vieles von alten Einrichtungen, die von der modernen Staats- und Schulweisheit als längst überwunden angesehen werden, gehen einer Wiedergeburt entgegen. Jene Weisheit abstrahirt von der Kirche, von den Nationen und den ständischen Gliederungen. Statt der Kirche bietet sie die Schule, statt der Nation die Menschheit oder das Gemeinwesen, statt der ständischen Gliederung die allgemeine Sklaverei oder die allgemeine Freiheit und Gleichheit. Es ist nämlich immer dieselbe Weisheit, ob sie von Vertheidigern der absoluten Monarchie oder der Demokratie ausgeht, von aufgeklärtem Despotismus der Minister oder von der freisinnigsten Kammerpartei. Beide folgen doch nur demselben Princip. Beiden steht ein anderes Princip entgegen, welches beide nicht aufkommen zu lassen wetteifern. Gegen die Kirche verbinden sich Bureaukratie und Demokratie, gegen die Ansprüche der Nationalität eifern die Weltrepublikaner und Weltliteraten nicht weniger, wie Paskiewitsch oder Metternich; von der ständischen Gliederung halten die servilsten Justizcommissäre genau so wenig, wie die radikalsten Juden. Aber wie mächtig immer die Bureaukratie hier, die Demokratie dort ist, dennoch macht sich zwischen beiden hindurch das andere neue Princip geltend und arbeitet sich unwiderstehlich und immer klarer und plastischer heraus, nämlich das dem Atomismus entgegengesetzte Princip des Organismus, welcher den lebendigen Glauben in der allgemeinen christlichen Kirche, die Ehre und das Wohl der Nationen und endlich die Ehre und das Wohl der Gemeinden, Genossenschaften und Familien in der nicht blos zufälligen Association, sondern naturwüchsiger ständischer Gliederung verlangt. Schon jetzt sehen wir mächtige Staaten, die von den bisher gültigen Grundsätzen in Bezug auf Knechtung und Entwürdigung der Kirche entschieden abgewichen sind, mit dem Jahrhundert der Philosophie und Revolution entschieden gebrochen haben. Es wird nicht sehr lange dauern, so wird es irgend ein einsichtsvoller und mächtiger Monarch auch heilsam und nöthig finden, dem natürlichen Asso-

Digitized by Google

ciationstriebe nachzugeben und in der Reorganisirung der Gesellschaft durch neue Gliederungen und Corporationen den Staat selbst fester zu stützen.

Gedichte.

Geistliche Lieder von L. Frfr. von des Bordes, geb. Brentano de la Roche. Regensburg, Manz, 1853.

Aus der berühmten Familie Brentano und innig verwandt den Liedern von Clemens. Nur daß sie in jeder Beziehung etwas Weibliches, fast Nonnenhaftes haben, ähnlich den schönen Gedichten des verstorbenen Fräuleins von Droste. Man wird jedoch diese ganz neue Gattung frommer katholischer Frauenlieder am besten charakterisiren, wenn man sie mit den altkatholischen Hymen und Volksliedern vergleicht und sogar auf sie zurückführt. Das merkwürdige Paderborner Liederbuch, welches der Freiherr von Harthausen vor einigen Jahren mit den Melodien herausgab, enthält die noch gegenwärtig vom westphälischen und niederrheinischen Volke gesungenen geistlichen Lieder, die größtentheils aus den mittleren Jahrhunderten stammen, sowie deren süße Melodien von einer wunderbar heiligen Einfachheit der ältesten Schule in Flandern anzugehören scheinen, welche bekanntlich Meisterin der altitalienischen Schule gewesen ist. Jenes Paderborner Liederbuch liefert den Beweis, wie sich in den katholischen Bevölkerungen von uralter Zeit ununterbrochen bis auf unsere Tage die poetische Stimmung des Mittelalters erhalten hat, die durch keinerlei Aufklärung der neueren Zeit verdrängt werden konnte. In Deutschland ganz so wie in Spanien. Es gibt katholische Hymnen, die der gebildeten und literarischen Welt gänzlich unbekannt sind und die dennoch auf deutschem Boden von vielen tausend Menschen mehr gekannt und gesungen sind, als so manches Lied der sogenannten Classiker der Neuzeit. Es ist nun begreiflich und natürlich, daß in dieser unserer Neuzeit kirchliche Sänger sich lieber an den Ton der alten Kirchen- und Volksmelodie halten, als an die classische Schule, und daß insbesondere Frauen sich zu jenen kindlich frommen Weisen müssen hingezogen fühlen, daß sie oft sogar unbewußt in ihrem Ton fortsingen müssen. Doch ist es nicht minder natürlich, daß die in unserer ganzen Bildung eigenthümlich vorherrschende Reflexion sich auch zuweilen noch in solchen frommen Kreisen bemerklich macht und unwillkürlich uns statt dem heiligen Gegenstand des Gebetes das Portrait des Beters malt. Das kommt auch in vorliegender Sammlung zuweilen vor und wird kaum Jemand auffallen, da es die allgemeine Weise aller neueren Dichter ohne Ausnahme ist. Wir glauben inzwischen, eine strengere Scheidelinie ziehen zu müssen zwischen eigentlichen Liedern, die immer rein objektiv bleiben sollen, und den Privatliedern, welche subjektiv seyn mögen. Jene gehören der Kirche und dem Volke an; diese nie. Das Princip, daß die Poesie, die im Gedicht ausgedrückt werde, erlebt sey, jedes Lied aus einer wirklichen Lage und Stimmung hervorwachsen müsse, lassen wir nicht als das höchste gelten in Bezug auf geistliche Lieder. Denn nicht alles, wenn auch in Bezug auf Religion Erlebte ist deßhalb schon kirchlich. Wie es eine Grenze gilt, wo die Kirche nothwendig aufhört und das Wohnhaus anfängt, so auch eine Grenze in der inneren poetischen Welt des Menschen, in welcher die zwei einander entgegengesetzten, von einander entferntesten Punkte hier durch den Altar, dort durch den Spiegel bezeichnet sind. Die Herrnhuterpoesie z. B. ist ohne Zweifel sehr fromm, aber viel zu subjektiv, viel zu sehr dem Spiegel zugekehrt. In der katholischen Poesie der Spanier, die im sechszehnten Jahrhundert prachtvolle Blüthen aufschlug, herrscht gleichwohl auch schon viel zu viel Gespräch der frommen Sänger mit sich selber vor, eine üppige Redseligkeit, welche die demuthsvolle Kürze des alten Kirchenliedes nicht mehr vertrug und trotz aller ihrer Andachtsgluth schon den Uebergang in eine moderne, vom Christenthum sich entfrembende, neuclassische Zeit bezeichnete. Der bekannte Uhlandische Freibrief: „singe, wem Gesang gegeben,“ darf nicht an die Kirchen angeschlagen werden.

Je strenger wir nun in dieser Beziehung und im Hinblick auf die ungeheure Superfötation der neueren Lyrik urtheilen zu müssen glauben, um so mehr freut es uns, von der vorliegenden Liedersammlung sagen zu können, daß uns viele ihrer kindlich frommen und echt volksthümlichen Lieder innig gerührt haben, einige uns als echte geistliche Lieder erschienen sind, aber auch in der lyrischen Reflexion über Gegenstände der Andacht oder Bespiegelung frommer Empfindungen uns ein Flammenathem wie aus des h. Franciscus Sonnenliebe und Calderons Autos angeweht hat.

Hier ein sehr schönes Communionlied S. 93:

An meines Herzens Fluthen
Fühl' ich, du bist bei mir,
O Herr! denn diese Gluthen
Sie brennen sicher Dir.
Ich möcht' für dich verbluten!

Digitized by Google

Wie könnt' ich es ermessen,
Was du für mich gethan,
Der ich so oft vergessen
In meiner Sünden Wahn,
Was du mir zugemessen?

Du stillest mein Verlangen,
O Jesu Gottessohn!
Verschwunden ist mein Bangen,
Den unverdienten Lohn
Hab' ich voraus empfangen.

Ach möchte überfließen
Mein Herzensblut so heiß!
Ach könnt' ich es vergießen
In Schmerzen tropfenweis,
Um dich, Herr! zu genießen!

O segne mein Bestreben,
Allmächt'ger nimm mich an!
Dir hab' ich mich ergeben,
O ziehe mich hinan!
Woll' mich zu dir erheben!

Ein nicht minder schönes Magdalenenlied S. 150, das entfernt an ein spanisches Lied von der suchenden Liebe erinnert:

Du dem ich ewig mich verbunden,
Wo weilest du, wo find' ich dich?
Mein Herz verlangt und sehnet sich
Und ruht nicht, bis es dich gefunden.

Es ruht nicht, bis es dich gefunden —
Drum weile ich in bittrer Pein
An deines Grabes hartem Stein,
Ob es von meinem Herrn gäb' Kunden.

Ob es von meinem Herrn gäb' Kunden —
Da kamst du selbst — ich kannt' dich nicht,
So blend't das Auge zu viel Licht —
Und ach wie bald warst du verschwunden!

In einem kleinen Liede S. 84 wird die Andacht vor dem Crucifix aufs lieblichste und in edler Einfachheit ausgedrückt:

Der Herr, der einst das Kreuz für dich getragen
Bis in den Tod, hilft dir das deine heben.
Sieh wie das Haupt er neigt, um dir zu sagen,
„Was mir den Tod gebracht, bringt dir das Leben."
Die Arme bietet er, dich zu empfangen —
O schmiege kindlich dich an seine Seite!
Er leitet dich den Weg, den er gegangen,
Zu ew'ger Freud' führt er nach kurzem Leide.

Der objektivere Ton des eigentlichen geistlichen Liedes und Volksliedes findet sich hauptsächlich in den Marialiedern, z. B. S. 41:

Gegrüßt seist du Maria!
Gegrüßt viel tausendmal,
Du bist so voll der Gnaden
Und Gaben ohne Zahl.

S. 43. Maria hilf!

Du o Mutter voll Erbarmen,
Höre deines Kindes Fleh'n,
Laß an deiner Brust mich Armen
Von der Sünde aufersteh'n!
Sieh ich lieg' in harten Kämpfen
Zagend, klagend ohne Ruh';
Hilf mir aus des Lebens Wirren!
Wer dir folgt, kann niemals irren,
Wahre Lieb' erhörest du.

S. 45. Bitte um Trost.

Maria, heißgeliebte
Jungfrau, holdselig rein,
Werf auf mich Tiefbetrübte
Heut' deinen Gnadenschein!

Schon wieder mußte sterben
Ein Herz, das für mich schlug;
Ist's, Ruhe zu erwerben,
Denn noch nicht Schmerz genug?

Du weißt, ich kann nicht leben,
Nicht sterben ohne Lieb;
Drum will ich dir sie geben,
Du Muttergottes lieb.

Und Alles, was im Herzen
Mir glüht und sehnt und schlägt,
Die Freuden und die Schmerzen
Sei'n dir an's Herz gelegt.

Nimm mich in deine Hände,
Nimm all' mein Freud und Leid,
Zum Himmel sie verwende
Für meine Seligkeit.

Und greifen mir die Wehen
Zu tief in's inn're Mark,
Laß deinen Sohn mich sehen,
Das macht mich leidensstark.

Du Mutter der Bedrängten,
Gib meiner Seele Ruh',
Schließ einst mir tief Gekränkten
Die müden Augen zu.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, Nº 42. 25. Mai 1853.

Heilkunde.

Die Heilung und Verhütung des Cretinismus und ihre neuesten Fortschritte. Mittheilungen an die schweizerische naturf. Gesellsch. von Dr. J. Guggenbühl, Gründer und Direktor der ersten Heilanstalt für Cretinismus auf dem Abendberg. Bern und St. Gallen, Huber u. Comp. 1853. 4. S. 122.

Herr Dr. Guggenbühl war der erste, der im Jahre 1840 auf dem Abendberge bei Unterseen eine Heilanstalt für unglückliche Cretinenkinder gründete. Seitdem sind schon eine Menge ähnlicher Anstalten in der Runde von Europa eingerichtet worden und ist außerdem viel geschehen für die Statistik und nähere Untersuchung des Cretinismus überhaupt, wovon wir hier eine gute Uebersicht erhalten.

Der Cretinismus ist eine uralte Krankheitserscheinung. Wenn Herr Dr. Guggenbühl nur ganz im Allgemeinen erwähnt, die Kranken dieser Gattung seyen früher für heilig oder aber für dämonisch angesehen worden, so hätte er das ein wenig näher erörtern dürfen. Der Aberglaube hielt sie für Wechselbälge, Kinder von Elben und Zwergen, von diesen den geraubten menschlichen Kindern untergeschoben. Dieser Aberglaube hatte aber das Schöne, daß er die Eltern bewog, solche Wesen liebreich zu behandeln, denn man glaubte, wenn man einen Wechselbalg plage oder Noth leiden lasse, so würden die Elben an dem geraubten Menschenkinde Repressalien gebrauchen. Daher ursprünglich die angebliche Heiligkeit der Cretinen.

Die Krankheit hat lokale, mithin uralte und unabänderliche Ursachen in der tiefen und feuchten Lage der Wohnungen nicht nur in engen Gebirgsthälern, sondern auch in sumpfigen Gegenden des Niederlandes. Sie wird in solchen Gegenden nie ganz auszurotten seyn, so lange es dort menschliche Wohnungen gibt. Einen merkwürdigen Fall erzählt Beda Weber in seinem schönen Werk über Tirol, Theil II. S. 424 von der Meßnerwohnung an dem St. Hippolytuskirchlein bei Wisenz, in der die Frauen der verschiedenen Meßner nacheinander in Wahnsinn fielen, wovon man keine andere Ursache weiß, als die Ausdünstung eines nahen Moors. Wie hier Wahnsinn erzeugt wurde, so entsteht an andern Orten aus verwandten Ursachen Blödsinn und Cretinismus. Wo die Ursache des Uebels nicht durch Veränderung des Wohnorts gehoben werden kann, ist doch wenigstens Reinlichkeit und Diät zu empfehlen, denn unreine, dumpfe Stuben, übermäßig heiße Betten und dicke Kleider, Branntweingenuß &c. erzeugen das Uebel auch in sonst gesunden Gegenden und fördern es ungemein in ungesunden. Dadurch hauptsächlich scheint das zeitweise Zunehmen der Krankheit bedingt zu seyn. Dieselbe steht insofern auch in einem genauen Zusammenhange mit der in neuerer Zeit so allgemein sich verbreitenden Scrophelkrankheit, in der sich die bösen Folgen der durch die falsche Cultur veranlaßten Unnatur abzulagern scheinen, die Folgen unnatürlicher Genußsucht und unnatürlicher Anstrengung, die Folgen unvernünftiger Lebensweise, sofern dieselbe nicht mehr dem natürlichen Bedürfniß und Vermögen entspricht, sondern nach verkehrten Ansprüchen, Vorurtheilen und Leidenschaften modificirt wird. Die Scropheln scheinen eine Schwächung des Körpers zu seyn, die gewissermaßen vom Geiste ausgeht, eine Schwächung der physischen Nationalkraft durch die verkehrte Richtung und allzuweite Ausbreitung der sogenannten Bildung. Die Krankheit tritt am grellsten da hervor, wo die bisher gesundesten und starknervigsten Classen in die Weichlichkeiten der höheren Classen fallen, der Branntwein, der Kaffee, das Herrenspielen, das Raisonniren und die Liederlichkeit beim Bauernstande überhand nimmt, oder wo Land- und Waldleben mit dem Fabrikleben plötzlich wechseln. Wird ja doch auch das Thier krank,

Digitized by Google

wenn man es einsperrt, ihm aufreizende Nahrung reicht und es zu unnatürlichen Dingen abrichtet.

Was die Cretinen insbesondere anlangt, so sind die verschiedenen Meinungen der Aerzte in Bezug auf sie endlich mehr und mehr vereinigt worden. Man verwechselt sie nicht mehr mit den Idioten. Zwischen beiden findet ein so großer Unterschied statt, daß der Cretin bei höchst verwahrlostem Leibe die trefflichsten geistigen Anlagen haben und auch gesund entwickeln kann, während umgekehrt der Idiot bei gesundem und oft schönem Leibe am Geiste wie todt ist. „Es ist eine der psychologisch wichtigen Thatsachen, daß es im Gegentheil viele Cretinen gibt, die einzelne hervorragende Talente und isolirte Geistesvermögen besitzen. Ich erinnere mich eines Cretinen, Namens Schwarz in Chur, welchen ich 1838 sah, mit einem starken Kropfe, seitlich abgeplatteten und in der Stirngegend zurückweichendem Kopfe, sehr ausgeprägter Cretinen-Physiognomie und unartikulirter Sprache, welche mir ganz unverständlich war, dagegen von seiner nächsten Umgebung verstanden wurde. Dieser 30jährige Cretin hatte ein so bewunderungswürdiges Gedächtniß, daß er auf ein Jahrzehend hin die Geburts- und Todestage der Einwohner Chur's mit seinem Lallen und Pantomimen exact zu bezeichnen wußte, und ohne Zweifel einen sehr tüchtigen Boten abgegeben hätte, wenn seine Ausbildung in früher Jugend nicht vernachlässigt worden wäre. In Salzburg lebt gegenwärtig noch der sogenannte Zahlenfex, ein Cretin der höhern Grade, welcher die schwierigsten Kopfrechnungen mit unglaublicher Schnelligkeit lößt, und selbst Mathematiker in Erstaunen setzt. Man wollte ihn zum Lehrer der Arithmetik machen, allein er konnte sich nicht verständlich mittheilen, da er selbst niemals irgend welchen Unterricht genossen hatte. Man könnte hieher besonders als ein Beispiel der häufig vorkommenden Entwicklung des religiösen Gefühls bei den Cretinen auch jenen vor einem Kreuze betenden Cretin zu Seedorf im Ct. Uri zählen, welchen ich 1836 sah, und der zunächst zu meiner speziellen Mission die erste Veranlassung gab. Der Anblick des zwergartig verkrüppelten und stupid häßlich aussehenden Menschen, der vor einem Crucifix ein ‚Unser Vater' stammelte, schwebte lange Zeit nachher beständig vor meiner Seele. Als ich ihm in eine benachbarte Hütte zu seiner Mutter folgte, erzählte mir diese, daß sie ihm in den ersten Lebensjahren mit ziemlicher Leichtigkeit das Gebet gelehrt, welches er nun regelmäßig immer um die gleiche Zeit, wie immer nur die Witterung sey, dahin gehe zu verrichten, daß sie jedoch ihrer großen Armuth wegen ihm keine weitere Hülfe und Aufmerksamkeit schenken konnte, und er somit von Jahr zu Jahr immer mehr versank und keinerlei weitere Fortschritte mehr machte. Zu Näfels im Ct. Glarus sah ich Einen, der eine bewegungslose, blos vegetative Masse darstellte, und doch auf eine unerklärliche Weise die Festtage des Jahres sich gemerkt hatte und sie durch eigenthümliche Zeichen voraus verkündigte. Schon Fodéré machte auf die musikalischen und Zeichnungstalente aufmerksam, welche sich zuweilen unter ihnen finden, und ich habe dies vollkommen bestätigt gefunden. Wir haben gegenwärtig auf dem Abendberg einen 10jährigen Cretin, der von selbst anfing, sehr hübsche Figuren, Blumen und Thiere zu zeichnen, ein anderer mit ausgezeichnetem musikalischen Gehöre, der kleine Stücke auf der Orgel spielt."

Bleiben nun auch viele Cretinen unheilbar oder sterben bald, so ist doch bei vielen andern eine verhältnißmäßige Bildung möglich, wie die Erfahrung bereits gezeigt hat, und ihre Dankbarkeit, wie das Glück, das sie in Folge ihrer Pflege empfinden, geben Beweis genug, wie sehr diese Pflege zu den allgemeinen Menschenpflichten gehört. Außerdem ist das Studium dieser Kranken äußerst belehrend für die Kunde der Menschennatur überhaupt und für die staatliche Gesundheitspflege insbesondere. Man lernt daraus, wie viel besser der Zustand des Volkes seyn würde, wenn bei dem Anlegen von Wohnungen mehr auf gesunde Lage Bedacht genommen, wenn der unvernünftigen Lebensweise, dem Trunke, der Verwahrlosung der gemeinsten Gesundheitsregeln in den Gemeinden gesteuert, wenn der Krebsschaden lieberlicher Familien, denen jetzt leider die laxe Gesetzgebung in ihrer falschen Humanität fast überall Vorschub leistet, ausgeschnitten werden könnte, und wenn der Staat Anstalten besäße, in denen die unglücklichen Opfer des Clima's wie der Sünde frühe genug aufgenommen werden könnten, ehe sie daheim vollends verwahrlosen und zur Ansteckung beitragen.

Die Statistik der Cretinen weist eine sehr beträchtliche Menge derselben nach. Im Königreich Sardinien allein schätzt sie Herr Guggenbühl auf 10,000. Die Erblichkeit ist aber keineswegs das charakteristische Kennzeichen des Uebels. „Die neuesten Untersuchungen weisen überdies klar und deutlich nach, daß der Cretinismus nicht nur nicht von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, sondern überhaupt gar nicht so häufig häreditär ist. In hiesiger Anstalt hat sich das Verhältniß wie 1 zu 30 herausgestellt, in Piemont unter 4000 Elternpaaren von Cretinen das Verhältniß der cretinischen Väter wie 1 zu 25, der Mütter wie 1 zu 36. Ein Viertheil der Väter und ein Drittheil der Mütter waren zugleich kropfig. Welches von den Eltern den größern Einfluß

Digitized by Google

auf die Erzeugung des Cretinismus der Kinder ausübt, darüber sind die Ansichten noch getheilt." Doch wir müssen den geneigten Leser auf die Details der Schrift des Herrn Guggenbühl selbst hinweisen und wünschen diesem für sein edles und aufopferndes Wirken den Dank, den er verdient.

Armenwesen.

Christliche Armenpflege. Predigt bei der Gründung des Vincentius- und Elisabethen-Vereins zu Würzburg von Dr. Franz Hettinger, gehalten am 10. April 1853. Der Ertrag ist zum Besten beider Vereine. Würzburg, Stahel, 1853.

Die Kirche hat im philosophischen und revolutionären Jahrhundert, unter dem aufgeklärten Despotismus Josephs II., wie unter dem Sansculottismus, fast alles an den Staat verloren, so auch die Armenpflege. Ihre uralten frommen Stiftungen wurden geplündert, ihre barmherzigen Brüderschaften und Schwesterschaften aufgelöst und der Staat allein, oder die Gemeinde, wurde mit der Sorge für die Armen betraut. Aber niemals ist die Armuth höher gestiegen und das Proletariat gefährlicher geworden, als seitdem der Staat die Armenpflege in die Hand genommen. Schon diese Thatsache sollte beweisen, wie wenig der Staat allein zu leisten vermag. Es kommt dabei auch noch ein sittliches und politisches Moment in Betracht. Die ehemaligen Armen, die von der Kirche um Gottes willen gepflegt wurden, waren fromm und dankbar. Die heutigen Armen fordern dagegen frech und drohend vom Staat ihren Tribut.

Der kirchliche Sinn, in so vielen andern Beziehungen wieder neubelebt und erstarkt, regt sich auch in Bezug auf die Liebe gegen die Armen, und wie die barmherzigen Schwestern trotz der Vexationen, die ihnen die kirchenfeindliche Demokratie und Bureaukratie in der Presse und im Leben macht, überall Geltung gewinnen, so bilden sich auch wieder fromme Corporationen zur Armenpflege um Gotteswillen und unmittelbar unter dem Schutz der Kirche. Das ist der richtige Weg. Nicht besoldete Kassiere, nicht bezahlte Suppenkocher, nicht Armenpolizei und Bettelvögte, sondern die freiwillige christliche Liebe, die den Armen in seiner engen Hütte aufsucht, die ihm mit der Pflege des Leibes zugleich den Trost der Religion bringt, die in ihm nicht den Staatsbelästiger abfertigt, sondern einen Menschen und Bruder ehrt, liebevoll tröstet und belehrt. Es liegt eine furchtbare Ironie in der Thatsache, daß man noch unlängst die wenigen frommen Stiftungen, die übrig waren, durch die Ablösungsgesetze der letzten Revolutionsjahre geplündert hat, während der Geschäftsmann alle Augenblicke ärgerlich und heimlich fluchend in die Tasche greift, um die Armensteuer zu bezahlen und die Anstands halber nicht zurückzuweisenden Ansprüche der Wohlthätigkeitsvereine, Waisenhäuser ꝛc. zu befriedigen. Das heißt die natürliche Quelle im Berge verstopfen und Nußschalen in die Wüste stellen, um Regentropfen aufzufangen.

Herr Hettinger hebt besonders hervor, was die Kirche ehemals für die Armen gewesen ist. „Ist ja doch selbst der Gedanke der Armenpflege, der dem Heidenthume ferne lag, von der Kirche ausgegangen! Sie nahm vom Anfange an die Armen, Wittwen und Waisen unter ihre besondere Obhut, schon in der ersten Zeit ihres Bestandes hatte sie verfügt, daß der dritte Theil aller Gaben, die der Kirche gebracht wurden, den Armen gehöre; und diese Bestimmung hatte Gesetzeskraft. Sie war es, die durch alle Jahrhunderte herab neben dem Altare des Herrn die Hospitäler baute, um so recht plastisch die Idee darzustellen, daß Christus der Vater der Armen ist, die Armen zu sammeln um ihren Vater und Freund Jesus Christus. Wenn darum Einer die Geschichte der Barmherzigkeit schreiben wollte, es würde ohne seinen Willen die Geschichte der Kirche."

Dem hält der Prediger entgegen, was die moderne Bildung für die Armen thut. „Wißt ihr, was die blose Bildung thut für die Armen? Die gibt, wenn es hoch kommt, Armenbälle, Armenconcerte, und glaubt Wunder, was sie Großes gethan hat. Aber, m. a. Z., heißt denn das nicht das Meer ausschöpfen wollen mit der hohlen Hand? Heißt denn das nicht Oel in die Feuersbrunst gießen, um zu löschen? Hochmuth, Eitelkeit, Genußsucht sind die Quellen der Armuth, und man opfert der Eitelkeit, dem Stolz, der Genußsucht, man öffnet ihnen so recht einen Schauplatz. Heißt denn das nicht das Uebel immer nur noch vergrößern? Heißt denn das nicht, verzeihet mir dieses Wort, den Teufel austreiben wollen durch den Obersten der Teufel? Aber es trägt doch ein. Mag seyn, aber das ist auch das Einzige. Ist es deßwegen allein schon zum Heile? Glaubst du wirklich, daß der Arme dir dankt für das Stück Brod, das du ihm ertanzt hast? Glaubst du im Ernst, daß die Thräne, die im Auge des Armen hängt, wenn er von der dunklen Gasse in der kalten Winternacht hinaufsieht zu den hellerleuchteten Sälen, wo man scheinbar Feste für ihn gibt, in der Wirklichkeit aber nur der eigenen Eitelkeit

Digitized by Google

dient — glaubst du, daß das eine Thräne des Dankes ist und nicht vielleicht des Elends und der Kränkung, weil er jetzt erst recht den schneidenden Gegensatz fühlt zwischen dir und sich selbst, deiner Lage und seiner Lage? Denn nur die Religion allein ist die Macht, sagt eine geistreiche französische Schriftstellerin, die Feste gibt, ohne die Armen zu kränken. Wir können diese Sitte nicht abstellen, ja wir dürfen nicht einmal, denn wir dürfen keine Quelle verschließen, aus der, wenn auch noch so spärlich, Wohlthaten kommen. Aber ich kann nicht glauben, daß Jemand unter uns ist, der da wähnt, hiemit sey genug geschehen — daß Jemand so herzlos und gemüthsroh ist, daß er für die Armen kein anderes Almosen hat, als die ausgepreßte Schale seiner Genüsse."

Politik.

Das französische Kaiserthum und die europäischen Mächte, oder der Allianzvertrag vom 20. Novbr. 1815. Freiburg im Breisgau, Diernfellner, 1853. 8. S. 107.

In dieser kleinen Schrift findet man alle Urkunden beisammen, die sich auf die Entthronung Napoleons I. und auf die Ausschließung seiner Nachkommen vom französischen Throne beziehen. Aus der Zusammenstellung erhellt, daß die höchst bündigen Verträge der europäischen Coalition immer noch de jure bestehen und daß sich die Dinge lediglich de facto geändert haben. Aber gerade darin erblickt der ungenannte Verfasser die Gefahr der Zeit, daß eine so unübersteigliche Kluft entstanden ist zwischen dem zu Recht und dem in der That Bestehenden. „Dem alten Europa naht mit raschen Schritten sein Verhängniß, und dessen Walten läßt sich schon daran erkennen, daß die bestehenden Gewalten das Rechte nicht thun können, und daß die hemmende Macht der Umstände immer größer ist, als die Wirkung der besseren Einsicht und die Kraft des aufrichtigen Willens."

„Um in den Gang der großen Angelegenheiten einzugreifen, sind jetzt die Verhältnisse günstig, denn bei der gegenwärtigen Weltlage hat der Kaiser der Franzosen das Schicksal von Europa in seinen Händen, und noch ist ihm der Krieg keine Nothwendigkeit. — Er wird jetzt mit den östlichen Mächten gehen, denn im Sinne der Nation und im selbsteigenen Interesse muß er die republikanische Revolution in Europa vernichten, und darf er nicht dulden, daß die türkische Barbarei diesseits des Hellesponts die Christen verfolge. — Der Kaiser der Franzosen wird offen oder heimlich mitwirken, um im Westen von Europa die Heerde zu zerstören, welche die gesellschaftliche Ordnung bedrohen; — im Osten aber wird er sich den Maßnahmen nicht widersetzen, welche ergriffen werden dürften, um die Pforte zur Achtung der Verträge zu zwingen, und dadurch eine große Katastrophe noch einige Zeit zu verhüten. Diese Haltung ist von den Forderungen des Augenblickes geboten; — aber der Augenblick entflieht gar schnell und im nächsten werden die Folgen der Nothwendigkeiten, welchen man jetzt sich gefügt hat, neue Verhältnisse bilden und wesentlich andere Combinationen hervorrufen. — Die Zeit unserer nächsten Zukunft dürfte keine ruhige Zeit seyn, gewiß aber wird die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts große Ereignisse gebären."

Da man auf einen gewissen Punkt nicht oft genug zurückkommen kann, weil in ihm wirklich früher oder später eine Gefahr droht, ist Folgendes bemerkenswerth: „In Frankreich ist der Krieg vorbereitet. Das sehr entwickelte System der Kommunikationen läßt die Truppenmärsche im Innern des Landes verbergen; und der französische Generalstab ist noch immer sehr geschickt in der Anordnung der Märsche und der Konzentrirung der Truppen. Bei den ungeheuern Vorräthen kann die Ausrüstung ohne Lärm und Aufsehen bewirkt werden. Straßburg allein hat alles Material für doppelte Bewaffnung und Ausrüstung von 120,000 Mann; und eben so gut sind alle Offensiv-Waffenplätze an anderen Grenzen, wie z. B. Metz, Lille, Grenoble u. s. w. versehen. — In den Jahren 1831 und 1832 lagen an der oberrheinischen Grenze 50,000 Mann, man wußte es nicht, denn sie lagen größtentheils auf dem westlichen Abhang der Vogesen, und konnten 48 Stunden nach erhaltener Ordre an irgend einem Punkte des Rheines zwischen Straßburg und Basel schlagfertig aufgestellt seyn. — Was die kriegerische Bewegung in Frankreich dem Ausland zuerst verräth, das ist der Ankauf von Pferden, — wenn aber auch, wie wir glauben, die französische Reiterei nicht vollkommen beritten, ihre Feldgeschütze nicht gänzlich bespannt sind, so darf man nicht vergessen, daß die Pferdezucht in verschiedenen Departements sich bedeutend gehoben hat, und wohl das ganze Bedürfniß der Zugpferde und eine schöne Anzahl brauchbarer Remonten für Cavallerie liefern kann. Auch denken die Franzosen immer sich im eroberten Lande vollständig zu remontiren."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 43. 28. Mai 1853.

Finnische Dichtkunst.

Kalewala, das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Helsingfors, Frenckell und Sohn, 1852.

Schon im Jahr 1820 machte Professor Becker in der Aboer finnischen Wochenschrift einen Versuch, die alten epischen Volkslieder, die vom altfinnischen Nationalgott Wäinämöinen handeln, zu vereinigen. Noch besser gelang das im Jahr 1835 dem Dr. Elias Lönnrot, der sie damals zum erstenmal unter dem Titel Kalewala herausgab. Eine Uebersetzung erschien 1845 in französischer Sprache von Léruzon le Duc. Deutsch erschienen nur einzelne Fragmente und Inhaltsanzeigen in Zeitschriften. Im Jahr 1849 konnte Lönnrot eine beträchtlich vermehrte zweite Ausgabe des Originals veranstalten, und diese ist es, deren Uebersetzung uns hier vorliegt.

Das Gedicht ist im höchsten Grade merkwürdig. Seine Echtheit und Alterthümlichkeit verleugnet sich nirgends. Es hat eine gewisse Abrundung, indem es mit den Liedern von Wäinämöinens Geburt anhebt und mit denen von seinem Verschwinden aufhört, umfaßt aber auch große Episoden, die von andern finnischen Gottheiten handeln. Von einem System, wie etwa in der indischen Göttergeschichte, oder von einem durchgreifenden Schicksal in einer zusammenhängenden Fabel, wie bei Homer, ist nicht die Rede. Die Mythen hängen ziemlich locker zusammen, haben aber Einheit des Charakters und Styls. Man entdeckt darin einige deutliche Spuren der Verwandtschaft mit altindischen, zum Theil auch skandinavischen, noch mehr mit keltischen Mythen, aber in der Hauptsache haben sie etwas ganz Eigenthümliches, was sowohl der Natur des Landes, als der Volksthümlichkeit der Finnen entspricht. Finnland liegt zwischen der Ostsee und dem weißen Meer und ist bedeckt mit unzähligen Seen. Das Volk hat demnach viel mit Wasser zu thun und so auch sein National-Epos. Die Elementarwelt des rauhen Nordens tritt mächtig in dem finnischen Gedicht hervor, wie in der skandinavischen Edda, doch zählt es minder erhabene, mehr sonderbare Bilder und gleicht hierin der fratzenhaften Manier der keltischen Dichtungen, z. B. in den gallischen Mythen von der Göttin Ceridwen. Am originellsten erscheinen bei den Finnen die Dichtungen, die sich an einzelne Elemente, Naturerscheinungen, Thiere und an die wichtigsten Verbrauchsgegenstände, z. B. an das Eisen knüpfen, so wie das damit verbundene Zauberwesen. Davon hat früher schon die reiche Sammlung der sogenannten finnischen Runen von Schröter Belege gegeben.

Charakteristisch ist das Vorherrschen des Gottes Wäinämöinen, da derselbe keineswegs liebenswürdig oder glücklich erscheint. Gleich einem bekannten chinesischen Gott schon als Greis geboren, kann er bei allem hohen Geist, edeln und zarten Gefühl doch nie zu dem ersehnten Glück gelangen, wird überall verschmäht und betrogen und feiert einen letzten Triumph zwar als Sänger, wie Orpheus, kann aber nur noch darüber weinen und verschwindet von der Erde. Sollte sich in dieser Wehmuth des Gottes das Selbstbewußtseyn eines geistigen, aber gedrückten Volksstammes spiegeln?

Wir wollen dem Gedicht Schritt für Schritt folgen und es wenigstens in kurzen Umrissen wiederzugeben suchen. Im Anfang der Welt war nichts als Oede, welche durch den Nebenbegriff des Flachen als noch langweiliger bezeichnet wird, wie in irgend einer anderen Lehre vom Chaos. Kein Wesen lebte außer der räthselhaften „Tochter der Luft."

> Jungfrau war der Lüfte Tochter,
> Sie, die schöne Schöpfungstochter,
> Trug gar lang' ihr einsam Dasein,
> Alle Zeit ihr Mädchenleben

Digitized by Google

In der Lüfte langen Räumen,
Auf den flachgebahnten Fluren.
Einsam ward ihr dort das Leben
Und das Sein gar unbehaglich,
Immerfort allein zu weilen,
So als Jungfrau dort zu wohnen
In der Lüfte langen Räumen,
In der weitgestreckten Oede.
Nieder ließ sich da die Jungfrau,
Senkt sich auf des Wassers Wogen,
Auf des Meeres klaren Rücken,
Auf die weitgedehnte Oede;
Fing ein Sturmwind an zu blasen,
Aus dem Osten wildes Wetter,
Treibt das Meer zu wildem Schäumen,
Daß die Wellen wüthend wogen.
Sturmwind wiegte dort die Jungfrau,
Mit ihr spielt des Meeres Welle
Auf dem blauen Wasserrücken,
Auf den weißbekränzten Fluthen;
Schwanger blies der Wind die Jungfrau
Und das Meer verlieh ihr Fülle.

Sie konnte jedoch in neun Mannesaltern nicht gebären und brachte unter dem Wasser in furchtbarer Unruhe zu, bis ihr endlich die Erlösung nahte. Eine Ente flog über das Meer und suchte eine Stelle, wo sie ihr Nest bauen und Eier legen könne, aber nirgends erhob sich etwas Festes über dem Wasser. Das bemerkte die Tochter der Luft und erbarmte sich des armen Vogels.

Da erhob des Meeres Mutter,
Sie, der Lüfte schöne Tochter
Aus dem Meere ihre Kniee,
Aus der Fluth die Schulterblätter,
Wo die Ent' ein Nest sich bauen,
Wo sie friedlich weilen könnte.
Entlein nun der schöne Vogel
Flieget langsam, schauet um sich,
Sieht das Knie der Wassermutter
Auf dem blauen Meeresrücken,
Hielt's für einen Wiesenhügel,
Meint' es wäre frischer Rasen.
Hin nun fliegt sie, schwebet langsam,
Läßt sich auf das Knie dann nieder;
Bauet dort ihr Nestlein fertig,
Legt hinein die goldnen Eier,
Goldner Eier ganze sechse,
Siebentes ein Ei von Eisen.
Setzt sich brütend auf die Eier,
Wärmte rasch des Kniees Wölbung;
Brütet einen Tag, den zweiten,
Brütet auch am dritten Tage;
Schon bemerkt die Wassermutter,
Sie, der Lüfte schöne Tochter,
Merket, daß es heißer wurde,
Daß die Haut erwärmet wurde:
Meinte, daß die Knie ihr brennen,
Alle Adern ihr zerschmelzen.
Hastig rührt sie ihre Kniee,
Schüttelt heftig ihre Glieder,
Daß die Eier in das Wasser,
In die Fluth des Meeres stürzen;
In der Fluth in Stücke brechen
Und in Splitter sich zerschlagen.
Nicht verkommen sie im Schlamme,
Nicht die Stücke in dem Wasser,
Sondern werden schön verwandelt,
Schön gestaltet alle Splitter:
Aus des Eies untrer Hälfte
Wird die niedre Erdenwölbung,
Aus des Eies obrer Hälfte
Wird des hohen Himmels Bogen;
Was sich Gelbes oben findet,
Strahlet schön als liebe Sonne,
Was sich Weißes oben findet,
Leuchtet hold als Mond am Himmel;
Von dem Hellen in dem Eie
Werden Sterne an dem Himmel,
Von dem Dunkeln in dem Eie
Wird Gewölke in den Lüften.

Dieser Mythus entspricht genau dem indischen vom Ei Bramanda, aus dessen Hälften Himmel und Erde wurden. In Folge dieser großen Naturgeburt fand auch das noch eingeschlossene Kind der schönen Lufttochter und Wassermutter den Weg ins Leben und stieg als Wäinämöinen ans Land. Noch fehlte die Vegetation, da ließ er Bäume säen. Noch fehlte die Gerste, da ließ er die Bäume verbrennen und in die Asche das erste Getreide säen. Das ist eine ganz natürliche Darstellung der Art, wie allmälig der Ackerbau die Wälder verdrängte. Wäinämöinen herrschte nun, wie das Gedicht weiter sagt, in Frieden und Fülle und mit großer Weisheit, wie Chronos in der paradiesischen Urzeit.

Nun offenbarte sich aber auch der erste Gegensatz in der Welt. Ein gewisser Joukahainen beneidete das Glück Wäinämöinens, forderte ihn zum Wettkampf im Gesange heraus, wurde aber von ihm in einen Sumpf gezaubert. In der Angst versprach Joukahainen, ihm seine Schwester zu geben, und wurde unter dieser Bedingung frei gegeben. Wäinämöinen aber begab sich zu der Schönen, die ihm zu Theil werden sollte, und fand sie im Walde beim Besenbinden.

Aino, dieses junge Mädchen,
Joukahainen's schöne Schwester,
Ging nun in den Busch nach Besen,

Digitized by Google

Ging um Quasten dort zu holen;
Brach dort eine für den Vater,
Eine brach sie für die Mutter,
Bindet dann den dritten Besen
Für den jüngsten ihrer Brüder.
Ging schon graden Wegs nach Hause,
Macht sich auf aus dem Gebüsche,
Sieh, da kommt Wäinämöinen
Und erblickt im Busch die Jungfrau,
Auf dem Gras die schöngeschürzte,
Redet Worte solcher Weise:
„Nicht für andre trag, o Jungfrau,
Nein, für mich nur trag, o Jungfrau,
An dem Halse hübsche Perlen,
Auf der Brust ein blankes Kreuzchen,
Trag für mich die feine Flechte,
Bind für mich das Haar mit Seide."
Ihm zur Antwort gab die Jungfrau:
„Nicht für dich und nicht für andre
Hänget mir am Hals das Kreuzchen,
Schmücke ich mein Haupt mit Seide,
Brauch' ja nicht des Schiffes Balken,
Brauche nicht des Bootes Leisten,
Geh' in einfachem Gewande,
Nähr' mich von des Brodes Kanten,
Bleib' bei meinem lieben Vater,
In der Nähe meiner Mutter."
Warf drauf von der Brust das Kreuzchen,
Von den Fingern fort die Ringe,
Fort vom Halse dann die Perlen,
Von dem Haupt die rothen Faden,
Warf sie unwirsch auf den Boden,
Warf sie in den Busch behende.
Ging dann weinend ihrer Wege
Und mit Heulen fort nach Hause.

Die Schilderung dieses naiven Mädchens ist allerliebst. Die Mutter suchte ihr Muth einzureden, ihr Bräutigam sey ein hohes und vornehmes Wesen, aber sie ließ sich durchaus nicht beruhigen, erklärte, sie wolle sich lieber ins Wasser stürzen, ging auch wirklich ans Ufer, entkleidete sich hier, aber nur wie zu einem Bade und setzte sich auf einen Stein, wurde aber, indem dieser plötzlich mit ihr versank, unter das Wasser gerissen und hier in einen schönen glatten Lachs verwandelt. Ihr alter Bräutigam hörte von ihrem Tode und weinte bitterlich, hatte aber schon so viel Liebe zu dem Mädchen, daß er es unternahm, sie aus dem Wasser heraus zu angeln. Wirklich biß der Lachs an, den der verliebte Angler aber wieder entschlüpfen ließ, da er nicht wußte, daß seine Geliebte in dem Fisch verborgen war. Erst als sie wieder frei war, sagte sie es ihm mit Hohnlachen.

Hiermit endet die erste Brautwerbung des Gottes und es beginnt eine zweite. Nachdem er, sagt das Lied, bitter klagend zu seiner Mutter heimgekehrt war, rieth ihm diese, er solle sich um die schöne Tochter der Nordlands Wirthin bewerben. Er folgte diesem Rathe und ritt nach Nordland, unterwegs aber lauerte Joukahainen ihm auf, um ihn zu tödten, traf jedoch nur sein Pferd, als er gerade über das Meer ritt. Wäinämöinen fiel ins Wasser und schwamm darin herum, bis ein Adler ihn rettete und auf den Rücken nahm, zum Danke, weil er einst bei dem allgemeinen Waldbrande die Birke für das Vögelgeschlecht hatte stehen lassen. So kam er ins Nordland, dessen Wirthin ihm auch gerne ihre Tochter zusagte, aber nur unter der Bedingung, wenn er ihr den Sampo schmieden könne.

„Dem nur geb' ich meine Tochter
Und versprech' mein Kind nur jenem,
Der den Sampo für mich schmiedet,
Der den bunten Deckel hämmert
Aus der Schwanenfeder Spitze,
Aus der Milch der güsten Stärke,
Einem einz'gen Gerstenkorne,
Aus der Wolle eines Schafes."

Mit der Jungfrau des Nordlands selbst begann Wäinämöinen folgendes Gespräch:

Hob den Kopf da in die Höhe,
Schaute rasch empor zum Himmel:
Steht ein Bogen schön am Himmel,
Eine Jungfrau auf dem Bogen,
Webet ein Gewand von Goldstoff,
Wirket rauschend mit dem Silber.
Wäinämöinen alt und wahrhaft
Hält gleich an mit seinem Rosse,
Redet Worte solcher Weise,
Läßt sich selber also hören:
„Komm, o Jungfrau, in den Schlitten,
Setze dich an meine Seite!"
Antwort gab ihm so die Jungfrau,
Redet' selber so und fragte:
„Was wohl soll ich in dem Schlitten,
Was die Jungfrau dorten machen?"
Wäinämöinen alt und wahrhaft
Gab ihr selber diese Antwort:
„Deßhalb sollst du in den Schlitten,
Du, o Jungfrau, dich hier setzen,
Daß du Honigbrod mir backest,
Daß das Bier du mir bereitest,
An dem Tische munter singest,
An dem Fenster dich erfreuest
In den Räumen von Wäinölä,
Auf den Höfen Kalewala's."
Doch die Jungfrau redet also,
Gab zur Antwort diese Worte:

Digitized by Google

„Ging zum bunten Blumenfelde,
Schaukelte am gelben Anger
Gestern in der Abendspäte
Nach dem Sonnenuntergange,
Hörte dort ein Vöglein singen,
Hörte eine Drossel zwitschern,
Singen von dem Sinn des Mädchens,
Von dem Sinn der Schwiegertochter."
„Fragte da den guten Vogel,
Sprach zu ihm auf diese Weise:
O du liebe Ackerdrossel,
Singe, daß ich's recht vernehme,
Wie es besser ist zu leben,
Wie zu leben angenehmer:
Als ein Mädchen bei dem Vater,
Oder bei dem Mann als Gattin?"
„Auskunft gab der liebe Vogel,
Also zwitscherte die Drossel:
Hell und warm sind Sommertage,
Wärmer doch noch Mädchenfreiheit,
Kalt wohl ist im Frost das Eisen,
Kälter noch der Frauen Freude,
Gleicht das Mädchen, das zu Hause,
Einer Beer' auf gutem Boden,
Ach! so ist die Frau beim Manne
Wie ein Hund nur an der Kette,
Selten wird dem Knechte Gnade,
Nimmermehr der Frau gewährt."

Die Jungfrau wollte ihm nicht eher ihre Huld gewähren, bis er aus den Splittern ihrer Spindel ein Boot verfertige, ohne es zu berühren. Er bediente sich nun seiner Axt, hieb sich aber ins Knie und konnte das Blut nicht mehr stillen, was endlich einem Zauberer gelang. Hier wird die Mythe von der Entstehung des Eisens eingeflochten, die schon durch Schröter bekannt ist. Um die Hauptbedingung der Nordlands Wirthin zu erfüllen, begab sich Wäinämöinen zu dem berühmten Schmiede Ilmarinen, der ihm den Sampo schmieden sollte. Der Schmied wollte nicht, wurde aber durch List ins Nordland geführt und erfüllte nun den Wunsch.

Ilmarinen, er, der Schmieder,
Dieser ew'ge Schmiedekünstler,
Schmiedet mit behenden Schlägen,
Klopfet mit gar kräft'gem Hammer,
Schmiedet gar geschickt den Sampo,
Daß er Mehl auf einer Seite,
Auf der zweiten Salz er mahlet,
Auf der dritten Geld in Fülle.
Frisch geschmiedet mahlt der Sampo,
Schaukelt hin und her der Deckel,
Mahlt ein Maaß beim Tagesanbruch,
Mahlt ein Maaß, daß man es esse,
Mahlt ein zweites zum Verkaufen,
Mahlt ein drittes zum Verwahren.
Freudvoll war des Nordens Alte,
Brachte dann den großen Sampo
Nach des Nordlands Felsenberge,
In den festen Berg von Kupfer,
Hinter neun der besten Schlösser,
Wurzeln läßt er dorten schießen,
Neun der Klafter in die Tiefe,
Eine Wurzel in die Erde,
Eine an den Rand des Wassers,
In des Hauses Berg die dritte.

Wir müssen es dem Scharfsinn des Lesers überlassen, sich zu erklären, was unter dem Sampo zu verstehen sey. Seine Verwandtschaft sowohl mit dem Odhrärir der Edda, als mit dem Amrita der Indischen Mythe dürfte nicht zu verkennen seyn. Ilmarinen wollte, so fährt die Dichtung fort, für sein Werk zum Lohne nun selbst der Wirthin Tochter haben, sie wußte aber ihn abzufertigen. Dagegen fand sich ein dritter, viel gefährlicherer Freier ein.

Dieser in das Epos neu eintretende Held hat viel mit dem indischen Krischna gemein. Gleich diesem ist er nämlich ein göttlicher Hirt und der Geliebte aller Mädchen. Lemminkäinen war der Sohn einer armen Mutter, aber keck und verschlagen und zog trotz der Warnung der besorgten Mutter aus, um die schöne Kyllikki aus Saari zu freien. In Saari als Hirt dienend, gewann er bald durch seine Liebenswürdigkeit die Herzen aller Jungfrauen, nur nicht Kyllikki, die er aber mit Gewalt entführte. Sie beklagte sich bitterlich, versöhnte sich aber mit ihm und beide gelobten sich, er niemals in den Krieg, sie niemals zum Tanz zu gehen. Sie aber war es, die den Schwur zuerst brach, ins Dorf zum Tanze ging und deßhalb von ihm verstoßen wurde. Nun gelüstete es ihn nach einer andern vornehmen Braut und er lenkte sein Augenmerk auf des Nordlands Tochter, die nämliche, mit der Wäinämöinen so wenig Glück gehabt hatte. Im Nordland begann er damit, alle Männer wegzuzaubern, einen einzigen häßlichen Hirten ausgenommen, der ihm nicht der Mühe werth schien.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 37 Seite 148 Spalte 1 Zeile 10 von oben lies: dem er sich geweiht, statt: den er sich gewünscht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 44. 1. Juni 1853.

Naturkunde.

Ueber die Bedeutung und den Endzweck der Naturforschung von Christian Friedr. Schönbein. Basel, Schweighauserſche Universitätsbuchdruckerei. 1853. Quart.

Der berühmte Erfinder der Schießbaumwolle, Professor Schönbein in Basel, behandelt in diesem Programm einen Gegenstand, der mit den sogenannten Fortschrittstendenzen unserer Zeit in sehr naher Beziehung steht. Indem der Verfasser als das letzte Ziel der Naturforschung die Erkenntniß der göttlichen Offenbarung in der Natur und die Bekräftigung im Glauben an ein höheres überirdisches geistiges Wesen erkennt, bemerkt er, daß die Mode der Zeit von dieser Erkenntniß sehr weit abweiche und im Gegentheil einem immer gröberen Materialismus verfalle, welchen sie durch eine falsche Ansicht von der Natur und durch Mißbrauch der in der Naturwissenschaft liegenden Autorität zu rechtfertigen suche. Die größten Naturforscher seyen allerdings auch immer die tiefsten Verehrer des Geistes und fromm gewesen, aber es habe sich nichtsdestoweniger ein großer irreligiöser corps d'esprit unter denen gebildet, die vorzugsweise die Naturwissenschaft als ihr Pachtgut betrachten. Und die unwissenschaftlichen Massen, die dem rohesten Sinnengenuß fröhnen und keine sittliche Pflicht mehr anerkennen wollen, berufen sich auf jene Lehren des Materialismus, die aus streng wissenschaftlich gehaltenen Werken allmählig in populäre Werke übergegangen sind und unter allen Classen der Gesellschaft ihre Eroberungen machen, aber nicht nur mittelst der Presse, sondern hauptsächlich auch mittelst der Schule. Wenn die Schule gegen die Kirche Front macht, thut sie es immer im Namen der Naturwissenschaft, und der beschränkteste Kopf, der eben das Schullehrerseminar verläßt, bildet sich so viel darauf ein, als der Professor Präsident der gelehrtesten Gesellschaft.

Herr Schönbein sagt: „Man würde sich stark täuschen, wollte man glauben, daß die Zahl Derer gering sey, welche solchen Ansichten huldigen. Es ist unleugbar, daß diese mechanische Auffassung der Natur bereits in einem weiten Kreise verbreitet ist und auf viele Forschungsgebiete einen großen Einfluß ausgeübt hat. Allem Anschein nach wird sie noch allgemeiner werden, ja wir dürften sie wohl bald zur völligen Herrschaft gelangen sehen. Verhältnißmäßig nur Wenige scheinen die Bedeutung einer solchen Thatsache zu würdigen, ihre innige Verknüpfung mit den Gesammtzuständen der Gegenwart einzusehen und die inhaltsschweren Folgen zu ahnen, welche in der Zukunft für die menschliche Gesellschaft noch daraus erwachsen werden. Dieser beklagenswerthe Mangel an Urtheil und Voraussicht zeigt sich namentlich in dem auffallenden Umstand, daß die bezeichnete Richtung gerade da Anerkennung und Vorschub findet, wo man sich des völligsten Gegentheils versehen sollte und wo das Vorhandenseyn einer tiefern Einsicht in den Zusammenhang menschlicher Bestrebungen und Interessen mit allem Recht vorausgesetzt werden dürfte. Es ist hier der Ort nicht, über die berührte Sache Mehreres zu sagen." Der Verfasser spricht sich nicht weiter aus. Wir wollen aber supponiren, er meine die Kultministerien und Akademien, die allerdings unter den Lorbeeren, mit denen sie die Stirne berühmter Gelehrten und die eigene zu bedecken lieben, nicht selten „den nagenden Wurm der Zeit" verbergen und die Wissenschaft zu einer verführerisch schönen, aber tödtlichen Gorgone machen.

In der That scheint dem Verfasser jener große Wind, der die Zeit bewegt und angeblich zum Fortschritt treibt, aus der Region des Todes zu wehen. „Solche, welche

Digitized by Google

auf die Zeichen der Zeit achten, sind von der bangen Ahnung erfüllt: es sey eine Geistesdürre im Nahen, begleitet von allen den Uebeln, die den Menschen betreffen, wenn er der Oberherrlichkeit des Geistes den Gehorsam aufkündiget, seine wahre Heimath in der Sichtbarkeit zu finden glaubt und der Botmäßigkeit der Sinnlichkeit sich hingibt. Denn wie jedes organische Gebilde den unheimlichen Mächten der Verwesung anheimfällt, wenn das Leben aus ihm gewichen, so wird auch der Mensch der zerstörenden Gewalt der Selbstsucht überliefert und der vernichtenden Herrschaft sinnlicher Begehrlichkeit dahin gegeben, sobald sein Gemüth dem belebenden Einfluß der ideellen Welt entrückt und das Band gelockert wird, welches das Zeitliche mit dem Ewigen verknüpft."

Nach Eröffnung dieser düsteren Aussicht gibt uns der Verfasser aber wieder den Trost, daß, wenn die Menschheit auch tief verirre und hinabsinke, sie doch wieder durch einen geheimnißvollen Zug nach oben gerettet und erhoben werde. Der Sieg des Glaubens über den Wissensdünkel unserer Zeit bleibt unzweifelhaft, zu welch schlimmen Dingen es auch noch gedeihen mag. Das ist indessen keine Entschuldigung für die, welche die Menschen zu leiten berufen sind, oder sie zu leiten sich anmaßen und ihnen fortwährend eine Richtung ins Verderben geben.

Finnische Dichtkunst.

Kalewala, das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Helsingfors, Frenckell und Sohn, 1852.

(Schluß.)

Des Nordlands Wirthin wies Lemminkäinen nicht ab, gab ihm aber schwere Aufgaben, durch deren Lösung er die schöne Tochter verdienen sollte. Er muß Hiisis Elennthier, dann Hiisis feuerschnaubendes Roß fangen, endlich den Schwan auf dem Todtenflusse schießen. Das erstere gelingt ihm, als er aber den Schwan schießen will, wird er von dem häßlichen Hirten, der ihm heimlich aufgelauert, selbst getödtet und in Stücken gehauen in den Wasserfall des Todtenflusses geworfen. Aber seine treue Mutter durchharkt das Wasser, sammelt alle Stücke wieder und belebt sie durch Zaubersprüche.

Mittlerweile hatte Wäinämöinen immer noch sich abgequält, das Boot zu Stande zu bringen, das ihm des Nordlands Jungfrau zu fertigen befahl. Um das dabei Fehlende zu holen, sah er sich genöthigt, in das Todtenreich hinabzusteigen und wurde von Antero Wipunen, den er aus dem Schlaf weckte, eine Zeitlang verschlungen, wie Jonas vom Wallfisch und Gwidion von der Mutter Ceridwen. Endlich wieder frei geworden, begab er sich mit dem nun fertig gewordenen Boot zu seiner Braut und wurde auch von ihrer Mutter begünstigt. Des Nordlands Tochter aber meinte, nur Ilmarinen, der den Sampo geschmiedet, habe ein Recht auf sie. Die Mutter widersprach noch eine Weile und verlangte nun schwere Proben von Ilmarinen, die Ackerung des Schlangenfelds, den Fang des Bären und Wolfes im Todtenreich rc., was er aber mit Hülfe der Tochter alles vollbrachte. Nun willigte die Mutter ein, daß die Tochter keinem andern als dem Schmiede gehören sollte, und Wäinämöinen nahm abermals betrübten Abschied. Jetzt folgt in sechs Gesängen nach einander die ausführliche Beschreibung der Hochzeit Ilmarinens, mit genauer Angabe der in Finnland volksthümlichen Gebräuche nebst Moralien, einer treuherzigen Anweisung, wie Braut und Bräutigam sich im neuen Ehestande betragen sollen.

Lemminkäinen konnte natürlicherweise das Glück seines Nebenbuhlers nur mit scheelen Augen ansehen. Es heißt im Gedicht, er sey erzürnt gewesen, weil man ihn nicht zur Hochzeit eingeladen habe. Sollte das nicht ein Irrthum seyn? Es liegt wenigstens näher, anzunehmen, er habe als dritter Freier dem Glück seines Nebenbuhlers nicht so geduldig zusehen wollen, wie Wäinämöinen. Genug, er zog ins Nordland und schlug dem Nordlandswirth den Kopf ab, die alte Wirthin aber schickte ein Heer gegen ihn und verjagte ihn, so daß er jenseits des Meeres auf eine Insel flüchten mußte. Hier aber wiederholte er seine Buhlereien mit allen Mädchen des Landes, von denen nicht eine ihm widerstehen konnte; nur eine einzige alte Jungfer verschmähte er, die sich dafür rächte, indem sie die Männer gegen ihn aufhetzte. Er mußte eilends flüchten und durchs Meer schwimmen, und fand seine alte arme Mutter in einem Walde versteckt, aus Angst vor den Nordlandsmännern. Gegen diese zog nun Lemmikäinen trotzig zu Felde, wurde aber durch den Zauber der Wirthin in Eis eingefroren und entkam mit Mühe zur Heimath.

Mittlerweile wurde auch Ilmarinens eheliches Glück schon wieder gestört. Die junge Frau war bösartig und buck dem jungen Knecht Kullerwo, der ihre Heerde

Digitized by Google

hütete, einen Stein ins Brod. Zur Rache ließ er die Heerde in einem Sumpf versinken und trieb statt dessen Bären und Wölfe in den Stall, von denen die junge Frau, als sie zum Melken kam, sogleich in Stücke zerrissen wurde. Auf der Flucht fand Kullerwo ein Mädchen und heirathete sie, erkannte sie aber später als seine verlorene Schwester und beide tödteten sich.

Ilmarinen weinte lange um seine geliebte Frau, schmiedete sich alsdann aber eine neue von Gold, da er aber fand, sie bleibe zu kalt, schenkte er sie dem Wäinämöinen, der sie jedoch verschmähte. Ilmarinen ging nun abermals ins Nordland und freite um die jüngere Schwester seiner ersten Frau. Sie wurde ihm verweigert, er entführte sie, weil sie ihn aber unterwegs unaufhörlich schmähte, verwandelte er sie in eine Möve. Zu Wäinämöinen zurückgekehrt, erzählte er diesem, wie glücklich das Nordland im Besitz des Sampo lebe, während sie beide, durch die es doch erst jenen Sampo erhalten habe, verlassen und unglücklich seyen. Sie beschlossen sofort eine abermalige Fahrt ins Nordland, um den Sampo als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu rauben. Unterwegs kamen sie an einen Wasserfall, in dem sie einen großen Hecht fingen. Wäinämöinen verfertigte sich aus den Kopfknochen des Hechts eine Kantele (Zither, Lyra) und begann darauf zu spielen.

Spielt der alte Wäinämöinen,
Nicht gab's zu der Zeit im Walde
Thiere laufend auf vier Füßen,
Die mit langen Stelzen gingen,
Die nicht kamen zuzuhören,
Und bewundernd sich zu freuen.
Lustig sprang das muntre Eichhorn,
Kletterte von Ast zu Aste;
Näher kamen Hermeline,
Setzten sich dort an die Zäune,
Auf den Fluren hüpft das Elenn,
Luchse theilen selbst die Freude.
Es erwacht der Wolf im Sumpfe,
Von der Heide selbst erhebet
Sich der Bär vom Tannenlager,
Aus dem fichtenreichen Dickicht;
Läuft der Wolf durch weite Strecken,
Kommt der Bär durch lange Heiden,
Setzt sich endlich an dem Zaune,
Läßt sich nieder an der Pforte,
Daß der Zaun zum Stein sich senket,
Auf den Hain die Pforte stürzet;
Steiget dann auf eine Fichte,
Wälzt sich hin zu einer Tanne,
Um dem Spiele zuzuhören,
Um bewundernd sich zu freuen.

Alle Vögel in den Lüften,
Alle Schwinger zweier Flügel
Kamen munter da geflattert,
Kamen eiligst angeflogen,
Um die Töne anzuhören,
Um bewundernd sich zu freuen.
Als der Aar zu Hause hörte
Dieses schöne Spiel Suomi's,
Ließ die Jungen er im Neste,
Macht sich selber auf zu fliegen
Zu des hehren Helden Harfe,
Zu dem Spiele Wäinämöinen's.
Von der Höhe flog der Adler,
Durch die Wolken kam der Habicht,
Enten aus der Fluthen Tiefe,
Schwäne aus den schwanken Sümpfen,
Selbst die allerkleinsten Finken,
Vöglein, die gar munter zwitschern,
Zeisige in hundert Schaaren,
Wohl ein Tausend lust'ger Lerchen
Freuen sich im Raum der Lüfte,
Lärmen auf des Mannes Schultern,
Als der liebe Vater spielte,
Bei den Tönen Wäinämöinens.
Angeschwommen kamen Hechte,
Ungelenk die Wasserhunde,
Von den Klippen kamen Lachse,
Schnäpel aus des Meeres Tiefe;
Mit dem Rothaug' kamen Barsche,
Stinten kamen, andre Fische
Mit der Brust gestützt aufs Schilfrohr,
Kamen an den Strand gestiegen,
Wäinämöinens Lied zu hören,
Seinem Spiele beizuwohnen.
Glätten an dem Meeresufer,
An dem Strand die Schilfesschwestern,
Ihre Haar' die Sotkotöchter,
Kämmen diese Zier der Stirne
Mit der silberreichen Bürste,
Mit den goldgeschmückten Borsten;
Hören da die neuen Töne,
Dieses wunderschöne Spielen,
In das Wasser glitt die Bürste,
Stürzte hastig in die Wogen,
Ungekämmt die Haare blieben
Und zur Hälfte nur geordnet.

Wäinämöinen selbst wird durch seinen Gesang so wehmüthig gestimmt, daß er weinen muß und seine Thränen rinnen ins Meer hinab.

Sprach der alte Wäinämöinen
Selber Worte dieser Weise:

Digitized by Google

„Wer mir meine Thränen brächte,
Wer die Wassertropfen sammelt
Aus der klaren Fluthen Tiefe,
Wird ein Federkleid erhalten.“
Kam der Rabe angekrächzet;
Sprach der alte Wäinämöinen:
„Hol', o Rabe, meine Thränen
Aus der klaren Fluthen Tiefe!
Werd' ein Federkleid dir geben.“
Nicht erhascht der Rab' die Thränen.
Hörte das die blaue Ente,
Kam herbei die blaue Ente;
Sprach der alte Wäinämöinen:
Oftmals tauchst du, blaue Ente,
Mit dem Schnabel in die Tiefe,
Kühlst dich ab im frischen Wasser;
Gehe, sammle meine Thränen
Aus der klaren Fluthen Tiefe!
Guten Lohn wirst du erhalten,
Werd' ein Federkleid dir geben.“
Ging die Ente aufzusammeln
Wäinämöinen's schöne Thränen
Aus der klaren Fluthen Tiefe,
Von dem Grund des schwarzen Schlammes;
Sammelt aus dem Meer die Thränen,
Trägt sie hin in Wäinö's Hände,
Waren anders schon gestaltet,
Waren wunderschön geworden:
Schimmern nun als schöne Perlen,
Schillern bläulich voller Klarheit,
Zu dem Schmucke manches Königs,
Zu der Mächt'gen ew'gen Freude.

Im Nordland angekommen, bediente sich Wäinämöinen seiner Zauberkantele, versetzte das ganze Volk durch deren Musik in Schlaf und raubte den Sampo. Erst nach drei Tagen erwachte die Wirthin und sendete den beiden Räubern sogleich einen Sturmwind nach, der sie auf dem Meer ereilte und so zerzauste, daß dem armen Wäinämöinen sein Zauberinstrument ins Wasser fiel. Hierauf kam die Wirthin selbst und es entstand ein furchtbarer Kampf auf dem Meer um den Sampo. Dieser zerbrach, die größeren Stücke fielen ins Wasser und bilden seitdem des Meeres Reichthum, die kleineren schwammen nach Kalewala, der Heimath Wäinämöinens, die Nordlandswirthin behielt dagegen nur den leeren Deckel.

Nun verfertigte sich Wäinämöinen eine neue Kantele aus dem Stamm einer Birke und hütete sein Land gegen die bösen Tücken der Nordlandswirthin. Sie sandte Krankheiten, er heilte sie durch Zauber. Sie stahl Sonne und Mond, weil sie dem Spiel Wäinämöinens gern zuhörten, und verbarg dieselben hinter dem Berge, aber Ukko, der Gott der Luft, fand die Dunkelheit unbehaglich und schlug Feuer, um einen neuen Mond und eine neue Sonne zu machen. Der Funke fiel ins Wasser und wurde von einem Fisch verschlungen. Ilmarinen fing den Fisch, das Feuer aber verletzte ihn stark und entflog, um das ganze Land in Brand zu stecken. Endlich fing man es wieder ein. Ilmarinen schmiedete nun einen neuen Mond und eine neue Sonne, aber sie blieben kalt. Da hörte endlich Wäinämöinen, wo Sonne und Mond wirklich verborgen seyen, zog ins Nordland, vertilgte dort das ganze böse Volk und konnte Sonne und Mond zwar nicht finden, erblickte sie aber bald am Himmel, da die Nordlandswirthin durch Freilassung derselben noch härtere Verfolgungen vermeiden wollte. Wäinämöinen begrüßte die alten Gestirne mit Wonne.

Nun wurde aber von der Jungfrau Marjatta ein Knabe geboren, der Aller Interesse in Anspruch nahm und König wurde. Aus Mißmuth darüber zog sich der alte Wäinämöinen aus der Welt ganz zurück, soll aber dereinst wiederkehren, um einen neuen Sampo, eine neue Kantele und ein neues Licht zu schaffen. Unter dem Knaben ist das Christenthum, wie unter Wäinämöinen das alte Heidenthum zu verstehen. Die verheißene Wiederkehr aber entspricht vollkommen der alten Mythe vom Chronos, der keltischen Sage vom Artus, der deutschen vom im Berge schlafenden Kaiser, der einst wieder kommen soll.

Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß uns hier Bruchstücke eines sehr alten Heidenmythus vorliegen, der seine Wurzeln bis tief in die indische Mythe zurückleitet. Der Kampf um den Sampo hat auffallend viel Aehnlichkeit mit dem Kampf der indischen Suras und Asuras um den Amrita.

Mit dem 1. Juli 1853 beginnt das zweite halbjährliche Abonnement für das Literaturblatt durch die Postämter beim K. Württemb. Hauptpostamt in Stuttgart, durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst, in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 45. 8. Juni 1853.

Reise.

Steen Bille's Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt in den Jahren 1845 bis 1847. Aus dem Dänischen von W. v. Rosen. Zweiter Band. Mit 7 Lithographien und einer Karte. Kopenhagen, Reitzel. Leipzig, Lorck, 1852.

Ueber den ersten Band dieses interessanten Reisewerkes haben wir in Nr. 99 unserer vorjährigen Blätter Bericht erstattet. Im zweiten erfahren wir die weiteren Begebenheiten der dänischen Expedition bis zu ihrer Rückkehr ins Vaterland.

Die Corvette war aus den ostindischen Gewässern nach China gesegelt und besuchte hier die sämmtlichen, seit dem Frieden mit England zugänglich gewordenen Häfen. Zuerst hielten unsere reisenden Dänen sich in Macao auf und machten einen Ausflug nach Canton. Der Troz der Einwohner dieser großen Handelsstadt gegen die Fremden ist immer noch der nämliche. Kein Europäer darf sich ins Innere der Straßen wagen. Einige Dänen, welche die Stadt von außen umgingen, wurden vielfältig insultirt. Auch die angesehensten europäischen Kaufleute müssen in beständigem Vertheidigungszustande, ihre Häuser kleine Festungen seyn. So das berühmte Etablissement des Hauses Jardine und Mathieson in Hongkong. „Dies mächtig alte Handelshaus, das sich allein der Hälfte des Handels auf Canton bemächtigt, die Theilnahme am Opium-Trafik aber dennoch nicht verschmäht haben soll, hat sich ganz östlich auf der Rhede von Hongkong einen vom Kai umgebenen kleinen Hafen gebaut, in dem Böte und kleinere Fahrzeuge, und außerhalb dessen die dem Hause gehörigen Schiffe liegen. Eines der letzteren, ein alter dänischer Chinafahrer, ist als Blockschiff aufgelegt und dient zum Depot des baaren Geldes: unten im hinteren Raume des Schiffs stehen abgewogene Kisten zu je 5000 Piaster, wie Fruchtkisten in einem Messinafahrer auf einander geschichtet. Unweit jenes Hafens hat man ein pompöses dreistöckiges Gebäude aufgeführt, in dessen unterer Etage die Packhäuser, in der mittleren die Contoirs, in der oberen das Logis und die Messe der Contoirbedienten liegen; eine kleine Eisenbahn führt von den Krahnbalken am Hafen nach den Packhäusern hinauf. Weiter zurück, und noch etwas höher am Felsen hinauf, hat der kleine Potentat, mitten in einem künstlich hervorgebrachten Garten, seine eigene Wohnung, ein nicht sehr großes, allein luxuriös ausgestattetes Haus. Man erfreut sich hier einer herrlichen Aussicht über den Hafen und die östliche Einfahrt. — Mathieson hat seine eigene Polizei und seine eigene Wache; eine Batterie vertheidigt sein Werft, und Böte machen des Nachts ihre Runde zwischen den Schiffen." S. 15. Alles bringend nothwendig wegen der Seeräuber.

Man denkt sich das reich bevölkerte und trefflich angebaute China in der Regel als in einem sehr bunten Farbenschmucke glänzend. Die Wirklichkeit gewährt aber ein ganz anderes Bild. „Frägt man mich, ob der Totaleindruck, den ich bei der Einfahrt nach Canton empfand, eine angenehme Erinnerung bei mir zurückgelassen hat, da muß ich mit einem entschiedenen Nein antworten. Die Bilder, die man vor Augen hat, während man vorübergleitet, sind die merkwürdigsten, die man je gesehen, sie gleichen keinen anderen, sie lassen sich nicht beschreiben, aber sie erfüllen den Geist nicht mit erfreulichen Ahnungen von Allem, was man erwarten darf, so wie, wenn man den Rhein, die Donau, oder Frankreichs herrliche Loire hinabschifft und bei einer Umbiegung plötzlich eine große Stadt mit allen ihren Umgebungen vor sich liegen sieht — kurzum! diese Bilder sind häßlich! Und weßhalb sind sie häßlich? — Ich glaube, der Grund hiervon muß zuerst in dem totalen Mangel an Farbenwechsel gefunden werden. Alles ist schmutzig grau — so wie ungemaltes Holz, das lang

Digitized by Google

der Luft ausgesetzt gewesen ist — Häuser, Böte, Prahme, ja der Fluß selbst mit seinem ekeligen, gelbgrauen, stets trüben Wasser. Man irrt sehr, wenn man annimmt, daß Alles in dem himmlischen Reiche glänzende chinesische Farben trägt, — Nein! die bewahren sie auf für das Innere ihrer Häuser und Pagoden, für ihre Firmen und Läden u. a. Vielleicht sieht es auch anders aus oben im Inneren der Stadt, aber hier auf dem Fluß ist Alles Grau in Grau; kaum so viel, als einen Baum, geschweige denn einen Garten, sieht man auf der ganzen Strecke als eine wohlthätige Abwechselung in diesem dunkeln Bilde. Und dann gibt es hier keine hübschen Kais mit schnurgeraden Reihen von freundlichen Häusern, keine Prachtgebäude, keine offenen Plätze, keinen Kirchthurm, kurz nichts von alle dem, das eine europäische Stadt an einem großen Fluß für den ankommenden Reisenden so erfreulich erscheinen läßt. Alles ist mit hölzernen Bauwerken überlastet; alles zeugt von geschäftiger, materieller Thätigkeit; nichts von erhabenen Gedanken, um geistige Genüsse zu schaffen, kein Denkmal der Größe der Vorzeit, kein äußeres Zeichen des Wohlstandes der Jetztzeit.“ S. 37.

Aber auch im Inneren der Häuser fand Steen Bille manches nicht so bequem, als er erwartet hätte. Besonders fiel ihm auf, daß die Chinesen auch der reichsten und gebildetsten Klassen keine weichen und warmen Sitze, Sopha's &c. vertragen können, sondern sich eiskalter Sitze von Marmor oder Porzellan bedienen, wenn nicht von sehr hartem Holze. Auch die Mahlzeiten der Chinesen fand der Verfasser trotz ihrer Kostbarkeit nichts weniger als appetitlich. Er gibt davon S. 64 f. eine sehr ergötzliche Beschreibung. Eben so S. 94 von den chinesischen Amtstrachten. „Der Kaiser trägt das Drachenbild, das Feldzeichen des Reichs, auf der Brustplatte; die Minister führen den Drachen auf dem Rücken, und den fabelhaften Vogel Greif auf der Brust; die respectiven 9 Klassen von Civil- und Militär-Mandarinen haben je ihr Thierbild auf ihren Amtskleidungen: die Civilbeamten lauter Vögel, die Offiziere lauter Säugethiere. Auch hat jede Klasse ihren Knopf; derjenige der beiden ersten ist roth, der der beiden nächsten blau, der der fünften krystallhell, der der sechsten milchweiß, der der siebenten, achten und neunten kupfern. Endlich tragen viele Mandarine auch noch eine Pfauen- oder eine schwarze Feder auf dem Hut; diese bezeichnet jedoch keinen bestimmten Rang, sondern ist eine Ordens-Dekoration.“

Unter den neu eröffneten Häfen ist Shang-hae der am besten gelegene, der daher auch am schnellsten in Aufnahme kommt. Hier fand der Verfasser eine sehr ansehnliche Jesuitenmission und bemerkt, daß China bereits sechs katholische Bisthümer zählt.

Die Corvette segelte nach Japan hinüber und hoffte im Hafen von Jeddo landen oder wenigstens interessante Beobachtungen machen zu können; allein schlimmes Wetter und ungünstiger Wind trieben sie bald wieder von dannen, zumal da die amerikanischen und französischen Schiffe, die nach vorhergegangener Verabredung gleichzeitig hatten eintreffen wollen, nicht ankamen. Die Wachmannschaft der Japaner, die ans Schiff kam, schildert der Verfasser als sehr intelligent.

Er nahm nunmehr seinen Lauf direkt nach den Sandwichsinseln, von deren damaligen Zustand er eine recht lebendige Beschreibung macht. Der noch junge König und die hübsche Königin waren äußerst artig und befleißigten sich möglichst europäischer Manieren. Ueber die so vielfach verleumdeten Missionäre sagt der Verfasser: „Wünscht man nun meine Meinung zu hören, welchen Einfluß die nordamerikanische Mission auf das hawaiische Volk geübt habe, so fällt sie ungefähr folgendermaßen aus. Trotz der zahlreichen und bitteren Feinde, mit denen die Missionäre hier seit jeher gekämpft haben, muß es eingeräumt werden, daß die Sandwichsinsulaner von einem Zustande, wo Menschenfresserei und Menschenopfer tagtäglich vorfielen, wo die Eltern ihre Kinder ermordeten, und die Kinder, nachdem sie herangewachsen, ihre alten, abgelebten Eltern mißhandelten, wegjagten oder, wenn weniger grausam, sie tödteten, wo das Weib abgesondert und entwürdigt lebte, wo Sklaverei und Despotismus das Volk unterdrückten, wo das Eigenthumsrecht zweifelhaft und die persönliche Sicherheit mäßig geschützt, wo Blutschande gesetzlich war, wo Trägheit, Trunkenheit und sinnliche Wollust mit einander wetteiferten, und wo Falschheit und Lüge die angeborene Gutmüthigkeit des Volkes gefangen nahmen; — daß sie sich, sage ich, von diesem erniedrigenden, fast thierischen Zustande zu einem enthaltsamen, friedlichen, rechtschaffenen und zum Theil kenntnißreichen Volk mit einer liebevollen Regierung und milden häuslichen Sitten gehoben haben. Bequeme Wohnungen mit europäischem Hausgeräth vertreten allmählig die elenden, leeren Grashütten, Brod und Fleisch das „Poi“ und den rohen Fisch, Baumwollen- und Seidenzeuge die dünne, zerbrechliche „Tapa“; neben dem Taro baut man nun Zucker, Kaffee, allerlei Früchte und Küchengewächse; anstatt des Müssiggangs und Kawatrinkens sieht man den Hausfleiß manche Hütte erheitern; an Stelle der Ruchlosigkeit und Unzucht treten mehr und mehr christliche Ehen und ein frommes Leben. Und doch läßt es sich leider nicht läugnen, daß nament-

Digitized by Google

lich die Sittlichkeit des Volks noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht." S. 226. Die alte Barbarei ist oft nur durch die leichteste Decke des Anstandes, aus Furcht vor den strengen Gesetzen der Missionäre verhüllt, liegt aber überall zu Tage. Wie es scheint, findet sich das Volk leichter in die katholischen, als in die puritanischen Formen; wenigstens bemerkt der Verfasser S. 235, die Zahl der Katholiken auf den Sandwichsinseln sey in rascher Zunahme begriffen und sie hätten schon 130 Schulen.

Bekanntlich bilden die Häuptlinge auf diesen Inseln eine schönere Race, als das gemeine Volk. Man glaubt, sie könnten von gestrandeten Europäern aus früheren Jahrhunderten abstammen. „Kaikioiwa, der verstorbene Gouverneur von Kauai legte z. B. großen Werth darauf, daß er von Fremden abstammte, die zur Zeit des hawaiischen Königs Kealiokaloa (des 14ten vor Kamehameha) an der Küste von Hawaii scheiterten. Der Kapitän und seine Schwester, so heißt es, waren die einzigen, die den Strand erreichten, und lange blieben sie trauernd, mit gebeugten Häuptern, sitzen, weßhalb der Ort annoch den Namen „Kulau" („gebeugt") führt. — Noch früher berichtet die Sage von Fremden, die in Böten ohne Segel und Masten auf Hawaii anlangten; Alle hatten weiße und gelbe Kleider an, und Einer derselben trug einen Hut mit einer Feder und ein langes Messer an der Seite. Sie blieben auf den Inseln, wurden Häuptlinge und berühmte Krieger und herrschten lange über Hawaii. — Auch mehrere andere Besuche werden erwähnt, der letztere etwa 150 Jahre vor Cook. Daß daher europäisches Blut in Manchen fließt, darf wohl angenommen werden, und darauf deutet nicht nur die hellere Hautfarbe der Einzelnen und ihr braunes oder röthliches, krauses Haar; sondern auch die hübschgeformten Helme dieser Insulaner, ihre geschmackvollen Federmäntel, die zierlichen Muster ihrer Zeuge, ihre mannichfachen Industriegegenstände und endlich ihre entwickelte Kriegskunst lassen es vermuthen, daß sie schon im Anfang der spanischen Eroberung von Südamerika mit den Europäern verkehrt haben." S. 239. Uebrigens ist der Verfasser der Ansicht, die einheimische Bevölkerung werde bald dem Andrange der weißen Colonisten weichen müssen, wie sehr sie sich auch noch Mühe gebe, sich ihrer zu erwehren.

Von den Naturschönheiten der Sandwichsinseln entwirft der Verfasser ein reizendes Bild. Bekanntlich erheben sich über die Inseln hohe, schneebedeckte Vulkane. Das Wunderbarste sind aber hier die Beleuchtungen. „Hinter der Stadt erhebt sich ein, mit üppigem Grün bewachsener, alter Krater, von den Fremden „green hill" genannt; er sieht frisch und blühend aus, wie die ganze Landschaft, wenn die Sonne ein seltenes Mal durch die Wolken bricht und ihre freundlichen Strahlen darüber ergießt. Zucker- und Batatos-, Kartoffel- und Taro-Felder bedecken den Boden, den die, in einer Unendlichkeit sich schlängelnden, von den bis zu den Gipfeln waldbewachsenen, steilen Bergen herabströmenden kleinen Flüsse durchschneiden. Grün, in allen möglichen Schattirungen der Farbe, begegnet wohlthuend dem beschauenden, staunenden Blick, der erst an dem über den Berggipfeln schwer herabhängenden Wolkengürtel in seinem Forschen anhält. Wenn sich aber manchmal die Wolken zertheilen, wenn ein Sonnenstrahl seinen hellen Schein durch den Nebelschleier ins Thal herabwirft, glänzen Bäume und Sträucher, Blätter und Grashalme gleich Myriaden von Juwelen, und über dem Ganzen steht in seiner herrlichsten Pracht der Regenbogen am dunkeln Hintergrunde. Alle Menschen haben einen Regenbogen gesehen, doch nur, wer in Wajakea war, sah denselben, wie ich ihn, wenn ich dazu Worte hätte, beschreiben möchte. Er scheint so nahe zu seyn, als könnte man ihn mit den Händen ergreifen, man glaubt ganz an ihn heran kommen zu können, er steht noch in den glänzendsten Farben da, man wähnt fast darunter weg gehen zu können, um ihn von der anderen Seite in Augenschein zu nehmen. Doch ein so verwegener Gedanke straft sich augenblicklich, die schöne Lufterscheinung verschwindet im Nu, nur die grauen, feuchten Nebeldünste bleiben, um sich bald zu zertheilen, bald wieder zu sammeln, und in wunderbaren Bildern — die jede Secunde eine neue, mit Nichts zu vergleichende, nicht zu malende, nicht zu beschreibende Gestalt annehmen — an Bäumen und Anhöhen auf und ab schweben. Plötzlich werden sie aber zu einer einzigen Wolke, die, mächtig und ernst anzusehen, gerade als erwarte sie einen Angriff, fast unbeweglich über dem Thal steht. Und ihr Feind erscheint wirklich: von jenen Gebirgen steigt er, durch Wälder und tiefe Felsklüfte, als ein einziges, dicht geschlossenes Gewölk herab; er rollt vorwärts, jetzt ist er da, sie stoßen zusammen, und wiederum stürzt der Regen hervor und überschwemmt alle Ufer, und doppelt hastig eilt der Strom, mit Blättern, Blumen, Zweigen bedeckt, zum Meeresstrande, um von der ewig arbeitenden, unermüdlichen Brandung verschlungen zu werden. Doch! hoch über den sich ins Thal hinwälzenden Wolken, steht der blaue Himmel rein und heiter, und gegen ihn zeichnet sich der Riesenkörper des Mauna-Kea ab, lichtgrün mit schneeweißen Flecken; denn der Regen, welcher sich so eben dort oben ergoß, fror sogleich und legte sich als Schnee in die tiefen Klüfte. Allein auch dies dauert

Digitized by Google

nur kurze Zeit! tropische Sonnenstrahlen greifen den Schnee an, und in wenigen Stunden sind die weißen Flecken roth oder schwarz geworden, der Schnee ist geschmolzen, die Farbe des Berges scheint durch. Diese Wirkungen der Elementkämpfe: des Meeres gegen die Küste, der Luft gegen die Granitwälle der Felsen, der Wolken gegen einander, des Sonnenfeuers gegen die Erdenkälte: — diese herrlichen Phänomene, die sich seit Jahrtausenden entfaltet und wiederholt haben, sind das Schauspiel, dem man auf diesem Ankerplatz täglich beiwohnt. Denn am besten beobachtet man diese ewig wechselnden Erscheinungen der Atmosphäre von der See aus; am Lande befindet man sich so zu sagen auf der Bühne selbst und muß unvermeidlich — wie dies ja die Rolle der leidenden Menschheit ist — an dem hier spielenden großen Schauspiel seinen Antheil nehmen, indem man gewöhnlich bis auf die Haut naß wird, und wenigstens immer mit durchnäßten Füßen geht." S. 293. Auch die nähere Schilderung eines Vulkans und seines brennenden Kraters ist sehr schön.

Von hier segelten unsere Dänen nach den Gesellschaftsinseln und landeten zu Tahiti, in dem Zeitpunkt, in welchem die berühmte Königin Pomare eben vor den Franzosen, welche die Insel erobert hatten, entflohen war und von den tapfern Einwohnern unterstützt einen blutigen kleinen Krieg führte. Da der Verfasser keinen Beruf in sich fühlte, sich in die Händel der Insel zu mischen, mußte er sich auch den Besuch der Königin versagen. Unter den Einwohnern fand er immer noch Spuren ihrer alten Liebenswürdigkeit.

Eine kurze Zeit hielt die Corvette in Valparaiso an, was der Verfasser benutzte, um einige Blicke in das chilenische Leben und Treiben zu werfen. Am meisten sprachen ihn die Gauchos oder berittenen Bauern an, die in ganz Südamerika verbreitet sind, als gleichsam christliche Beduinen. Nachdem der Verfasser noch einige Bemerkungen über Peru gemacht und das Cap Horn umschifft hat, berichtet er noch über seinen interessanten Aufenthalt in Buenos Ayres und Montevideo. Damals (im Jahr 1847) herrschte noch Rosas in seiner wilden Majestät. Zuletzt hielt das Schiff noch einmal in Rio Janeiro und Bahia an und kehrte wohlbehalten heim nach Kopenhagen.

———

Mythologie.

Die deutsche Götterlehre. Ein Hand- und Lesebuch für Schule und Haus. Nach Jakob Grimm u. a. von J. W. Wolff. Göttingen, Dietrich. Leipzig, F. Ch. W. Vogel, 1852. 8. S. 148.

Dieses kleine Buch gewährt einen guten Ueberblick für Solche, die vom altdeutschen Heidenthume nichts wissen, und deren sind bekanntlich Viele. Wollte jedoch der Verfasser, wie er in der Vorrede bemerkt, „unserer Götterlehre Freunde gewinnen," so hätte er sich wohl etwas weniger streng an das sprachgelehrte Werk Jakob Grimms halten, sondern mehr Bilder, welche die Einbildungskraft ansprechen, zur Schau stellen dürfen. Denn Gottheiten, von denen wir nicht viel mehr als den Namen haben und über deren Namen sogar noch gestritten wird, vermögen den Leser nicht so anzuziehen, als feste charakteristische Gestalten. Sodann würde auch eine Hervorhebung gewisser sittlicher und volksthümlicher Elemente, welche jener älteste Götterglauben enthält, vorzüglich geeignet seyn, die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen und zu fesseln und das Aelteste dem jüngsten Verständniß und Gefühl unmittelbar näher bringen. Dazu sind aber die Götter der Edda weniger geeignet, als die mythischen Träger unserer eigenen Volkssage. Frau Bertha und Holle stehen uns viel näher, sprechen uns viel mütterlicher und heimathlicher an, als Frik und Freija. Indessen kam es dem Verfasser nicht sowohl darauf an, ein Haus- als ein Schulbuch zu schreiben; nicht durch eine zweckmäßige Auswahl des Anziehendsten und Ergreifendsten dem Leser einen Geschmack für unsere altheidnischen Erinnerungen beizubringen, als vielmehr junge Anfänger schulgerecht in die gelehrte Arbeit Jakob Grimms einzuweihen.

Herr Wolf beabsichtigt eine Zeitschrift für deutsche Sagenkunde in Göttingen herauszugeben. Wir dürfen uns davon etwas Gutes, namentlich eine reiche Vermehrung des Sagenmaterials versprechen und hegen nur den Wunsch, jede unnütze und der Sache nur schädliche Concurrenz mit Haupts Zeitschrift möchte dadurch vermieden werden, daß die Arbeit getheilt und die Linguistik, Edition und Kritik alter Schriftdenkmale auf die eine, die Sagenkunde auf die andere Seite gelegt würde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 46. 8. Juni 1853.

Criminalgeschichte.

Enthüllungen des gerühmten Prozesses und seiner Geschichte, die Tödtung des General von Auerswald und Fürsten Lichnowsky betreffend. Nach den Untersuchungen und gerichtlichen Verhandlungen. Mit eigenen Ermittlungen. Eine Schule als Beitrag zur strafrechtlichen Lehre ꝛc. ꝛc. von Georg Pflüger, Vertheidiger zweier Angeklagten. Zwei (dicke) Bände. Frankfurt a. M., Bayrhoffer, 1852.

Weitläufiger Titel eines sehr weitläufigen Buches. Der Verfasser führt uns am Ariadnefaden seines Scharfsinns durch das Labyrinth eines Prozesses, in welchem *alle* möglichen Fehler vorgekommen seyen. Wer nicht *Jurist* von Fach ist, wird bei diesen Details bald ermüden und das Buch zuschlagen. Es hat inzwischen einen rein historischen und politischen Theil, der von hohem Interesse ist und dessen taghelle Beleuchtung dem Verfasser alle Ehre macht. Noch nie zuvor ist die Frankfurter Mordgeschichte vom 18. September so von allen Seiten klar und deutlich gemacht worden. Der Verfasser folgt den Opfern von Viertelstunde zu Viertelstunde, ja von Minute zu Minute, hört alle Zeugen ab und, was eben so wichtig ist, untersucht die Motive, nach denen alle Betheiligten gehandelt haben.

Wir heben nur einige der bedeutsamsten Momente heraus. Fürst Lichnowsky hatte schon lange vorher das sogenannte Volk auf alle mögliche Weise herausgefordert, die demokratischen Größen der Paulskirche mit studirter Verachtung behandelt, selbst die ehrliche Begeisterung verspottet, selbst die muthigen Gegner feig genannt und überall der Gegenpartei nur die niedrigsten Motive, Gesinnungen und Fähigkeiten unterstellt. Das hatte ganz unglaublich gegen ihn erbittert. Zudem war er trotz seines persönlichen Muthes und ritterlichen Trotzes deßhalb von den Massen nicht hinlänglich geachtet, weil scandalöse Abenteuer aus seinem früheren Leben auch der nächsten Umgebung Frankfurts allgemein bekannt waren. Sein Benehmen im Jahr 1848 reizte die Demokraten persönlich. Die Phrasen, in denen er seine Verachtung des Volkes ausgedrückt haben soll, gingen von Munde zu Munde. Man zischte, wenn man ihn auf der Straße sah, man begann mit Steinen nach ihm zu werfen, die Fenster des Gasthauses, in dem er gewöhnlich speiste, wurden zertrümmert. Von vielen Seiten her gab man ihm den Rath, Frankfurt zu verlassen, da er bei der Stimmung des Volkes dem ersten besten Zufall Preis gegeben und seines Lebens nicht sicher sey. Anstatt diesen Rathschlägen aber zu folgen, steigerte er sich noch in der Verachtung des Volkes. Dadurch wird zunächst erklärt, warum ihn so viele gemeine Leute in und um Frankfurt von Person gekannt und unsäglich gehaßt haben.

Der Beschluß des Parlamentes in Betreff des Malmöer Waffenstillstandes führte bekanntlich den großen Aufstand vom 18. Septbr. herbei. Die Demokraten in Frankfurt warfen Barrikaden auf und mahnten ihre Gesinnungsgenossen aus der Umgegend und aus Hanau zum bewaffneten Zuzuge, während andererseits die Reichsregentschaft Truppen aus Mainz kommen ließ. Fürst Lichnowsky ritt mitten in dieser Bewegung zum Thore hinaus, zunächst, wie es hieß, um den Reichsverweser gegen die von der linken Seite des Parlaments beabsichtigte Deputation einzunehmen, hauptsächlich aber, um das preußische Militär zu erwarten und demselben gegen die Aufrührer zum Führer zu dienen. Viele Personen warnten ihn, sich nicht vor den Thoren blicken zu lassen, da von überall her bewaffnete Schaaren herbeiliefen. Allein er ritt hinaus, suchte auch gleich Händel mit einem bewaffneten Turner und es hätte wenig gefehlt, so wäre er schon von diesem erschossen worden. Der unglückliche General Auerswald, der sich ihm nur zu-

Digitized by Google

fällig angeschlossen hatte, mißbilligte die Händel, die er anfing und sagte mit Recht, das seyen ja Nebensachen. Daraus will Herr Pflüger nun schließen, daß Auerswald unter der Hauptsache die Ankunft der Preußen und die Ueberwältigung der Volksmassen verstanden habe, und daß mithin auch er in feindlicher Absicht die Umgegend recognoscirt habe. Lichnowsky stieß auf einen ganzen Haufen zum Theil bewaffneten Volks und befahl demselben herrisch, auseinander zu gehen und die Waffen abzulegen. Man lachte und trotzte. Da erkannte ihn Einer und nun begann ein Sturm von Schimpfreden und Steinwürfen auf ihn. Er nahm nun die Flucht, Auerswald folgte ihm. Das Stadtthor war noch offen, sie hätten sich auf die leichteste Weise von der Welt retten können, aber Lichnowsky erblickte durch das Thor zufällig Robert Blum, bildete sich ein, dieser sein Todfeind lauere ihm hier mit einer Schaar Barrikadenmänner auf und rief Auerswald auf französisch zu: Blum ist da, kehren wir um! Auch Auerswald hatte bereits den Kopf verloren und folgte dem Fürsten. Ohne Zweifel hätten sie auf ihren guten Rossen die freie Haide gewinnen können, aber wie am Thor, so kehrten sie auch außerhalb immer auf halbem Wege wieder um, ließen sich in die Gärten hineintreiben, wo ihnen die Pferde nichts mehr nützten, und somit fangen und hinmorden.

Die Mörder waren nicht vorbereitet, wußten auch nicht einmal, in welcher Absicht Lichnowsky ausgeritten war. Sie folgten ganz im Allgemeinen ihrem Haß und wurden wohl erst durch den Juden Saul Buchsweiler darauf aufmerksam gemacht, daß er auch an dem letzten Parlamentsbeschluß und an dem Kampf der Soldaten gegen das Volk wesentlichen Antheil habe. Dann erst, als dieser dämonische Jude dazu kam, begannen in Folge seiner verhetzenden Reden und Anschuldigungen gegen den Fürsten die Mißhandlungen und die tödtlichen Schüsse. Der Antheil des Juden ist bemerkenswerth. Im ganzen übrigen Deutschland würde wohl auch der roheste Pöbel es verschmähen, sich von einem Juden zum Morde kommandiren zu lassen.

Grausamer noch als gegen Lichnowsky, in dem die Mörder nun einmal einen längst bekannten Feind sahen, erscheint ihr Verfahren gegen den unschuldigen, ihnen nicht einmal bekannten Auerswald, der lediglich als zufälliger Gesellschafter des Fürsten gemordet wurde. Die Einzelheiten beider Morde findet man hier sehr genau erzählt. Das kluge Benehmen des Dr. Hobes, der den Fürsten gern gerettet hätte, aber durch dessen eigene Unvorsichtigkeit daran gehindert wurde, wird hier mit Recht hervorgehoben, so wie der tapfere Muth des leider zu spät kommenden Helfferichs, der den Säbel zog und den schwer verwundeten Fürsten vor weiteren Mißhandlungen schützte, indem er den Mördern ihre Feigheit, einen wehrlosen Gefangenen abzuschlachten, nachdrücklich vorwarf.

Der Verfasser hätte besser gethan, wenn er das Thatsächliche des Mordes allein zusammengestellt und in einem kleinen Buche herausgegeben hätte, mit Weglassung des ungeheuern, die Untersuchungen und Gerichtsverhandlungen betreffenden Ballastes. Die falschen Aussagen doppelt eingeschüchterter Zeugen, die falschen Voraussetzungen der Untersuchungsrichter 2c. zwei dicke Bände hindurch zu entwirren, dazu gehört mehr Geduld, als wir uns zutrauen, abgesehen von den Reclamationen und Gegenschriften, zu denen dergleichen Enthüllungen gewöhnlich führen. Uebrigens hat der Verfasser Recht, wenn er an die Weisheit des seligen Kaiser Friedrich III. reform. act. 5 erinnert: „Alle Doctores der Rechten, sie seyend geistlich oder weltlich, sollen an kaynem Gericht, bey kaynem rechten, auch in kaynes Fürsten oder anderer Räthen mer gelitten, sunder ganz abgethan werden. Sie sollen auch forbashin vor Gericht oder Recht nit weiter reden oder Rath geben: darum daß sie Stiffväter und nit die rechten Erben des Rechts sind. Dann sie nemen ime den Grundt der Wahrheit und bringen durch ihren unordentlichen Geiz das Recht zu aynem sellichen Unglauben, daß kain frey Mann sein Vertrauen darein mer setzen mag."

Wenn aber der Verfasser überall den Anklägern vorwirft, sie hätten in Betreff der angeklagten Mörder das Zufällige zu wenig berücksichtigt und ein Complott vorausgesetzt, was nicht vorhanden war, und dagegen nicht berücksichtigt, was dem Volkshaß gegen Lichnowsky in jenen Tagen zur Entschuldigung gereichte; so möchten wir der Justiz einen Vorwurf ganz anderer Art machen, der freilich nicht die zufälligen Personen der Untersuchungsrichter, Zeugen und Geschwornen betrifft, sondern die Gesetzgebung überhaupt. Auf das brutale Abschlachten des wehrlosen Fürsten und Generals hätte unter allen Umständen die Todesstrafe gezient, und wenn das Gesetz diese Strafe nicht erlaubte, so war das Gesetz schlecht.

Digitized by Google

Geschichte.

Die Moriscos in Spanien. Von A. L. v. Rochau. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, 1852.

Unter den Moriscos versteht man bekanntlich die Nachkommen der Mauren und Araber, die im achten Jahrhundert Spanien eroberten. Es gelang den christlichen Spaniern, unter denen die Gothen den herrschenden Stamm bildeten, nach und nach jene muhamedanischen Eindringlinge zu unterwerfen und zum Christenthum zu bekehren. Da diese Bekehrung aber nicht aufrichtig war, entledigte sich das christliche Spanien zur Zeit seines größten nationalen und kirchlichen Aufschwungs der Moriscos wie auch der zahlreichen Juden durch förmliche Austreibung. Das war denn allerdings eine gewaltthätige und schreckliche Verfolgung, unter der viele tausend Unschuldige litten.

Indem Herr von Rochau die Geschichte derselben schreibt, nimmt er ausschließlich und mit der lebhaftesten Begeisterung Partei für die Unterdrückten und Verfolgten, malt ihren Heldenmuth im Unglück, sofern sie sich empörten und tapfer wehrten, dabei das Elend und den Jammer ihrer Flucht und auf der andern Seite die Grausamkeit der spanischen Ritter, die Heimtücke der Inquisition rc. in grellen Zügen aus. Der König braucht Geld, die Moriscos bieten dem König große Summen, damit er sie schone, der Großinquisitor bietet ihm aber noch größere, damit er sie vernichte, und nun nimmt er zurück, was er den Moriscos schon versprochen und überläßt sie der Inquisition, deren Werkzeuge die Ritterschaft und Soldateska werden, einer eisernen Schaar, die sich ein Vergnügen daraus macht, die armen Moriscos wie das Wild zu jagen. So ungefähr faßt Herr von Rochau den ganzen Vorgang auf. Dabei gelten ihm die Moriscos als Träger hoher Cultur, Aufklärung und Toleranz, die christlichen Spanier dagegen als die rohesten Barbaren. Spanien habe mit den Moriscos seine edelste Bevölkerung, seine Industrie rc. verloren und sey unter dummen Mönchen verwildert.

Darin liegt eine große Uebertreibung. Die Moriscos waren in der üppigen und reichen Natur Andalusiens und Valencia's verfeinert und verweichlicht, die Gothen in den minder ergiebigen Hochebenen und Gebirgen und durch die Nachhaltigkeit germanischer Abstammung gestählt. Die angebliche höhere Bildung der Moriscos ist eine reine Einbildung. Wenn sie bequem lebten, vom Erbe kräftigerer Väter zehrten und die äußere Eleganz des goldenen Ommaijadenzeitalters bewahrt hatten, so kommt doch diese oberflächliche Cultur und selbst der Rest ihrer Wissenschaft und Poesie in keinen Vergleich mit den gleichzeitigen Leistungen der christlichen Spanier, deren hohen Geist Cervantes und Calderon beurkunden. Die Moriscos waren herabgekommene Epigonen einer älteren muhamedanischen Culturperiode, die immerhin tiefer stand als jede christliche; die Spanier aber traten gerade damals in das goldne Alter ihres nationalen Ruhms, ihrer Macht und Größe, ihrer Eroberungen, ihrer höchsten und schönsten Geistesentwicklung.

Die furchtbare Härte, mit welcher die Spanier gegen die Moriscos verfuhren, bleibt allerdings unentschuldbar nach unseren modernen, vielleicht zu sentimentalen Begriffen. Wir haben dagegen zu erwägen, daß zur Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges auch außerhalb Spaniens, in Frankreich, England, Deutschland Härte und Gewaltthätigkeit vorherrschten und überall bei jeder Partei vorkamen. In Spanien ist insbesondere zu berücksichtigen, daß der Krieg der Christen gegen die Muhamedaner schon acht Jahrhunderte hinter einander ununterbrochen fortdauerte und daß es keinem christlichen Spanier eingefallen wäre, auch nur im geringsten zu zweifeln, es sey Recht, die Mauren gänzlich zu vertilgen oder zu vertreiben. Die Mauren waren ja als grausame Feinde von außen ins Land gefallen, hatten sich desselben widerrechtlich bemächtigt und die christliche Bevölkerung hatte mit einer Anstrengung, die ihres gleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht hat, sich ihrer das ganze Mittelalter hindurch zu erwehren gestrebt. Einen so langen National- und Glaubenskrieg endet man nicht mit einem juste milieu, mit einer weichherzigen Ausgleichung im modernen Styl, sondern nur mit Ausrottung des einen Theiles. Die unschuldigen Kinder büßen die Sünden der Väter. Darüber kann das Mitleid weinen, aber es ist Weltgesetz.

Der sentimentale Deutsche fühlt Griechenschmerz, Polenschmerz, Ungarnschmerz, es fehlte, daß er auch noch Moriscoschmerz empfindet. Wie wehmüthig würde ihm erst werden, wenn er einmal genau erfahren könnte, wie es gekommen ist, daß es Deutsche auf deutschem Boden gibt, wenn ihm die gräßlichen Bilder der Zerstörung aufgerollt würden, die das vormals römische Helvetien, Vindelicien, Rhätien, Germania prima und secunda darboten, als die Alemannen, Burgunder, Bajuvarier und Franken sich hineinwälzten? Es ist durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß die deutsche Sprache, deutsches Recht, deutsche Sitte, deutscher Familienbesitz und deutsche Staatsgewalt sich nur unter Zerstörung alles vorher Vorhandenen bis in die Alpen und über den Rhein ausgedehnt haben, daß dabei die alten Ein-

Digitized by Google

wohner mit ihrer Sprache, mit ihrem Recht, mit ihrer höheren Bildung ꝛc. gar nicht gefragt, noch berücksichtigt, sondern ein für allemal ausgerottet, nur zum geringen Theil vielleicht zu Sklaven gemacht worden sind, die sich in der Masse der neuen deutschen Bevölkerung verloren und deren Sprache annehmen mußten. Es waren gewiß schreckliche Gewaltthaten, unter denen das alles vorging, aber ohne dieselben wäre die deutsche Nation niemals geworden, was sie geworden ist. Es galt, Hammer oder Ambos seyn, die alten Deutschen hatten noch den Muth, Hammer zu seyn, und dachten nicht daran, sich zum Ambos herzugeben oder aus kosmopolitischem Mitleid mit den Unterdrückern sich lieber selbst unterdrücken zu lassen. Die englisch-deutschen Auswanderer in Nordamerika machen es heute noch eben so in Betreff der Indianer und der Neger. Onkel Toms Hütte wird daran nicht das Mindeste ändern. Es ist die größte Lächerlichkeit, der weißen Race in Amerika zuzumuthen, sie solle der schwarzen gleiche Rechte zugestehen. Das hieße sich selbst den Strick um den Hals legen.

Wenn unsere glorreichen Vorfahren wohl daran gethan haben, das römische Weltreich zu zerstören, die römische Bevölkerung diesseits der Alpen und der Vogesen auszurotten und die schönen Länder uns, ihren späten Enkeln, zu hinterlassen, so müssen wir um so mehr den Westgothen in Spanien zugestehen, daß sie ein Recht gehabt haben, die Moriscos zu vertreiben, da sie im Fall waren, nicht erst ein neues Land zu erobern, sondern um einen eingedrungenen Feind aus ihrem rechtmäßigen Eigenthum zu vertreiben.

Wenn das Hauptunglück der deutschen Nation in unserer Gegenwart anerkannter Weise darin besteht, daß für die Uebervölkerung der Grund und Boden fehlt, der sie ernähren könnte, so müssen wir die Weisheit und Kraft wie der heidnischen alten Germanen, so der christlichen Kaiser, Herzoge, Ritter und Städte im Mittelalter bewundern, sofern dieselben zu ihrer Zeit immer Rath wußten und dem deutschen Volk nach allen Himmelsgegenden den Boden eroberten, den es nothwendig brauchte. Zu diesen germanischen Eroberungen gehört auch noch die der maurischen Königreiche in Spanien.

Herr von Rochau schließt in sein Mitleid auch die 800,000 Juden ein, die mit den Moriscos zugleich aus Spanien vertrieben worden sind. Ohne Zweifel sind diese Vertriebenen sehr zu beklagen, wer aber möchte die Spanier nicht beglückwünschen, daß sie sich dieser Judenmasse noch zu rechter Zeit entledigt haben. Wer muß nicht das tiefste Mitleid mit Polen empfinden, das unter seiner Judenlast erliegt? Es ist ein Unglück hier und dort, das Mitleid wird schmerzlich angeregt hier und dort. Am Ende aber muß man sagen, das geringere Uebel ist, wenn Völkerstämme, die nun einmal nicht zu einander passen, so bald und gründlich als möglich, wenn auch gewaltsam, von einander getrennt werden.

Baukunst.

Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. Von Wilhelm Lübke. Zweite Auflage, mit 3 lithogr. Tafeln. Dortmund, Krüger. 8. S. 50.

So kurz diese Anweisung ist, verdient sie doch den Schülern und Laien empfohlen zu werden als erster Leitfaden in die Kunde unserer herrlichen Münster und Dome. Sie charakterisirt den romanischen und deutschen Styl und seine Uebergangsformen. Sie entwickelt den Fortschritt vom Strengen zum Schönen und endlich zum Ueppigen. Sie erklärt kurz die architektonischen Namen und die Bedeutung jedes einzelnen Gliedes im Ganzen. Zu noch besserem Gebrauch recapitulirt ein Register die Namen nach dem Alphabet und sind die Hauptformen in Abbildungen beigegeben.

In der Baukunst des Mittelalters hat sich der deutsche Geist auf eben so eigenthümliche als großartige Weise offenbart. Werke wie diese hat keine andere Völkergruppe in der Welt aufzuweisen, als die germanische. Der Sinn dafür ist nach jahrhundertlanger classischer Betäubung endlich wieder erwacht, aber noch bei weitem nicht genug verbreitet. Selbst unter den Männern des Baufachs gibt es immer noch eine mächtige Partei, welche durchaus in unserem Norden nur im Styl des griechischen und römischen Süden bauen will, oder wird der deutsche Styl des Mittelalters als specifisch katholisch angefeindet. Man muß daher alles loben, was sich bestrebt und dazu beiträgt, der Nation das Verständniß ihrer größten und schönsten Denkmäler wieder zu eröffnen und den erstorbenen Formensinn neu zu beleben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 47. 11. Juni 1853.

Geschichte.

Geschichte der Magyaren von Johann Grafen Mailath. Drei Bände. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Regensburg, Manz, 1852. 1853.

Die fünf Bände der ersten Auflage sind hier in drei zusammengezogen und doch im Inhalt bereichert und vervollständigt worden. Mailaths Werk war bisher und ist die beste Geschichte Ungarns, gewinnt aber in unsern Tagen noch mehr Interesse, seitdem so merkwürdige und entscheidende Dinge in Ungarn vorgegangen sind.

Die Magyaren bilden bekanntlich nur den vorherrschenden, etwa 4 Millionen betragenden Theil der Bewohner Ungarns, werden aber vorzugsweise Ungarn genannt. Die übrigen Einwohner sind Slaven in sehr zahlreichen und verschiedenen Stämmen, Deutsche in der Zips, in Siebenbürgen und den Städten, Cumanen, Zigeuner, Juden ꝛc. „Ueber den Ursprung der Magyaren herrschen verschiedene Meinungen. Die ältesten Chronisten leiten sie von Attila und den Hunnen ab; sie sagen ausdrücklich, daß Arpád und die Seinen Pannonien als attilanisches Erbe angesprochen haben. Lange glaubte die ganze Nation an die hunnische Abstammung. Erst im 16. Jahrhunderte wagte Amos Commenius die Andeutung, daß die Magyaren vielleicht finnischen Stammes; geraume Zeit über fand diese Ansicht wenig Anhänger, als aber in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Jesuit Pater Hell vom Könige von Dänemark nach Wardhues in Norwegen berufen wurde, um den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe zu beobachten, und sein Begleiter, der ungrische Jesuit Sajnovics, heimkehrend in einem eigenen Werke die Aehnlichkeit der magyarischen und lappländischen Sprache darlegte, fand die finnische Abstammung bald viele Anhänger, die seither stets zugenommen haben, so daß jetzt wohl die Mehrzahl der Magyaren an den finnischen Ursprung der Nation glaubt. Die spätere Ableitung der Magyaren von den Türken, die Feßler in die Welt sandte, sowie Fejér's Behauptung, daß die Magyaren von den Parthern abstammen, haben keinen Anklang gefunden. Keine dieser vier verschiedenen Ansichten ist unwiderleglich dargethan; die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe sind für die finnische Abstammung. Da auf dem Wege der theoretischen Forschung Gewißheit nicht auszumitteln war, entschloß sich ein junger protestantischer Theolog aus Siebenbürgen, Alexander Csoma de Körös, oder, wie er kurzweg genannt wird, Körösy, die Ueberreste der magyarischen Sprache in Asien aufzusuchen. Er benützte seinen Aufenthalt in Deutschland zur Vorbereitung zu seinem großen Unternehmen, ging nach Indien, trat in Dienste der ostindischen Compagnie und widmete unermüdet mehrere Jahre den angestrengtesten Forschungen; aber ehe er die Aufgabe gelöst, der er sein Leben geweiht, starb er im Himalajagebirge. Ein anderer Reisender, Anton Rezuli, ging den entgegengesetzten Weg. Er besuchte (1839—1849) die Finnen in Schweden und am Ural; zehn Jahre hat er diesem Zwecke geopfert, aber das Resultat seiner Forschungen hat er noch nicht bekannt gemacht, und so ist die Frage auch auf diesem Wege noch nicht gelöst worden. Die Frage über die ältesten Wohnsitze der Magyaren ist also noch nicht genügend beantwortet. Bestimmte Kunde hat die Geschichte von dem Sitze der Magyaren in Dentumoger, oder wie wir jetzt schreiben würden, Dontömagyar, also das hart am Don liegende Magyarien. Dort wurden sie im 9. Jahrhunderte zu einer nicht ausgemittelten Zeit von den Petschenegen angegriffen und nach harten Kämpfen aus ihren Wohnsitzen verjagt. Sie flüchteten in eine Gegend, die nach dem angesehensten magyarischen Woywoden Lebedias genannt wurde, aber auch dort wichen sie vor dem Schwerte der Petschenegen zurück und lagerten in Atelkusu. — Atel heißt die Wolga,

Digitized by Google

aber auch Wasser im Allgemeinen heißt in einigen orientalischen Sprachen Atel oder Etil; das Land Atelkusu, oder nach jetzigem Sprachgebrauche Atelköz, heißt also das Land zwischen den Wassern, und Konstantin, der im Purpur Geborene, nennt fünf Flüsse, die Atelkusu durchströmten: Baruch, Kubu, Trullus, Prutus und Seretus. Wenn man auch streiten mag, ob Baruch der Boristenes, Kubu der Bug, Trullus der Turlu, das ist türkisch der Dniester, seyn mag, so kann doch über den Prut und den Seret keine Frage obwalten." Das südliche Herkommen scheint der Voraussetzung eines Zusammenhangs der Magyaren mit den Finnen zu widersprechen, eben so das den Magyaren eigenthümliche wilde und geniale Feuer, welches mit der Sanftheit der Finnen wenig gemein hat. Indeß zeigt innerhalb desselben Volksstammes der moskowitische Slave ungefähr eine Milde wie der Finne, dagegen der bosnische Slave die ganze kriegerische Wildheit der Magyaren, so daß es nicht immer auf die ungleiche Abstammung, sondern eher auf die geographische Lage anzukommen scheint, wenn die Charaktere der Völker sich verschieden zeigen.

Im magyarischen Naturell liegt eine ungemeine Zähigkeit. Schon beim ersten Auftreten in der Weltgeschichte vermochte das wenig zahlreiche Volk ganz Deutschland zu erschüttern. Es wurde nach und nach gezähmt durch die christliche Kirche, durch das von den ersten christlichen Königen begünstigte Colonisationssystem, welches Sachsen nach Siebenbürgen führte, durch deutsche Bildung, endlich durch deutsche Könige. Es wurde in längeren und kürzeren Zeiträumen von fremden Barbaren überschwemmt, einmal von den Mongolen, später von den Türken, die sich lange behaupteten. Es wurde zu alledem noch von den mannigfachsten politischen und kirchlichen Parteien zerrissen, erlebte Religions- und Bauernkriege, blutige Kämpfe zwischen dem einheimischen Adel, einzelnen Usurpatoren ꝛc., und behauptete trotzdem sein unvergängliches kriegerisches Feuer, seinen Nationalstolz, seine Nationaltugenden, seine Nationallaster und eine Menge uralter Institutionen und Gewohnheiten bis in kleine Sonderbarkeiten hinein, die mit der Civilisation des übrigen Europa kontrastiren.

Das Charakteristische dieser Nationalität bleibt durch alle Jahrhunderte die Husarennatur, die verwegene Tapferkeit des blitzschnellen Reiters. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser kriegerische Volksstamm der Magyaren eine gewisse ansteckende Kraft auf die Heere geübt hat, die mit ihm kämpften. Auch die unpoetischesten Partei- und Usurpationskriege in Ungarn erhalten ein höheres Interesse durch die ungeheure Bravour, mit welcher in der Regel hier alle Parteien fochten. Ungarn war immer der Schauplatz reinster Soldatenlust am Kriege, abgesehen von den Zwecken des Krieges.

Aber in keinem Lande Europa's hat sich auch das Elend des Kriegs so oft wiederholt. In den Türkenkriegen wurden die Einwohner zuweilen als Sklaven fortgeschleppt. Wir heben eine Scene aus der Zeit hervor, in welcher Zapolya, um die Unabhängigkeit Ungarns gegen das Haus Habsburg zu schützen, die Türken zu Hülfe rief. „Das Land litt darunter auf unbeschreibliche Weise. Am schrecklichsten, als Zapolya den Sandschak-Beg von Semendria, Mohamed, und den Sandschak-Beg der Herzegowina, Murad, gegen Ferdinands Anhänger aufrief. Sie sollten nur Ferdinands Getreue züchtigen, betrugen sich aber gegen Zapolya's Unterthanen eben so grausam, wie gegen seine Feinde. Sie schleppten aus dem Neitraer- und Wagthal so viele Gefangene weg, daß ihnen Stricke zum Binden fehlten und sie die Riemen von ihren Schilden abschneiden mußten, um die Gefangenen zu koppeln. Als die Türken aus den beiden Thälern abgezogen waren, ließ Turzo die in der ganzen Gegend zerstreuten verlassenen Kinder aufsuchen und nach Sinta bringen. Was für herzzerreißende Scenen mag es da gegeben haben! Eines der Kinder sprach drei Tage über kein Wort, so daß es für stumm gehalten ward; als es plötzlich seines Vaters ansichtig wurde, begann es zu reden. Während dessen hatten sich die Türken bei Pesth gelagert. Es wurde ausgerufen, daß vier Gefangene um Einen Gulden ausgelöst werden können, da strömten die Verwandten herbei mit Geld; wie sie sich aber bei den Türken meldeten, forderten diese zwanzig bis vierzig Gulden für den Kopf. Wenn sich die Verwandten weigerten, nahmen ihnen die Türken alles Geld weg und behielten die Gefangenen auch. Als die Türken mit 10,000 Sklaven Pesth verließen, soll Zapolya geweint haben. Die Türken nicht zu rufen, wäre besser gewesen, als nutzlose Thränen zu weinen."

Die Feder des Grafen Mailath malt sehr lebendig. Wir können uns nicht enthalten, hier noch ein merkwürdiges Bild aus den Ungarkriegen des sechszehnten Jahrhunderts hervorzuheben. Der Abt Martinowits, der sogenannte „Mönch," spielte damals die wunderbarste Rolle in Ungarn, als Priester und Ritter, Feldherr, Diplomat, Usurpator, Verräther, ein Vorbild Wallensteins. In seinem Lager, welches die Ungarn und die Kaiserlichen vereinigte und worin sich viel Spanier und Italiener befanden, ging es zu wie in Wallensteins Lager, die Kriegslust der Soldateska war aber noch weit unbändiger. „Die Kaiserlichen rückten vor Lippa. Der Ort schien eine ernsthafte Belagerung aushalten zu wollen, aber die Raserei einiger spanischen Soldaten

führte den Fall der Festung schnell herbei. Ein spanischer Fahnenträger, Ferdinand Botto, und sieben bis acht spanische Soldaten erhitzten sich im Gespräch über die Tapferkeit ihrer Nation und über ihr vorzugsweises Geschick, Städte zu erobern; und um den Ruhm des erstürmten Lippa nicht den andern Nationen, die das Heer bildeten, zu überlassen, lief diese Handvoll Menschen, Ferdinand Botto mit der Fahne voraus, in tollkühner Blindheit gegen die Mauern an; sie wurden von der Ueberzahl der Türken alsbald zusammengehauen. Die spanischen Hauptleute, Vilandrada und Encinello, die Noth ihrer Landsleute sehend, führten ihre Fahnen zur Unterstützung vor; sie kamen zu spät und geriethen selbst in große Gefahr. Die beiden Grafen Felix und Baptist Arco, die den Deutschen vorstanden, eilten nun zur Unterstützung der Spanier herbei. Castaldo, der Mönch und die anderen Führer saßen eben bei der Tafel, als der Lärm zu ihren Zelten drang. Nadasdy warf sich aufs Roß und kam der Erste an die Mauern. Da lag schon Encinello unter den Todten, Vilandrada und Aldanas Fahnenträger hatten, schwer verwundet, den Kampfplatz verlassen, vier Fahnen waren schon in der Türken Händen, die Stürmenden flohen eben in wilder Unordnung. Nadasdy sprang vom Renner ab, riß einem ungrischen Fahnenträger die Fahne aus der Hand, und erneuerte mit den Ungern den Sturm; die Spanier sammelten sich aufs Neue,. und griffen wieder an. Der Mönch hatte seine Kutte abgeworfen, im grünen Waffenrock schritt er durch die Reihen, am hohen, weithin wehenden Federbusch kenntlich; er hieß die magyarischen Reiter absitzen und führte sie zum Sturm. Beide Theile stritten mit hartnäckiger Erbitterung. Johann Török, der Sohn des in den sieben Thürmen eingekerkerten Valentin, stand im Zweikampf mit einem vornehmen Türken, und ließ, obschon siebenmal vom Türken verwundet, vom Kampf nicht ab, bis er denselben erschlagen. Simon Forgacs sank, eilfmal verwundet, unter die Todten, wurde, als die Stadt erfiegt war, am goldenen Säbel erkannt, hervorgezogen und geheilt. Den Sieg selbst entschied Castaldo, indem er die italienischen Völker unter Pallavicini vorführte. Villoa und sein Fahnenträger Salsego waren die Ersten auf den Mauern, die Stadt war erobert, ein Theil der Besatzung gefangen, der andere zusammengehauen."

Martinowits (Martinuzzi) hatte Zapolya's Wittwe Isabella mit Hülfe Ferdinands I. von Oesterreich verdrängt und suchte jetzt wieder die Oesterreicher durch die Türken los zu werden, um sich selbst zum Herrn zunächst von Siebenbürgen aufzuschwingen. „Er mußte aber eben deßhalb Ferdinand täuschen, und scheinbar treu seyn, indeß er in Wirklichkeit gegen ihn handelte. Hieraus erklärt sich, daß er in demselben Augenblick, als durch seine Verwendung Ferdinand in den Besitz von Siebenbürgen gelangte, schon mit der Pforte unterhandelte, um Ferdinand das Land wieder zu entreißen; so geschah es, daß, während seine Boten in verrätherischer Absicht von und nach Konstantinopel wanderten, er Ferdinand heilsame Rathschläge gab zur Behauptung seiner Macht, aber auch die Vollziehung dieser Maßregeln zu hindern suchte. War Ferdinand beseitigt, so mochte der Entschlossene, Truggeübte es für leicht halten, die Türken entweder zu täuschen oder abzuhalten, oder im schlimmsten Fall sich mit ihnen abzufinden. So schwamm er in einem Meer von List und Trug und mußte untergehen. Der Widerspruch zwischen Martinuzzi's Rathschlägen und Handlungsweise hatte Castaldo's Argwohn erweckt. Seine Lage war sehr seltsam. Vor Kurzem hatte er Isabella und seinen Mündel Johann Sigmund verrathen, vor wenig Tagen im Sturm von Lippa sein Leben für den neuen Herrn gewagt, und nun verrieth er diesen an die Osmanen; und während die Boten nach Konstantinopel eilten, den Lohn auszumitteln, brachte ein anderer Bote ihm den Kardinalshut, den Ferdinand verheißen, und auf der Ferse folgte diesem Boten der dritte, der Martinuzzi's Schicksal in Castaldo's Hände legte. Von Lippa reisten Castaldo und der neue Kardinal in Einem Wagen gegen Alvincz. Was mögen die Beiden, deren Jeder des Anderen Untergang beschlossen hatte, auf der Reise Freundliches gesprochen haben, um den dunklen Vorsatz nicht entdecken zu lassen! Was der feine Mönch nicht bemerkte, errieth sein Narr Krupai, und drei Tage vor dem Mord sagte er unter Scherzen: „Hüte dich vor den Spaniern!" der Mönch aber, um Castaldo nicht zu beleidigen, ließ den Narren einsperren. In Alvincz kam es zur Ausführung. Castaldo's Schreiber, Anton Ferrari, war denselben Abend schon öfters zum Mönch mit verschiedenen Aufträgen geschickt worden; bei der Nacht kam er noch einmal, indeß Peter Avila, ein spanischer Rottenführer, mit 24 Mann das Thor gegen Schäsberg besetzte. Ferrari pochte leise, der Mönch öffnete, und Ferrari gab ihm ein Schreiben von Castaldo an Ferdinand zur Unterschrift; indeß der Mönch unterschrieb, stieß ihm Ferrari den Dolch in den Hals, dann in die Brust, der Mönch raffte seine Kräfte zusammen und warf den Mörder unter den Tisch, auf diesen Lärm eilten Pallavicini und Andreas Lopez mit vier Spaniern, die an der Thüre geharrt, in das Zimmer; Pallavicini hieb den Unglücklichen über den Kopf, Johann Carrido, ein Spanier, durchstieß ihn. — ‚Brüder, was hab' ich

Digitized by Google

gethan?' waren des Mönches letzte Worte. Franz Baß, ein junger Edelmann, des Mönches Kämmerer, stürzte zu seines Herrn Schutz herbei, und erhielt sieben Wunden, er genas sehr spät. Mercaba, einer der Mörder, schnitt das haarige rechte Ohr des Kardinals ab, eilte damit nach Wien und übergab es Ferdinand, als dieser eben in der Vesper war."

Die Reformation warf neue Zündstoffe in das ohnehin tief aufgeregte Land Ungarn. Die unterdrückten Protestanten wurden beschuldigt, mit den Türken gegen den Kaiser intrigirt zu haben, und unbarmherzig behandelt, doch behaupteten sie ihre Rechte und zwar in sehr merkwürdiger Spaltung. „Es ist eine auffallende Erscheinung, daß im Durchschnitt die von der katholischen Kirche abweichenden Deutschen zur lutherischen, die Magyaren sich zur kalvinischen Glaubenslehre bekannten. Diese verschiedene Neigung der Nationen hat auch zu verschiedener Benennung der Religionen Anlaß gegeben. Die lutherische Religion heißt noch jetzt Német-hit, deutscher Glaube; — die kalvinische Magyar-hit, magyarischer Glaube; wogegen die Katholiken ihr Bekenntniß Igaz-hit, der wahre Glaube, nennen. Der ersten Spaltung folgten bald mehrere kleine Trennungen. Anabaptisten, Mennoniten, Zwinglianer, Sozinianer erhoben ihr Haupt; aber von den Katholiken, Lutheranern und Kalvinern gleich bedrängt, gingen sie bald unter; nur die Sozinianer, oder wie sie jetzt heißen, die Unitarier, begründeten sich unter Johann Sigmund Zapolyas Schutz in Siebenbürgen fest."

Der dritte Band schließt mit dem berühmten Türkenkriege des Prinzen Eugenius. Es ist sehr löblich, daß Graf Mailath auch auf die Sittengeschichte Rücksicht nimmt. Hier ein tragisches Bild aus dem Magnatenleben. „Gräfin Bathori, geborne Gräfin Nadasdy, nicht mehr jung, aber eitel, erzürnte sich einmal beim Ankleiden und schlug das aufwartende Mädchen in das Gesicht. Ein Tropfen Blutes sprang auf ihre Wange, sie wischte das Blut ab, und es schien der Gräfin, dieser Theil der Wange sey weißer als das übrige Gesicht. Da beschloß sie sich mit Blut zu waschen. Ihr Zwerg und zwei alte Weiber waren ihre Gehülfen. Die Mädchen, die sie auf dem linken Donauufer in ihr Schloß nahm, wurden auf dem rechten Donauufer geopfert, und so umgekehrt, jene des rechten Donauufers auf dem linken, im Schloß zu Cseithe. Sie wurden eingesperrt und ihnen das Blut nach und nach abgezapft. Den Aeltern, die sich nach ihren Kindern erkundigten, wurde vorgespiegelt, sie seyen zurückgeblieben, oder verheirathet, oder etwas Anderes erzählt. Ein argwöhnischer Vater faßte Verdacht, und zeigte das Ganze dem Palatin Bathori, dem Bruder der grausamen Frau, an. Das Schloß Cseithe wurde untersucht, und man fand zwei solche unglückliche Opfer im Keller. Der Zwerg und die zwei alten Weiber wurden hingerichtet, die Gräfin eingemauert. In den Schloßruinen von Cseithe zeigt man noch die Nische, in der sie eingemauert wurde. In Ungern wird dieß allgemein als wahr angenommen, und das Urtheil existirt in mehreren Abschriften. Der Prozeß selbst ist nirgends aufzufinden. Die Zeit, in der das Grausenhafte geschehen seyn soll, ist die Regierung Leopolds I. — Aus dem Gesagten ergibt sich, daß sich das Ganze streng historisch nicht dokumentiren läßt, und zur Ehre der Menschheit will ich glauben, daß die Sage hier ihr Recht in großem Maße geübt hat; aber irgend ein Verbrechen muß begangen worden seyn, denn die Sage erfindet seltener, als sie das Geschehene ausschmückt. Die Sage ist der historische Roman des Volkes." Wir setzen diesem schauderhaften Gemälde ein anderes entgegen, einen Volksgebrauch, worin sich praktischer Verstand und volksthümliche Naivetät angenehm begegnen. „Die jungen Brautwerber statteten ihre Besuche immer zu Pferde ab. Wenn nun ein solcher Gast in einem Edelhof, oder in einer Burg einritt, feuerte er im Hof ein Pistol ab. Dieß war das Zeichen, daß ein unverheiratheter Mann gekommen sey. War das Fräulein vom Haus heirathbar, so erkundigte sie sich nach dem Namen des Gastes, und besprach sich mit der Mutter, oder veranlaßte den verblümten Bescheid auch selbst. War der junge Mann als Schwiegersohn nicht annehmbar, so wurde ein Spanferkel als Braten aufgesetzt; war er gleichgültig, so kam irgend ein anderer Braten auf den Tisch. Wenn aber ein Indian (kalekutischer Hahn) aufgetragen wurde, war der junge Mann gewiß, daß er willkommen sey."

Man findet demnach im vorliegenden Werke die ausführliche und genaue Darstellung der ungarischen Geschichte in so interessanten und anziehend geschriebenen Gemälden dargestellt, daß sie neben der Belehrung auch Unterhaltung gewährt und den Leser fesselt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 48. 15. Juni 1853.

Neueste Schrift über die Türkei.

Zustand der Türkei im Jahre der Prophezeihung 1853. Von Hubert von Boehn, k. preuß. Lieutenant a. D. Wahrnehmungen eines Augenzeugen. Berlin, Hayn, 1853.

„Vierhundert Jahre wird das Volk Ismaels in Stambul herrschen," sagt eine türkische Prophezeihung, die der Verfasser zum Motto seiner kleinen Schrift gewählt hat. Im Jahr 1453 wurde Constantinopel von den Türken erobert, im Jahr 1853 sollen sie daraus vertrieben werden. Das übermächtige Rußland hat im laufenden Frühjahr gebieterische Forderungen an die hohe Pforte gestellt; die hohe Pforte, auf England und Frankreich gestützt, weigert sich, den Russen nachzugeben. Greift Rußland an, wie soll das schwache türkische Reich ihm widerstehen? welche englische Flotte vermöchte den Marsch der Russen zu Lande aufzuhalten? Genug, wenn Kaiser Nikolaus will, so geht obige Weissagung im Lauf des Jahres in Erfüllung.

Zweck der vorliegenden Schrift ist, den tiefen inneren Zerfall des türkischen Reiches auseinander zu setzen. Was zu Gunsten der Türken in Europa geschrieben werde, heißt es, sey alles Uebertreibung, in türkisch-englisch-französischem Interesse fingirt. Herr von Boehn war selbst in der Türkei und hat alles mit eigenen Augen gesehen. Er findet die alte respectable Kraft der Osmanen durchaus erschlafft und Neuerungen zum Opfer gebracht, die nichts weniger als Verbesserungen oder nützliche Reformen seyen. „Indem die türkische Regierung eine schwächliche Nachahmung europäischer Institutionen, ohne Basis, aufbaute, gab sie nur ein zu deutliches Zeichen ihrer Unmacht und Erschlaffung kund, nicht etwa das Streben nach Civilisation, das Erwachen einer inneren, neuen Kraft, wie es hie und da (am lautesten natürlich von dem unermüdlichen Journal de Constantinople) immer von Neuem austrompetet wird." Der muhamedanische Heldengeist ist von der Nation gewichen, ohne daß dieselbe vom christlichen Geist und von der Bildung des Abendlandes etwas angenommen hätte.

„Das Urelement des Türkischen Soldaten, der Reiter, ist fast schon seit einem Jahrhundert verdrängt durch die immer nur halben Neuerungen. Der höchste Grad von persönlichem Muth, die angeborne wilde Fechtart, die ungezwungene, unbeengte Organisation neben der leichtesten Bewaffnung auf der einen, — und der wüthendste Haß, der unabläßlich aufgestachelte Fanatismus auf der anderen Seite, — das waren die Waffen und Siegesbürgen jener furchtbaren Osmanen, welche, den ganzen Südosten Europa's unaufhaltsam überschwemmend, Schrecken bis in das Herz Deutschlands trugen, den Kaiser zitternd aus seiner Hofburg fliehen machten, und triumphirend den Halbmond pflanzten auf Buda's hohe Veste! Wie würden die Schatten jener Reiter erstaunen über die jetzige Türkische Kavallerie! denn die Reorganisation derselben hat ihr auch jede Spur von volksthümlichem Element genommen. Die Bekleidung ist nach französischem Schnitt: Jacke zum Zuhaken oder Knöpfen, eine Art Ulanen-Leibbinde, Beinkleider mit Besatz, Stiefel. Die Farbe soll blau seyn. Bewaffnung: Lanze, Karabiner und krummer Säbel. Der Name dieser Truppe ist: Dragoner! — Sattel und Zaumzeug sind nach ungarischer Art, und man sieht es den Leuten an, wie unheimlich sie sich dabei fühlen" rc. Eben so unbequem und unbehaglich ist die Zwangsjacke der neuen Infanteriereform. Wie das europäische Exercitium getrieben wird, lehrt folgende Schilderung. „Das Gewehr-Exerciren hat man bis zu einem gewissen Grad von Geläufigkeit gebracht, aber einen eigenthümlichen Anblick gewährt so eine ‚Griffe machende' Front dennoch. Man stelle sich die größtmöglichste Ungezwungenheit im Anzuge vor, und neben der mehr als ungezwungenen Haltung

Digitized by Google

jedes Einzelnen die faktische Unmöglichkeit, ein Stillstehen zu erzielen, sey es auch nur während eines kurzgemessensten Augenblicks! Während hier Einer seinen Fuß rückt und ein Anderer den lästigen Kragen etwas zu dehnen trachtet, bückt sich sein Nebenmann ganz gemüthlich, um seine Beinkleider über die Schuhe zu ziehen; zehn Andere haben an Nasen und Knöpfen zu putzen, und irgendwo werden auch kleine Differenzen durch kleine Püffe ausgeglichen. All dergleichen findet statt, während des ‚Richt Euch!‘ und wir können versichern, daß auch nicht einer der Offiziere dabei etwas zu rügen fand! Dennoch wäre es kleinlich, einen solchen einzelnen Zug in einer Beurtheilung anzuführen; indessen fühlt der Militair wohl heraus, daß ein solches Bild ganz der Wahrheit gemäß, ihm den Standpunkt von Türkischer Zucht und Disciplin deutlicher zeigt, als bogenlange Abhandlungen. — Das muß man hingegen gestehen, die Tambours und Pfeifer sind gar nicht übel ausgebildet, wenn auch von dem sehr starken übrigen Musikchor zu wünschen bleibt, daß nicht alle Instrumente unisono spielen möchten, wodurch jedenfalls der Harmonie und dem Takte nicht Abbruch geschähe. Hin- und hermarschiren sieht man die Leute genug, in der Art der Pariser promenades militaires, immer mit voller Musik und immer ohne Tritt und ohne Zweck. Von dem Kasernenhofe rückt z. B. eine Kompagnie mit voller Regimentsmusik nach dem Exerzierplatze einige tausend Schritt weit, übt Griffe, Richtung und Sektionsmarsch und kehrt dann wieder heim, und so ist es Jahr ein und Jahr aus, das ABC aller Infanterie-Uebungen, — ausgenommen das Scheibenschießen!“

In den Gewehrfabriken hat man englische Maschinen um theures Geld gekauft, aber man gebraucht sie nicht. „Der Direktor der Fabrik, N. N. Pascha, erhält monatlich wie bisher seine 45,000 Piaster, außerdem sind 12 Offiziere angestellt, vom Obrist bis zum Kolla'si, — von denen allen Niemand auch nur eine Silbe von dem versteht, was in einer Gewehrfabrik gemacht wird! Das Gehalt, was diese Leute beziehen, würde als Betriebskapital fast ausreichen, und dann müßte diese Fabrik gut und gern 1000 Gewehre wöchentlich liefern können. Sämmtliche Maschinen sind aus England gekauft und gehören nicht zu den verbesserten, sondern im Gegentheil zu den verdrängten. Die Maschine hat eine Triebkraft von 150 Pferden, trotzdem hat man nicht einmal ein Schmiedewerk damit in Verbindung gesetzt. Das schlechte (englische) Eisen, theuer bezahlt, wird aus der Hand geschmiedet, während Schwanzhämmer mit Leichtigkeit anzubringen wären, so aber war alles Eisen, was wir sahen, rothbrüchig, an den Kanten aufgesprungen!“ rc.

Nur die Artillerie wird gelobt. „Als im vorigen Sommer der General v. Wrangel von Seiner Majestät dem Kaiser Nikolaus sich verabschiedete, sagte dieser zu ihm: ‚Wenn Sie nach Konstantinopel kommen, sehen Sie sich die Türkische Artillerie einmal genauer an; sie ist eine der besten Europa's. Dieß haben wir Euch Preußen zu verdanken. Es wird harte Zähne kosten, diese Nuß zu knacken.‘ General v. Wrangel hat sich die Türkische Artillerie angesehen und ihre Leistungen für ausgezeichnet erklärt. — Die Türkische Artillerie ist bekanntlich eine Schöpfung des preußischen Oberstlieutenants v. Kuczkowski, welcher im Zeitraume von 12 Jahren mit wenigen Instrukteuren das Unmögliche möglich gemacht hat. Wer dies würdigen will, muß die Faulheit, Beschränktheit, den Egoismus und die Intriguenwuth der Türkischen Großen kennen. Die Türken haben es im eigenen Interesse zu beklagen, daß sie dem rastlosen Eifer, dem schöpferischen Genie dieses preußischen Offiziers nicht einen größeren Wirkungskreis dadurch einräumten, daß sie ihm die Organisation der gesammten Armee übertrugen. Das Exerzieren findet mit den Anordnungen, welche die dortigen Verhältnisse bedingten, nach dem preußischen Reglement statt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, im Angesicht des goldenen Stambul an den Ufern des Bosporus preußische Signale blasen zu hören. Ich habe die Artillerieregimenter, welche bei Konstantinopel stehen, wiederholt exerzieren und schießen sehen. Das erste Regiment, welches ich sah, war die Garde-Artillerie in Skutari. Ich sah die Gespanne aus dem Stall rücken. Die Ordnung und Ruhe, mit der sie nach dem Park kamen, nach Kommando absaßen, ausspannten, dann das Abrücken der Batterien waren musterhaft. Außer den Kommando's hörte man nicht ein Wort. Die Kommando's sind aus dem Deutschen ins Türkische übersetzt, sehr kurz und wohlklingend.“ Die Strandbatterien im Bosporus und in den Dardanellen werden ausführlich beschrieben. Die ersteren sind wichtig bei einer Einfahrt der russischen Flotte. Die Natur selbst legt einer solchen Einfahrt große Hemmnisse entgegen. „Die Wildheit der Natur am oberen Theil des Bosporus (d. h. zunächst dem schwarzen Meer) wird im Herbst und Winter noch gesteigert durch den Poiras (Nordwind), der ungehemmt aus den russischen Steppen über das schwarze Meer hinfegt. So weit das Auge reicht, sind dann beide Ufer durch eine weiße Schaumlinie bezeichnet. Besonders bei Nacht ist das Getöse der an die Felsen donnernden Brandung imposant. Noch in Bujukderé, anderthalb Stunden unterhalb der Mündung, glaubt man, im Norden würde eine Schlacht geschlagen. Dieß ist um so

Digitized by Google

täuschender, da jeder Wellenschlag an der sonderbaren Felsenbildung zwischen Bujuk-Liman und Garibtsche den Donner eines Geschützes nachahmt. Die türkischen Schiffe, welche vom schwarzen Meere in den Bosporus fahren, richten sich bei der Nebelbildung, wo sie die Mündung nicht sehen, nach diesem hörbaren Wahrzeichen; der Felsen hat davon den Namen Top-Taschi, Kanonenstein, erhalten. Von der Gewalt des Wellenschlages erhält man einen Begriff, wenn man die schweren Geschütze anblickt, welche in dem asiatischen Fenér, an der Mündung 30 Fuß über dem Wasser, hinter ihren Scharten umgeworfen wurden. In Garibtsche laufen die Wellen den fast senkrechten 40 Schritt hohen Felsen hinauf, auf dem die Küche erbaut ist, schlagen die Fenster ein und füllen das Innere mit Meerwasser."

Die türkische Flotte ist viel kleiner als sie nach den Tabellen betragen soll. Auf dem Papiere stehen 48 Segelschiffe, es sind ihrer aber nur 18, 36 Dampfer, es sind ihrer aber auch nur 18.

Der Verfasser gibt nun zu erwägen, daß sich in der europäischen Türkei überhaupt nur noch 1,000,000 eigentliche Türken befinden, dagegen 7,200,000 Slaven und 7,200,000 Romanen, Arnauten, Griechen, Armenier, Juden rc., und daß, wenn auch die Zahl der Türken durch die der nichttürkischen Muhamedaner, namentlich durch die tapfern Arnauten, bis auf 3,800,000 Muhamedaner erhöht wird, dagegen die Zahl der griechischen Christen, welche die Slaven, Griechen und Romanen gemeinsam erfaßt, auf 11,370,000 steigt, mithin sowohl dem Glauben als der Nationalität nach die Türken in einer sehr geringen Minorität sind. Dazu kommt, daß jene Türken, die einst als Herren des Landes ein ungemein stolzes und zuversichtliches Ansehen hatten und mit ihrem Reichthum prunkten, jetzt in Armuth und Schmutz versunken erscheinen. „Der Geschmack der Nation hat sich mit der allmäligen Verarmung geändert, und ganze Klassen von Industriellen sind verschwunden. Manche, die lange in dem Lande gelebt haben, bemerken die sichtbaren Veränderungen in der persönlichen Erscheinung der Einwohner, welche ehemals in Kleidung, Haushalt und Gefolge die äußeren Zeichen industrieller Thätigkeit und Geschicklichkeit trugen; da sah man die reichen, bunten Anzüge der oberen und mittleren Klassen, gestickte Turbans, Schärpen, Shawls, zarte Schleier, Seidenstoffe und phantastische Gewebe aus Seide, Leinen und Baumwolle; reiche Teppiche, prachtvoll gestickte Kissen und Sammetpolster; prächtige, reiche Behänge und Zierrathen der Pferde; Feuer- und Seitenwaffen, auf das kunstvollste gearbeitet und eingelegt, und das Gefolge in reichen Gewändern. Ja, nicht nur für die Reichen, sondern auch für die Niederen wurde die Kunst und Industrie in allen Zweigen ausgeübt, so daß der Aermste in persönlichem Staat und Luxus der orientalischen Nationalliebe fröhnen konnte. Der ärmste Dorfbewohner war stolz auf die Kränze von Gold- und Silbermünzen, welche die Stirn seiner Frau und Kinder schmückten, auf die blanken Kupfergeschirre, die seinen Heerd zierten. Doch jetzt hat der Professionist seine Beschäftigung verloren. Statt der blanken Kupfergeschirre behilft sich (nicht nur der Landmann, sondern auch der Städtebewohner) mit elendem Topfgeschirr, und die prachtvollen Farben und reichen Stoffe der Kleidung haben den gröbsten und werthlosesten Wollen- und Baumwollenzeugen Englands Platz gemacht. Sollte irgend Jemand — und es ist fast natürlich, daß ein Jeder, den der Augenschein nicht überführte, ungläubig seyn muß — die Richtigkeit der Angaben, bezüglich des Verfalles des Landes, und besonders der Industrie, bezweifeln, so mag er sich nur von irgend einem Kaufmann sagen lassen, welch eine große Anzahl von Gegenständen noch vor der griechischen Revolution im Lande verfertigt wurde, von denen man jetzt kaum noch den Namen kennt, und die längst selbst aus den Bazars verschwunden sind. Fern aus Persien und Chorassan her kauft man jetzt jene tausenderlei Sachen, die der Fremde und Reisende als bewunderte Merkwürdigkeit heim bringt."

Aus allen diesen Betrachtungen geht nun hervor, daß nichts in der Welt so leicht wäre, als die Türken aus Europa zu verjagen, wenn die christlichen Mächte einig wären.

Die Forteristenz der barbarischen und unchristlichen Türkenwirthschaft auf europäischem Boden, des muhamedanischen Kultus in der Hagia Sophia, das vierhundertjährige Verweilen eines Osmanen auf dem Thron Constantins des Großen ist ohne Frage ein Schimpf für die christliche Welt. Die noch bis auf den heutigen Tag nicht beseitigte Mißhandlung der Christen durch Muselmänner ist eine Ungerechtigkeit und schwere Verschuldung von Seiten der Mitchristen. Noch viel mehr fällt uns Christen des Abendlands die tiefe Entsittlichung zur Last, in welche wir durch unsere lange Duldung der Türkenherrschaft die Christen des Morgenlands haben versinken lassen. Es ist eine Thatsache, daß der Türke trotz seiner Herabwürdigung heute noch ein viel besserer Mensch ist, als der orientalische Christ; daß Abendländer, die längere Zeit in der Türkei gelebt haben, eine viel höhere Achtung vor dem Charakter des Türken mitbringen, als vor dem des Griechen; daß Worthalten, Ehrlichkeit und Treue nur noch beim Türken

Digitized by Google

gefunden wird, nicht beim griechischen, noch armenischen Christen. Diese Demoralisation, diese Erniedrigung zu Arglist und Betrug ist aber nur Folge der Sklaverei, in welcher die Christen unter dem Joch der Türken so lange geschmachtet haben.

Die orientalische Frage bietet aber noch eine ganz andere Seite der Betrachtung dar. Rußland ist der nächste und mächtigste Nachbar der Türkei, die Russen sind griechische Christen, also von derselben Religion, wie die Mehrheit in der europäischen Türkei. Die Eroberung Constantinopels schwebt schon längst dem russischen Volke als ein romantisches Endziel vor, welches zu erreichen es berufen sey. Der Eifer dafür würde, wenn der Czaar das Zeichen gäbe, dem Streben nach Eroberung des h. Grabes in den Kreuzzügen wenig nachgeben. Die Eroberung Constantinopels hat sich aber auch die Cabinetspolitik in St. Petersburg längst als Ziel gesteckt. Schon Katharina II. ging darauf aus, und schon zweimal wurde dem nächsten Bruder des jeweiligen russischen Thronfolgers der bedeutungsvolle Name Constantin gegeben. Auch besitzt Rußland die Macht, Constantinopel zu erobern. Mit Flotten werden Engländer und Franzosen die Türkei, wenn sie von einer imposanten Landmacht angegriffen wird, so wenig schützen, als sie zur Zeit Napoleons Holland haben schützen können. Nur mit beträchtlichen Landarmeen könnte man die Türkei gegen Rußland vertheidigen. Würden sich aber wohl Oesterreich und Preußen in die erforderlichen Unkosten setzen wollen? Würde man sich beeilen und beeilen können? Ein fait accompli wäre keinesfalls zu vermeiden, wenn auch hintendrein alle Mächte zusammenhielten, um Rußland wieder in seine Grenzen zurückzudrängen und das europäische Gleichgewicht herzustellen.

Wie sehr aber auch Rußland im Vortheil ist, so darf man denn doch nicht zweifeln, daß der Beginn seiner Herrschaft in Constantinopel das Signal zu lange dauernden Kämpfen in Europa seyn würde. Denn Rußland würde ein so unverhältnißmäßiges und unnatürliches Uebergewicht über alle anderen Staaten erhalten, daß es so oft und lange Koalitionen gegen sich hervorrufen würde, wie seiner Zeit das unnatürliche Uebergewicht Frankreichs sie hervorgerufen hat. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, daß das geistreiche und vielgestaltige Abendland gewiß alles aufopfern würde, ehe es sich der russischen Uniformität unterwürfe. Gegen die Alleinherrschaft der Russen sträubt sich nicht nur die Diplomatie der Cabinette, nicht nur die abendländische Kirche jeder Confession, nicht nur die Civilisation und Presse, sondern auch der Instinkt der Racen. Wir glauben in der Türkei selbst. Die Südslaven mit ihrer Heidukken- und Klephtennatur sind ritterliche Räuber, der Freiheit gewohnt, wie der Adler auf seinem Felsenneste. Sie werden das Moscowiterthum so wenig zu ertragen wissen, wie der feurige Pole, so wenig, wie der Tscherkesse.

Von Rechtswegen gebührte Oesterreich die Ehre und der Vortheil, die Schicksale der Türkei in die Hand zu nehmen und gleichsam das orientalische Kaiserthum dem occidentalischen wieder zu verbinden. Das läge in der Idee des römischen Kaiserthums. Das läge in der natürlichen Strömung, den die abendländische Civilisation die Donau hinunter nehmen muß. Aber es gibt keinen römischen Kaiser deutscher Nation mehr und die Mündungen der Donau sind bereits mit russischen Festungen gespickt.

Ein guter Ausweg ist das gemeinschaftliche Vorschreiten der christlichen Mächte gegen die Türkei in einer Weise, die nichts überstürzen, aber langsam und sicher allmählig reformiren würde. In der That wäre nichts schicklicher, als der türkischen Barbarei in Europa ein Ende zu machen, ohne die Selbständigkeit der betreffenden Völker anzutasten. Das könnte geschehen, indem in einer guten Stunde der Sultan selbst das Beispiel Constantin des Großen nachahmen und sich taufen lassen würde; oder aber indem ein selbständiges griechisches, ein serbisches 2c. Reich an die Stelle des türkischen gesetzt würde. Das Glücklichste für jene Völker selbst wie für Europa wäre wohl, jene durch ihre Lage und Fruchtbarkeit so sehr begünstigten Länder unter ihren verschiedenartigen Bevölkerungen wieder in einen Stand zu bringen, wie vor der macedonischen und römischen Eroberung. Die Vielstaaterei des alten Hellas und seiner Colonien entsprach der Vielgestaltigkeit der Länder, war natürlich und bedingte eine staunenswürdige Entwicklung von Reichthum und Bildung. Wenigstens sind an jenen Ufern heute noch Staaten möglich, wie in den mittleren Zeiten Venedig und die Hansestädte waren. Von einem unparteiischen, humanen und welthistorischen Standpunkt, wie vom christlichen aus, kann man nur wünschen, daß die Befreiung der orientalischen Christen vom Joche des Islam zugleich eine naturgemäße Entwicklung der ihren Volksstämmen, wie ihrem Lande inwohnenden Gaben und Kräfte begleiten möchte, und daß sie in die europäische Völkerfamilie mit Würde und auf ihre eigene Rechnung eintreten könnten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 49. 18. Juni 1853.

Geschichte.

Der hochberühmten Charitas Pirkheimer, Aebtissin an S. Clara in Nürnberg, Denkwürdigkeiten aus dem Reformationszeitalter. Aus den Originalhandschriften herausg. von Prof. Dr. C. Höfler. Bamberg, Reindl, 1852.

Die Schwester des gelehrten Nürnberger Willibald Pirkheimer war selbst eine Dame voll Geist. „Charitas stand mit den angesehensten Gelehrten in Briefwechsel; ihr eigener Bruder Willibald widmete ihr mehrere seiner Werke; Conrad Celtes besang ihre Tugenden, der Probst Sixtus Tucher schrieb mehr als 40 Briefe an sie und an die Schwester Apollonia, seine Base zu St. Clara. Charitas wie ihre Schwester Clara lasen des Erasmus Schriften; seine Ausgabe der Bibel erfreute sie so sehr, daß sie ihm selbst geschrieben hätte, würde nicht weibliche Schüchternheit sie abgehalten haben, sich einem so ausgezeichneten Kenner gegenüber der lateinischen Sprache zu bedienen. Allein regelmäßig wurde im Convente die h. Schrift deutsch und lateinisch vorgelesen, und war also den Nonnen das Wort Gottes nicht blos zugänglich, es war ihnen lieb und bekannt geworden, längst ehe der Sturm wegen des neuen Evangeliums sich erhob." Die Aebtissin hatte in der Reformation so schwere Anfechtungen zu erdulden, daß ihr Bruder selbst eine Schutzschrift für ihr Kloster schrieb, und die Mißhandlungen, welchen sie ausgesetzt war, scheinen nicht wenig dazu beigetragen zu haben, um den edeln Pirkheimer von der Sache der Reformation wieder abwendig zu machen, der er sich anfangs begeistert hingegeben hatte. „Man weiß, wie die warme Vorliebe für Luther in den letzten Jahren seines Lebens mehr und mehr erkaltete, seit er gefunden, daß ‚die evangelischen' Buben an Verworfenheit den römischen in Nichts nachstünden, und wie er tief gebeugt starb." In einem Brief an Kilian Leib schrieb er: „Ich läugne nicht, daß mir im Anfange Luthers Unternehmen nicht ganz verwerflich erschien, wie denn keinem wohlgesinnten Manne die vielen Irrthümer und die vielen Betrügereien, die allmählich in die christliche Religion eingeschlichen, gefallen konnten. Ich hoffte daher, daß nun einmal diesen vielen Uebeln abgeholfen würde; aber ich fand mich sehr getäuscht. Denn bevor die früheren Irrthümer ausgerottet waren, drangen noch weit unerträglichere ein, gegen welche die früheren nur Spielereien waren. Ich fing daher an mich allmählich zurückzuziehen, und je aufmerksamer ich alles betrachtete, um so klarer bemerkte ich die List der alten Schlange, weswegen ich auch von sehr Vielen öfters Anfechtungen zu erleiden hatte. Von den Meisten werde ich als Verräther an der evangelischen Wahrheit geschmäht, weil ich an der nicht evangelischen, sondern teuflischen Freiheit so vieler Apostaten, Männer wie Weiber, keinen Gefallen finde, um von den andern unzähligen Lastern, die fast alle Liebe und Frömmigkeit vertilgt haben, gar nicht zu reden."

Was die Schwester Charitas betrifft, so lebte diese schon bejahrte Dame in dem Kloster, dem sie vorstand, wie in einem kleinen Paradiese, aufs innigste geliebt von allen Nonnen, in einem heiligen Frieden, der nun aber plötzlich durch das Anklopfen roher Fäuste an die Klosterpforte gestört wurde. Eine tumultuarische Reformationspartei in Nürnberg ging von dem Parteivorurtheil aus, alle Klöster ohne Ausnahme seyen Nester der Sünde, der Dummheit rc., oder Räuber und Marterkammern für die Unschuld. Vor allem forderte man, die Nonnen sollten die Barfüßermönche als ihre Beichtväter abthun und dagegen Weltgeistliche annehmen, d. h. Predikanten und Kirchenstürmer. Die Aebtissin weigerte sich standhaft und bewies, daß der Leumund ihres Klosters der reinste von der Welt sey, daß nicht der Schatten eines Verdachts auf dasselbe falle, und daß erst von den

Digitized by Google

neuen Beichtvätern, die man den Nonnen zumuthe, jene Ungebühr und jener Muthwille zu gewärtigen sey, die man bei den Nonnen mit Unrecht voraussetze, denn die neuen Prediger würden nichts anderes bezwecken, als den Nonnen ihre Gelübde zu verleiden und sie zur Sünde der Welt hinauszulocken. „Fürsichtiger W. G. herr vnd herczlieber Schwager, nachdem ich mich alwegen vil guts zu E. W. versich, kum ich yezunt in einem merklichen Anligen zu E. W., als zu meinem besundern getrewen herrn vnd vater, bey dem ich hoff hilf vnd Rat zu finden vnd klag euch mit betrubten herzen, das mich vil anlangt von man vnd frauen person, wie mein hern Eins E. R. statlich darauf tringen vns von dem orden der parfusser abzusundern vnd mit leyenprister zu versehen 2c. welchs mich hoch wundert, wo jm also wer, so man doch ye kein redlich vrsach zu solchem mit wahrheit kann pey pringen, nachdem unser Closter weit uber IV° jar von dißen vetern regirt ist worden jn geistlichen sachen vnd von den gnaden gots kein schand, ergernus, noch poß gerüch, die zeit alle, vns nye, von jn entsprungen ist, sunder haben vns errlich vnd frydlich jn gutter ordnung, on parthey oder einigerley zwytracht gehalten vnd auch on merklich zeitlich beschwerung, den wir oder jr Convent, noch vnser öber, noch den 2 vetern, die bey vns sind, das gotlich ampt zu verrichten, pey gelauben kein gelt, oder anders geben, ausgenomen essen vnd trinken vnd kleyder, den 2 pey vns, das mugt jr mir warlich vnd eigentlich gelauben als einer die solchs 45 jar erfarn hat, vnd mer darump, dann die, die auß lauter neid vnd argwon vil sagen von vns, vnd den armen vettern, sy mugen vnser wol entpern, aber wir jr nit, mugt wol ermessen, was ergerung vnd nachred untter dem gemeinen folk wurdt entsten, wolt man sy yezo von vns thun, als hetten wir schand vnd laster mit einander gestelt, Vber das ist mir vnd meinem Closter das beschwerlichs (ursprünglich hieß es: zu schimpflich), solt man uns leyen prister geben, nach es yezunt ein gestalt mit demselben volk hat, wer uns lieber vnd nüezer jr schicket einen hencker jn vnser Closter, der vns allen die Koppf abschlüg, dann das jr vns vollen trunken vnkeuschen pfaffen zuschickt."

Dieselbe Behörde, die Unsittlichkeit voraussetzte, wo keine zu finden war, drang tumultuarisch auf Abstellung aller „Mißbräuche" im Kloster und forderte die Nonnen auf, dieselben zu bezeichnen, Klagen anzubringen 2c. Aber die gesuchten Mißbräuche fanden sich nicht; auch nicht eine einzige Nonne klagte. Nur das zutäppische Begehren und die neue Störung des Gottesfriedens wurden bitterlich beklagt. Der Mißbrauch kam lediglich von außen und wurde von denen geübt, die ihn angeblich abstellen wollten.

Nun wollte man den Nonnen das Leben nach ihrer Ordensregel untersagen. Sie baten dringend, man solle sie beisammen lassen und nicht befreien, sie wollten gar nicht frei seyn, keine einzige. Sie seien frei in der freiwillig gewählten Einschließung und dem Klosterfrieden; wenn man sie aus diesem herausreiße, so nehme man sie geistig und im Gewissen gefangen, zwinge sie mit Gewalt zu etwas, was ihnen in tiefster Seele zuwider sey und was sie für Sünde halten. „Bitten wir E. F. W. als unser getrew herrn und veter so demutiglich, als leg (lägen) wir vor ewrn füßen umb der lieb willen des Herrn Jesu, der mit seinem kostbaren plutvergießen unser gewissen gerainigt hat, von den todten werken, das jr uns nit zwingen wölt in den dingen, die unser gewissen antreffent dann es ye ein cleglich erpermlich ding were, sollten wir zu leiblicher beschließung, in die wir uns willig ergeben haben, auch jn unser gewissen gefangen sein zu der zeit, so die evangelische Freiheit gepredigt wirdt." Wiederholt rief die ebenso geistvolle als fromme Aebtissin den rohen Bestürmern zu, ob das evangelische Freiheit heiße, wenn man die Gewissen zwinge? „Wir leyden, was uns got zu leiden gibt, denn es ye pesser ist als alles ubel leyden denn jn das ubel vergunstigen und ursach zum fall geben, müsten wir tewer verrechnen vor dem strengen richter denn wir on das nit ein fur taußente kunnen verantwurten, darum pitt wir E. W. in der lieb unsers schöpfers erloßers und seligmachers, habt gedult mit uns armen und lost uns ungezwungen zu dem glauben und nöttet nymant, wöllent wir got herczlich teglich pitten das er seinen rechten waren cristlichen glauben jn uns mere, gibt er uns einen ander vestand, wolln wir uns euch nit verhalten, es ist ye der glaub und die gewissen von keinem menschen zu nötten. wann gott unser aller herr will selber die gewissen frey haben und nit zwingen, darumb gezymt sich keinen menschen die zu pinten und gefangen zu nemen."

Als man durchaus darauf bestand, das Kloster müsse aufgelöst werden, erwiederte Charitas: „Es weß aller convent hye entgegen wol, das kein swester weder mir noch keinem lebendigen menschen auf erden gelobt het, sunder got dem almechtigen, darumb gezymet mir als einem armen menschen und unnuzen creatur in kein wegen das aufzulosen, das gott verpuntten wer." Als man den Nonnen fernerhin ihre geistliche Tracht zu behalten verbot, sagte die Aebtissin mit schlagender Geistesüberlegenheit: „Item der cleydung halber, sprach ich, wir westen wol, daß uns die kutten nicht selig machet, westen

aber auch wol das das himelreich nit jn den schumelten schauben stund. Lieber herr, jr sagt ymer, wir wern mit unsern gelubden und claydern ursach geben zu einem auflawf, ich furcht mer, das ewr prediger, die wir horn mussen, gern ein solchs veursachten, so sy uns stettiglich auf der canzel also schenten und lestern und solch groß sund und unreinigkeit von uns sagen, das die leut unter die augen zu sprechen. Thun wir die ding, die man von uns predigt, so wer gut, das man uns all in dem closter verprennt. Etlich ander sagen, es kom yezunt an tag mit was unreinigkeit wir jrn closter umbgen, das wir erger sind den die hynter der maurn. Darumb begern wir, das jr unsern herrn ausagt, wöllen sie auflauf vermeyden, das sy mit jrn predigern verschaffen, das sy nit so ungepurlich predigen."

Man steckte sich nun hinter einige Mütter, denen man einbildete, das Klosterleben sey jedenfalls der sichere Weg zur Hölle. Eine Mutter wollte nun ihre Tochter aus dem Kloster heraus haben und geberdete sich wie wahnsinnig vor dem Gitter des Klosters; die Tochter dagegen hielt die Welt draußen für nicht viel besser als die Hölle und wollte durchaus im Kloster bleiben, bis man sie mit Gewalt vom Altare riß.

Ihre letzte Hoffnung setzte die Aebtissin auf den berühmten Philipp Melanchthon. „Das herr Philippus melanchton hieher berufst ist, hör ich fast gern, dann ich lengst von jm gehört hab, das er ein frum redlich aufrecht man sey und ein liebhaber der gerechtigkeit, glaub nit, das jm all ding' werden gefallen besunder das man die leut mit gewalt zum gelauben will notten und zu den dingen die wider jr gewissen sind. Gott geb jm und uns allen seinen heiligen geist." Sie hatte sich nicht betrogen. Denn nach einigen Tagen schreibt sie: „Darnach uber etlich tag kom der pfleger mit herrn Philippo in das peichthauß, der saget viel dings auf die newe lere, aber da er höret, das wir unsern grunt auf die genad gottes und nit auf unser aygene werck setzten, sprach, wir möchten eben als wol im closter selig werden als in der welt, wenn wir allein nichz hielten auf unsere gelubt. Wir concordirten zu peder seyten in allen puncten, dann allein der gelubd halb kunten wir nit eins werden, er meynet pe sy pünden nichts, man wer sy nit schuldig zu halten, so maynet ich, was man gott gelobt het, wer man schuldig zu halten mit seiner hilf. Er war bescheidener mit seiner red denn ich noch keinen lutterischen gehört hab; was im sehr wider das man die leut mit gewalt nottet. Er schyd mit guter freundschaft von uns, het darnach dem pfleger und den andern herrn in vil stucken hefftiglich eingeredt, besunders das man den parfussen den gottsdinst also verpotten het und die kinder also mit gewalt aus dem closter gezogen het. Sagt in unter augen, wie sy groß sund daran gethun hätten. Ich hoff gott hab dißen lutterischen man eben zu rechter zeit hergefurt, wann zu derselben zeit was es aber auf ein newes beschlossen worden, das man uns sollt aus dem closter treiben, die closter reyßen oder die alten die den newen glauben nit wollten annemen jn ein closter zusamenstoßen und die jungen mit gewalt in die welt nötten, warn ser vil posser schleg uber uns die jn dißer Philippus all verwarf, saget wie es so größlich wider got wär, das man mit solcher gewalt die leut betrangen wollt, und het unter anderm gesagt, es kunts auch weder vater noch mutter mit gewissen vor gott verantworten das sy jre kinder wider jren willen mit gewalt aus dem closter nemen, hetten etliche gefragt was man denn mit den clostern sollt anfahen, ob man sy nit zerstören sollt, het er gesagt nayn, man wollt sy jn jrm wesen lassen beleiben, wollt man jn nit vil geben, sollt man jn auch nichz nemen, man hett zu wyttenberg und andern lutterischen enden auch noch kein closter zerstört. Also machet er das dennoch die leut ein wenig gegen uns abließen und nymer so heftig uber uns wern." Das ist ein schönes Blatt in der Geschichte Melanchthons.

Charitas starb im Kloster, im Jahr 1532. Das Kloster erhielt sich noch, ihre Schwester Clara ward Aebtissin und nach deren baldigem Tode ihre Nichte Katharina, die Tochter des berühmten Willibald, die im Jahr 1563 starb. Erst unter ihrer Nachfolgerin ging das Kloster vollends zu Grunde.

Der Herausgeber hat nicht Unrecht, wenn er meint, solche Acten müsse man gelegentlich denen entgegenhalten, die aus der Geschichte ein fable convenue gemacht haben. Von der Verderbniß der alten Kirche ist alles gesagt und aufgedeckt worden; von den Tugenden, die sie bewahrte, hat man hartnäckig geschwiegen.

Hebräische Poesie.

Die Form der hebräischen Poesie, nachgewiesen von Ernst Maier, Prof. d. morgenl. Sprachen. Tübingen, Osiander, 1853.

Indem der Verfasser nachweist, daß die alten Hebräer Melodien hatten, daß sie sogar nach dem Gesang ihrer Lieder tanzten und daß sich das Vorhandenseyn wirklicher Strophen in ihren Liedern aus den alphabetischen Liedern ergebe, in denen mit jedem neuen Buchstaben des Alphabets eine neue Strophe von dem

Digitized by Google

gleichen Umfange beginnt, vergl. Ps. 9—10. 25. 34. 67. 145. Sprw. 31, 10 ff. Klagl. 5; ferner Ps. 37. Klagl. 1—2. 4. ꝛc., bemerkt er, es herrsche noch viel Dunkelheit über den hebräischen Versbau. „Man theilt der einen Strophe zwei, der andern drei, der folgenden vielleicht sieben oder acht Verse zu, wodurch alsdann der Begriff einer wirklichen Strophe wieder völlig aufgehoben wird. In andern Liedern sollen noch gar keine Strophen vorkommen, und auch des Inhalts wegen nicht vorkommen können, wie Ewald etwas kühn und voreilig sich äußert. Die ersten Elemente müssen hier noch erklärt werden. Man hat außer Köster nicht einmal erkannt, was doch so nahe lag, daß das vielgedeutete Wort Sela bloß den Zweck hat, die richtige Strophentheilung, wo sie Schwierigkeit machen könnte, anzugeben. Noch schlimmer steht es um die Deutung vieler anderer Ueberschriften, die sich nach der gewöhnlichen Meinung auf die Melodien, nach meiner Ansicht aber auf den Strophenbau beziehen, wie ich weiter unten zeigen werde."

Wir glauben unsern Lesern die Erklärung des Wortes Sela hier mittheilen zu müssen. „Ursprünglich schrieb man die Strophen offenbar mit Absätzen. Die Schreibung der Gedichte, die in den geschichtlichen Büchern vorkommen, zeigt, daß man selbst die Glieder einer Strophe oder die Verszeilen abtheilte. Als man später aber (namentlich nach der Schließung des Kanons) — um Raum zu sparen, die leeren Lücken ausließ, setzte man wenigstens hie und da im Anfang das Wörtchen Sela, um das Maaß der ersten Strophe, nach der sich alle folgenden richten mußten, anzugeben. So bei Ps. 20—21. 54. 57, 4., wo es ganz richtig mitten in einem Verse steht; ferner Ps. 82. 85. Neben der ersten Einzelstrophe ist auch wohl noch die Abtheilung einer andern angedeutet, wie bei Ps. 57, 4, 7. 67, 2, 5. 76, 4, 10. Am häufigsten wird durch Sela die erste Doppelstrophe, aus zwei gleichen Einzelstrophen bestehend, abgetheilt, nämlich Ps. 7. 32. 46. 47. 50. 55. 59. 60. 61. 81. 84. 89. Oder es wird auch wohl der Schluß der zweiten Doppelstrophe dadurch angegeben, Ps. 48, 9. 62, 5, 9. Außerdem findet sich das Sela zuweilen in der Mitte eines Liedes, wo die Strophentheilung schwierig schien, wie Ps. 49, 14, 16. 77, 4, 10, 16. Ps. 39, 6, 12. 68, 20, 33. Einige Male steht es auch am Ende, um den Schluß eines Liedes anzudeuten, wie bei Ps. 24, 6, 10., was zwei ganz verschiedene Lieder sind. Ebenso Ps. 3. Was die Ableitung betrifft, so ist das Wort unstreitig auf den Stamm סלה gleichbedeutend mit שלה ruhen, zurückzuführen. Das Substantiv lautet eigentlich סֶלֶב, in der Pausalform aber, in der es beständig vorkommt: סָלָה und bedeutet: Aufhebung, das Aufhören, Ruhe, daher das Ende der Strophe und Melodie. Verwandt ist סַלְסָן der Versabtheiler. Nur einmal Ps. 87, 6. ist dieß Sela aus Versehen wegen des ähnlichen Schlusses an das Ende von V. 6 gesetzt worden, während es hinter V. 5 stehen muß. Außerdem steht es Ps. 68, 8. irrig, durch einen Gehörfehler veranlaßt, für das gleichlautende סֶלַע Fels. In allen übrigen Fällen aber gab es eine wichtige Beihülfe, um den althebräischen Strophenbau wieder zu erkennen."

Den Charakter der hebräischen Prosodie bezeichnet Herr Maier in Folgendem: „Ein nach Quantitäten, nach Längen und Kürzen bestimmtes Silbenmetrum, wie das Griechische und Arabische es hat, besitzt das Hebräische nicht, vgl. S. 11 f. Das rhythmische Zeitmaaß aber, der musikalische Takt, der in keinem Liede fehlen darf, wird durch den Accent bezeichnet. Dieser ist in der Poesie ganz derselbe wie in der gewöhnlichen Prosa, und es hängt von dem Belieben des Dichters ab, welche Silben in einem Verse eben durch ihre Stellung den Hauptton und Accent erhalten sollen. Es kommt nur darauf an, daß der Takt und Rhythmus gehörig herausgehoben wird. Dabei gestattete das Gesetz der Pausalbetonung, die rein metrischer Natur ist, dem Dichter große Freiheit. Außerdem können ursprünglich kurze Silben, die einen Nebenton haben, durch den Accent die Zeitdauer von langen betonten Silben erhalten, z. B. Israël ⏑⏑–, kann auch ––⏑– gelesen werden. Ebenso qodaschim ⏑⏑– Heiligthümer, kann, wo es der Vers erfordert, eine ganze Zeile bilden: Kódaschim u. s. w. Es verhält sich hiermit ganz eben so wie z. B. im Deutschen: flötete als Daktylus –⏑⏑, oder auch –⏑– gebraucht werden kann. Die Musik, die mit dem lyrischen Liede ursprünglich wie Leib und Seele verwachsen war, ergänzte hier manche sprachliche Unebenheit. Sodann läßt sich nicht läugnen, daß der jetzige Text der althebräischen Lieder nicht immer rein erhalten ist, sondern theils Verstümmelungen und Versetzungen, theils Glossen und ungehörige Zusätze erhalten hat, wodurch die Wiedererkennung des rhythmischen Versmaaßes, sowie des Strophenbaues bisher sehr erschwert wurde. Nachdem aber das einfache Gesetz wieder gefunden, lassen sich nun auch leichter und sicherer die ungehörigen Bestandtheile eines Liedes erkennen und abtrennen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 50. 22. Juni 1853.

Geschichte.

Geschichte der französischen Revolution vom Jahre 1848, von ihrem Beginn bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. Von Dr. Freiherrn von Preuschen. Frankfurt a. M., Auffarth, 1853.

Eine gute Zusammenstellung der Ereignisse, aber ohne eine tiefere Motivirung derselben und ohne die scharfe Charakteristik, welche die Parteien und Personen in Frankreich verdienen. Die Charakteristik der französischen Deputirtenkammer unter Ludwig Philipp erfordert den Griffel eines Tacitus, vielleicht eines Juvenal.

Herr von Preuschen faßt nur die oberflächliche politische Bedeutung, nicht die tiefere sociale auf. In jener Beziehung ist seine Auffassung glücklich. „Ludwig Philipp,“ sagt er, „war ein tiefer Kenner der Geschichte, ein großer Diplomat, und besaß daneben alle häuslichen Tugenden, er war ein Muster aller Gatten und Väter, er war sanft, menschlich und friedliebend; nur mangelte ihm die wahre Größe. Dieser Mangel an Größe ließ ihn manchmal zu Kunstgriffen seine Zuflucht nehmen, welche man selbst an einem Privatmanne mißbilligt haben würde. Zwei Parteien standen im Innern der Regierung hauptsächlich feindlich gegenüber; die republikanische Partei, der die Unentschlossenheit Lafayettes im Jahr 1830 die Republik entgehen ließ, und die legitimistische Partei, welche nur die ältere Linie der Bourbonen als die rechtmäßigen Beherrscher von Frankreich betrachtete, und welche während der ganzen Zeit seiner Regierung in einer feindseligen Stellung gegen ihn beharrten. Indessen suchte er stets durch kluge Haltung die liberale und constitutionelle Partei, zu welcher die große Mehrheit der Nation gehörte, und die Majorität der Kammer, die indessen wegen des bedeutenden Wahlcensus nur 300,000 Wähler repräsentirte, und in welcher sich eine Menge Staatsdiener befanden, welche das Ministerium zu jeder Zeit abzusetzen berechtigt war und daher kein richtiges Bild der öffentlichen Meinung geben konnten, zu gewinnen. Bei seiner auswärtigen Politik opferte Ludwig Philipp zu sehr dem Wunsche, mit andern Mächten in Freundschaft zu stehen, das Ansehen Frankreichs; namentlich suchte er mit England um jeden Preis Frieden zu erhalten; worunter der Einfluß Frankreichs nach Außen nothwendig leiden mußte.“

Die Februarrevolution wird in ihrem lebendigen Scenenwechsel vorübergeführt; die Flucht des alten Königspaares spricht unser Mitleid an; der Poet Lamartine, als Ceremonienmeister der rasch improvisirten Republik, zieht die gespannte Aufmerksamkeit an sich und wird zuletzt wieder langweilig. Der Aufschwung der Arbeiter läßt uns die Energie des Jahres 1793 vermissen, Cavaignacs Sieg bereitet die Soldatenherrschaft vor. Die Kammerverhandlungen zeigen uns nur einen gordischen Knoten, schmutzig, sinnverwirrend, so daß man sich des Schwertes, welches ihn zerhaut, freuen muß, woher es auch komme. Herr von Preuschen hält sich aber bei der Beurtheilung der Parteien zu sehr, wie uns scheint, an die Aeußerlichkeit. Er charakterisirt nur immer drei Parteien, Legitimisten, Orleanisten und Republikaner, zwischen welche sich die Bonapartisten eindrängen. Aber er charakterisirt nicht die Volksstimmungen und Volksinteressen, welche, ganz abgesehen von den Kammerdebatten und Pariser Parteien, dem jungen Napoleon so mächtigen Vorschub leisteten, weil er es verstand, sie zu gewinnen.

Die welthistorische Bedeutung der Februarrevolution scheint uns nicht in der jedenfalls schwächeren und charakterlosern Nachahmung der ersten Revolution und des ersten Kaiserthums, überhaupt in nichts Politischem, sondern in der socialen Erschütterung und in der Erfahrung zu liegen, daß die damals herrschende Bourgeoisie, der Geldsack und das Journal doch nicht berufen noch

Digitized by Google

fähig sind, sich zu Vertretern des gesammten Volkes aufzuwerfen, sich an die Stelle des Volkes zu drängen, die andern Stände zu absorbiren oder zu ignoriren, als ob der Priester, der Soldat, der Bauer und der Arbeiter nicht mehr vorhanden wären. Die Februarrevolution wäre ein Ereigniß ohne Sinn, wenn es sich dabei nur um die bloße Wiederholung der Zeiten von 1789 bis 1804 gehandelt hätte. Sie ist ein neues Ereigniß gewesen mit neuer Bedeutung, indem sie nur als Reaction der natürlichen Stände gegen die eitlen Anmaßungen des gebildeten Mittelstandes aufgefaßt werden kann. Daher ihre verschiedenen Phasen. Zuerst reagirte der Arbeiterstand im Februar, dann der Soldatenstand im Juni, hierauf der Bauernstand in der Präsidentenwahl, endlich der Priesterstand in der engen Verknüpfung der neuen Regierung mit Rom und in dem Aufschwung des kirchlichen Geistes durch ganz Frankreich.

Ludwig Philipp verlor den Thron nur darum, weil er sich auf die Interessen und Sympathien der Bauern ganz und gar nicht verstand, sich gegen die Kirche gleichgültig, philosophisch und zweideutig verhielt, ferner anstatt für die städtischen Arbeiter zu sorgen, nur den Neid derselben durch Begünstigung des Wuchers erregte, den die herrschende Bourgeoisie mit den Aemtern und Mitteln des Staates trieb, und endlich weil er als König eines kriegerischen Volkes die Soldaten zurücksetzte. Und das Alles zum Vortheil engherziger Bankiers, sittenloser Journalisten, eitler Kammerschwätzer.

Ganz aus dem nämlichen Grunde mußte die Kammer von 1851 dem Staatsstreich des jungen Napoleon unterliegen, denn nach Beseitigung der Anarchie hatten sich dieselben eitlen Kammerschwätzer wieder hervorgedrängt, die unter Ludwig Philipp die ausschließliche Herrschaft der Bourgeoisie etablirt. Was sie mit ihrem Bürgerkönig nicht vermocht, wollten sie jetzt ohne ihn durchsetzen. Nachdem sie ihn verrathen, verriethen sie sich selbst und gaben das Beispiel wie der größten politischen Unfruchtbarkeit, so des widrigsten Gezänkes unter einander, der vollendetsten Eitelkeit und Selbstsucht, der tiefsten moralischen Gesunkenheit. Nie stand es um die französische Nation schlechter, als in den Jahren, in denen Thiers, Girardin rc. das große Wort führten. Nie bewies die Bourgeoisie ihre Unfähigkeit, den Staat zu leiten, in höherem Grade, als indem sie nur in den schlechtesten Charakteren ihre Führer suchte und fand. Männer, welche zum Theil selbst die Staatsämter, wie in der schlimmsten Zeit des Directoriums, nur zu großartigen Geldspekulationen ausbeuteten und dadurch Millionäre wurden, die ganz Frankreich immer nur mit dem Ruhm ihres Namens und mit dem Anhören ihrer Reden beschäftigen wollten, ohne im geringsten auf die Interessen der Nation zu achten, die dann wie rivalisirende Charlatane auf demselbem Marktplatz einander mit Gift anspritzten und die greulichsten Grimassen gegen einander schnitten; solche Männer vermochten auf die Dauer nicht das Staatsruder in den Händen zu behalten, noch von der Nation als ihre echten Repräsentanten länger erkannt zu werden. Sie mußten in dem Ekel untergehen, den sie der Nation einflößten. Ihre ganze Wirksamkeit ist nur deßhalb interessant, weil sie beweist, daß die Herrschaft der Bourgeoisie unter der Republik eben so wenig von Dauer seyn kann, wie unter der Monarchie.

Der junge Napoleon bewies ihnen durch die Plebiscite, daß sie die Mehrheit nicht hätten. Die Armee konnte ihnen nur tiefe Verachtung beweisen. Das Landvolk sehnte sich nach einer praktischen Regierung und war des Geschwätzes satt. Die Kirche endlich hatte im Stillen ihre Macht entwickelt und konnte natürlicherweise für eine Parlamentsregierung keine Sympathien haben, in welcher die seichteste Aufklärerei und zum Theil der Voltaire'sche Diabolismus vorherrschte.

Louis Napoleon stieg zu seiner gegenwärtigen hohen Würde nur darum auf und behauptete sich bis jetzt nur darum in derselben, weil er einsichtsvoll genug war, nicht blos als Napoleonide den Soldatenstand allein zu begünstigen, sondern auch die Kirche, die Bauern und die Arbeiter zu ehren, ihre Interessen zu wahren und auf ihre Sympathien seine Macht zu gründen. Napoleon III. wird sich auf seinem Throne so lange behaupten, als er es versteht, die Bourgeoisie in den ihr natürlichen Schranken zu halten. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß die Bourgeoisie auch jetzt noch, indem sie die gestürzte und unterdrückte Macht ist, eine große Elasticität bewahrt und in der Hauptstadt Frankreichs jeder Regierung, die sich ihr nicht hingibt, sehr gefährlich werden kann. Das französische Volk ist, indem es sich gegen die Bourgeoisie wehrte, mehr dem Instinkt, als einem klaren Bewußtseyn gefolgt. Napoleon III., indem er die Umstände benutzte, um seine Gewalt in den Sympathien Wurzeln schlagen zu lassen, die der Bourgeoisie entgegenwirkten, hat nur durch Ueberraschung gesiegt und seine Herrschaft bisher nur durch Gewalt behauptet, während es noch an gesetzlichen Organisationen der französischen Gesellschaft fehlt, welche jenen Sympathien Maaß und Haltung gäben.

Die Probe, welche wir in Frankreich durchmachen sehen, hat für die ganze europäische Welt Bedeutung, denn überall zeigt sich das nämliche Vorurtheil der mittleren oder bürgerlichen Classe, sich ausschließlich für die

Digitized by Google

Nation zu halten, und das Bestreben, mittelst der Börse, der Schule und Presse allein zu herrschen. Die französische Nation bewährt eine gute Naturkraft, sofern sie, wenn auch noch unklar über die Bedeutung und das letzte Ziel der Bewegung, sich gegen jene Unnatur erhob. Aber sie ist jetzt in einer bedenklichen Ungewißheit. Das Kaiserthum allein kann ihr die erforderliche Organisation der Volksgliederungen nicht ersetzen. Die Gliederungen sind da, wollen sich aber als solche nicht erkennen, nicht ineinander fügen. Man ist froh, einen Augenblick in Ruhe und Ordnung leben zu können, aber man hat keine Bürgschaften eines dauerhaften Gesundheitszustandes der immer noch tief zerrütteten Nation.

Jedenfalls kann die Heilung nur auf dem Wege gefunden werden, den die Plebiscite eingeschlagen haben, nämlich in der Einigung des Priesters, Bauern, Arbeiters und Soldaten gegen die Corruption des Mittelstandes in der Börse, Schule und Presse. Sollten dagegen, wenn auch nur vorübergehend, die alten, längst als unfruchtbar erkannten Heilmittel der „Staatskrankheit“ wieder beliebt werden, so würde das Uebel sich nur noch verschlimmern. Die Opposition in Frankreich, ausgehend von der gestürzten Bourgeoisie und vertreten vorzüglich von Männern der Börse, Schule und Presse, verlangt in der That nichts anderes, als die Wiederkehr der elendesten Regierung, die Frankreich je gehabt hat, die Wiederkehr der Parlamentsregierung, der Kammermajorität, die Tyrannei des Geschwätzes. Sie verlangt Preßfreiheit nicht für das Volk, sondern nur für ihre eigene Etourderie. Sie ist zudem der Kirche todtfeind, und wenn sie sich in ihrer Selbstsucht zu irgend einem Ideale aufschwingt oder dem Volke wenigstens eines vorspiegelt, so ist es jene durch politische Freiheit und durchgreifende Schulbildung vom Christenthum völlig emancipirte Menschheit. Wenn diese Partei etwa nach dem Sturze Napoleons wieder zur Regierung käme und ihr altes abgenutztes Spiel erneuerte, würde die Anarchie nicht lange auf sich warten lassen. Denn wenn sich das gemeine Volk von der Bourgeoisie bethören läßt, deren politische Stichwörter zu den ihrigen zu machen, so verliert es den natürlichen festen Boden, auf dem es steht und kann nicht anders als deliriren. Wenn der industrielle Arbeiter, wenn sogar der Bauer für Dinge schwärmen soll, die er weder kennt, noch versteht, noch braucht, und die allein den Kaufmann, Advokaten, Doctor 2c. interessiren, so schweift er über seine Sphäre hinaus und wird ein Narr oder ein blindes Werkzeug Anderer. Wenn vollends der Soldat und der Priester für jene Dinge schwärmen helfen, geht die ganze gesellschaftliche Ordnung aus den Fugen.

Gewiß ist es einer der wichtigsten Vorgänge in unserer entwicklungsreichen Zeit, daß der Bauer und Ouvrier angefangen haben zu begreifen, die Dinge, welche ihnen von Seiten der Bourgeoisie im Namen einer nationalen Opposition und uneigennützigen Freiheitsbegeisterung angeboten werden, seyen ihnen eben so unheilsam, wie es die Gesetze gewesen sind, durch die vorher der aufgeklärte Despotismus, die Bureaukratie oder der Polizeistaat, ihre alten Rechte und Existenzen von Grund aus erschüttert haben. In Frankreich zuerst haben Bauern und Ouvriers das lehrreiche Beispiel gegeben, den vulgären Kammerliberalismus, der ihre sociale Noth und Bedrängniß mit papiernen Verfassungen, Preßfreiheit 2c. zu heilen verspricht, eben so von der Hand zu weisen, wie die angebliche Humanität, mit der ihnen einst die aufgeklärte Bureaukratie Gütertheilung, Gewerbefreiheit, gleiche Erbberechtigung aller Kinder, dazu Emancipation von der alten Kirchenzucht, von den alten strengen Sitten, von den Corporationspflichten, endlich Aufklärung in Hülle und Fülle bescheert hat. Das gemeine Volk begreift endlich, daß auf keinem dieser Wege sein Bestes erzielt wird, und es hat noch Kraft genug in sich, um beide zudringliche Aerzte höflich auf die Seite zu schieben. Es wird zuletzt auch die Form finden, in der seine wahren Interessen wieder befriedigt werden können, in der es von langer socialer Unnatur zum Natürlichen zurückkehrt.

Roman.

Der Bauernkrieg (1798). Historisches Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert von Hendrik Conscience. Aus dem Flämischen übers. von Philipp Gigot. Mit 6 Originalillustrationen von Dujardin. Zwei Theile. Brüssel und Leipzig, Kießling und Comp. 1853.

Conscience, der beste belgische Dichter der Neuzeit, ist zugleich ein guter Patriot. Wir stellen ihn in dieser Beziehung rühmend dem holländischen Dichter Bilderdyk entgegen, der im Anfang des Jahrhunderts der lächerlichste Bewunderer der Franzosen und der classischen Schule war und alles Deutsche grimmig haßte und tief

Digitized by Google

zu verachten affectirte. In Conscience reagirt die vlämische Volksnatur gegen die falsche, von Frankreich her eingedrungene Bildung und Unnatur aller Art.

Der historische Roman, der uns hier vorliegt, handelt von dem tapfern Widerstande, welchen die vlämischen Bauern im Jahre 1798 ihren französischen Quälern und Unterdrückern geleistet haben. Die reichen österreichischen Niederlande waren von den Franzosen erobert und rein ausgeplündert worden. Anfangs behaupteten die Franzosen, sie kämen nur, um die Niederländer vom Joch der Oesterreicher zu befreien, und duldeten die Proklamirung einer unabhängigen belgischen Republik. Aber diese Unabhängigkeit war nur Schein. Die Franzosen blieben im Lande, spielten die Herren und scharrten ungeheuern Raub zusammen. Endlich dekretirten sie die völlige Einverleibung Belgiens in die französische Republik und nun wurde das Uebel noch ärger. Man muß erwägen, daß es auf dem ganzen Festland von Europa, nicht einmal Spanien ausgenommen, kein frommeres, seinen Priestern treueres Volk gab, als das vlämische. Um ihrer Kirche willen hatten die Niederländer sich gegen Josephs II. Neuerungen gewehrt. Jetzt verlor die Kirche nicht nur lang geehrte Rechte, wie sie Joseph II. hatte schmälern wollen, sondern ihren ganzen Bestand. Die französische Republik hatte das Christenthum abgeschafft, den christlichen Gottesdienst verboten, die Kirchen ausgeraubt und für andere Zwecke bestimmt, die Glocken eingeschmolzen, die Priester ermordet, deportirt oder verjagt. Alles das geschah nun auch in Belgien. Endlich wurde auch das Conscriptionssystem eingeführt und wurde die fromme Jugend des Landes gezwungen, in die verhaßten Armeen der Sansculotten überzutreten. Da kam es zum Ausbruch der lange unterdrückten Volkswuth. Die jungen Leute bewaffneten sich und schlugen sich mit den Franzosen herum, indem sie in Wäldern und Sümpfen sichere Verstecke hatten. Das vorzüglichste Gefecht fiel bei Hasselt vor, wo die belgischen Insurgenten 500 Todte verloren. Am Schlusse des folgenden Jahres änderte der 18. Brumaire das bisher herrschende System in Frankreich. Der erste Consul stellte wenigstens die Kirche wieder her und rief die deportirten Priester zurück. Das gereichte wenigstens einigermaßen den Belgiern zur Beruhigung, wie sehr sie auch noch andererseits durch die Handelssperre, durch die Conscription und durch die vereinigten Gebühren zu leiden hatten.

Von jener schlimmsten Zeit im Jahr 1798 nun gibt Conscience ein äußerst lebendiges Gemälde. Der Held seines Romans ist Bruno, ein junger Conscribirter und Insurgent, dessen Familie die altvlämische Frömmigkeit und Biederkeit repräsentirt. Die Leiden dieser Familie unter den tyrannischen Gesetzen, Einquartierungen und Mißhandlungen der Franzosen sind herzzerreißend, so daß sie denen in Onkel Toms Hütte wenig nachgeben. Wir müssen es gefühlvollen Leserinnen überlassen, die Einzelheiten im Roman selber nachzusehen und bemerken nur, daß der Verfasser beflissen gewesen ist, den Gegensatz des frommen und in seiner nationalen Eigenthümlichkeit braven und glücklichen Volkes mit den modernen Freiheits- und Gleichheitstheorien der französischen Republikaner recht grell hervorzuheben. Hier stellt er den alten frommen Kirchenglauben des Volkes dem ruchlosen, tief unsittlichen Pariser Vernunftcultus, dort die bäuerliche und bürgerliche Reinlichkeit und Wohlhäbigkeit eines germanischen Kernvolks der keltischen Cochonerie entgegen.

In einer Zeit, in der sich von Frankreich her neue Gelüste nach dem schönen Belgien geregt haben, ist eine patriotische Erinnerung, wie sie in dem neuen Roman des Herrn Conscience liegt, von doppeltem Interesse.

Wir freuen uns bei dieser Gelegenheit, daß die Patrioten und Gelehrten des unglücklicherweise seit Jahrhunderten politisch und kirchlich getheilten niederländischen Volkes für den bevorstehenden Herbst eine Zusammenkunft in Utrecht anberaumt und dazu auch solche deutsche Gelehrte eingeladen haben, von denen sie Sinn und Interesse für die stammverwandte niederländische Sprache und Literatur voraussetzen. Niederländer und Deutsche waren sich bisher nur zu sehr entfremdet, und unter den Niederländern selbst standen sich Vlämingen und Holländer nur zu schroff entgegen. Sie alle wurzeln in derselben reichen und urkräftigen Nationalität, deren sich wieder bewußt zu werden eine ehrenvolle und dringende Aufgabe ist. Niemals würde Frankreich auf Kosten der deutschen Grenzprovinzen so ungeheure Vortheile errungen haben, wenn nicht die französische Sprache und Bildung in langen Friedenszeiten schon alle die Eroberungen vorbereitet hätte, die nachher durch französische Kriegsheere gemacht wurden. Festhalten an der alten Sprache, Volksthümlichkeit und Gesinnung ist die dauerhafteste Schutzwehr gegen einen bösen Nachbar.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 51. 25. Juni 1853.

Naturgeschichte.

Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich von Tschudi. Leipzig, J. J. Weber, 1853.

Ein reichhaltiges Buch. Man wird dadurch so recht in die lebendige Mitte der Alpenlandschaften versetzt und erhält eine Menge der interessantesten Belehrungen über das Leben und Treiben der Thiere.

Zuerst entwirft der Verfasser ein großartiges Bild von der Alpenwelt überhaupt, als der hohen Grenzscheide zwischen den romanischen und germanischen Gebieten. Die Alpen sind sehr reich an Formen. Von den einfacheren oder auch erhabeneren Formen der Hochalpen, die gegen das Westende des ganzen Gebirgsstocks am höchsten ansteigen und dann rasch abfallen, unterscheiden sich die schroff anliegenden Kalkgebirge, dann die weiter abwärts liegenden Gebirgslabyrinthe, z. B. Graubünden: „Die Gebirge von Graubünden ermangeln der Tendenz, nach großen Alpenrücken hinzustreben und in ihnen aufzugehen. Die höchsten Eiskolosse liegen nicht in ihm; dagegen verzweigt sich der Wald von Gebirgsarmen wunderbar in seiner halb südlichen, halb nördlichen Natur und gewährt den schwer zu beherrschenden, labyrinthartigen Anblick von zahllosen Bergrücken, Hochebenen und Hochthälern, Durchbrüchen, Einsattlungen, Waldlabyrinthen, vereinzelten nackten Alpfirsten, weidereichen Bergterrassen und trümmervollen, finstern Schluchten."

Dann werden die atmosphärischen Phänomene beschrieben, z. B. „die merkwürdige Erscheinung, daß oft die hohen Wolken mit rasender Eile in hundertfältiger Verschiebung vom Südwind gepeitscht nach Norden jagen, während die tieferen Wolkengehänge an den Bergen ganz stille stehen oder langsam nach Süden ziehen. Man pflegt dann zu sagen: ‚der Ober- und der Unterluft (Luft als Masculinum bedeutet im Gebirge Wind) streiten mit einander'." Sehr ausführlich wird der Föhn (Südwind) in seinen auffallenden Wirkungen geschildert. Eben so die Lawinen und die dabei vorkommenden seltsamen Luftbewegungen. „Der Bewohner der Ebene macht sich selten einen richtigen Begriff von den wunderbaren Sturmbewegungen, von denen eine solche Staublawine begleitet ist. Der Luftzug strömt stoß- oder schußweise rechts und links etliche hundert Schritte weit neben dem Lawinenzug, schießt aber in seiner ganzen Breite unten über die liegen bleibende Schneemasse hinaus, prallt oft an der gegenüberliegenden Bergwand an oder verliert sich in der Weite des Thales, wo er noch auf eine halbe Stunde weit die Fenster und Thüren der Wohnungen erschüttert und die Kamine von den Dächern hebt. In den Wäldern reißt dieser Sturm auf beiden Seiten oft 1000—2000 der stärksten, ältesten Bäume nieder, hebt Menschen und Thiere auf und schleudert sie in die Tiefe, zerbricht im Thale noch weit vom Lagerplatz des Schneesturzes die gewaltigsten Nuß- und Apfelbäume und Ahorne, legt schwere Frachtwagen auf die Seite und reißt ganze Ställe zusammen. Doch ist diese Luftstreichung ziemlich enge abgegrenzt und außerhalb ihrer scharfgezogenen Grenzlinie schwankt kein Baumast." Sehr merkwürdig ist folgende Notiz: „In Wallis herrscht in einigen höhern Thälern die ingeniose Sitte, die Lawinen fest zu nageln, indem die Leute im Vorfrühling zu den bekannten Lawinenbruchstellen, an die Quellen der Schneeströme, hinaufsteigen und dort auf der ganzen geneigten Fläche eine Anzahl Pflöcke in den Boden treiben, damit bei der Schneeschmelze nicht das ganze Lager in Gang gerathe. So furchtbar und unaufhaltsam der entwickelte Sturz ist, mit so kleinen Gegenmitteln kann doch sein Beginnen verhindert werden. Hat man ja doch schon bemerkt, daß periodische Lawinen ausgeblieben sind, wenn die Wildheuer im vorangehenden Som-

Digitized by Google

mer verhindert waren, gewisse Grasgesimse abzuscheren, worauf die langen, dürren Grashalme in den Schnee festfroren und diesen zurückhielten, daß er nicht in die Tiefe stürzte und dort den Gang einer Lawine anregte! In mehreren sehr ausgesetzten Thälern der rhätischen Alpen schützen die Einwohner ihre Häuser durch zwei giebelhohe Erd- und Steinwälle, die in einem spitzen Winkel gegen die Lawinenseite zusammentreffen, sogenannte Spaltecken, welche den Schneestrom zertheilen, daß er zu beiden Seiten der Wohnung unschädlich abfließt. Oft hüpfen aber die Staublawinen auch über den Wall und das Dach weg. Auf solche Weise ist in Davos die Frauenkirche geschützt und viele Häuser im Mayen-, Bedrettothale und anderwärts."

Von den Gletschern wird unter anderem angeführt, welcher auf den ersten Blick für den Unkundigen unbegreifliche Unterschied bei dem sogenannten „Reinigen der Gletscher" stattfinde. „Der Gletscher muß sich reinigen," sagen die Leute; „er duldet weder den Block noch das Sandkorn in seinem Körper, und nach vieljähriger Wanderung durch gewundene Betten, nachdem Millionen fremde Gegenstände, Trümmer, Moder, Laub und Sand auf ihn gefallen, erscheint er an seinem untern Ende so klar und rein, daß selbst das Vergrößerungsglas keine Spur eines fremden Körpers in ihm zu entdecken vermag. Der Grund dieses auffallenden Phänomens liegt ohne Zweifel in der fortwährenden Entwickelung der Gletschermasse, die mit unendlicher Spannkraft das Fremdartige abstößt, empor-, hinausdrängt; doch ist die genaue Erklärung noch nicht gegeben. Dabei ist es auffallend, daß die organischen Körper sich entgegengesetzt verhalten und sofort in die Firn- und Gletschermasse einsinken. Blätter, lebende und todte Insekten, todte Gemsen sinken mit scharf begrenzten Umrissen verhältnißmäßig tief ein, indem sie der Eismasse Sauerstoff entnehmen und diese, soweit ihr Körper reicht, auflösen. In dieser aber geht die Zersetzung sehr rasch vor sich. Wie die Gemse eingesunken ist, werden nach einiger Zeit die reinen kalkigen Knochen wieder ausgestoßen. Ein versunkenes Pferd verschwand im Griesgletscher ganz; im folgenden Jahre wurden die kahlen weißen Knochen vollständig wieder ausgestoßen, nachdem sie von allen fauligen Theilen gereinigt waren."

Ein nicht minder charakteristischer Gegensatz zeigt sich in den Aussichten von den höchsten Alpengipfeln herab. „Saussure bemerkte, daß auf dem Montblanc selbst am hellsten Tage ein gewisses magisches Dunkel herrsche und die Sonne matt, kraftlos, mondlichtartig scheine. Die Fernsicht wird dadurch sehr beschränkt. Schon bei 10,000′ ü. M. bemerkt man ein Dunklerwerden und Sichverengen des Gesichtskreises, der in lasurfarbenen, grünen und schwärzlichen Tinten verschwimmt und oft dünne Nebelmassen auf dem Lande zeigt, die tiefer unten unsichtbar sind. Dagegen treten alle Umrisse bei hellem Mondlichte viel deutlicher als bei hellem Sonnenlichte hervor und in solchen Nächten sieht man nicht nur viel weiter, sondern auch viel klarer als bei Tage — eine Erscheinung, die aus den Dunstverhältnissen der Atmosphäre zu erklären ist."

Aus der Pflanzenwelt der Alpen hier nur ein kleines Bild: „Eine ausgezeichnete Erscheinung bilden in den meisten Wäldern die gewaltigen Wettertannen, im Waadtlande ‚Gogants' genannt, deren wie zum Schutze abwärts geneigte Aeste schon 6—8 Fuß über dem Boden beginnen und bis zum Gipfel eine schöne, üppige, schwarzgrüne Pyramide bilden. Hundertjährige, ellenlange, meergrüne Bartflechten, die letzte Zuflucht der hungrigen Gemsen im schneereichsten Winter, triefen von den schweren Aesten herab; gar häufig sind ihre Gipfel vom Blitz zerschmettert und der Stamm zerrissen; aber die gewaltigsten Aeste richten sich selbständig wie eigene Bäume um den morschen Mutterstamm auf. Ziegen, Schafe, Kühe, Hasen und Hühner suchen unter ihnen Schutz vor Platzregen und Schneegestöber; die wilde Katze und der Luchs lauert gern in ihrem dichten Gezweig; in ihren Wurzeln gräbt der Fuchs seine Höhle, an dem Kelche ihres rissigen Stammes hämmert der dreizehige Specht und meiselt hühnereigroße Löcher aus; in ihrem Nadelmeere birgt sich die Ringamsel und der Birkhahn. Nicht selten erreichen sie eine Höhe von 100—130 Fuß und halten noch 2 Fuß über dem Boden 4—5 Fuß im Durchmesser. Ihr Alter ist sehr groß; im hundertsten Jahre halten sie erst etwa 15 Zoll und im hundertundfünfzigsten 20—24 Zoll im Durchmesser; einzelne Veteranen haben wohl mehr denn drei Jahrhunderte durchlebt."

Aus diesen wenigen Proben wird man zur Genüge erkennen, welcher Reichthum von Naturansichten im vorliegenden Werke geboten ist. Den Hauptinhalt macht aber das Thierleben aus, zu dem wir die Betrachtung hinüberführen.

Herr von Tschudi charakterisirt die Thiere der Alpenwelt vortrefflich und man sieht es seinem Werke an, daß er nicht nur mit Fleiß fremde und ältere Beobachtungen benutzt, sondern selbst beobachtet, selbst erlebt hat. Das Einzige, was wir in seinen ansprechenden und belehrenden Thierbildern vermissen, ist die Rücksicht auf die Volkssage und den Volksaberglauben, wovon der Verfasser wohl mehr hätte mittheilen können.

Wir geben auch von diesen Thierbildern einige Pro-

Digitized by Google

ben, z. B. das Bild der Schnepfe, das wir unsern Gourmands empfehlen, weil sie daraus lernen, aus welchen Bestandtheilen das Köstliche der Schnepfen gewonnen ist. „Die Waldschnepfe (Scolopax rusticola) ist die einzige ihres Geschlechtes, die durch die ganze Bergregion, wenn auch immer selten, vorkommt. Sie sieht einem Rebhuhn ziemlich ähnlich, nur unterscheidet sie auf den ersten Blick der lange Schnepfenschnabel und die großen Augen. Man gewahrt sie selten in den feuchten Büschen und Brüchen der Wälder, da sie nur in der Dämmerung ausfliegt, um Würmer und Larven zu suchen. Ihr Flug ist schwerfällig, ruckweise und oft von einem knarrenden Laute begleitet; mit großer Leichtigkeit schwenkt sie um Büsche und Bäume. Wenn sie abgesessen ist, sondirt sie den Boden, steckt den langen, spitzen Schnabel tief in die Erdlöcher, um Thierexcremente und einen Käfer oder Wurm herauszuholen, und legt sich beim geringsten Geräusch platt ins Moos nieder. In kleinen Gruppen ziehen diese sonderbaren Schnepfen im October und April des Nachts durch das Revier; einige Paare bleiben liegen und brüten bei uns. Bekanntlich werden sie für einen Leckerbissen gehalten und unausgeweidet gebraten und genossen. Der beim Kochen ausfließende Unrath oder, wenn man sie ausnimmt, die ungereinigten Eingeweide werden auf Brod als ‚Schnepfendreck‘ gegessen. Unstreitig rührt der berühmte Wohlgeschmack dieses Gerichtes sowohl von den halbverdauten Mistkäfern, als auch von den vielen Eingeweidewürmern her, von denen diese Schnepfe häufig geplagt ist."

Wenige Leser werden wissen, was es eigentlich mit den berühmten Kukukseiern für eine Bewandtniß hat. Hier die Erklärung: „Beim Kukuk reifen die Eier nur langsam und in großen Zwischenräumen; innerhalb 6—7 Wochen legt das Weibchen nur 4—6 Eilein, so daß es, wenn es dieselben selbst ausbrüten wollte, damit und mit der Ernährung der Jungen fast ein Vierteljahr zu thun hätte; oder es würden die ersten Eier faul, ehe das letzte gelegt wäre." Er muß also die Eier in fremde Nester legen gerade zu der Zeit, in welcher der kleinere Vogel, dessen Nest er dazu benutzt, selbst seine Eier legt. Die Sorgfalt des Kukukweibchens, ein solches Nest zu finden, ist ungemein groß; hat sie es aber gefunden, so kümmert sie sich um ihr Ei nicht mehr. Es ist merkwürdig, daß das Kukuksei außerordentlich klein ist und insofern für das Nest einer Grasmücke, sogar eines Zaunkönigs paßt. Aber „der dem Eilein entschlüpfte sehr kleine Kukuk wächst außerordentlich rasch und bald muß sich die kleine Braunelle oder der Zaunkönig alle Mühe geben, das Pflegekind zu erhalten, das weit größer ist als sie selbst. Nur sehr selten geschieht es, daß sie es wirklich aufgeben und verlassen; dagegen hat man Züge rührender Treue bemerkt, z. B. wie eine Bachstelze die Zugzeit im Herbste versäumte, um mit größtem Fleiße ihren jungen Kukuk zu erhalten, der in einem Baumloche steckte und zu groß gewachsen war, um durchzukommen."

Etwas aus der Insektenwelt: „Am auffallendsten ist für den Alpenwanderer zunächst die stetige dunkle Färbung der Alpenkäfer (wie überhaupt der meisten alpinen Insekten). Sowohl die in Höhlen als die auf den Pflanzen oder im Miste und Wasser wohnenden werden immer einfärbiger, je höher wir aufsteigen. Diejenigen, welche in den Alpen ihre größte Verbreitung haben, sind sämmtlich schwarz oder schwarzbraun, und die, welche in tiefern Zonen in schimmernde Farben gekleidet sind, werden in der Höhe einfach schwarz. Eine Menge grüner und kupferfarbiger Käfer werden in den obern Alpen rein schwarz, wenige nur stahl- und schwarzblau; goldgrüne, braune und olivenfarbene blassen ebenso ins reine oder bläuliche Schwarz ab, selbst die gelbe Chrysomela alpina wird in den Alpen schwarz. Woher dieser auffallende Wechsel, der sich ähnlich bei den hochnordischen Käfern, besonders denen Lapplands findet, während doch bei den Pflanzen die Blüthen nach der Höhe zu ein viel intensiveres Colorit und Aroma annehmen? Die Knospen und Blüthen leben nur in Luft und Licht. Die dünnere Alpenluft begünstigt die kräftigere Einwirkung der Sonnenstrahlen und damit die kräftigere Färbung der Blumen. Die Insekten der Alpen aber leben den größten Theil des Jahres (bei 5000′ ü. M. 7½ Monate, bei 7000′ ü. M. fast 10 Monate lang) unter der festen Decke des Schnees in dunkler Nacht und verwandeln sich theilweise in diesen Grüften. Sie sind dadurch einen großen Theil ihres Lebens den lebhaften Wirkungen des Lichtes entzogen und tragen darum die dunkle Tracht ihrer Heimath."

Etwas von Füchsen: „Ein Senn beizte regelmäßig im hohen Winter den Füchsen mit Aas ꝛc. und schoß allwöchentlich etliche Füchse weg, was die übrigen zwar vorsichtiger machte, aber nicht vertrieb. Dabei ereignete sich öfter eine häßliche Scene. Ein Fuchs war nicht ganz getödtet, sondern nur schwer verwundet worden und schleppte sich mühsam aus der Weide. Die übrigen folgten und wie auf ein Zeichen fielen sie über ihn her und zerrissen ihn. Jeder trug ein Stück dem Berge zu, und die, welche keins eroberten, suchten noch lange im Schnee nach einem Knöchelchen oder Pelzfetzen. In der Folge wiederholte sich das Schauspiel, wenn ein Fuchs auch noch so leicht verwundet war; ja wenn er nur ein paar Tropfen Blutes verloren, fielen seine Gefährten

Digitized by Google

wie wüthend über ihn her.“ Von den Wölfen hat man ganz das Nämliche beobachtet.

Es versteht sich von selbst, daß die Murmelthiere, Gemsen und Steinböcke, als eigenthümlich alpine Thiere, auch aufs ausführlichste charakterisirt sind. Der Verfasser theilt besonders viele Anekdoten von Gemsenjägern mit. Deßgleichen von Lämmergeiern. „Im berner Oberlande wurde Anna Zurbuchen von ihren Eltern als dreijähriges Kind auf die Berge beim Heuen mitgenommen und in der Nähe eines Stalles auf die Erde gesetzt. Bald schlummerte das Kind ein. Der Vater bedeckte das Gesichtchen mit einem Strohhut und ging seiner Arbeit nach. Als er bald darauf mit einem Heubunde zurückkehrte, fand er das Mädchen nicht mehr und suchte es eine Weile lang vergeblich. Während dessen ging der Bauer Heinrich Michel von Unterseen auf einem wilden Pfade dem Bergbache nach. Zu seinem Erstaunen hörte er plötzlich ein Kind schreien. Dem Tone nachgehend, sah er bald von einer nahen Anhöhe einen Lämmergeier auffliegen und eine Zeit lang über dem Abgrunde schweben. Hastig eilte der Bauer hinauf und fand am äußersten Rande das Kind, das außer am linken Arm und Händchen, wo es gepackt worden war, keine Verletzung, wohl aber bei der Luftfahrt Strümpfe, Schuhe und Käppchen verloren hatte. Die Anhöhe war etwa 1400 Schritte vom bewußten Stalle entfernt. Das Kind hieß fortan das ‚Geier-Anni‘. Die Geschichte wurde im Kirchenbuche von Habchern verzeichnet.“

Zum Schluß spricht Herr von Tschudi auch von den zahmen Thieren und gibt einige sehr interessante Notizen über die Alpenkühe. „Wenn eine Kuh in der Alp todtfällt oder sonst geschlachtet wird und man die Unvorsichtigkeit begeht, das halbverdaute Futter im Magen und den Inhalt der Gedärme auf den Boden zu schütten, so wird diese Stelle zum allgemeinen Kampfplatze. Nach kurzer Zeit erscheint sicherlich hier eine Kuh, die vielleicht noch eben in der Ferne geweidet hat, mit allen Zeichen höchster Aufregung und treibt sich scharrend und brüllend um die Stelle, oft wie tollgeworden den Boden mit den Hörnern aufwühlend. Dies ist das Signal zur Sammlung für die ganze Heerde. Mit dumpfem Gebrüll eilen die Thiere herbei und nun beginnt ein Hörnerkampf, von dessen Heftigkeit und Hartnäckigkeit man sich schwerlich einen richtigen Begriff macht und dessen Ende trotz aller Anstrengung der Sennen nicht selten schwere Verwundung oder der Tod einer Kuh ist. Selbst wenn der Inhalt jener Eingeweide rein weggekehrt oder fußtief im Boden vergraben worden, so wird doch jede Kuh der Heerde diese Stelle nur mit der größten Unruhe berühren. Das sind Thatsachen, die sich mit der größten Regelmäßigkeit wiederholen, aber natürlich in der Regel mit aller Sorgfalt vermieden werden.“

Wenn das Buch seines interessanten Inhalts wegen eine zweite Auflage erleben sollte, ersuchen wir den Herrn Verfasser, in die Ueberarbeitung auch Einiges vom Volksglauben und Aberglauben einfließen zu lassen. Hat es auch für die Naturkunde keinen Werth, doch für die Volkskunde.

Volksschriften.

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung. 1stes bis 14tes Bändchen. Leipzig, Brockhaus 1853.

Der Plan dieses Werkes ist, in kleinen Bänden von 3—5 Bogen je einen Gegenstand von allgemeinem Interesse umfassend, aber populär abzuhandeln. Sehr bedeutende Kräfte sind dafür gewonnen; wir erwähnen z. B. das zweite Bändchen „der gestirnte Himmel,“ welches den berühmten Astronomen Mädler, das vierte Bändchen „die Bibel,“ welches den berühmten Theologen Tholuck zum Verfasser hat. Im ersten bespricht Heinrich Ritter die „Unsterblichkeit,“ im dritten Oskar Schmidt „das Mikroscop,“ im fünften Hehl „die Krankheiten des Kindesalters,“ im sechsten Köstlin „die Geschwornengerichte,“ im siebenten Daniel „Deutschland,“ im achten Unger „die Lebensversicherungen,“ im neunten Mädler „Sonne und Mond,“ im zehnten Haffner „das Slaventhum,“ im eilften Marchand „das Gold,“ im zwölften Hübner „Schutzzoll und Handelsfreiheit,“ im dreizehnten Reichenbach „die Künstler unter den Thieren,“ im vierzehnten Bergmann „die Telegraphie.“

Das ist nun freilich sehr Vielerlei und werden im Plan hundert Bändchen nicht ausreichen, um alles Interessante aus allen Fächern auszuziehen. Allein wir können das Unternehmen nur loben, zumal da es jedem Leser die Wahl läßt, sich die Bändchen, die ihn besonders interessiren, einzeln zu kaufen. So kann sich Mancher eine nützliche Belehrung wohlfeil aneignen, die er außerdem in gelehrten Spezialwerken oder umfassenden encyclopädischen Werken mühsam suchen müßte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 52. 29. Juni 1853.

Biographie.

Beiträge zur italienischen Geschichte. Von Alfred von Reumont. Zwei Bände. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1853.

Wieder eine reiche Ausbeute aus dem Studium italienischer Spezialgeschichte, in denen der Verfasser Meister ist.

Die erste Hälfte des ersten Bandes umfaßt eine Charakteristik der italienischen Diplomatie. „Wie in der Bildungsgeschichte des Mittelalters Italien den ersten Platz einnimmt, so bietet auch in dem die internationalen Beziehungen umfassenden Kreise geistiger und geschäftlicher Thätigkeit kein Land vielleicht zu so fruchtbarer Betrachtung Stoff. Es ist gewiß keine unbedeutende Seite der vielgestaltigen, seit den griechischen Republiken nicht mehr dagewesenen großartigen Regsamkeit, welche von der Zeit an, wo der immer mehr abgeschwächte Einfluß der deutschen Kaiser die nationale Gestaltung der Halbinsel nicht mehr dauernd zu hindern im Stande war, bis zur Epoche, wo das Land wieder hineingezogen ward in den Strudel der das Mittelalter begrenzenden gewaltigen politischen Umwälzungen, im italienischen Leben und Wirken uns entgegentritt. Von den frühesten bis zu unsern Zeiten haben die Italiener den Ruhm bewahrt, ausgezeichnete Diplomaten zu seyn. Manches kam den Italienern dabei zu statten. Neben den zahlreichen staatlichen Wechselbeziehungen und der verallgemeinerten Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, besonders ihr feiner politischer Verstand und jene Gewandtheit im Unterhandeln, welche freilich oft in Verschlagenheit und Intrigue ausgeartet ist."

Wie uns scheint, hätte Herr von Reumont die päpstliche Diplomatie voranstellen sollen, die er erst hinter der florentinischen und venetianischen bringt und der er auch erst im 15. Jahrhundert Wichtigkeit beilegt. Die päpstliche Diplomatie war schon in viel älteren Zeiten aufs trefflichste ausgebildet und fand auch schon lange vor dem 15. Jahrhundert ihr Gegengewicht in der überaus gewandten Diplomatie der fränkischen und deutschen Erzbischöfe. Herr von Reumont beginnt seine Darstellungen erst mit den stehenden Gesandtschaften, ihren regelmäßigen Berichterstattungen, ihrer Spionage ꝛc. Die venetianischen Gesandten zeichneten sich vor allen aus, und ihre umfassenden und scharfblickenden Berichte sind heute noch wichtige Geschichtsquellen. Diplomatische Leser werden in der vorliegenden Abhandlung Alles finden, was in jenen ältern Zeiten das Aeußerliche des Gesandtschaftswesens betraf.

Die zweite Abhandlung enthält das Leben der berühmten Vittoria Colonna, welches, anderwärts oft als Roman und Schauspiel behandelt, hier treu historisch wiedergegeben ist. Dann folgt in kleinerem Umfang das Leben und die Charakteristik des Agnola Firenzuola, eines italienischen Novellendichters aus dem 16. Jahrhundert. Endlich die tragische Geschichte der Herzogin von Paliano, die von ihrem eifersüchtigen Gemahl in den Armen ihres Liebhabers ermordet wurde.

Im zweiten Theil tritt uns zuerst die interessante Geschichte der berühmten Grablegung von Raphael entgegen. Dieses Bild ließ die reiche Frau Atalanta Baglioni zu Perugia für die Grabeshalle ihres in jener Stadt herrschenden Geschlechtes verfertigen (im Jahr 1507), nachdem sieben Jahre vorher in einem greulichen Blutbade ihr Neffe Astorre und mehrere andere Männer und Jünglinge des Geschlechts gefallen waren. Diese Geschichte ist in hohem Grade tragisch. Perugia, heißt es, war festlich geschmückt. „Es war Astorre's Vermählung mit Lavinia Colonna, die mit größtem Glanze gefeiert ward. Lavinia war die Tochter Giovanni Colonna's und Giustina Orsini's; Vermittler der Heirath war König Federigo von Neapel, der letzte und

Digitized by Google

der beste der unächten Arragonesen, welche fast ein halbes Jahrhundert lang den Süden des italienischen Festlandes beherrschten. Es war am Vorabende des St. Peter- und Paulfestes, am 28. Juni, als die Hochzeit stattfand. Die Braut traf ein, begleitet von Gesandten und zahlreichen Frauen. Vorauf Trompeter und Pfeifer und andere Musik, so daß es weit schallte über Ebene und Hügel. Messer Astorre war vom Kopfe bis zum Fuße in Goldbrocat gekleidet; um seinen Nacken hing eine schwere goldene Kette, die ihm für kriegerischen Dienst von der Signorie von Venedig geschenkt worden war. Auch die Kleider der Braut waren von Goldbrocat; die seidenen Aermel dicht besetzt mit feinen Perlen; Perlenschnüre reich und kostbar auch zum Kopfputz verwandt. Die Sippschaft und Freundschaft der Baglionen nicht nur, sondern die ganze Stadt beeiferte sich, das Brautpaar zu ehren, mit Ausnahme eines der Bezirke, jenes von Pota Sant'Angelo, der immer zu Gunsten der Ausgewanderten sich erklärt hatte. Alle übrigen Stadttheile veranstalteten Festlichkeiten und ordneten Genossenschaften von Jünglingen und Jungfrauen. Alle Bürger kleideten ihre Kinder festlich je nach Vermögen und Stand. Nimmer sah man so viele Anzüge von Brocat und Goldstoff, von Sammt und Seide; selbst die Dienerschaft der Baglionen war all in Brocat gekleidet. Jeder Stadttheil wollte einen besonderen Triumphzug aufführen und ein Gastmahl halten. Die ganze Stadt war in festlicher Bewegung und die folgenden Tage hindurch folgte ein Freudenfest dem andern, — Gastmahle, Tänze, Aufzüge, Turniere. — Es war während dieser Feste, als im Kreise der Familie selbst ein Plan ausgesonnen ward, der das in Gastmählern und Aufzügen schwelgende, in Tönen schwimmende Perugia mit Entsetzen und Verwirrung füllen sollte. Carlo Bariglia, ehrgeizig und hochfahrend, blickte mit Neid auf die reicheren, angeseheneren, mächtigeren Verwandten. Sein Neid entflammte sich zum Haß, als er glaubte, daß er durch diese von der Theilnahme an den Aemtern entfernt gehalten werde. Es konnte nicht fehlen, daß er bald solche fand, die seine Gesinnungen theilten. Der Bastard Filippo, von den Häuptern des Geschlechts stillschweigend anerkannt, aber ohne der Ehren theilhaftig zu seyn, hoffte bei einem Wechsel seine falsche Stellung mit einer bessern zu vertauschen, und als Carlo ihn zum Edelmann zu machen vorschlug und ihm gleiche Berechtigung mit den Uebrigen verhieß, ging er leicht auf dessen Pläne ein. Eine Hauptstütze fanden dieselben in Girolamo della Penna, Carlo's Schwager, wegen früherer Mißhelligkeiten mit den Baglionen entzweit, Anhänger der in der Verbannung befindlichen Della Staffa und Oddi und in steter Verbindung mit Ausgewanderten und allerlei Abenteurern, zu welchen seine zügellose Lebensweise ihn hinzog. Diese drei waren es, welche einen Anschlag auf das Leben der herrschenden Baglionen ersannen. Hülfe ward ihnen von mehreren Seiten her verheißen. Die peruginischen Ausgewanderten suchten auf solche Weise Rache zu nehmen an ihren Gegnern, und sie fanden die Zustimmung, die sie suchten." Die Verschwornen wagten aber keinen offenen Angriff, sondern nahmen ihre Zuflucht zu feigem Morde. „Die Nacht rückte vor, eine stille sternenhelle Sommernacht. Da fiel von der Loggia des Hauses Messer Guido Baglioni's, des ältesten der Familie, in welches Carlo durch nachgemachte Schlüssel Eingang sich verschafft hatte, ein schwerer Stein auf die Straße. Auf den dumpfen Schall eilten die Verschwörer ans Werk. Der Bastard Filippo war der Erste. Astorre Baglioni schlief neben der ihm eben angetrauten Gemahlin in Grifonetto's Hause, als er Filippo's Stimme an der Thüre vernahm. Arglos stand er auf um zu öffnen: erst als er die vielen Waffen sah, erkannte er den Verrath. Er selbst hatte keine Waffe. Seine junge Gattin warf sich über ihn: auch sie trafen die Dolche Filippo's und Ottaviano's della Cornia, die ihm zahllose Stiche versetzten. ‚Unseliger Astorre, wie eine Memme endest du!' Es waren die letzten Worte des Sterbenden. Und Filippo riß ihm das Herz aus dem Leibe und biß hinein wie ein Rasender, und die nackte und blutende Leiche wurde die Treppe hinabgeschleppt und auf die Straße hingeworfen." Auch Astorre's Vater und Bruder und ein weiterer Verwandter fielen unter den Dolchen der Mörder. Diesen edlen Todten zu Ehren nun ließ Atalanta, Astorre's Tante, das Bild der Grablegung von dem damals erst 23jährigen Raphael malen.

Sehr interessant ist auch das folgende Lebensbild aus der Geschichte von Lucca „Francesco Burlamachi." Wir lernen hier die zügellose Demokratie der Zünfte und die ersten Reformationsbestrebungen in Lucca kennen; der Held der Geschichte aber ist ein italienischer Patriot, der damals die Vereinigung Lucca's mit Toscana und überhaupt die Unabhängigkeit Mittelitaliens dem Papst und Kaiser und den Medici's zum Trotze erkämpfen wollte. Er wurde gefangen gesetzt und zu Tode torquirt.

Hierauf ein venetianisches Bild „Antonio Foscarini und Paolo Sarpi," worin der Justizmord des ersteren beleuchtet wird. Sodann ein reiches Bild aus Corsica „Paoli." Dieser Paoli ist eine merkwürdigerweise in unsere Zeit hineinragende Persönlichkeit aus dem Mittelalter. Wie er seine Insel gegen fremde Ueberwältigung

Digitized by Google

vertheidigt und die inneren Parteien bekämpft hat, das alles erinnert an ältere Zeiten und Charaktere. Für die Anmaßung, so alte Poesie in die neue Zeit überzutragen, empfing er aber auch die Strafe, indem ihn das Schicksal verurtheilte, Söldner Englands zu werden und der allernüchternsten und unpoetischesten Politik von der Welt zu dienen. Ueber seine militärischen Fähigkeiten ist sehr verschieden geurtheilt worden. Der Verfasser schließt sich Napoleons Urtheil an, der sie nicht hoch anschlug.

Dann eine kleine Erinnerung an die Entführung der reichen Kunstwerke aus Florenz und an deren Zurückführung. Mit Recht bemerkt Herr von Reumont nicht ohne preußischen Stolz, daß es preußische Grenadiere gewesen seyen, unter deren Schutz die toscanischen Commissäre alle die Herrlichkeiten zurückgeführt hätten, welche jetzt die Tribuna schmücken. — Ferner ein Excurs über die Stellung und Politik Savoyens zwischen Deutschland und Frankreich, bei welchem Anlaß Herr von Reumont auf das tragische Geschick Carlo Albertos aufmerksam macht und dessen Leben italienischen Geschichtschreibern als einen reichen und höchst interessanten Stoff empfiehlt. — Eine Erinnerung an Paolo Renier, einen der letzten und am wenigsten bekannten Dogen von Venedig.

Zuletzt das Leben und die Charakteristik des unglücklichen Grafen Giacomo Leopardi, in dem „der Schmerz Italiens" personificirt war. „Von seiner Jugend an verfolgte ihn das Unglück. Er hatte den Keim der Krankheit, die ihn die Hälfte seiner wenigen Jahre hindurch so entsetzlich elend machte, mit in die Welt gebracht. Noch Jüngling war er, so begannen die Leiden, die ihm um so furchtbarer waren, weil sie mit dem Körper auch den Geist ergriffen, weil sie ihn in seinen Studien hemmten, weil sie ihm für den Rest seiner Tage die trostlose Zukunft des Siechthums versprachen. Er war klein und verbildet, sein großer Kopf schien zu schwer für den ärmlichen Leib, seine blasse Farbe und etwas matter Blick deuteten auf seine Krankheit; wie denn der Ausdruck des Leidens vorherrschend war in den feingeschnittenen Zügen und dem blauen Auge, in der Art der Rede endlich, wenn nicht der Gegenstand ihn lebendig ergriff. Die Heilkundigen untersagten ihm jegliche Beschäftigung, und in dumpfem verzweifelnden Brüten brachte er die Tage hin." Auch seine Dichtungen sind nur ein langer Weheruf. „Leopardi ist eine zu subjektive Natur. Es mangelt ihm das Vermögen, sich frei zu machen von dem, was ihn bedrückt, und nach andern Seiten hin Welt und Leben wahr und gerecht aufzufassen. Er zieht uns an und interessirt und rührt uns, aber wir fühlen, daß es in der Poesie noch eine andere Sphäre gibt, höhere, freiere, sonnigere Räume. So war der Dichter. Aber wie in seinen Dichtungen alles Weh seines Vaterlandes, alles Weh der Menschheit sich zu concentriren schien, wie es uns bisweilen zu Muthe ist, als wären die Thränen Italiens, ja der Welt aufgestaut in seiner Seele, als strebte er vergebens sich Luft zu machen vor ihrem erdrückenden Andrange, so sind auch jene Schriften, in welchen er seine Ansichten und Erfahrungen von Welt und Leben in mehr schmuckloser Rede aussprach, Zeugnisse derselben Gesinnung, derselben Empfindungsweise. Nirgend ist Bläue des Himmels, nirgend die Heiterkeit eines wolkenfreien Horizonts, nirgend das stille Abendroth beim Sonnenuntergang, das einen glücklicheren Tag verkündet." Leopardi's Dichtungen sind 1837 von Kannegießer ins Deutsche übersetzt worden. Lauter düstere Bilder. Eines der vorzüglichsten beschreibt den Untergang der italienischen Regimenter im russischen Winter von 1812, worin es heißt:

O Vaterland! Nun sieh uns fern von dir,
Da hoffnungsvoller unsre Zeit geworden,
Fremd aller Welt allhier
Den Tod für die erleiden, die uns morden.

Des Nordens Wüstenei vernahm die Klagen,
Der Sturm der Wälder auch vernahm ihr Weh.
So kamen sie zum Ziele;
Die Leichen, unbeachtet offen lagen
Zerfleischt, zerstückt sie von dem wilden Thier
Auf grausem Meer von Schnee.
Nun wird der Edlen, Hehren Name gleich
Und eines seyn auf immer
Mit Feigen und mit Schlechten. Theure, ihr,
Wenn euer Leid gleich nie sein Ende findet,
Beruhigt euch, und Trost verleih' es euch,
Daß Trost ihr nun und nimmer
In jetz'gen und künft'gen Zeiten findet.
Ruht aus an eures ew'gen Jammers Brust.

Kaum gibt es in der gesammten Poesie der Welt einen schneidenderen Weheruf, als diesen.

Wir bemerken aus diesem Anlaß, daß Herr von Reumont, jetzt wohl der tiefste Kenner italienischen Lebens und italienischer Geschichte, vorzugsweise gern das Tragische hervorhebt. Italien hat aber auch eine heitere Seite. Möchte es ihm gefallen, uns zur Abwechslung einmal Bilder aus Italien vorzuführen, in denen wir die liebenswürdige Güte und geistvolle Naivetät der Familien und den göttlichen Humor der lustigen Gesellschaft finden.

Digitized by Google

Gedichte.

Gedichte und Bilder aus dem Leben. Aus dem Nachlasse von Karl Schmidlin. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Metzler, 1853.

Es ist viel Seele in diesen Dichtungen. Der Verfasser starb 1847 als Pfarrer in einem kleinen, sehr bescheidenen Dörfchen „in einem der armseligsten Pfarrhäuser" Schwabens. Aber er hatte sich aus seinem Wohnort ein kleines Paradies gemacht, denn es ruhte auf ihm der Frieden einer glücklichen Ehe und einer treuen und liebevollen Seelsorge.

Der erste Theil des Nachlasses ist in Versen, der zweite in Prosa geschrieben. Unter den versificirten Dichtungen enthält das längste die poetische Schilderung einer Reise von Lausanne nach dem St. Bernhardsberge, ein zweites „der Herbst" schildert die Weinlese in Uhlbach, einem reizend gelegenen Dorf in einem Seitenthal des Neckars, durch seine köstlichen Weine berühmt, wo der Dichter eine Zeitlang als Vicar lebte. Den poetischen Naturbeschreibungen und dem Ausdruck des Naturgefühls gesellen sich einige Lieder der Liebe und des häuslichen Glückes bei, unter denen „die neue Wiege" besonders anzieht.

„Schnell, die Wiege ist gekommen,
Sieh nur her, wie wundernett!
Fügen wir sie gleich zusammen!
Stellen sie an unser Bett!"

So wie vor dem Weihnachtabend
Kinder nach dem Glücke späh'n,
Möchten wir auch freudigbangend
Eilig unsre Zukunft seh'n.

Und mit manchem lustgen Necken
Wird die Wiege aufgebaut,
Bis die künftge Mutter selig
Sie an ihrem Bette schaut.

Nun — wie wird uns? Stiegen Engel
Gottes nieder zu uns hier?
Mitten aus dem Spiele senken
Ernst die Augenlider wir!

Schweigend drängst du dich mir näher,
Rascher klopft das Herz auch mir;
Tief versunken in die Ahnung
Unsers Schicksals stehen wir.

Wiege mit den leeren Wänden,
Unbewohnt vor unsrem Blick —
Gott nur weiß es, welches Leben
Hier beginne, welch Geschick! rc.

„Der arme Weber", die rührende Schilderung eines im Elend lebenden Greises, gehört zum Besten in der vorliegenden Gedichtsammlung, wurde schon früher gedruckt und trug dem armen Weber so viel Hülfeleistung ein, daß sein Unglück im Alter gemildert wurde. Zu erfreulicher Abwechslung dient das humoristische Gedicht vom „Beförderungs-Examen".

Die Dichtungen in Prosa sind „Bilder aus Natur und Leben" überschrieben. Es sind größtentheils liebliche Idyllen oder elegienartige Dichtungen. Hier eine Probe aus: „Allerhand aus dem Frühling": „Die Heilige dieser Jahrszeit ist die Luft. — Wie überall Alles herauskommt! Ein bleicher Genesender am Stock, alte Mütterchen, langsam gehend und vor sich hinlächelnd, Männer in altmodischen Röcken, die man schon lang nicht mehr gesehen, treten aus den Thoren der Stadt. Draußen spielen die Jünglinge, sie haben den Rock abgelegt, lassen die Luft um Hals und Brust spielen, laufen und springen sich müde. Krüppel und Bettler kommen zu Tage, schwache Greise freuen sich derselben Sonnenwärme, in welche die Säuglinge herausgetragen werden. — Ich denke mir einen Frühlingstag, wenn ich mir vorstelle, wie der Herr einst umherzog und Lahme und Kranke heilte. — Man sieht gerne auf den Gottesacker hinein, wo Thränenweiden und Holderbüsche an der Mauer frühe Blättchen treiben. — Ueberall erfreuen sich jetzt die Menschen an dem Gleichen; darum fühlt man, wenn's Frühling wird, überall, auch in der Fremde, etwas Heimathliches. Die Gartengeschäfte sind Allen eine Verschmelzung von Arbeit und Spiel. Die Männer verschönern und verändern ihre Besitzungen mit Schöpferlust, die Weiber pflegen die neuen Gewächse mit Muttersinn. Und haben sie nicht alle dabei etwas von spielenden Kindern? — Die Blüthezeit ist gekommen. Leicht und frei schwingt sich jetzt der Berg hin mit seinem weißen wolkigen Obstwald; leicht und duftig ist die Welt. Der Baum ist wie ein Geist oder seliger Schatten eines Baums, ein Elysiumsbaum, der helle Traum eines Baums. Die Bäume haben Schwingen, die Zweige sind gefiedert."

Ein Gegenbild dazu ist der „Winterspaziergang ins Filsthal". Auch eine humoristische Dichtung kehrt hier wieder, „Lobrede auf den Branntwein". Das Schönste und Eigenthümlichste aber sind „die Besuche in der Hütte", neun an der Zahl, Erinnerungen aus der Seelsorge des Dichters, Idyllen aus dem Volksleben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 53. 2. Juli 1853.

Märchen.

Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen von Eduard Mörike. Stuttgart, Schweizerbart, 1853.

Ein sehr anziehendes Märchen, das Jedermann gern lesen wird. Der Inhalt ist kurz folgender.

Seppe, ein junger Schustergesell, will auf die Wanderschaft gehen. Weil er so brav und ehrlich ist, hat der Hausgeist, das Hutzelmännlein, ein Wohlgefallen an ihm und gibt ihm gute Lehren und auch einige Zaubergaben mit auf den Weg. Die letztern bestehen erstens in einem Hutzelbrode, das niemals ausgeht, wie viel man auch davon wegschneidet, unter der Bedingung jedoch, daß man immer einen kleinen Rest übrig lasse. Zweitens zwei Paar Schuhe, von denen er das eine irgendwo stehen lassen soll, damit ihm einmal das Glück auf zwei Füßen darin begegne. Doch soll er, wenn er ein Klötzlein Blei findet, das dem Hutzelmännlein bringen. Er wandert nun fort und läßt sich das Hutzelbrod (in Schwaben sehr beliebt) vortrefflich schmecken. Das andere Paar Schuhe stellt er auf eine Brücke, merkt aber nicht, daß er einen Schuh verwechselt hat und nun zweierlei an den Füßen trägt. Der falsche Schuh ist kleiner, drückt ihm Hühneraugen und reizt seinen Fuß immer zu einer tretenden Bewegung an, als ob er ein Spinnrad drehen sollte. Das Alles ist in einem alterthümlich gehaltenen Styl höchst anmuthig erzählt und die Erfindung allerliebst.

Plötzlich werden wir in die Alp nach Blaubeuren versetzt. „Der Blautopf — wenn ihn meine Leser nicht längst kennen — ist der große runde Kessel eines wundersamen Quells bei einer jähen Felsenwand gleich hinter dem Kloster. Gen Morgen sendet er ein Flüßchen aus, die Blau, welche der Donau zufällt. Dieser Teich ist einwärts wie ein tiefer Trichter, sein Wasser von Farbe ganz blau, sehr herrlich, mit Worten nicht wohl zu beschreiben; wenn man es aber schöpft, sieht es ganz hell in dem Gefäß. Zu unterst auf dem Grund saß ehemals, lang vor Seppe's Zeiten, eine Wasserfrau mit langen fließenden Haaren. Ihr Leib war allenthalben wie eines schönen, natürlichen Weibs, dieß Eine ausgenommen, daß sie zwischen den Fingern und Zehen eine Schwimmhaut hatte, blühweiß und zärter als ein Blatt vom Mohn. Im Städtlein ist noch heutzutag ein alter Bau, vormals ein Frauenkloster, hernach zu einer großen Wirthschaft eingerichtet, und hieß darum der Nonnenhof. Dort hing vor sechszig Jahren noch ein Bildniß von dem Wasserweib, trotz Rauch und Alter noch wohl kenntlich in den Farben. Da hatte sie die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, ihr Angesicht sah weißlich, das Haupthaar schwarz, die Augen aber, welche sehr groß waren, blau. Beim Volk hieß sie die arge Lau im Topf, auch wohl die schöne Lau. Gegen die Menschen erzeigte sie sich bald böse, bald gut.“ Einer biederen und wohlthätigen Wirthsfrau in der Nähe schenkte sie einmal einen hölzernen Topf, den durfte sie nur drehen, so mußten die in der Wirthsstube zankenden und tobenden Bauern still seyn. Ein andermal wollte man die Tiefe des Blautopfs ausmessen mit einem bleiernen Loth. „Die schöne Lau lag jenen Nachmittag auf dem Sand in der Tiefe, und, ihr zu Füßen, eine Kammerjungfer, Aleila, welche ihr die liebste war, beschnitte ihr in guter Ruh die Zehen mit einer goldenen Scheere, wie von Zeit zu Zeit geschah. Da kam hernieder langsam aus der klaren Höh' ein schwarzes Ding als wie ein Kegel, deß' sich im Anfang Beide sehr verwunderten, bis sie erkannten was es sey. Wie nun das Loth mit neunzig Schuh den Boden rührte, da ergriff die scherzlustige Zofe die Schnur und zog gemach mit beiden Händen, zog und zog, so lang bis sie nicht mehr nachgab. Alsdann nahm sie geschwind die Scheere und schnitt das Loth hinweg, erlangte einen dicken Zwiebel, der war erst gestern in den Topf gefallen und war fast

Digitized by Google

eines Kinderkopfes groß, und band ihn bei dem grünen Schossen an die Schnur, damit der Mann erstaune, ein ander Loth zu finden, als das er ausgeworfen. Derweile aber hatte die schöne Lau den Krackenzahn im Blei mit Freuden und Verwunderung entdeckt. Sie wußte seine Kraft gar wohl, und ob zwar für sich selbst die Wasserweiber oder Männer nicht viel darnach fragen, so gönnen sie den Menschen doch so großen Vortheil nicht, zumalen sie das Meer und was sich darin findet von Anbeginn als ihren Pacht und Lehn ansprechen. Deßwegen denn die schöne Lau mit dieser ungefähren Beute sich dereinst, wenn sie zu Hause käme, beim alten Nix, ihrem Gemahl, Lobs zu erholen hoffte. Doch wollte sie den Mann, der oben stund, nicht lassen ohn' Entgelt, nahm also Alles, was sie eben auf dem Leibe hatte, nämlich die schöne Perlenschnur an ihrem Hals, schlang selbe um den großen Zwiebel, gerade als er sich nunmehr erhob; und daran war es nicht genug, sie hing zutheuerst auch die goldne Scheere noch daran und sah mit hellem Aug', wie das Gewicht hinauf gezogen ward." Man begreift, daß es sich hier um das Stück Blei handelt, welches das Hutzelmännlein gerne haben möchte.

Der Dichter führt uns sofort zu der Brücke zurück, auf der wir die andern Paar Schuhe zurückgelassen haben. Sie werden von einem hübschen, aber armen Bürgermädchen, Vrone Kiderlen, gefunden, da aber ein männlicher Schuh dabei ist, wandeln das Mädchen auch zuweilen männliche Sympathien an. Wo sie mit dem Fuß anstößt, thut sie allemal irgend einen kleinen Fund, weßhalb ihr auch die Glücksschuhe gestohlen, aber durch das Hutzelmännlein wieder verschafft werden.

Seppe kommt nach Augsburg zu einer reichen jungen Wittwe, die ein Auge auf ihn wirft und die ihm selber sehr gefällt. „Nun hatten sie einsmals ein Schweinlein gemetzelt, das zweite seitdem man den Lichtbraten hatte — es war schon im Hornung und schien ein vorzeitiger Frühling zu werden — da befand sich der Seppe am Morgen allein mit ihr in der Küche, das Fleischwerk in den Rauch zu hängen. Inmittelst als er sich die Leiter unter dem Schlot zurechtstellte, die Würste sich in Ringen um die Arme hing, erzählte er ihr von Regensburg und Regensburger Würsten, was er vom Hörensagen wußte; und wie er so mit seiner Tracht aufstieg in das Kamin, sie aber unten stand beim Herd, sprach sie: Nach Regensburg geht ihr doch noch; es liegt Euch allfort in Gedanken. Der Seppe, weil sie ihm nicht ins Gesicht sehn konnte — denn oberhalb stak er im Finstern — nahm sich ein Herz und sagte: wenn es auf mich ankäm', ich wollte leben und sterben bei Euch. Ihr sollt auch unvertrieben seyn! gab sie zur Antwort. Ja, sagte er und stockte: es mag halt Einer doch auch nicht sein Lebenlang ledig verbleiben. Sie sagte nichts drauf. Da fing er wieder an: Nach einem rechten Weibe kann ein armer Teufel heutigs Tags weit suchen. Darauf sie ihm entgegnete: man sucht erst einmal in der Nähe. Dem Seppe schossen bei dem Wort die Flammen in die Backen, als wollten sie oben zum Schornstein ausschlagen! Die Stangen hingen alle voll, er hätte können gehn; allein der Angstschweiß brach ihm aus, er wußte nicht, wie er am hellen Tagslicht vor die Frau hintreten, noch was er weiter sagen solle. Drum nestelt' er und ruckt' und zappelte noch eifrig eine Weile an den Würsten hin und wieder. Auf einmal aber sprach er: Meisterin, ich habe je und je schon oftermals gedacht, wir wären für einander. Ich hätte eine Lieb' zu Ihr und groß Zutrauen. Davon läßt sich schon reden! sagte sie. — Nun stieg er flugs herab, und stand vor ihr mit einem schwarzen Rußfleck um die Nase, darüber sie ein wenig lächelte, und einen Zipfel ihrer weißen Schürze nahm und ihn abwischte. Das that ihm ganz im Herzen wohl, er faßte ihre Hand und hatte ihren Mund geküßt, eh' sie sich deß versah. Sie aber gab ihm ein Gleiches zurück." Allein der junge Bräutigam wird bald stutzig. Seine Braut verschneidet ihm das köstliche Hutzelbrod ganz und gibt den letzten Rest einem Papagai. Dieser aber fängt sogleich von Mord zu reden an und sagt: „Wer Zwei umgebracht hat, schlägt auch den Dritten todt." Die Wittwe wird roth und schafft den Papagai auf die Seite; aber Seppe erblickt einen Blutfleck auf dem Boden, den er vorher nicht gesehen, erfährt endlich, seine Braut habe schon zwei Männer umgebracht, und flieht ihr Haus für immer.

Unterwegs stößt er mit dem Fuß an etwas Hartes. Es ist das Bleiloth, dem die Gabe inwohnt unsichtbar zu machen. Seppe macht sich nun allerlei Spaß damit, bis er das Hutzelmännlein wiederfindet, dem er das Kleinod treulich übergibt. Mittlerweile vermählt Graf Eberhard in Stuttgart seine Tochter und auf dem Markt ist großes Fest. Unter andern ist ein Seil aufgespannt und sind Preise für die ausgesetzt, die es erklimmen wollen. Vrone, durch den Zug ihres männlichen Schuhes getrieben, hat sich als Knabe verkleidet und steigt auf das Seil, Seppe thut das Gleiche und Beide, die für einander bestimmt sind, finden sich oben auf dem Seile, tanzen höchst graziös, werfen Jedes den falschen Schuh dem Andern zu und — verloben sich mit einander auf dem Seile, zum großen Ergötzen des Grafen Eberhard und sämmtlicher hohen Herrschaften, aber zu noch größerem des kleinen Hutzelmännleins.

Digitized by Google

Das Märchen erinnert an die besten Märchen, die wir von Musäus und Ludwig Tieck besitzen. Vielleicht sind nur die Zaubergaben ein wenig zu gehäuft und würde die Wirkung größer seyn, wenn der Dichter sich mit dem einfachen Wunder der beiden Paar Schuhe begnügt hätte, wie Chamisso in Peter Schlehmihl mit dem einfachen Wunder des Schattens, ohne so viel andere Talismane mit in sein Märchen einzuflechten, die einander im Interesse des Lesers gleichsam verdrängen müssen. Aber das Phantastische, das auch in dem Seiltanz auf die Spitze getrieben erscheint, ist des Märchens Recht und hat hier seinen Moderator in dem schwäbischen Volkston und in den durchaus lebenstreuen bürgerlichen und bäuerlichen Scenen. Dieses Natürliche und Drastische aber wird mit dem poetischen Zauber durch den landschaftlichen Hintergrund der blauen Alp auf eine sehr glückliche Weise verbunden.

Länder- und Völkerkunde.

Skizzen aus der Vendée und Bretagne. Berlin, Hertz, 1853.

Mit einem Vorwort von V. A. Huber, aus dem wir die unerfreuliche Notiz entnehmen, daß in der Vendée und Bretagne der Geist nicht mehr vorwalte, der sie im Jahr 1793 gegen den Convent bewaffnete. „Sogar die stereotypen Phrasen, womit die konservative Presse seit 1848 die Fiktionen einer neuen Vendée auszubeuten suchte, sind verstummt und Niemand kann sich über die traurige Thatsache täuschen, daß auch jener letzte Heerd des heiligen Feuers erloschen ist und nichts als Asche bietet. Nach kaum einem Menschenalter liegt sogar in der Vendée und Bretagne der Fels der Treue, in den Schutt des individuellen Egoismus aufgelöst, auf dem sich kein fester würdiger Bau irgend einer Art und Ordnung gründen läßt. Die Hauptschuld aber trägt mit nichten die Revolution, sondern die Restauration. Ihre wirkliche Aufgabe war zuerst, die monarchische Einheit der höchsten Gewalt wiederherzustellen, welche die, mit dem Verlust lokaler Freiheiten theuer erkaufte und wenn auch vielfach gemißbrauchte, doch an sich vollkommen berechtigte und unentbehrliche Frucht der ganzen historischen Entwickelung war. Dann galt es, die diesseits der revolutionären Kluft mit den vorhandenen Elementen noch möglichen lokalen, untergeordneten Organe des politischen Lebens wieder zu beleben oder neu zu schaffen, — das Alles auf den festen Grundlagen der noch lebenden Treue und in der Weihe des wiederherzustellenden kirchlichen Lebens. Statt dessen ging die Restauration unbedingt auf das Wesen der Revolution ein, indem sie die Freiheit in den Mittelpunkt der Ordnung zog und das Princip der Theilung der höchsten Gewalt sanktionirte." Hat der Vorredner die Farben nicht etwas zu stark aufgetragen? Daß der Royalismus Fehler begangen hat und unpopulär werden mußte, ist klar. Aber die Kirche hat überall in Frankreich an Ansehen gewonnen. Wir vermögen nicht zu glauben, daß sie es in der Vendée und Bretagne verloren hätte.

Das Werkchen selbst enthält Genrebilder aus dem Volksleben, sehr eigenthümlich und anziehend. Hier zuerst ein Landschaftsbild zur Probe: „Gleich jenseits Maillerais befanden wir uns mitten im sogenannten feuchten Marschlande (le Marais mouillés), und ich konnte mich an dem seltsamen Anblick nicht satt sehen. So weit man sehen konnte, bildete das Wasser gleichsam die Basis der Landschaft. Daraus erhoben sich unzählige kleine niedrige Inseln von Weiden und Epheu umkränzt, zuweilen auch einige größere, auf denen meist Hanf und Flachs gebaut wurde. Auf den höchsten und trockensten Punkten dieser Inseln standen einzelne Wohnungen der Hüttenleute, in der Gestalt eines Bienenkorbs von Reisigbündeln geflochten, ohne Fenster oder Schornsteine und mit so niedrigen Thüren, daß sie kaum für erwachsene Menschen zugänglich schienen. In den meisten sah man durch den offenen Eingang ein Feuer flackern, dessen Rauch durch alle Ritzen des Bienenkorbes drang. Die ältern Hütten sind oben oft mit einer Masse von Pflanzen bedeckt und auch die Weiden, welche zu dem Flechtwerk gebraucht werden, schlagen oft aus und bilden ein dichtes grünes Zweiggewirre. Die Leute nähren sich größtentheils von Fischfang und von der Entenzucht, deren Ertrag sie in den nächsten Städtchen des festen Landes gut verkaufen. Wenn das Wasser im Winter höher steigt, erreicht es nicht selten ihre Hütten und dann sind sie gezwungen, mit Weib und Kind Tage und Nächte lang in ihren Fischerbooten zu sitzen, die sie in ihre Hütten ziehen. Die Inseln waren oft weithin mit den Blättern der gelben oder weißen Wasserlilie so dicht umgeben, daß das Boot sich kaum durcharbeiten konnte, und oft erhoben sich bei unserer Annäherung ganze Wolken von wilden Enten und andern Wasservögeln mit tausendzüngigem Getöne." In diesen Gegenden spielt die erste Erzählung „der weiße Nachen". Dieser Nachen erscheint nach dem Volksglauben, wenn ein Mensch sterben soll.

In der zweiten Erzählung „Marienpathe" bildet den Mittelpunkt ein Mädchen, welche die aus einer Kapelle

Digitized by Google

heraustretende Mutter Gottes selber über der Taufe gehalten haben soll. In der dritten „Im Forst" begleiten wir einen wunderlichen Jäger in einen Rest des Urwalds. „Hin und wieder öffnete sich der Wald etwas, und spiegelte sich in dem dunklen Gewässer kleiner stiller Teiche, deren Ränder mit blühenden Wasserlilien besetzt, wie Blumenbeete von dem grünen Moos des Waldgrundes abstachen. Der bunte Eisvogel schoß blitzschnell durch das Schilf; der Fischreiher stand geduldig, gesenkten Hauptes, auf einem alten über das Wasser gebeugten Weidenstamm, nach seiner Beute lauernd. Zuweilen erhoben sich Schaaren von Wasservögeln bei unserer Annäherung und erfüllten die Luft mit ihrem vieltönigen Ruf. Dann zwang der durchdringende drohende Schrei eines über ihnen kreisenden Raubvogels sie wohl, schnell wieder irgendwo einzufallen — jedoch nicht immer zeitig genug! Denn zuweilen folgte dem Niederschießen des Räubers wohl ein klägliches Gekreisch, und er stieg mit seiner zappelnden Beute nach seinem Horst auf der höchsten Eiche empor, während die Federn davon stäubten. Dann war wieder Alles still in dem hehren Waldesschatten, bis auf das lustige Zwitschern der kleinen Vögel, den schwermüthigen Ruf der wilden Taube, das einförmige Krächzen der Frösche, oder das Knuppern der Eichhörnchen, die in Unzahl von Ast zu Ast, von Baum zu Baum sprangen und sich auf den Brücken wiegten, womit das Epheu oder der wilde Wein die höchsten Stämme verbunden hatte. Dann gab es Augenblicke, wo plötzlich auch diese Stimmen verstummten, wo gleichsam Alles in einer Uebermacht des Waldlebens unterging, oder tief und leise Athem holte, und nur noch das Summen der Insekten, das leise Rauschen der Wipfel, den Unterschied von Schlaf und Tod der Natur bezeichnete. Dann weckte wohl ein plötzlicher Windstoß das Brausen der hohen Wipfel, das Knarren der gewaltigen Aeste, und die aufgeschreckte Thierwelt antwortete in allen mannigfaltigsten Stimmen zugleich. Wer könnte dies Alles, die unendliche Mannigfaltigkeit in der großartigen Einförmigkeit — wer zumal diesen Wechsel, diese Vermischung und Abstufung von hellsten, strahlenden Sonnenblicken und tiefsten, nächtlichen Schatten zu beschreiben auch nur versuchen! Je mehr wir uns dem Herzen dieser Wildniß näherten, desto mehr schien mein Begleiter sich heimisch, gleichsam als den Herrn oder doch Freund des Hauses zu fühlen. Er ahmte den Ruf und Schlag der Vögel nach, welche dann bis auf wenige Schritte auf der Erde oder auf den nächsten Zweigen heranhüpften und flatterten, und mit seitwärts gedrehten Köpfchen und schlau blinzenden Aeuglein zuhörten, oder wohl gar einstimmten und antworteten. Die Eichhörnchen sprangen auf einen gewissen Ton, den er gab, von allen Seiten herbei, und schienen nur durch meine Gegenwart verhindert, sich ihm auf die Schultern zu setzen. Die Kaninchen dachten nicht daran, zu fliehen, sondern thaten ihr Bestes, uns auf den Hinterläufen stutzend zu bewillkommnen. Die Wasserhühner tauchten auf, und pickten begierig die Brosamen, die er aufs Wasser streute, wenn ihnen die Fische nicht zuvorkamen. Als ich Antoine meine Verwunderung über diese Vertraulichkeit der Thiere aussprach, meinte er: hier komme selten jemand Anders vorbei, er aber um so öfters; und da er die Thierchen, die ja doch nicht jagdbar, wirklich lieb habe, und ihnen nie was zu Leide thue noch sie erschrecke, so erinnerten sie sich wohl so in ihrer Weise an das irdische Paradies. Plötzlich blieb er stehen und pfiff oder zischte ein paar Mal auf eine eigenthümliche Weise. Bald wurde der Ton in einiger Entfernung und dann ganz nahe wiederholt, und zu meinem Schrecken erhob sich dicht vor uns, züngelnd und zischend, der Kopf einer großen dunkelgrünen Natter der giftigsten Art. Ich fuhr entsetzt zurück, aber er stellte mir seine Grüne, wie er sie nannte, als eine sehr wohlwollende alte Freundin vor. In der That, er lockte sie noch einmal, und sie schlang sich ihm mit einem Sprung um Arm und Hals, und gab ihre Freude, ihn zu sehen, so deutlich zu erkennen, wie man es von einer Schlange nur irgend erwarten konnte. Da er indessen merkte, daß ich dem Landfrieden mit einer so seltsamen Freundschaft doch nicht traute, so entließ er sie mit allerlei Liebkosungen. Sie verschwand schnell in dem Röhricht, und noch lange sahen wir die Bewegung des Wassers, indem sie mit langen raschen Schwingungen quer über den Teich schwamm."

Die vierte Erzählung handelt von einem unglücklichen Jüngling, der für einen „Kourigane", ein elbisches oder dämonisches Wesen gehalten wird. In der fünften „die Chouans" treten lebendig gemalte Gestalten aus den Revolutionskriegen hervor. Die sechste handelt vom „Schatzgräber". In der siebenten wird der ländliche Aberglaube von den „Irrlichtern" erörtert. Die achte und letzte ist wieder eine blutige Chouangeschichte vom „Glöckner von Chanzeaux".

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 54. 6. Juli 1853.

Mythologie.

Literarischer Nachlaß von Julius Franz Lauer. Zweiter Band. Zur Mythologie. Herausg. von H. Wichmann. Auch unter dem besondern Titel: System der griechischen Mythologie. Berlin, Georg Reimer, 1853.

Lauer war ein sehr talentvoller Privatdocent in Berlin und starb, erst 31 Jahr alt. Sein hier vorliegendes mythologisches Werk ist nicht vollendet, enthält aber die Grundzüge eines Systems. Seine Prolegomena sind eigentlich die Hauptsache. Er unterwirft, was bisher für das Studium der Mythologie geschehen ist, einer umfassenden Kritik.

Wir erfahren, die Odyssee habe in seiner Jugend den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht und er habe dieses herrliche Gedicht aufgefaßt als die Emancipation der sittlichen Kraft und des sittlichen Gedankens von den Banden und Verlockungen der Natur. Diese Auffassung erweckt eine günstige Meinung von dem Charakter des jungen Gelehrten, wie von seiner mythologischen Grundansicht. Der Verfasser erklärt alle Religion wesentlich als Gefühl der Ohnmacht, Abhängigkeit, Furcht 2c., folglich auch alles Göttliche wesentlich als Macht, Autorität, und nimmt eine dreifache Stufe der Religionsbildung an, sofern man zuerst die Macht nur in der äußern Natur, alsdann in den vergötterten Menschen, Heroen, Verstorbenen 2c., endlich aber im Geist allein gesucht habe. Da er von der christlichen Ansicht ausgeht, der Geist theile sich durch Offenbarung von oben mit, so vindicirt er die letzte Entwicklung auch allein dem Christenthum und schließt sie vom Heidenthum aus. Das letztere leitet er lediglich aus dem Natur- und Menschengeist her.

Wir vermissen in diesen Auseinandersetzungen die Rücksicht auf den nationalen Charakter der heidnischen Religionen und Mythen. Gerade je mehr die griechische Mythologie aus fremden Elementen geschöpft hat, um so energischer hat sie dem ursprünglich ägyptischen, babylonischen, thrakischen 2c. Stoffe das hellenische Gepräge aufgedrückt, um so mehr müssen wir die hephästische Kraft des hellenischen Geistes bewundern, in welcher fremde Materien zu so kunstreichen Gebilden zusammengeschmolzen. Die Tendenz zur ästhetischen Auffassung des natürlichen Menschen lag so sehr in der hellenischen Nationalität, daß sie allein auch nur die griechische Mythologie genügend zu erklären und die Ausschweifungen derselben zu vertheidigen vermag. Das nationale Moment in der Mythenbildung verräth sich überall in dem Parallelismus des Nationalcharakters und des in den Mythen eines Volkes vorherrschenden Tones. In der nordischen Mythologie ist alles mannhaft, kriegerisch, wie es das skandinavische Volk war; in der ägyptischen athmet alles Grabgeruch oder hat, wenn es lebendig erscheint, nur die maschinenmäßige Bewegung der Automaten, überall fühlt man die Gebundenheit des Gesetzes und des strengsten Herkommens und die mumienhafte Erstarrung durch. In der griechischen Mythe lacht uns dagegen das Leben fröhlich und muthwillig an, voll Grazie und zugleich voll faunischer Tücke.

Das Herabziehen des Ehrwürdigsten, Heiligsten, Göttlichsten in die niedere sinnliche und selbst komische Sphäre, das Sichgemeinmachen der Götter mit Menschenkindern und sogar Bestien, wie es in der griechischen Mythologie so entschieden hervortritt, hat seinen Grund nicht in der Symbolik, die etwa im Schwan das Lichtprincip, in der Leda die Nacht und in ihrem Ei Sonne und Mond versinnbildlicht, sondern in dem erotischen Leichtsinn des Volkes. Sinnliche Symbole, die auch in andern heidnischen Religionssystemen vorkommen, hier aber eher etwas Abschreckendes und Düsteres an sich tragen, nahmen fast ausschließlich bei den alten Griechen einen verführerischen Charakter an

Digitized by Google

und gaben den Mythen jene Pikanterie, durch die sich später wieder die altfranzösischen Fabliaux und die altitalienischen Novellen ausgezeichnet haben. Die Hellenen selbst faßten den beispielsweise angezogenen Mythus von der Leda, wie ihre vielen Gemmen beweisen, nicht von einer hieratischen, sondern ganz von dieser frivolen Seite, nicht als ein Mysterium, sondern als ein Dosenstück auf. Deßhalb hatten die Kirchenväter vollkommen Recht, wenn sie den Gegensatz des Geistigen und Sittlichen im Christenthum gegen diese im griechischen Heidenthum herrschende Sinnlichkeit aufs schärfste hervorhoben, und manche unserer neueren Mythologen würden z. B. von Clemens von Alexandrien noch Manches lernen können. Ganz das nämliche Symbol als Ausdruck für den nämlichen Begriff ist von den andern Völkern würdig und unanstößig gebraucht worden, von den Griechen aber mit Vorliebe ins erotische Gebiet hinabgezogen und für eine Mythenbildung ausgebeutet worden, die es viel mehr auf den Reiz einer üppigen Novelle abgesehen hatte, als auf Erweckung eines religiösen Gefühls oder auch nur auf Darlegung einer Lehre.

Neben der vorherrschenden Neigung, dem erotischen Hange des Hellenenvolkes zu genügen, zeichnet die griechische Mythenbildung das aus, was man in unsern Tagen als das Geistreiche bezeichnet. Des Volkes reger Geist schuf immer neue, interessante, pikante Beziehungen. Seitdem uns der unendliche Reichthum des in den Vasenbildern niedergelegten Geistes aufgeschlossen ist, erkennen wir den Einfluß des Theaters auf die Mythenbildung. Der Mythos reproducirte sich auf der Bühne beständig vor den Augen eines geistreichen Volkes und verharrte begreiflicherweise nicht in ägyptischer Stereotypie, sondern variirte auf die genialste Art. Dazu kam die zufällige Gruppirung der Götter in gewissen Lokalitäten. Aus dem einfachen Nebeneinanderbestehen von Tempeln verschiedener Götter ergaben sich Beziehungen, welche die lebhafte Phantasie des Volkes zu Mythen ausprägte, in welchen oft sehr heterogene Gottheiten in ganz neue und überraschende Beziehungen treten.

Wir bemerken ferner, daß, um manche griechische Mythen zu verstehen, ihr Verhältniß zu einer verwandten Mythe anderer Völker erörtert werden muß. Lauer gibt eine recht hübsche Erklärung von der Mythe des Chronos, aber sie erklärt nur eine Seite des Mythos, die andere, weit wichtigere, läßt sie völlig im Dunkeln. „Wenn Kronos der Himmel, Rhea die Erde, so können ihre Kinder nur die Hervorbringungen der Erde seyn unter dem Einfluß des alles reifenden Himmels. Kann man nun wohl weiter sagen, der Himmel vernichte, verschlinge wieder, was unter ihm die Erde geboren? O ja. Gerade, wenn der Himmel alle Keime der Erde zu voller Reife gebracht, verschlingt er sie wieder. Kronos verschlingt die Histia, Demeter, Hera und den Hades, d. h. der Erde Leben, er verschlingt auch den Ennosigaios, das Meer, oder, um des Hesiod malenden Ausdruck beizubehalten, er schlürft auf (κατέπινε) seine Kinder, nur nicht den Zeus. — So aufgefaßt scheint mir der Mythos von dem seine Kinder fressenden Kronos dem grauesten Alterthum anzugehören. Er ist eine naiv-kindliche Auffassung des Lebens der Erde, ihres Gebärens und Verwaisens. Mit dieser großartigen Naturanschauung steht der zweite Theil des Mythos von der Vertreibung des Kronos durch Zeus im genauesten und nothwendigen Zusammenhange. Zeus, der jugendlich heitere Himmel, zwingt im Frühling seines Lebens, im Frühlinge überhaupt, den Himmel, der das Erdenleben verschlang, man kann sagen den herbstlichen und winterlichen, wieder frei zu geben, was er raubte, wieder zu gebären das Leben der Erde: Histia, Demeter, Hera, Hades und das nährende, tobende Meer, den Ennosigaios. Wir haben somit in dem Mythos von Kronos die mythische Anschauung des Naturlebens, wie es sich vom Herbst an durch den Winter bis zum Frühling darstellt. Man kann daher den Kronos erklären als den Himmelsgott, aufgefaßt in seiner herbstlichen und winterlichen Thätigkeit: als den alles reifenden, hervorbringenden, aber alsbald alles bindenden. Dies Herbstliche und Winterliche im Kronos symbolisiren auch die Attribute, welche man ihm in plastischen Darstellungen gegeben hat. Kronos wird dargestellt mit Sichel (ἅρπη) und verhülltem Haupte. Die Sichel (als welche sehr leicht der Blitz zu fassen) deutet den Früchtesegen im Herbste an; die Verschleierung die Verhüllung des Himmels im Winter. Auf das Winterliche geht auch, was weiter dem Kronos beigelegt wird: graue Haare, langer Bart. Er wird als bleich, dürr, vertrocknet, mit bläulicher Hautfarbe, gekrümmt, finster, mürrisch dargestellt. Keine menschliche Bildung symbolisirt den Winter besser als die eines Greises. — Unserer Auffassung des Kronos entspricht auch seine Fesselung mit wollenen Fußbinden. Er war das ganze Jahr über gebunden; an seinem Feste wurden die Bande gelöst. Wenn man den Erndtesegen hatte, brauchte man den Gott nicht mehr zu fesseln, damit er nicht entflöhe. — Die Entthronung des greisen Winters durch seinen jugendlichen Sohn Frühling läßt der Mythos nicht ohne Kampf und Streit vor sich gehen. Er berichtet uns von der Titanomachie, dem Kampfe des Zeus und seiner Geschwister gegen Kronos und dessen Geschwister. Dieser

Digitized by Google

Theil des Mythos ist zu deuten auf den Kampf der Mächte des Frühlings gegen die Mächte des Winters, deren Besiegung bewerkstelligt wird mit Hülfe der bis dahin im Tartaros verschlossenen Kyklopen und Hekatoncheiren, d. h. mit Hülfe von Gewittergewölk, von Donner, Blitz und Wetterstrahl. Die winterlichen Gewalten, welche die Erde beherrschen, bedecken, verhüllen, vertreibt der Frühlingshimmel ꝛc. Aus der Vorstellung von dem segenspendenden und dahingeschwundenen Kronos, aus der herbstlichen Fröhlichkeit und der winterlichen Ruhe und Sorglosigkeit hat sich außer der Vorstellung von dem herrlichen, sorglosen Leben unter der Herrschaft des Kronos und von der Verstoßung desselben in den Tartaros noch eine andere entwickelt, die Vorstellung nämlich, daß Kronos an den Enden der Erde auf den Inseln der Seligen herrsche."

Die letztere sehr kurze Andeutung genügt nicht. Lauer vergißt, daß jener in einer Höhle auf der seligen Insel im nordwestlichen Ozean jenseits des Keltenlandes schlafende Chronos dasselbe Wesen ist, was im keltischen Volksglauben der auf der Insel Avalon schlafende König Artus, im deutschen Volksglauben der im Berge schlafende alte Kaiser ist, der Repräsentant der untergegangenen goldenen Zeit, der aber nur schläft und einst erwachen soll, um die goldene Zeit zurückzubringen. In demselben Sinne faßten die Römer ihren Saturn auf und die Saturnalien galten ausdrücklich als periodische Wiederkehr des goldenen Zeitalters, daher während ihrer Dauer alles frei, alle Stände gleich, die Sklaven von den Herren bedient werden ꝛc. Daraus erhellt nun einmal, daß die Bedeutung des Chronos über die eines Wintergottes hinausgeht, und zweitens, daß sein Begriff wohl nicht ursprünglich hellenischen, sondern nordeuropäischen Ursprungs war und erst in die hellenische Mythe eingebürgert wurde.

Schon Creuzer hat in seiner Symbolik die Vermuthung geäußert, die Vorstellung des auf der fernen Insel im Westen schlafenden Gottes dürfte durch phönizische Schiffer von ihren weiten Seefahrten zurückgebracht und so von den Kelten zu den Griechen gedrungen seyn. Daß die eigentliche Heimath dieser Vorstellung aber der europäische Norden sey, erhellt aus dem Zusammenhange des Mythus vom schlafenden Gott mit dem Ganzen des keltischen und deutschen Glaubens. In diesen nämlich ist der Mythus viel tiefer verwachsen als in den altgriechischen Glauben. Dasselbe gilt von noch vielen andern Vorstellungen, die sich auf die Unsterblichkeit und Wiedergeburt beziehen und in Griechenland immer nur wie Fremdlinge erscheinen, während sie im nordischen Glauben sich als einheimisch und ganz volksthümlich beurkunden. So erscheint z. B. die liebliche Sage von Amor und Psyche bei Apulejus als ein Fremdling aus Norden und isolirt, während dieselbe Sage hundertfach variirt noch heute im Volksmunde der Deutschen, Engländer und Franzosen lebt (in dem vielumfassenden Sagenkreise von der Aschenbrödel, von der reine pedauce und andern verbannten und schwergeprüften Königstöchtern).

Eine ungleich ächtere und ausschließlich hellenische Gottheit dürfte Pallas Athene seyn. Was in ihr auch barbarischen Göttinnen verwandt seyn mag, so leuchtet doch ihr hellenischer Charakter als das eigentlich Athenische in ihr auf den ersten Blick ein. Wo wäre ein anderes Volk zu finden gewesen, dem die Jungfräulichkeit und die Weiblichkeit überhaupt in dieser reinen Geistigkeit hätte zum Bewußtseyn kommen können. Athene ist die Adeligkeit des griechischen Volkes selbst in seinem Unterschied von jedem Barbarismus. Lauer faßt nun diese Göttin gar zu wenig national auf. Indem er die Seite, die sie der Natur zuwendet, vorzugsweise hervorhebt, macht er sie zu einer Wolkengöttin. Er weist die Gottheiten des Aethers, der Sonne, des Mondes, der Sterne nach; dann kommt er an die der Wolken und Athene erscheint ihm wesentlich als Wolke. Sie wird vom Zeus, d. h. vom Aether geboren. „Nehmen wir dazu, daß Aeschylus die Athene sagen läßt: ‚Die Schlüssel zum Gemache weiß im Götterkreis nur ich, worin verschlossen ruht der Wetterstrahl', und daß Athene von der Kunst häufig als blitztragende dargestellt wurde, so werden wir keinem Zweifel mehr über die Wolkennatur der Göttin Raum geben dürfen. Denn wie konnte Athene den Blitz finden, wenn sie nicht die Wolken beherrschte?" Das Glanzauge der Göttin will Lauer aus dem Glanz der Wolken herleiten. In dem Gorgonenhaupt, welches die Göttin trägt, erkennt er die Gewitterwolke mit den darin zuckenden Blitzen. Auch ihre Beziehungen zum Wasser werden aus der Wolkennatur hergeleitet, desgleichen ihr Amt als Segenspenderin, Besitzerin der Fruchtbarkeit, als Heilgöttin ꝛc., ja selbst die ihr verwandten Musen müssen zu tanzenden Wolken werden (S. 397). Alle diese Deutungen scheinen uns gezwungen zu seyn und die geistige und namentlich auch nationale Eigenthümlichkeit der Göttin gar zu sehr bei Seite liegen zu lassen.

Nicht einmal ihren Widder möchten wir (wie S. 402 f. ausführlich erörtert wird) ausschließlich als Symbol der Wolke gelten lassen, „1) nach derselben Anschauung, der zufolge auch wir von Lämmerwolken, von Schäfchen am Himmel sprechen, Thomson in seinen Jahreszeiten sagt, die Wolken hätten sich hoch emporgehoben

Digitized by Google

und wollicht und weiß über den Himmel gebreitet, ihre wollichte Welt schwerfällig dahingerollt; 2) weil die Wolken in ihrem Aneinanderfahren, und insonderheit der Blitz, den Griechen die Vorstellung des Stoßens erweckt und sie damit an die Schafe erinnert haben müssen, da sie den Blitz sowohl als das Horn und den Widder selbst aus gleichem Wortstamme benannt haben: κεραυνός, κέρας, κριός; 3) wegen seiner zeugerischen befruchtenden Kraft; 4) weil die Schafe — und warum sollten die griechischen Schäfer nicht dieselbe Bemerkung gemacht haben, wie die unsrigen? — Propheten des Regens sind." Lauer vergißt hiebei die anderweitige Bedeutung des Widders. Nur Ziege und Bock sind Symbole der Wetterwolken bei den Griechen wie in der nordischen Mythologie. Widder und Schaf dagegen bezeichnen als Symbole überall den Segen und Reichthum, der durch Arbeit gewonnen wird. Das jährliche Abscheeren der Wolle entspricht dem jährlichen Aberndten der mit Fleiß bestellten Kulturfelder. Daher das goldene Vließ den Reichthum des Landes versinnlicht. Aus dem Spinnen der Wolle ließe sich sodann auch der gewerbliche Fleiß ableiten, und durch die Stärke des Widders könnte überdieß die Macht der Städte bezeichnet werden.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß nach so langem Forschen über die gewöhnlichsten Symbole der Alten noch so verschiedene Meinungen herrschen können. Aber die Symbolik und Mythologie ist leider fast immer advokatenmäßig behandelt worden, d. h. dieser oder jener Gelehrte hat eine Meinung aufgestellt, dafür plaidirt und aus dem unendlichen Reichthum von Quellern beliebig diejenigen Notizen beigebracht, die als Beweisstellen seiner Ansicht gelten sollten, mit Umgehung anderer Stellen, die das Gegentheil beweisen oder wenigstens die vorgefaßte Ansicht wesentlich modificiren. Noch nie ist es einem Gelehrten, oder einer Gesellschaft von Gelehrten eingefallen, in einem encyklopädischen Werke die einzelnen Symbole der Alten durch Zusammenstellung aller einschlagenden Quellen ins Klare zu setzen. Man vergleiche alle mythologischen und archäologischen Handbücher und die unzähligen akademischen Abhandlungen, und frage dann z. B.: was wissen denn nun alle diese Herrn Gelehrten vom Pegasus? von den Kentauren? sind sie darüber einig? oder hat auch nur Einer einmal Alles gesammelt, was zusammengetragen worden ist, wenn man in den Sinn und die Bedeutung eindringen will?

Schließlich können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die banausische Stubenluft dem Verständniß althellenischer Mythen und Symbole nicht günstig ist. Die Hellenen wählten ihre Sinnbilder aus der Natur, aus dem praktischen Leben, nach langer sicherer Beobachtung. Ohne Zweifel waren es Hirten, jahrelang ihren Heerden vertraut unter freiem Himmel und des Wetters kundig, von denen die Symbolik des Bockes und der Ziege in die Mythologie überging. Dieses feine Verständniß der Thierwelt und Natur überhaupt ist unsern Philologen fremd; eben so das Verständniß des südlichen Himmels, der südlichen Lebensluft überhaupt. Die gelehrten Professoren fallen daher so gar oft auf falsche Voraussetzungen und Unterstellungen und suchen in den antiken Mythen etwas, woran die Alten selbst nie gedacht haben.

Dichtkunst.

Seerosen. Sammlung von Liedern, Sagen und Geschichten des Bodensees und seiner Umgebung. Herausgeg. von Ottmar Schönhuth. Konstanz, Meck, 1853.

Herr Pfarrer Schönhuth hat sich schon viel Verdienst erworben um die Specialgeschichte, Alterthums- und Sagenkunde des Höhgaus, Bodensees, Tübingens, überhaupt Schwabens. Hier bietet er den reichen Kranz dar, den die Poesie aller Zeiten um den schönen Bodensee her nach und nach mit Blumen gefüllt hat, uralte Sagen und Legenden, verbunden mit interessanten geschichtlichen Erinnerungen. Einen Theil dieser Sagen hat bereits der verewigte Gustav Schwab in seinem Handbuch für Reisende am Bodensee selbst in Versen bearbeitet, Schönhuth fügt aber noch viele von andern Dichtern versificirte und noch mehrere in Prosa aus alten Quellen hinzu. Für Reisende, die seit Eröffnung der Eisenbahn zum Bodensee dieses liebliche „schwäbische Meer" häufiger als je zuvor besuchen, wird das vorliegende Büchlein ein angenehmer Zeitvertreib seyn, ihnen das poetische Verständniß der Gegend erleichtern und sie als eine interessante Erinnerung in die Heimath begleiten.

Möchte doch Herr Schönhuth, der Land und Volk so gut kennt, auch die echte Volkssage und den Aberglauben treu aus des Volkes Munde aufsammeln und nicht blos das vorzugsweise Poetische in moderner Bearbeitung darlegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 55. 9. Juli 1853.

Physiognomik.

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Von Carl Gustav Carus. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, Brockhaus, 1853.

Herr Carus hat bekanntlich schon vor Jahren in der Dreitheilung des Schädels ein Gesetz entdeckt, nach welchem die Verschiedenheit menschlicher Organisationen und Charaktere schärfer und richtiger abgemessen werden kann, als nach der ältern Schädellehre Galls. Er dehnt nun im vorliegenden Werke seine physiognomischen Beobachtungen auf den ganzen Habitus des Menschen in allen seinen Gliedmaßen aus und sucht überall die gleiche Gesetzmäßigkeit nachzuweisen. Je mehr Herr Carus bestrebt ist, zur exacten Wissenschaft zu erheben, was bisher mehr oder weniger doch eigentlich nur Charlatanerie war, um so vorsichtiger hätte er selbst jeden leisen Schein von Selbstüberhebung vermeiden sollen. Es ist uns daher mißbehaglich gewesen, ihn in der Vorrede folgenden, ein wenig an den großen Bombastus erinnernden Ton anstimmen zu hören: „Gestützt auf ein sattsam von der Welt anerkanntes vierzigjähriges Studium der vergleichenden Anatomie und Physiologie, bekannt mit Allem, was Anthropologie und Heilwissenschaft für scharfe Auffassung menschlicher Individualität darbieten, endlich unterstützt durch einen in der Kunst sattsam genährten und befähigten Blick für jede Eigenthümlichkeit der nie genug zu bewundernden Mannichfaltigkeit menschlicher Bildung, sowie durch eine ziemlich reiche eigene Sammlung in diesen Fächern, und Bekanntschaft mit allen größern europäischen Sammlungen ähnlicher Art, habe ich ꝛc.“ Es ist bemerkenswerth, daß auch der große Physiognom Lavater in musterhafter Selbstgefälligkeit ausgezeichnet war und man könnte daraus die Vermuthung schöpfen, daß die Leidenschaft für die physiognomische Wissenschaft mit dem Organ der Eitelkeit in naher Verbindung stehe.

Auf Seite 26 f. gibt der Verfasser eine Uebersicht aller möglichen menschlichen Constitutionen, Temperamente und geistigen Anlagen. Sie greift sehr richtig die charakteristischen Hauptunterschiede heraus und bezeichnet die auffallendsten Extreme. Wie uns scheint, hätte Herr Carus, als einer der anerkanntesten deutschen Schriftsteller, auch der deutschen Wissenschaft und Sprache die Ehre anthun sollen, die Rubriken deutsch zu benennen und in seiner griechischen Nomenclatur nicht so viele neue mihi zu ersinnen. Wozu denn asthenische, plethorische, pneumatische, atrophische, chlorotische, phthisische ꝛc. Constitution? Das Alles hätte der Verfasser zum Behuf eines größern Publikums, welches er seiner Menschenkenntniß gewinnen will, auch recht gut deutsch bezeichnen können. Ist aber mit dem Ausdruck aller „möglichen Constitutionen“ nicht zu viel gesagt? Im Psychischen hat sich die Natur denn doch eine Freiheit vorbehalten, der die Wissenschaft mit der Meßstange nicht überall nachkommen kann. Es widerstrebt dem natürlichen Freiheitsbewußtseyn im Menschen, auch seine innersten Gefühle, seine geheimnißvollsten Triebe und Gaben tabellarisch verzeichnet zu sehen. Die Wissenschaft wird immer nur gewisse Rahmen erkennen, das tiefste Leben in den Bildern selbst entzieht sich ihrem Scharfblick. Weder Physiognomik noch Statistik reichen aus, die Tiefe des Lebens in den Trieben, Gefühlen und Handlungen der Menschen zu erschöpfen. Allerdings hat die Statistik nahezu richtig ausgerechnet, wie viel in einer gewissen Stadt jährlich Selbstmorde vorkommen müssen und aus welchen Motiven, ja sogar in welcher Form, sofern sich bei der gegebenen Bevölkerung, der Lage und den klimatischen, politischen und commerziellen Verhältnissen gedachter Stadt die nämliche Circulation des Lebens immer wiederholt. So kann auch die Physiognomik, auf Erfahrungen gestützt, schätzbare Wahr-

Digitized by Google

heiten über gewisse unveränderliche Normen des menschlichen Lebens und Treibens sammeln, allein sie wird so wenig wie die Statistik je in den unmeßbaren Abgrund alles Lebens eindringen, noch das Räthsel des Lebens lösen.

Bei Feststellung der Regel fehlt es nicht an unzählbaren Ausnahmen. Wir kannten einen in Deutschland berühmt gewordenen Mann, auf welchen psychisch all das seine Anwendung fand, was Herr Carus S. 80 f. von der Geistigkeit, Schnelligkeit der magern Personen und von der revolutionären, immer wachen, immer erregten und aggressiven Cassiusnatur sagt, während derselbe Mann physisch ein fetter Falstaff war. Auch kannten wir nicht wenig Magere, die äußerst phlegmatisch, langweilig und ebenso geistig wie physisch träge waren. Auch athletische Männer von merkwürdiger Feigheit, und kleine weibische Figuren von höchster Verwegenheit.

Obgleich es äußerst ergötzlich ist, im vorliegenden Werke die Schädel der berühmtesten deutschen Philosophen und Dichter, berühmter Künstler und Schauspielerinnen ꝛc. mit denen von Mißgeburten, Verbrechern und Affen in Reih und Glied gestellt und mit dem Cirkel des Verfassers sorgfältigst ausgemessen zu sehen, so möchten wir doch diesen Messungen und ihren Resultaten keinen hohen Werth beilegen. Wir gehen z. B. jede Wette ein, daß sich die Schädelbildung der Frau Schröder Mutter eben so wie die der Frau Schröder Tochter mit derselben Ziffer des äußeren Maaßes bei vielen hundert und tausend weiblichen Schädeln der weißen Race auch, wenigstens nahezu, wird nachweisen lassen, ohne daß damit bewiesen wäre, allen sey das gleiche mimische Talent eingeboren gewesen. Das Mißgeschick, welches die Physiognomen so lange mit dem Schädel Raphaels gehabt haben, indem sie erst den eines Räubers dafür nahmen und allerlei aus ihm bewiesen, sollte vor solchen Schädelbemessungen berühmter Personen warnen; da, wer überhaupt berühmt ist, schon von vornherein das Vorurtheil für sich hat, nicht zur Regel, sondern zu den Ausnahmen zu gehören, selbst wenn seine Physis einer allgemeinen Regel unterworfen ist. Es gibt manchen Dichter, dem physisch viele Leute ähnlich sehen, psychisch keiner.

In der Behandlung der einzelnen Gesichtstheile hat der Verfasser nicht immer Gleichmaß beobachtet. Große Aufmerksamkeit hat er hauptsächlich der Stirne bewiesen. Bei der Nase vermissen wir manche Beobachtung, z. B. daß die Geizigen sehr gewöhnlich spitze haben. Bei der Zunge hätte der Verfasser die merkwürdige Eigenthümlichkeit des jüdischen Volksstammes nicht unberücksichtigt lassen sollen. In dieser Race ist nämlich das Anstoßen der Zunge an die obere Zahnreihe gewöhnlich. Das Kinn wird vom Verfasser nicht beachtet, da es doch vorzugsweise physiognomisch ist, man denke nur an Napoleons charaktervollen Kinnbacken. Auffallender Weise sagt der Verfasser auch nichts über die Achseln, die doch in Physiognomik und Mimik eine sehr bedeutende Rolle spielen. Die Achseln bilden die Achse des ganzen Menschen; sie charakterisiren den Menschen als solchen, denn Thiere haben keine Achseln. Ihre ungewöhnliche Erhebung bezeichnet auch eine psychische Erhebung, Stolz und Hoffahrt; ihr Sinkenlassen auch eine psychische Resignation. In allen solchen Einzelheiten hätte der Verfasser viel reicher seyn sollen. Nicht auf das Herausspinnen der Physiognomik aus einem Princip, sondern auf das Zusammentragen einer solchen aus dem Reichthum der umfassendsten Erfahrung kam es an. Ins Gebiet der Erfahrung rechnen wir aber außer der Natur auch die Antike, bei welcher Gelegenheit es uns erlaubt sey zu bemerken, daß trotz der großen Verdienste, welche sich neuere Alterthumsforscher in andern Beziehungen erworben haben, doch noch kein zweiter Winkelmann erstanden ist, der den Formensinn der Alten wiedererkannt hätte.

Schließlich gibt der Verfasser einige Anweisungen, wie die Physiognomik von Pädagogen, Aerzten und bei Gerichten angewendet werden könne. Es ist sehr richtig, daß man die Menschen nicht mit gleichem Maaße messen kann. Doch eben deßhalb muß man sich auch vor den Regeln der Physiognomik in Acht nehmen, die Vieles unter ein Gleichmaaß bringen, was doch nicht nothwendig darunter gehört. Man hat oft den Fehler begangen, schwachsinnigen Knaben dieselbe Anstrengung in der Schule zuzumuthen, wie geistreichen; oder Idioten bei Straffällen für eben so verantwortlich zu erklären, wie verschlagene Verbrecher. Allein man würde eben so fehl gehen, wenn man auf die Physiognomie Vorurtheile begründen wollte. Wie oft hat die fromme Miene, wie oft sogar die derbe deutsche Biederkeit betrogen; wie oft haben sich Bräute in ihrem Bräutigam und umgekehrt getäuscht, wo sie Geist und Güte voraussetzten! Der wackere Bischof Ditmar von Merseburg schilderte sich selbst als ein Scheusal von Häßlichkeit, vor dem auch Jedermann Abscheu empfinde, während die diabolische Schönheit der Don Juansnatur heute noch auch die Weisen und Frommen verführt. Es gibt Geister ersten Ranges in Deutschland, die sich durch eine merkwürdig nichtssagende oder selbst einfältige Physiognomie auszeichnen, und tausend der ordinärsten Gesellen unter der Studenten-, Künstler- und Kaufmannswelt, die nicht nur schön wie Adonis, sondern auch geistreich und

Digitized by Google

interessant wie Raphael oder Tasso — scheinen. Der gräßliche Ali Pascha von Janina hatte blaue Augen und einen schwärmerisch süßen Blick; mancher deutsche Offizier sieht abschreckend gräßlich wie ein Nußknacker drein und ist doch die beste Seele von der Welt.

Der Verfasser macht noch eine Bemerkung über die Völker. „Man darf im Ganzen gewiß mit Recht behaupten, unter den hervorstehenden Nationalitäten Europas sey der Deutsche am meisten zum Denken, der Engländer am meisten zum Thun, der Franzose am meisten zum Sprechen geschaffen, während der Italiener das Vorrecht der Schönheit für sich nimmt und die angestammte große Befähigung zur Kunst besitzt. Achte ich nun auf den verschiedenartigen Bau Aller, und namentlich auf ihre Kopfbildung, so kann ich nicht verkennen, daß jener große Schädelbau, welcher durch seine hohe und breite Wölbung im Ganzen, und namentlich des Vorderhauptes, wesentlich eine starke Ausbildung des Gehirns bedingt, und, insofern er mit der gesammten Körperbildung in bestimmter Proportion sich befindet, eben dadurch das Material zu einer reichen Geistesentwickelung darbietet, offenbar mehr als unter den andern Stämmen Europa's (und das heißt doch der eigentlich cultivirten Welt überhaupt) bei den Deutschen zu Hause ist. — Schon mitten im Volke sind jene großen starken Köpfe, welche zwar oftmals nur erst eine überhaupt kräftige und große Lebensform andeuten können, und unsern Altvordern in ihren Eichenwäldern schon nach Römerzeugniß eigen waren, eine sehr häufige Erscheinung, und eben aus diesem Boden sind denn nach und nach so viele Geister hervorgegangen, in welchen das in einer starken Hirnbildung gegebene Material nun auch zu glänzender und reicher Geisteserscheinung sich entwickelte; ja manche derselben haben denn wohl auch erst auf fremdem Boden den Raum gefunden, zur vollen Wirksamkeit zu gelangen. So ist dies früher von Gall, dessen große starke Kopfbildung ihn in Paris immer von den eigentlichen Franzosen unterschied, mehrfach erwähnt worden, so gilt dieß noch in höherem Maße von G. Cuvier, dessen deutscher Ursprung mehr als durch seinen Namen (von ‚Küfer' in Cuvier umgewandelt), durch seinen ausgezeichnet großen Kopfbau bewiesen war, und dessen deutsche Richtung in vielen seiner Arbeiten für immer unverkennbar bleiben wird. Ein ähnliches Beispiel bieten die beiden großen denkenden Musiker, beide von großem starkem Kopfbau, der erste unter den Franzosen, der zweite unter den Engländern, Gluck und Händel. Andere für immer Deutschland ausschließend zur Zierde gereichende Denker und Forscher, von Luther und Leibnitz an, zu Lessing, Kant, Hegel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Werner, Rudolphi, Ehrenberg, Lichtenstein, ebenso wie seine größten Componisten, Mozart und Beethoven, und sein größtes Dichterpaar, Goethe und Schiller, sie sind allesammt, wie gewaltig in ihren Werken, so auch in ihrem Kopfbau, und beweisen dadurch mit für unsern obigen Satz, und geben Deutschland, dem im Materiellen und Politischen so vielen Nationen nachstehenden Lande, somit für das geistige Leben der Menschheit eine eigenthümliche und kosmopolitisch besonders hohe Bedeutung." Wir bedauern, diese Behauptungen des Verfassers als durchaus unbefugt bezeichnen zu müssen.

Es ist sehr unbesonnen, wenn man heute noch das Vorurtheil festhalten will, welches in unserer schmachvollsten Periode während der Herrschaft Napoleons von den Franzosen ersonnen und allerdings auch von den in Napoleons Geist und Sold schreibenden deutschen Schriftstellern adoptirt worden ist, „daß die Deutschen zum Denken allein taugen und übrigens ein unpraktisches Volk seyen." Man kann von den Dickschädeln unserer modernen Poeten und Philosophen doch nicht auf die ganze Nation schließen, und selbst wenn die heutige Generation durch ein Wunder so entartet wäre, wie sie es nicht ist, daß sie nur philosophische und poetische Phantastereien ausbrütete, so würde davon noch kein Schluß auf die Nation zuläßig seyn, wie sie war, wie sie Jahrtausende hindurch in der Weltgeschichte sich dargelebt hat. Zur Zeit Napoleons behauptete man, die Franzosen allein seyen das handelnde, wir das denkende Volk. Heute behauptet Herr Carus, die Engländer seyen das handelnde, wir immer noch das denkende Volk. Beides ist falsch. Was an Engländern wie Franzosen thatkräftig ist, beruht nicht auf ihren keltischen, sondern auf ihren germanischen Elementen, und wie im heidnischen Alterthum, so im christlichen Mittelalter gab es kein praktischeres Volk als das deutsche. Nur erst die kirchliche Spaltung, die politische Theilung, Schwächung und Demoralisation, endlich die klassische Schule haben die Nation, und auch nur in ihren höheren und mittleren Classen heruntergebracht, ohne doch ihren Grundcharakter ändern zu können. Wir suchen und finden diesen Grundcharakter im Friesen, Westphalen, Hessen, Tiroler, wie er heute noch jenseits der Schule und Literatur in voller Naturkraft dasteht, nicht aber in deutschen Hörsälen und Theezirkeln, nicht in der Schädelbildung Hegel's, Goethe's oder der Madame Schröder. Wir fragen übrigens, ob die Mehrheit unseres Volkes auch in den Städten und den schon mehr von der Cultur belebten Provinzen, vorzugsweise zu den denkenden Wesen gezählt zu werden verdient? Ob der

Digitized by Google

zahlreiche Handelsstand, die maschinenvollen Fabrikbezirke, das in Branntwein und Demokratie aus Verzweiflung sich ersäufende kleine Gewerbe, ob die kleine Beamtenwelt, ob der deutsche Dandy auf dem Ball und im Kaffeehause, ob die Million in der Kaserne gehüteter deutscher Jünglinge ꝛc. vorzugsweise ein Volk von Denkern beurkunden? Es ist mit dem Denken selbst vieler Professoren gar nicht so weit her.

Indem wir die Demüthigung abweisen, welche für das deutsche Volk in der Behauptung liegt, es sey blos zu der Rolle verurtheilt, wie das griechische Volk in seiner letzten Entartung, für andere zu denken und zu dichten, scheint es uns auch eine Ungerechtigkeit gegen die großen Denker und Dichter in Frankreich, England, Italien und Spanien zu seyn, wenn man diesen Ländern ein geringeres Recht auf den Geist zuerkennen will, als Deutschland. Welcher deutsche Dichter dürfte sich anmaßen, je dem großen Shakespeare auch nur bis an die Kniee von unten herauf gereicht zu haben? Welcher deutsche Philosoph könnte behaupten wollen, nicht auf der breiten Straße gegangen zu seyn, die Descartes der ganzen modernen Philosophie vorgezeichnet hat? Haben wir nun auch in andern Gebieten ursprünglichere schöpferische Genie gehabt, so stehen doch auch ihnen Ausländer nicht viel nach. Wir haben z. B. einen Alexander von Humbold, einen Leopold von Buch, aber Andere haben Newton, Linné ꝛc. Der Verfasser ist nicht blos gegen die Deutschen, sondern auch gegen die Franzosen ungerecht, indem er diese ausschließlich die redende Nation nennt, als ob die Schwätzer in Frankreich nicht immer durch die thatkräftigsten Helden und Staatsmänner abgelöst worden wären. Das Geschwätz ist viel mehr Sache der Italiener.

Gedichte.

Sagen und Bilder. Dichtungen von Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Zum Besten einer zu begründenden Blindenanstalt. Würzburg, Verlag des polytechnischen Vereins, 1853.

Schon früher hat derselbe Verfasser poetische Sagen zum Besten des Kölner Dombaues wenn wir nicht irren, drucken lassen. Hier theilt er eine Anzahl religiöse, dann patriotische Lieder, endlich Sagen mit. In den Liedern tritt uns überall ein edles Gemüth, eine unverfälschte Treue und innige, feste Anhänglichkeit an das, was jedem deutschen Manne heilig bleiben sollte, entgegen, Gott und Vaterland. Unter den Sagen hat der Verfasser hauptsächlich sogenannte historische ausgewählt, die sich an berühmte Persönlichkeiten knüpfen und von denen es häufig zweifelhaft ist, ob sie nicht wirkliche Thatsachen enthalten. So begegnet uns hier eine Romanze, die einer einst viel erzählten, jetzt wohl ververgessenen Anekdote von Kaiser Franz II. entlehnt ist und die edle Einfachheit dieses Fürsten vortrefflich bezeichnet. Der Herr Graf zu Bentheim-Tecklenburg hat sich ein Verdienst erworben, indem er diesen schönen Zug wieder in Erinnerung gebracht hat. Das Lied ist etwas zu lang, als daß wir es hier im Ganzen mittheilen könnten. Ein Bettler ist gestorben, Niemand folgt seinem Sarge, als sein Hund,

> Der Pudel war's, der treue,
> Der statt der Kläger Reihe
> Ging in des Sargs Geleit'.
> Er blieb dem Herrn ergeben
> Im Tode, wie im Leben,
> In stummer Dankbarkeit.
>
> Der Arme hatt' getheilet,
> Eh' ihn der Tod ereilet,
> Mit ihm sein Stückchen Brod;
> Sie hatten treu getragen
> In vielen trüben Tagen
> Des Lebens bittre Noth.
>
> Drum folgt dem Heimathlosen,
> Den kalt die Welt verstoßen,
> Das Thier, dankbar und treu;
> Kaum sieht's die bunte Menge,
> Die wogend im Gedränge
> Sich herzlos treibt vorbei.
>
> Da weicht im raschen Fluge
> Dem armen, selt'nen Zuge
> Ein Wagen plötzlich aus.
> Er hält, und sieh! es steiget
> Ein Greis, noch ungebeuget
> Und mild, aus ihm heraus.
>
> Ein Greis im Silberhaare!
> Und sieh, er folgt der Bahre,
> Sein Scheitel ist beschneit!
> Wer ist's, den Alle grüßen,
> Dem Dankeszähren fließen,
> Wer gibt das Grabgeleit'?

Es ist Kaiser Franz. Ein anderes Lied S. 167 charakterisirt recht gut den großen Preußenkönig im Volkston. Diese zwei Lieder und noch einige würden wohl Volkslieder werden können, wenn sie der Verfasser ein wenig kürzer und nicht so viele Strophen gebildet hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 56. 13. Juli 1853.

Arabische Literatur.

Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginn bis zum 12ten Jahrh. der Hidshrat. Von Hammer-Purgstall. Neunter Band. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Größtes 8°. S. 915.

In diesem Bande wird die Literaturgeschichte der Araber unter dem Doppel-Califat der Abassiden zu Bagdad und der Omaijaden zu Cordova und die Reihe der arabischen Gelehrten und Dichter bis zum 3395sten fortgeführt. An beiden Höfen concentrirte sich die Civilisation, nicht selten gestört durch barbarische Züge und despotische Launen. Die wissenschaftliche und speculative Seite in Theologie, Philosophie, Sectenbildung, Jurisprudenz, astrologischer und medizinischer Theorie begann die heroische und poetische Seite zu überwiegen. Doch blieben sich im Hintergrunde der arabischen Bildung die Beduinen immer gleich und hatten auch immer noch volksthümliche Dichter.

Freiherr von Hammer-Purgstall classificirt die Schriftsteller nach Fächern und gibt von jedem, so weit die Kunde von ihm reicht, einen Lebensabriß und eine Probe aus seinen Werken.

In Bezug auf die wissenschaftlichen Leistungen der Araber in jener Zeit ist zu bemerken, daß sie darin den damaligen Europäern und Christen ziemlich weit voran standen, daß ihre Lehranstalten die Vorbilder der christlichen Universitäten wurden und daß namentlich ihre Medizin auch auswärts großen Ruhm erlangte, während in den muhamedanischen Reichen selbst Theologie und Jurisprudenz die Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nahmen. Allein wie scharfsinnig immer jene Gelehrten des Islam waren und wie viel Fleiß sie auf ihre Studien wandten, so blieb doch immer eine vom Muhamedanismus unzertrennliche Phantasterei und ein systematischer Wunderglaube zurück, der eine echt wissenschaftliche Kritik nicht aufkommen ließ. Das Ideal eines arabischen Gelehrten blieb immer noch ein Zauberer. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dessen, was man von einem Ausbund von Gelehrsamkeit damals dachte und erwartete, gibt die Lebensgeschichte des großen Philosophen Farabi: „Ebu Nassr el Farabi machte sich zu Bagdad bald großen Namen und verfaßte dort seine meisten Werke, dann reiste er nach Damaskus, ohne sich dort aufzuhalten, und nach Aegypten. Er selbst erzählt in seinem Werke von der Regierungskunst Siaset al-medenijet, daß er zu Bagdad Werke zu verfassen begonnen, und dieselben zu Kairo vollendet habe. Er ging dann von Aegypten nach Damaskus, dessen Herr damals Seifeddewlet, der große Herrscher der Beni Hamdan; el-Farabi erschien vor ihm in türkischer Tracht, welcher er nie entsagt hatte, und blieb stehen. Seifeddewlet sagte ihm: setze dich; Farabi fragte: Wie es dir oder mir dünkt? Seifeddewlet sagte: nach deinem Gutdünken. Da drängte sich Farabi durch die Schaaren des Audienzsaales bis zum Polstersitze Seifeddewlets vor; dieser, der mit seinen Mameluken eine eigene, Andern unverständliche Sprache eingeführt hatte, sagte in selber: Dieser Alte hat schlechte Lebensart, ich will ihn über Einiges fragen, und wenn er nicht genügend antwortet, werft ihn hinaus. El-Farabi sagte in derselben Sprache: o Emir, bedenke das Ende der Dinge! Verwundert sagte Seifeddewlet: du verstehst diese Sprache? — ja, antwortete el-Farabi, ich bin in siebzig Sprachen gleich gut bewandert. Er disputirte dann mit allen in dieser Versammlung gegenwärtigen Gelehrten, bis er sie alle zum Schweigen brachte und allein sprach. Seifeddewlet verabschiedete sie und sagte, als er allein mit el-Farabi: Willst du essen? — el-Farabi sagte: nein; oder trinken? — nein; — oder hören? — ja. Seifeddewlet ließ nun die trefflichsten Tonkünler mit ihren Instrumenten aufspielen. Keiner spielte, ohne daß el-Farabi

Digitized by Google

denselben zu Rechte wies, wo er gefehlt. Verstehst du denn auch dies? sagte Seifeddewlet; el-Farabi zog aus seinem Sacke eine Laute hervor, die er zusammensetzte; er spielte fröhliche Weisen, so daß Alle lachten, dann traurige, so daß Alle weinten, dann einschläfernde, so daß Alle in Schlaf versanken, selbst die Thorhüter. Als die ganze Versammlung schlief, verließ er sie."

Nicht selten kommen Züge der grausamsten Despotenwillkür gegen Gelehrte vor. Dem Schönschreiber Ilan Mokkan z. B. ließ der Chalif Moktedir die rechte Hand abhacken, und als er doch noch mit dem Stumpfen schrieb, aus Zorn noch die Zunge ausreißen. Einen stoischen Muth bewährte auch der berühmte Polyhistor Dschahis, welcher neunzig Jahre alt auf einer Seite gänzlich gelähmt, auf der andern von Gicht gefoltert noch darüber scherzte, daß man ihn auf einer Seite zerfleischen könne, ohne daß er es merken würde, während auf der andern ihn jede Mücke grausam quäle.

Von der orientalischen Hofpoesie und geistreichen Schmarozzerei erhalten wir hier manche Probe. Die meisten Dichter, die nicht zu den freien Beduinen gehörten, waren Horaze und Ramler, Schmeichler der Chalifen (wie Bakis und Hafis). Als Bekr Ben Hammad Ben Taherti, Dichter am Hofe Ibrahims, eines Morgens dem Herrn aufwarten wollte und den Bescheid erhielt, derselbe habe sich mit seinen Sklavinnen in die Gärten begeben, schrieb Taherti auf ein Rosenbündel, das dem Könige und seinen Sklavinnen nachgesendet wurde, die folgenden Verse:

Die Schönen, wenn auch Sklavinnen,
Den Mann als Plagegeister strafen;
Sie herrschen nach dem eignen Willen
Und ihr Gebieter wird zum Sklaven.
Hingegen wenn wir Rosen wollen
Und solche nicht der Garten beut,
Empfangen wir von Mädchenwangen
Dieselben ohne Dornen heut.
Drum darf ich wohl die Hoffnung nähren,
Der Wunsch des Briefes werd' erfüllt,
Weil ich aus Rosen ihn gebildet,
Der Mädchenwangen schönem Bild.

Rührend ist folgende Haremsgeschichte: „An einem Tage, wo Bittschriften um Abhülfe von Unterdrückung eingegeben wurden, fand Jesid eine, welche begehrte, daß der Chalife eine bezeichnete Sklavin aus seinem Harem bringen und vor dem Bittsteller singen lassen möge. Jesid, über solche Unverschämtheit aufgebracht, ließ den Bittsteller und auch die Sklavin holen. Der junge Mann bat, sie möge den Vers aus dem Gedichte des Imriolkais singen:

O Fatima, gemach, wenn du ungnädig bist,
Und trennst du dich von mir, so gib mir milde Frist.

Sie sang und Jesed befahl dem Jüngling weiter zu sprechen; er bat, sie möge das folgende Distichon singen:

Es leuchtete von Nedschd der Blitz, ich sprach:
O Blitz — du hältst mich in den Nächten wach.

Der junge Mann begehrte nun einen Trunk Weines, und nachdem er den Becher in Hast geleert, eilte er auf die Spitze der Kuppel und stürzte sich von derselben todt nieder. Wir sind Gottes und wir kehren zu ihm zurück, sagte Jesid, von der schrecklichen Scene ergriffen, und sagte: der Thor, glaubte er denn, daß, wenn ich eine Sklavin aus dem Frauengemach führen ließ, ich sie wieder in dasselbe zurücksenden würde. Er befahl, sie ihrer Familie zurückzustellen, oder sie zu verkaufen und den Preis für die Seele des unglücklichen Liebenden in Almosen zu vertheilen. Sie wurde augenblicklich abgeführt; als sie aber durch den Hof kam, entwand sie sich den Händen der Führer und sagte den Vers:

Wer aus Liebe stirbt, der sterbe so,
Nur im Tode wird die Liebe froh,

und stürzte sich in einen Brunnen, wo sie todt blieb."

Noch eine traurige Geschichte aus dem arabischen Harem. Dikoldschinn hatte eine schöne Sklavin aus Eifersucht ermordet. Seitdem verfolgte ihn ihr reizendes Bild und er dichtete:

Nach ihrem Tod stand sie an meines Bettes Fuß,
Ich gab dem schönen Halse einen langen Kuß,
Ich sprach: o Augenlust! gekommen endlich bist,
Wie ist dies möglich, da das Grab verschlossen ist?
Sie sprach: sie haben in das Grab den Leib getragen,
Woran die Würmer und der Erde Töchter nagen;
Allein der Geist, der kam zu dir nur auf Besuch,
Besuch von denen, die verhüllt das Leichentuch.

Es fehlt neben den scholastischen Spitzfindigkeiten der Gelehrten und neben dem Servilismus der Hofpoeten nicht an herrlichen Charakteren, in welchen die ganze Ritterlichkeit des altarabischen Volksthums gesichert bleibt. Das Schönste, was von ihren männlichen Aeußerungen im vorliegenden Bande vorkommt, ist das Lied, womit sich der ungerecht verfolgte Ali Ben Dschehm im Kerker tröstete:

Ich sprach: der Kerker thut mir nichts zu Leide,
Es schadet ind'scher Klinge nicht die Scheide;
Siehst nicht, in seinem Lager ruht der Leu,
Indessen gehn die andern Thiere frei.
Der Funken ruht verborgen in dem Stein,
Ihn locket nur hervor des Stahles Pein;

Digitized by Google

So heller scheint in Finsterniß der Mond,
Bis er als neu am Himmel wieder thront.
Gerade wird der Speer durchs Instrument,
Und eher, als er g'rad, oft angebrennt.
Die Nächte gehn vorbei und folgen anderen,
Geliehen ist das Gut und muß fortwanderen.
Du sollst verzweifeln nicht, wenn du im Leide,
Im Glücke mäßige zu große Freude;
Es wechseln alle Dinge ab, vielleicht,
Daß, was du lobst, zum Schaden dir gereicht.
Wie viele Kranke sind vom Weh genesen,
Indessen ihre Aerzte längst verwesen.
Geduld, es folgt auf diese Nacht ein Morgen!
Es wird für dich die Hand des Morgens sorgen.

Sofern das ganze Werk in einer fortlaufenden Reihe von Biographien geschrieben ist, denen nur Fragmente aus den betreffenden Autoren eingefügt werden, war es dem Verfasser nicht wohl möglich, die arabische Literatur ihrem Sachinhalt nach fächerweise zur Uebersicht zu bringen und z. B. ihre Theologie, ihre Secten, ihre Rechtstheorien, ihre Naturansichten rc. im Zusammenhange zu charakterisiren.

Schweizergeschichte.

1) Eingangsbericht des Berichterstatters der Schatzgelder-Commission, Herrn Dr. von Gonzenbach, vorgetragen in der Großrathssitzung vom 9. März 1853. 2) Bericht der Mehrheit, 3) Bericht der Minderheit der Commission an den Großen Rath. Bern, Stümpfli'sche Druckerei, 1853.

Drei interessante Aktenstücke. Wenn es irgend noch eines Beweises bedürfte, daß keine Stufe der Gemeinheit tief genug ist, die nicht von den Schweizer Radikalen erreicht worden wäre, so würden die vorliegenden Berichte den Beweis liefern. Im Jahr 1798 wurde der Berner Staatsschatz von den Franzosen geplündert, ja es ist erwiesen, daß die Besitznahme der Schweiz durch die Franzosen gar keinen andern Zweck hatte, als die Ausraubung der damals reichen Schweiz. Nun haben die damaligen Patrizier, die den Schatz zu überwachen hatten, mit großer Noth den Argusaugen der Franzosen einige Summen entzogen und für den Staat gerettet. Zum Dank dafür beschuldigt jetzt die radikale Partei aus wüthendem Haß gegen das Patriziat eben jene Ehrenmänner, den Staatsschatz in ihrem Privatnutzen verwendet zu haben und will sie zum Ersatz angehalten wissen. Zur Entschuldigung eines so teuflischen Argwohns der radikalen Ankläger gereicht übrigens die Thatsache, daß der Parteihaß unter den Deutschen nicht zum erstenmal Frevel des gemeinsamen äußern Feindes der einheimischen Gegenpartei zuschiebt. Das war es, was unsern welschen Nachbarn von jeher bei uns zu Gute kam. Wenn sie uns schlugen, mißhandelten, bestahlen, so gab es gewiß immer Deutsche, welche behaupteten, andere Deutsche hätten es gethan und auf den Bruder, anstatt auf den Feind losschlugen.

Herr von Gonzenbach gibt folgende Zusammenstellung: „Barthelemy, der, wie schon bemerkt, während 6 Jahren Gesandter in der Schweiz und später Mitglied des Direktoriums war, und der daher die Motive zum Krieg wohl kannte, sagt aber in seinen Memoiren Seite 134 und 135: ‚Ganz Europa war entrüstet über den ‚Einmarsch in die Schweiz, den man durch die unsinnig‚sten Gründe beschönigte, und dessen Ergebniß, abgesehen ‚von der Beraubung des Landes, dasjenige war, dort ‚eine viel weniger freisinnige Regierung aufzustellen, als ‚die frühere war. Aber während Merlin sich den Schein ‚gab, die Rechte des Waadtlandes zu unterstützen, in‚dem er die Wiedereinführung der Stände, die im 16ten ‚Jahrhundert bestanden hatten, verlangte, waren die ‚eigentlichen Rechte in den Augen Rewbells, ‚die Gold- und Silberbarren, welche die Spar‚samkeit der Bernerregierung in den Gewöl‚ben des Rathhauses seit Jahrhunderten auf‚bewahrt hatte'. Carnot aber, der als gewesener Direktor die Motive des Direktoriums ebenfalls wohl kannte, äußert in seiner Widerlegung der von dem Deputirten Bailleul zu Vertheidigung des 18. Fructidors gehaltenen Rede: ‚Nicht ohne den tiefsten Ingrimm kann ‚man das Verfahren des Direktoriums gegen die kleinen ‚Kantone der Schweiz betrachten. Hier war es doch ‚keine bernische Oligarchie, es waren nicht diejenigen, ‚gegen welche man so vielen Grund zu Beschwerden hatte, ‚d. h. welche 30 Millionen in ihrer Schatzkam‚mer und ein trefflich ausgerüstetes Zeug‚haus besaßen. Es waren die Nachkommen Wilhelm ‚Tells, Demokraten, arme Leute, beinahe außer aller ‚Verbindung mit ihren Nachbarn. Was hat dieß zu ‚sagen! Man will revolutioniren; daher ist die Frei‚heit, bei welcher sie seit 500 Jahren sich glücklich be‚fanden, die Freiheit, um welche sie früher von den ‚Franzosen selbst beneidet wurden, nicht diejenige, der sie ‚auch künftighin sich freuen dürfen. Eine Verfassung ‚stellt man ihnen in Aussicht, oder den Tod. Sie wollen ‚sie nicht, diese Verfassung, welche sie weniger demokra‚tisch finden, als ihre bisherige — gut — so muß man ‚sie tödten; denn es ist klar, daß nur aristokratische

Digitized by Google

‚Umtriebe oder Fanatismus sie so weit verblenden kön‚nen, dieses Unterpfand ihres neuen Glückes nicht an‚zunehmen. Sie tödten, ist das sicherste Mittel, zu ver‚hindern, daß sie nicht ferner aristokratischen Umtrieben ‚sich hingeben und an ihre Priester glauben .... Wohl ‚mir, daß ich nicht in den Verdacht gerathen kann, zu ‚diesen entehrenden Vorgängen Hand geboten zu haben.‘ Das gewichtigste Zeugniß aber, das ich hier noch anführen will, ist dasjenige Napoleons. In seinen auf der Insel St. Helena dictirten Denkwürdigkeiten sagt er dießfalls Folgendes: ‚Die Häupter und Führer in Paris ‚betrieben ihrerseits den Revolutions-Proselytismus mit ‚feurigem Eifer. Sie kamen den waadtländischen Auf‚standslustigen auf halbem Wege entgegen. Um den Vor‚wand zu finden, wurde weit ausgeholt. Man entdeckte ‚einen alten Vertrag mit Carl IX., wodurch Frank‚reichs Thron die Gewährleistung der Freiheit des waadt‚ländischen Volkes auf ewige Zeiten übernahm. Das ‚Directorium aus Achtung für Carl IX.!! meldete nun ‚den Kantonen seine Dazwischenkunft in diesem Sinne. ‚Es hatte indeß noch zwei Gründe, sich mit den Be‚schwerden des Waadtlandes zu beschäftigen, gestand aber ‚nur einen, nämlich das böse Beispiel, welches die Ty‚rannei Berns und dessen Feudal-Oligarchie den demo‚kratischen Kantonen und den neugegründeten Republiken ‚gebe. Der andere Grund wirkte aber wenigstens eben ‚so stark auf seine Beschlüsse, nämlich die Millio‚nen von Bern, nach denen es lüstern war. So ‚war bei dieser Angelegenheit allerlei im Spiel: Frei‚heitsliebe, Unsittlichkeit, Staatsklugheit, Privatinteresse.‘ Bei solchen Zeugnissen, von solchen Männern ausgesprochen, wird man über den Zweck des Krieges nicht mehr ungleicher Ansicht seyn können. Er bestand in der Absicht, die aus Deutschland und Italien heimkehrenden Armeen zu beschäftigen und auf fremde Kosten zu erhalten — und in der Hoffnung, die innere, äußerst gedrückte finanzielle Lage durch die Schätze der Schweiz, die man sich viel größer vorstellte, als sie wirklich waren, zu verbessern. Nun mußte noch ein Anlaß zum Krieg gesucht werden — und diesen gaben, ich sage es mit tiefem Schmerz, Schweizer selbst, sogenannte ‚Patrioten‘, die in Paris den sogenannten Schweizer-Club gebildet hatten, an ihrer Spitze Fr. Cesar de la Harpe, den sein Haß gegen Bern vor dem Gedanken nicht zurückschaudern ließ, dem Feinde die Grenzen seines Vaterlandes zu öffnen.“

Nach den genauesten Ausmittlungen betrug der Berner Schatz in baarem Gold und Silber nicht mehr als 7,776,118 Schweizerfranken, wozu noch etwa 24 Mill. in Papier kamen, die damals keinen Werth hatten. Aber die Franzosen plünderten auch die Staatsschätze der andern Kantone, desgleichen die Kirchen, und legten den reichen Privaten ungeheure Contributionen auf. „Hat doch Rewbell amtlich bezeugt, daß sein Schwager Rapinat über so große Summen verfüge, daß Irrthümer von 600,000 Franken in der Masse unbeachtet verschwinden. Die Geldsummen, die durch das Directorium an Gold- und Silberbarren, Silbergeräthen und heiligen Gefäßen aus der Schweiz gezogen worden sind, werden zu mehr als 100 Millionen angeschlagen. Rapinat hat diese Schätze alle auf eine Art und Weise verwaltet, daß selbst Mengaud darüber entrüstet war, und die helvetische Regierung billigte, als diese dasjenige, was noch in den öffentlichen Kassen war, unter Siegel legte, um es den Verschleuderungen der französischen Agenten zu entziehen.“

Wir bemerken aus diesem Anlaß, daß man in Deutschland die ungeheuern Summen, welche die Franzosen zur Zeit der Republik und Napoleons von uns wegschleppten, gar nicht mehr beachtet und kennt und Vergessenheit darüber gedeckt hat. Das kommt von unserm nationalen Stumpfsinn her. Blutrache ist uns fremd geworden (aber nicht sowohl, weil wir zu eifrige Christen geworden wären). Wenn bei uns der Vater beraubt und zu Tode gemartert worden ist, geht der Sohn doch wieder zum Mörder hin und liebkost ihn und freut sich über den genialen Nachbar. Unsere ehrenwerthen Geschichtschreiber geben sich auch nicht die Mühe, aus der Quelle sorgsam zusammenzutragen, was der Feind uns zu Leide gethan hat. Sie schreiben nur französische Geschichtschreiber aus, weil das bequemer ist, und die französischen Geschichtschreiber sind zu nationalstolz, als daß sie nicht verschweigen sollten, wie viel ihre Landsleute gestohlen haben. Die Niederlande und Rheinlande wurden noch viel ärger ausgeräumt als die Schweiz. Dann nach einander alle deutschen Länder. Moreau nahm 1796 dem schwäbischen Kreise allein 20 Millionen, dem bayerischen 10, dem fränkischen 10 ab, ungeachtet die Naturallieferungen an Pferden, Proviant, Leder und Tuch. Napoleon holte aus Norddeutschland vom Oktober 1806 bis zum Jahre 1808, wie genau aus Napoleons eigenen Rechnungen erhellt, über 600 Millionen. Und wie wurde nicht Oesterreich erschöpft?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 57. 16. Juli 1853.

Geschichte.

Der Jakobiner-Klub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutions-Zeitalter von J. W. Zinkeisen. Zweiter Theil. Berlin, Decker'sche Oberhofbuchdruckerei, 1853.

Der zweite Band, womit das ganze Werk schließt. Ueber den ersten haben wir in unsern dießjährigen Blättern Nr. 8 gesprochen. Er enthält die Geschichte der ersten Klubs, über welche der Jakobinerklub bald durch seine Energie hervorragte. Der zweite Band beginnt mit der Thätigkeit des Klubs beim Prozeß des Königs, erörtert dann die wüthenden Parteikämpfe im Klub zwischen der Gironde und dem Berge, ferner die zwischen der laxen und strikten Observanz des Republikanismus oder zwischen Danton und Robespierre, endlich den Sturz des letzteren und den Schluß des Klubs. Der Verfasser hat die besten und zahlreichsten Quellen benutzt, ist daher, sofern er sich an das Klubwesen allein hält, überaus reich an Einzelheiten, die man in den gewöhnlichen Geschichten der französischen Revolution nicht findet.

Nachdem das Königthum, der Adel und das Priesterthum vernichtet waren, handelte es sich in der französischen Republik nur noch um zwei Fragen, einmal ob der dritte oder der vierte Stand, der gebildete Bürger oder der Pöbel herrschen solle? Zweitens: ob durch die Revolution und Einführung der Republik eine allgemeine Veredlung der Menschen erzielt werden sollte, oder ob die Emporkömmlinge der Revolution die Parteileidenschaften und das öffentliche Unglück nur ausbeuten sollten, um für ihre Person die Herrschaft, Reichthümer, Ruhm und Befriedigung jeder Eitelkeit und Genußsucht zu erlangen? Die erste Frage motivirte der ganze große Kopf der Gironde mit dem Berge, die zweite der Kopf Robespierre's mit den „verdorbenen Menschen."

Ueber die erste Frage hat sich in der Revolution selbst der zur Gironde gehörige Brissot am klarsten ausgesprochen: „Der Bürgerstand," äußerte er in diesem Sinne, „diese zahlreiche und wohlhabende Klasse, trennt sich vom Volke, sie will sich über dasselbe stellen; sie glaubt mit dem Adel, welcher sie verachtet, und nur den günstigen Augenblick abwartet, um ihn zu erniedrigen, auf gleicher Linie zu stehen .... Sind es nicht etwa die Privilegirten, welche uns den Krieg erklären? — Der Bürgerstand muß in der That sehr verblendet seyn, wenn er eine so offen da liegende Wahrheit nicht einsehen sollte; er muß sehr unverständig seyn, daß er nicht mit dem Volke gemeinschaftliche Sache macht.... Der Bürgerstand und das Volk haben vereint die Revolution gemacht; ihre Vereinigung ist allein im Stande, sie zu erhalten. Diese Wahrheit ist sehr einfach; und eben deßhalb wird sie nicht beachtet. Man spricht von Aristokraten, von Ministeriellen, von Royalisten, von Republikanern, von Jakobinern, von Feuillans; der Geist verwirrt sich in allen diesen Benennungen, er weiß nicht, an welche Idee er sich halten soll und verirrt sich .... In Wahrheit existiren nur zwei Parteien, und zwar dieselben, die zur Zeit der Revolution vorhanden waren; die eine will die Revolution, und das ist die, welche sie gemacht hat; die andere will sie nicht, und diese widersetzt sich ihr..... Es ist daher Zeit, daß der dritte Stand (tiers-état) die Augen öffne, daß er zusammenhalte, wenn er nicht vernichtet seyn will..... Wir dürfen blos ein Feldgeschrei haben: Vereinigung des Bürgerstandes und des Volkes, oder, wenn man das lieber will: Einigkeit des dritten Standes und des Volkes." Diese Worte sind sehr merkwürdig und werfen ein helles Schlaglicht auf die schrecklichen Wirren des Jahres 1793. Brissot hatte ganz Recht, wenn er nur

Digitized by Google

noch zwei Parteien oder Mächte anerkannte, den gebildeten und wohlhabenden Bürgerstand, der die Revolution begonnen, die höheren Stände gestürzt und sich allein der Staatsgewalt bemächtigt hatte, und das gemeine Volk, das jetzt wieder in jenen Bürgern die Aristokratie sah und dieselbe nun auch stürzen wollte. Aber Brissot lebte in der Verblendung, der Bürgerstand könne jemals mit dem gemeinen Volke in der reinen Demokratie zusammenfließen. Indem er dem Bürgerstand empfahl, sich dem sogenannten Volke anzuschließen, schrieb er ihm das Todesurtheil. Er brachte nämlich Zwiespalt unter die Bürger, denuncirte die, welche sich dem Pöbel nicht anschließen wollten und konnten und lieferte sie dem Hasse des Pöbels aus. Als nun die Bürgerpartei hinlänglich geschwächt war, erndtete Brissot keinen Dank, sondern der Pöbel verhöhnte ihn und rief ihm zu: „Du selbst bist auch ein gebildeter Bürger, folglich ein Aristokrat, ein Verschwörer.“ So ging es Brissot, so der ganzen Gironde.

Wer bemühte sich eifriger und fanatischer um Freiheit und Gleichheit, als die Gironde? und doch wurde sie von dem freien und gleichen Volk nicht anerkannt, sondern als eine lästige Aristokratie behandelt. Sie sprachen besser, sie gingen besser gekleidet, sie waren vornehmer als der Pöbel, folglich wurden sie vom Pöbel nicht als seinesgleichen anerkannt, folglich gehaßt, verdächtigt und hingemordet. Daß sie ihrerseits den Pöbel anerkannt und ihm geschmeichelt, ihm die Hand gedrückt, ihm jedes Bruderrecht gewährt hatten, half ihnen nichts. Marat verzieh ihnen nie, daß sie reinliche Wäsche trugen.

Herr Zinkeisen setzt die Verblendung der Gironde sehr ausführlich und aktenmäßig auseinander und läßt sich durch ihr verhältnißmäßig edleres Auftreten gegenüber dem Berge und durch ihr Unglück nicht bestechen, während mancher andere Geschichtschreiber sie zu einer Art von Märtyrer gemacht hat. Ihr Benehmen bei dem Prozeß des Königs war höchst zweideutig, unlauter, daher auch schwach und ihnen selbst verderblich. Ihr Benehmen während der Septembermorde verdient eine noch härtere Rüge und es ist sehr anerkennenswerth, daß Herr Zinkeisen dieselbe nicht zurückhält. „Hat man doch selbst die Girondisten, namentlich Brissot, von einer wenigstens indirekten Theilnahme an den Mordscenen der Septembertage nicht ganz freisprechen wollen, obgleich sie es waren, welche dieselben hinterher zuerst als den größten Schandfleck brandmarkten, welcher die Revolution entehrt habe. Und wenn man die Lauheit der Nationalversammlung und die Unthätigkeit ihrer Minister, welche Dinge geschehen ließen, die man zeitig genug wissen mußte, um sie mit etwas Muth und Entschlossenheit verhindern zu können, mit auf ihre Rechnung setzen will, dann dürfte es allerdings schwer seyn, sie von aller Schuld rein zu waschen. Die unsinnige Ueberfüllung der Gefängnisse mit angeblich Schuldigen und Verdächtigen, namentlich in der zweiten Hälfte des Monats August, geschah unter ihren Augen. Es war kein Geheimniß, daß bereits am 23. August eine Sektion mit einer Petition an den Schranken der Kommune erschien, in welcher sie förmlich und in den wahnsinnigsten Ausdrücken geradezu erklärte, ‚daß man, empört über die Langsamkeit, womit das Revolutionstribunal seiner Pflicht nachkomme, mit Gewalt in die Gefängnisse einbrechen werde, um die dort eingeschlossenen Verbrecher der gerechten Rache des Volkes zum Opfer zu bringen‘. Man mußte es wissen, und wußte es wirklich, daß seitdem Alles vorbereitet wurde, diese fürchterliche Drohung zur Ausführung zu bringen: und dennoch wagte man es nicht, dem revolutionären Uebermuthe der Jakobiner mit einer einzigen Maßregel entgegen zu treten, welche dieser Verruchtheit Grenzen gesetzt hätte!“ S. 511.

Die Debatten im Convent und in den Klubs über dem Grabe des Königs gehören zu dem Scheußlichsten, was die Weltgeschichte kennt. Man schien sich von der Autorität nur befreit zu haben, um alles Menschliche abzustreifen und ganz Bestie zu werden. Indem man glauben machen wollte, mit dem Königthum und der Kirche sey alles Böse von der Menschheit gewichen und in der Republik werde das goldene Zeitalter der ersten Unschuld wiederkehren, stellte man nur eine Menagerie dar, deren Käfige sich von allen Seiten öffnen und in der alles gegen einander die Zähne fletscht, geifert, heult, brüllt und beißt. Im Kampf des Berges gegen die Gironde culminirte der Lärm und die Frechheit der Rede; später wurde man stiller, der Schrecken lähmte die Zunge.

Nachdem die Gironde besiegt ist, nimmt uns der Kampf Robespierre's mit den unmoralischen Elementen der Revolution in Anspruch. Die Revolution hatte einen unverkennbar moralischen Charakter. Sie war vorbereitet durch die Klagen tugendhafter Menschen über die entsetzliche Corruption des Königthums, der Aristokratie und des Clerus im Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. Sie war vorbereitet durch das philosophische System Rousseaus, der eine Emancipation der gesammten Menschheit von allen Banden des alten Vorurtheils und der alten Knechtschaft, der alten Corruption verlangte und vermittelst allgemein eingeführter Freiheit und Gleichheit und einer republikanischen und streng sittlichen Er-

Digitized by Google

ziehung die Menschheit zu idealisiren hoffte. Die Emancipation der Nordamerikaner war kurz vorher erfolgt und diente den republikanischen Sittlichkeitsaposteln als Beispiel. Man verwechselte nämlich die bürgerlichen Tugenden, welche die Amerikaner mehr ihrer strengen Religiosität und ihrem patriarchalischen Sektenwesen verdankten, mit republikanischer Tugend überhaupt. Der erste Nerv der französischen Revolution war sittliche Entrüstung über den Unfug des Duc d'Artois, der Polignacs, Calonnes rc., über die Verewigung der Mißbräuche. Die Parlamente, die Constitutionellen in der ersten Nationalversammlung theilten diese Entrüstung und waren hohen Muthes und edler Aufopferung fähig. Auch die öffentliche Meinung ehrte die Tugend dieser ersten Vorkämpfer der Freiheit und erwartete eine allgemeine Verbesserung und Veredlung des Volkes, nachdem seine Dränger und Verderber entfernt seyn würden.

Nachdem sich aber in der Revolution die schlechtesten Menschen des Ruders bemächtigt, die Rechtschaffenen unterdrückt und Greuel auf Greuel gehäuft hatten, war es Robespierre, der immer noch dem sittlichen Ideal nachhing und es rein und jungfräulich selbst noch aus dem Koth und Blut der Jahre 1793 und 1794 herausziehen wollte. Daß es ihm damit heiliger Ernst gewesen, leidet keinen Zweifel. Es erweckt oft tiefes Mitleid, ihn gegen die Ruchlosigkeit kämpfen zu sehen, die ihn von allen Seiten umgab. Eine wahnsinnige Rotte hatte die förmliche Abschaffung der Religion und die Absetzung Gottes durchgesetzt. Robespierre allein hatte Muth genug, sich diesem Treiben zu widersetzen. Er sagte: „Der Atheismus ist aristokratisch; die Idee eines großen Wesens, welches über der unterdrückten Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen bestraft, durchaus populär.... Wenn Gott nicht existirte, müßte man ihn erfinden ..." Und ein andermal: „Wer hat dir die Mission ertheilt, dem Volke zu verkünden, daß die Gottheit nicht existirt, dir, der du diese unfruchtbare Lehre mit Leidenschaft ergreifst, aber dich nie für das Vaterland begeisterst? — Welchen Vortheil findest du dabei, dem Menschen einzureden, daß eine blinde Macht über seinen Geschicken waltet und Verbrechen und Tugend blos dem Zufall nach heimsucht, daß eine Seele nichts als ein leichter Hauch ist, welcher an den Pforten des Grabes erlischt? Wird ihm der Gedanke seiner Nichtigkeit reinere und erhabenere Gefühle einflößen, als der seiner Unsterblichkeit? Wird er ihn mit mehr Achtung vor seinen Mitmenschen und vor sich selbst, mit mehr Hingebung an das Vaterland, mit mehr Muth zum Kampfe gegen die Tyrannei, mit mehr Verachtung des Todes und der Wollust erfüllen? — .... Selbst wenn das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele nur Träume wären, würden sie doch noch die schönste Schöpfung des menschlichen Geistes seyn .... Die Idee des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele ist eine beständige Berufung auf die Gerechtigkeit, mithin ist sie sozial und republikanisch. .... Wer in dem Systeme des sozialen Lebens die Gottheit ersetzen könnte, der ist in meinen Augen ein Wunder von Genie; wer dagegen, ohne sie ersetzt zu haben, nur daran denkt, sie aus dem Geiste der Menschen zu verbannen, der scheint mir ein Wunder von Dummheit und Verkehrtheit zu seyn." Dem Feuereifer des Redners gelang es, die Atheistenpartei zu stürzen und Frankreich zur Anbetung wenigstens eines „höchsten Wesens" zurückzuführen.

Indem Herr Zinkeisen das Urtheil Mallet du Pans über Robespierre S. 869 anführt und billigt, scheint er uns doch den berühmten Schreckensmann nicht ganz gerecht zu behandeln. Auch S. 919 wiederholt er den Vorwurf, Robespierre sey feig gewesen. Aus den Thatsachen geht nur hervor, daß dieser starre Systematiker unklug gehandelt hat, indem er die ihm von allen Seiten angebotene Gewalt nicht usurpirte in einer Zeit, in der er es ohne Gefahr thun konnte. Die pedantische Gewissenhaftigkeit, mit welcher Robespierre noch am 9. Thermidor, als ihn die Seinigen befreit und im Triumph aufs Stadthaus gebracht hatten, sich immer noch als Gefangenen angesehen wissen wollte, ist keine Feigheit, sondern Consequenz eines Fanatikers, zu der mehr Muth gehörte, als sich damals aufs Roß zu setzen, wie Henriot.

Abgesehen von den Helden und Häuptern des Jakobinerklubs macht diese ganze Gesellschaft, so wie auch der Convent, den Eindruck eines vorüberziehenden Gewittersturmes. Bedenkt man, daß keine einzige Frage dort durch Vernunftgründe entschieden worden ist, sondern alles dem Sturm der Leidenschaften und der Gewalt anheimfiel, so kann man dahin gelangen, an der Zuträglichkeit großer politischer Versammlungen und ihrer Debatten überhaupt zu zweifeln. Die kollegialische Form scheint sich nur für minder zahlreiche Kollegien und für Berathung concreter Fälle zu eignen. Sobald Versammlungen von mehreren hundert Mitgliedern, aus allen Ständen und von allen Bildungsstufen, über die allgemeinsten Fragen berathen und Beschlüsse fassen sollen, ist eine ungeheure Confusion kaum zu vermeiden. Was von jeher den Senaten, Concilien rc. ihr hohes Ansehen verschafft hat, ist das Aristokratische, Ausschließliche im Beruf der Versammelten, und die Abwesenheit alles des Tumultuarischen und Pöbelhaften, was unsere modernen Parlamente so oft schändet und unnütz macht.

Digitized by Google

Es ist eine merkwürdige Täuschung, welcher sich die Menschen hinzugeben pflegen, indem sie die Ausmittelung der Wahrheit und des Rechts von Debatten großer und zahlreicher Convente erwarten. Die Voraussetzung ist ehrlich und naiv und würde den Menschen Ehre machen, wenn nicht jede Partei unwillkürlich zugleich mit voraussetzte, nicht sie, sondern die Gegenpartei müsse nothwendig unterliegen. Es gibt aber auch Streitfragen, die sich selbst vor kleinere und ausgewähltere Versammlungen nicht eignen. Mitten in der Betrübniß, welche die Geschichte der Colloquien einflößt, muß man lächeln über die Naivetät der Reformatoren und ihrer Bekämpfer, die das Wort Gottes wie Waizen zwischen streitende Hähne schütten zu können vermeinten und von denen jeder mit eben so viel Sicherheit voraussetzte, er müsse den Andern bekehren, als er selbst fest entschlossen und überzeugt war, sich nicht von ihm bekehren zu lassen. Wie oft sich nun aber auch schon die Täuschungen wiederholt haben, weder im politischen noch kirchlichen Gebiet geben die Menschen ihre eiteln und naiven Einbildungen auf und sammeln sich noch immer in großen Sälen und reden durch einander und wider einander, ohne daß irgend etwas dabei herauskommt. Die Entscheidung hängt nie von den Debatten, immer nur von der Noth der Umstände, von der Macht einer Persönlichkeit oder von dem Einfluß einer auf anderem Wege zur Majorität gelangten Schule und Doctrine ab.

Herr Zinkeisen kommt im Verlauf seiner Klubgeschichte auf viele einzelne Charaktere zu reden und beleuchtet dieselben durch ihre Klubreden oder durch das, was über sie geurtheilt worden ist. Darunter findet sich vieles von hohem Interesse, besonders für Menschenkunde. Der berühmte Abbé Sieyes duckt sich zur Schreckenszeit und macht sich so klein und unbemerkt als möglich. Nie fiel es ihm ein, mit einem edelen Unwillen gegen die Scheusale aufzutreten, die den Convent schändeten. Er schwieg um seines Lebens willen. Erst als der Sturm gegen das Christenthum losbrach, fing er wieder an zu reden und half mitstimmen, um sich dadurch bei den damaligen ärgsten und ruchlosesten Schreiern populär zu machen. Liest man die feigen und niederträchtigen Angriffe, welche Sieyes damals unter dem Schutze eines Hebert auf den Altar machte, so erscheint ihm gegenüber Robespierre, der den Altar vertheidigte, wahrhaft edel und heroisch.

Wenn man erwägt, welche große Rolle Fouché später gespielt hat und wie die Greuel, die er in Lyon begangen, weder Napoleon noch selbst Ludwig XVIII. hinderten, ihn zum Herzog und allmächtigen Minister zu machen, so kann man ein gewisses Wohlgefallen an Robespierre nicht unterdrücken, indem man liest, wie Robespierre diesen elenden Fouché abfertigt (S. 912).

Auch über die Zeichen und Symbole der Revolution findet man hier manche interessante Notiz. Daß die rothe Mütze, wie der Verfasser S. 174 bemerkt, ursprünglich nicht durch die Jakobiner, sondern durch die Girondisten aufkam, war schon früher bekannt. Es ist die phrygische Mütze, die noch jetzt alle Anwohner des Mittelmeers tragen und welche durch die Marseiller, die der Girondist Barbaroux herbeirief, in Paris besonders beliebt wurde. Inzwischen trugen sie auch die Galeerensklaven und so kam sie mit den Schweizern, die man von den Brester Galeeren befreite, ebenfalls nach Paris.

Merkwürdig erscheint die ganz veränderte Bedeutung, welche die rothe Fahne während der Revolution erhielt. Anfangs nämlich war sie das Zeichen bei Verkündigung des Nationalgesetzes und wurde von Bailly und Lafayette geschändet, als diese zum erstenmal im Namen des Gesetzes den Aufruhr in Paris dämpften. Aber schon unmittelbar vor dem 10. August, der das Königthum stürzen sollte, wurde sie das Zeichen der Republikaner. „Merkwürdig ist diese Nacht vom 26. Juli 1792 übrigens in der Revolutionsgeschichte noch in so fern, als in ihr die rothe Fahne, bisher nur das Zeichen der Unterdrückung und des Martialgesetzes, förmlich zum Symbol und Panier des revolutionären Aufstandes umgewandelt wurde. Carra schreibt sich selbst das Verdienst dieser Metamorphose zu, welche in ihrer Art Epoche gemacht hat. Er ließ eine solche Fahne anfertigen und setzte ohne Weiteres die Inschrift darauf: ‚Loi martiale du peuple souverai contre la rébellion du pouvoir exécutif.' So wurde sie damals dem Insurrektions-Ausschusse übergeben. Seitdem erscheint sie überall als Panier des Jakobinismus an der Spitze des Aufruhrs und der Empörung, seitdem hat durch sie erst die rothe Farbe überhaupt jene weltgeschichtliche verhängnißvolle Bedeutung erhalten."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, №. 58. 20. Juli 1853.

Persische Dichtkunst.

Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi von Adolph Friedrich von Schack. Zwei Bände. Berlin, Hertz, 1853.

Aus dem berühmten Schach Name des Firdusi, aus dem Herr von Schack schon vor zwei Jahren in demselben Berliner Verlage „Heldensagen" herausgab. Vgl. unsere vorjährigen Blätter Nr. 4. Das Schach Name ist ein außerordentlich vielumfassendes mythisch-historisches Epos aus dem eilften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, also schon der muhamedanischen Zeit der Perser angehörig, enthält aber uralte Sagen aus der vormuhamedanischen Zeit, denn der Dichter Firdusi lebte und schrieb unter dem Einfluß solcher muhamedanischer Herrscher, welche das Altpersische bevorzugten, um in den Sympathien des besiegten Volkes einen Haltpunkt gegenüber dem Chalifat zu finden und sich die Unabhängigkeit zu sichern.

Die „Heldensagen" griffen einige der reizendsten Stücke aus dem großen Gedicht heraus, hauptsächlich die Thaten des Helden Rustem, seinen Kampf mit dem unbekannten Sohne, seinen Tod. Im vorliegenden Werke werden andere, eben so schöne selbstständige Theile oder Episoden des großen Epos mitgetheilt. Zunächst eine Liebesgeschichte. „Die Erzählung von Sal und Rudabe eröffnet unsere Sammlung mit dem Gemälde eines Indischen Frühlings, unter dessen Rosen und Jasminen sich am Anfange der Zeiten zwei für einander geschaffene Wesen begegnen und den Bund für Leben und Tod schließen. Wenn das Schwelgen in dem Reize der äußeren Erscheinung, das üppig prangende Colorit in dieser Darstellung leidenschaftlicher und zugleich zarter Liebe bezeugen, daß dieselbe unter eben dem glühenden Himmel entstanden ist, dem wir das Hohelied und die Gitagovinda verdanken, so fehlt doch nicht ein, dem Abendländischen Gefühl verwandter, Zug sanfter Schwärmerei und Schwermuth; wen sollte die Schilderung der nächtlichen Zusammenkunft, bei welcher sich die Liebenden, ein Romeo und eine Julie der Urwelt, unter süßem Geflüster ewige Treue geloben, nicht bald an die unnachahmliche Scene der englischen Tragödie, bald an die Provenzalischen Taglieder erinnern, gleich welchen sie mit einem Anruf an die zu früh aufgehende Sonne schließt?" Diese Aeußerungen des Uebersetzers in der Vorrede sagen nicht zu viel. Wir wollen zum Belege aus der Uebersetzung selbst nur die Scene mittheilen, in welcher Sal und Rudabe zum erstenmal zusammenkommen. Sie erinnert lebhaft, troß des orientalischen Gepräges, an die Balkonscene zwischen Julie und Romeo. Man athmet den reinsten Hauch der Natur, wenn man sich in sie versenkt.

Die Schöne harrte auf des Daches Gipfel;
Dem Vollmond-überstrahlten Cedernwipfel
War sie, die Rosenwangige, vergleichbar;
Kaum wurde Sal für ihren Blick erreichbar,
Da, nach ihm schau'nd, rief sie mit sanftem Ton
Ihm zu: „Sei mir willkommen, Heldensohn!
Gott schütze dich! nimm meine Segensgrüße!
Der Himmel sei der Boden deiner Füße!
Heil meiner Sklavin, denn mein Auge findet
In dir denselben, den sie mir verkündet!
Zu Fuß von deinem Zelt kamst du herüber,
Bist du nicht müd' vom Gang? o sage, Lieber?"
Als Sal aufsah bei diesem weichen Laute
Und auf dem Dach die Sonnengleiche schaute,
Die einen hellen Schimmer rings entfachte
Und wie Rubin die Erde strahlen machte,
Da rief er aus: „Heil, daß wir uns begegnen!
O Schöngesicht'ge, möge Gott dich segnen!
Wie oft, den Blick zum Nordstern hingewendet,
Hab' ich nach dir nicht Seufzer ausgesendet,
Wie oft rief ich den Himmel an mit Flehen,
Daß er mir gönnte, dein Gesicht zu sehen!

Digitized by Google

Nun durch ein Wort, so freundlich und so hold,
Beglückst du mich; nur dies hab' ich gewollt!
Doch ich hier unten, du dort auf dem Dach —
Das geht nicht an; sinn einem Mittel nach,
Daß ich hinaufgelange!" — Mit der Rechten
Band Rudabe die nächtig-schwarzen Flechten
Auf ihrem Haupte los; mit Moschusdüften
Umwogten die gelös'ten ihre Hüften,
Die Locken ließ sie, Schlangen neben Schlangen,
Vom Dache bis zur Erde niederhangen.
Sal, unten stehend, sagte: „Alles Heil
Sei dir, o Schönste! gibt's ein bessres Seil?"

Wir können uns übrigens der Vermuthung kaum enthalten, daß, wie denn auch im Original eine doppelte Redaction bemerklich ist, der Stoff zuerst in ältern Volksliedern oder in einem altpersischen Epos behandelt gewesen ist und daß Firdusi ihn im schon muhamedanischen Geschmack mannigfach umgearbeitet hat, oder aber, was wir zur Ehre des großen Dichters noch lieber glauben wollen, daß Firdusi's zusammenhängendes und wie aus einem Gusse fertiges Gedicht sich spätere Zusätze moderner Schnörkeleien habe gefallen lassen müssen. Zu den letztern rechnen wir die Schilderung der Person Rudabe's im verdorbensten Styl der spätern muhamedanischen Hofpoesie. Man lese z. B. Rudabe's Beschreibung:

„Ein Töchterchen hat er im Frau'ngemach,
Von Antlitz schöner als der junge Tag;
Von Haupt zu Fuß ist sie wie Elfenbein,
Ihr Wuchs wie die Platane, glänzend rein
Ihr Silberhals, um welchen sich in Ringen
Die moschusduft'gen Lockenhaare schlingen;
Der Blüthe des Granatbaums gleicht ihr Mund,
Und seiner Frucht ihr Busen voll und rund.
Ihr Aug' ist der Narcisse gleich am Hügel
Und ihre Wimper schwarz wie Rabenflügel.
Auf ihrer Stirne trägt die Frau der Frauen
Gespannten Bogen gleich die beiden Brauen;
Siehst du den Mond, so ist es ihr Gesicht,
Süß duftet, wie ihr Haar, der Ambra nicht;
Voll Reiz und Lieblichkeit und holder Reden
Ist sie, ein prangend Paradies, ein Eden."

Diese phantastische Häufung von Vergleichungen ist Firdusi's nicht würdig und kontrastirt auch auffallend mit der großartigen Einfachheit der übrigen Schilderungen. — In Bezug auf den Zusammenhang dieser Liebesgeschichte mit dem Verlauf des Epos bemerken wir, daß aus der Verbindung der beiden Liebenden der Held Rustem hervorgeht, von dem so viel in dem „Heldengedicht" die Rede gewesen ist. Sal aber war von Irans Geschlecht aus dem Lichtreich, Rudabe dagegen aus Turans Geschlecht, dem finstern Reiche. In Rustem wurden die beiden feindlichen Principe neutralisirt, und da dieß gegen die Natur war, mußte der gebundene Gegensatz sich immer wieder lösen und Unheil aller Art erwachsen, welches jedoch stets den edeln Helden, ihren Thaten und ihrem Tode zur Folie dient. Hier hat man den Faden durch das labyrinthische Gedicht.

Herr von Schack läßt nun die rührende Geschichte des Sijawusch folgen. Das war ein Sohn des Kai Kawus, Beherrschers von Iran, der die schöne Ferengis liebte, Tochter des Afrasiab, Beherrschers von Turan. Also auch hier wieder ziehen die feindlichen Pole sich an. Der Uebersetzer glaubte die Anfänge der Geschichte des Sijawusch, wie sie im Schach Name aufgeführt sind, übergehen zu müssen. Es handelt sich dort nämlich von einer Begebenheit, welche derjenigen des ägyptischen Joseph mit Potiphars Weib nicht unähnlich ist. Herr von Schack erzählt nur vom tragischen Untergange des Sijawusch. Afrasiab haßt die Verbindung desselben mit seiner Tochter, benützt sie aber, um den Jüngling zu fangen und grausam enthaupten zu lassen. Wir werden in dem Tod dieses zarten und schönen Königssohnes an den Adonis, an den nordischen Balder, an Siegfrit gemahnt. Ferengis gebiert ihm nach seinem Tode noch einen Sohn, den berühmten Kai Chosru (Cyrus), dessen Jugendgeschichte und Heimkehr zum Großvater Kai Kawus sofort mitgetheilt wird.

Dann folgen im zweiten Bande die Heerfahrten des Kai Chosru gegen die Turanier und mannigfache Heldenkämpfe. Der Aufzug des Königs wird prächtig geschildert Theil II. S. 18.

Der Schah ließ eines Elephanten Rücken
Mit einem Throne, seiner würdig, schmücken
Und stieg hinauf. — Auf solchem Throne sitzend,
Das Haupt von der Juwelenkrone blitzend,
Die mächt'ge Stierkopfkeule in der Hand,
Um seinen Hals ein reiches Perlenband,
In seinen Ohren prächt'ge, von der Menge
Der Edelsteine blitzende Gehänge,
Die Arme von rubingeschmückten Spangen,
Die Mitte von smaragd'nem Gurt umfangen,
Trieb er bis zu des Heeres Mittelpunkte
Den Elephanten, der im Festschmuck prunkte.
Indeß vom Lärmen um ihn her die Dächer
Erzitterten, warf er in einen Becher,
Den er emporhob, einen goldnen Ball;
Da brandete wie Meereswogenschwall
Die Welt von Pauken, Schwertern und von Keulen;
Die Luft erdunkelte von Staubessäulen,
Roßpanzer sah man durch das Dunkel blitzen,
Den Sternen mengten sich die Lanzenspitzen.

Digitized by Google

Die Sonne schien auf ihrem Lauf gehemmt,
Es schien, von dunkeln Wellen überschwemmt,
Der Himmel einzubrechen ob der Welt,
Als man zur Ebne trug das Königszelt
Und, dicht gedrängt, wie eines Stromes Wogen,
Die Krieger Schaar an Schaar vorüberzogen.

Die Schlacht- und Kampfbilder sind sehr ausgezeichnet und mahnen an Homer und die Nibelungen. Hier eine Probe aus Theil II. S. 109.

So wie aus dunklen Wolken sprühen Blitze
Aus ihrem Helm, aus ihrer Klingen Spitze,
Allein kein Hieb des Schwerts durchdringt den harten
Stahlpanzer der von Eisen ganz Umstarrten;
Wie ihre Klingen, Schläge neben Schlägen,
Herniederfallen, scheint's ein Feuerregen.
Kein Helfer war den Beiden; aber weiter
Stets kämpften sie, die nimmermüden Streiter,
Die Keulen, schwer von Wucht, erhoben sie
In immer wildrer Schlachtlust schnoben sie
Und huben an, da auch das Keulenschwingen
Fruchtlos geblieben, Leib an Leib zu ringen.
Sich gegenseitig an den Gürteln fassend,
Aufflammend bald vor Wuth und bald erblassend,
Versuchten sie vom Sattel sich zu reißen.
Noch immer konnte Keiner Sieger heißen;
Im Streit der beiden Wilden, Ungestümen,
Zerrissen an den Bügeln alle Riemen,
Doch fest auf ihren Sätteln saßen sie
Und fort und fort die Kräfte maßen sie.
Vom Morgen so bis zu dem Abendschatten
Bekämpften sich die beiden Nimmermatten,
In Siegeshoffnung bald und bald in Zagniß,
Doch stets bereit zu neuem Lebenswagniß;
Ihr Mund war trocken, weil die Sonne heiß
Herabgeschienen, und ihr Leib voll Schweiß;
Drum gingen sie, zu kurzer Rast gesonnen,
Vom Zweikampfplatz an einen Wasserbronnen.

Und S. 148:

Auf Gerwi stürzte Giw in kühnem Ritt;
Erschreckt ward Gerwi und der Bogen glitt
Aus seiner Hand; zum Schwert griff er erblassend;
Giw aber, seine Stierkopfkeule fassend,
Indessen Jenem bang und bänger ward,
Stieß ein Gebrüll aus wie ein Leopard,
Traf mit dem Kolben ihm die Eisenhaube,
So daß sein Blut, der Stirn entspritzt, zum Staube
Hinunterfloß, und eilte dann, am Nacken
Ihn schüttelnd, den Verzagenden zu packen.
Im Sattel wankend, stürzte Gerwi Sere
Zu Boden hin, als ob er leblos wäre,
Und Giw, der Panther, sprang vom Sitz behende,
Band ihm mit Stricken fest die beiden Hände,
Hob ihn aufs Roß und sprengte dann im Nu
Mit dem Gebundenen der Höhe zu.
Die Fahne schwang er auf der Hügelkuppe,
Wo sich versammelte die Siegergruppe.

Mit diesem tobenden Schlachtlärmen steht dann in sehr schönem Contrast der letzte Abschied Kai Chosrus.

Zu Gott ein inniges Verlangen heg' ich;
Auf diese Erde keinen Werth mehr leg' ich.
Fünf Wochen sinds nun, da ihr vor mich tretet,
Daß brünstig ich zum Ewigen gebetet,
Er möge meine Sünden mir vergeben,
Er mir erhellen dieses finstre Leben
Und aus der Welt, in welcher wir uns grämen,
Mich zu sich in die ew'ge Wohnung nehmen.
Nicht ziemt es, daß mein reiner Geist sich trübe
Und ich wie andre Schahe Unrecht übe.
Jedweder Wunsch, den ich nur mocht ersinnen,
Ward mir erfüllt; nun sehn' ich mich von hinnen.
Drauf, während Thränen Jedermann vergoß,
Bestieg er den Bahsad, das schwarze Roß.
Er kehrte trauernd zu dem Schlosse wieder
Und bog die heilige Cypresse nieder.
Vier Töchter weilten ihm im Frau'ngemach,
Von Antlitz schöner, als der junge Tag,
Und niemals noch entschleiert. Diese rief
Er sich heran und sprach: „Nicht allzu tief
Beklagt mich! in dem Schmerz müßt ihr euch fassen!
Ich will nun diese flücht'ge Welt verlassen,
So daß ich nie euch wiedersehen werde;
Denn müd bin ich der ungerechten Erde,
Zu Gott geh ich, dem Allgerechten, Hehren,
Und nimmer werd' ich von ihm wiederkehren."
Die Töchter schluchzten laut vor Schmerz und Liebe;
Daß ihnen länger nicht der Vater bliebe,
Beklagten weinend sie. Des Trostes baar,
Zerrauften jammernd sie ihr Lockenhaar,
Zerrissen ihre Kleider, ihren Schmuck
Und riefen aus: „Von diesem Leidensdruck,
Von dieser Welt, dem düstern Trauerort,
O Vater, Vater, nimm uns mit dir fort!"
Kai Chosru gab zur Antwort: Alle reifen
Zum Tod, doch ziemt es nicht, ihm vorzugreifen.
Wo sind die Edlen alle, die noch gestern
Froh athmeten? Wo sind des Dschemschid Schwestern?
Wo ist Ferengis, meine Mutter, nun,
Die kühn mit mir durchschnitten den Dschihun,
Und wo die herrliche Mahaferid,
Mit der sich keine maß im Weltgebiet?
Sie ruhn im Staub; doch dunkel ist's für Jeden,
Ob sie zur Hölle gingen, ob nach Eden.
Vermöchten in die Erde wir zu sehn,
Dann würden ihr Geheimniß wir erspähn;
In ihrem Schooß sind Könige gehäuft,
Mit Kriegerblut ist ihre Brust beträuft.

Digitized by Google

Von Thränen sei beim Scheiden frei mein Auge,
Daß es den Weg mir klar zu zeigen tauge!"
Dann zu Lohrasp mit schmerzgebrochnem Laute,
Indem er ihm die Töchter anvertraute,
Sprach er: „Nichts kann, wie sie, mir theuer sein;
Sie schmückten meines Lebens Rosenhain.
In dieser selben Wohnung hege sie!
So lang du lebst, mit Sorge pflege sie.

Er geht an das Ende der bewohnten Welt; die Pehlewanen, die ihm das Geleit geben, können ihm nicht folgen und gehen in der Wüste zu Grunde, er aber verschwindet, der Engel führt ihn lebendig in den Himmel. Diese großartige Dichtung ist einerseits echt orientalisch und mahnt an das Buch Henoch, hat aber auch eine eigenthümliche Verwandtschaft mit dem deutschen Volksmythus vom Verschwinden des König Dietrich von Bern. Diese Verwandtschaft tritt auch in den Heldenkämpfen überall hervor. Die altpersischen Kämpfe stehen den altdeutschen näher, als den homerischen. Eine gewisse Treuherzigkeit der Helden ist ihnen nur mit jenen gemein. Was die Reise in den Himmel und das lebendige Verschwinden aus der Welt betrifft, so ist in der persischen Sage nicht davon die Rede, daß Kai Chosru einmal zur Erde zurückkehren werde. Dennoch glauben wir, die Sage von ihm steht in einer uralten Verbindung mit der keltischen Sage vom König Artus, der von der Erde verschwindet und im keltischen Paradiese auf der Insel Avalon schläft, um dereinst zurückzukehren, und mit den vielen deutschen Sagen vom verschwundenen und schlafenden Kaiser, der wiedererwachen und die gute Zeit zurückbringen soll. Wurde doch noch am Ende des zwölften Jahrhunderts der Tod Kaiser Friedrichs des Rothbarts vom Volke nicht geglaubt, sondern man versetzte ihn lebendig in einen Berg. Daß auch das Verschwinden des Berner Dietrich dieser Vorstellungsweise angehört, ist wahrscheinlich. Wenn auch die christliche Auffassung ihn von einem dämonischen Pferde entführt werden läßt, so daß man annehmen muß, der Teufel habe ihn geholt, so ist doch diese christliche Auffassung nur auf den ostgothischen König Theodorich zu beziehen, nicht auf den Dietrich der Volkssage, welch letzterer immer im glänzendsten Licht als ein Vertreter des Rechts und jeder Tugend erscheint. Die Sage von einem in den Himmel versetzten Herrscher, der vorzugsweise Träger des Volksruhms und Volksglückes war, kehrt bei so vielen Völkern wieder, daß wir genöthigt sind, ihren Ursprung in eine sehr ferne Zeit und nach Asien, die allgemeine Völkerwiege, zurückzuversetzen. — Man darf überhaupt bei der Untersuchung solcher alten Sagen niemals vergessen, daß die Mythenbildung der vorchristlichen Völker sich erstaunlich lange Zeit genommen hat. Was manche Mythologen für eine ausschließlich an ein bestimmtes Volk oder Völkchen, an einen bestimmten Ort oder an eine bestimmte Zeit gebannte Geistesentwicklung gehalten haben, war das Ergebniß einer langen Vorbildung und hat vielfach fremde und ältere Elemente in sich. Die Mythen erscheinen nur deßhalb in so wenig logischem Zusammenhange, weil sie eben nicht aus einer Zeit und Geistesrichtung allein entsprungen, sondern nach und nach als Erinnerungen vieler vorübergegangener Perioden im Volke abgelagert sind. Bis z. B. die Kelten und Germanen auf ihrer langen Wanderung aus dem asiatischen Mutterlande, in welchem ihre Sprachen noch mit dem Sanscrit und mit dem Altpersischen zusammenhingen, nach dem westlichen Europa vorgedrungen waren, hatten sie ohne Zweifel außer uralten Heimathserinnerungen auch noch viele Eindrücke der Wanderung selbst, der neuen Länder und Zonen, ferner außer neuen Entdeckungen und Erfindungen auch die von andern Völkern, woran sich immer religiöse Vorstellungen knüpften, und endlich auch das Andenken großer Ereignisse und Helden nicht blos des eigenen Volkes in ihren Sagenschatz aufgenommen. Wenn Guttenbergs Kunst und die Schrift selbst von der Erde verschwänden, würde doch noch dreitausend Jahre nachher unter den Völkern die Sage von Napoleon leben. So müssen wir uns auch manche Heldensage uralter Zeit erklären. Wie Kai Chosru und der römische Saturnus Vorbilder des Artus und des schlafenden deutschen Kaisers waren, so haben sie selbst vielleicht Vorbilder in noch älteren volksbeliebten Königen.

Die letzte der hier mitgetheilten Episoden betrifft Isfendiars tragischen Tod durch Rustem.

Wenn eine zweite Auflage dieser schönen Dichtungen und der ihnen vorangeschickten „Heldengedichte" erforderlich würde, so wäre es vielleicht zweckmäßig, dem Ganzen des Epos mehr Rechnung zu tragen und aus dem „Romanzencyclus", in den die Uebersetzung das Gedicht verwandelt hat, das eigentliche Epos herzustellen. Dann sollten auch noch einige Lücken, nicht blos des Zusammenhangs, sondern auch des schönen Inhalts wegen, ausgefüllt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, **N° 59.** 23. Juli 1853.

Geschichte.

Geschichte Englands während des dreißigjährigen Friedens von 1816 bis 1846. Von Harriet Martineau. Aus dem Engl. übers. von C. J. Bergius. Erster und zweiter Band. Berlin, Franz Duncker, 1853.

Das Ganze wird vier Bände umfassen und vier Thaler kosten. Obgleich es eine Dame ist, welche dieses Werk geschrieben hat und man Damen nur in den seltensten Fällen die Talente eines pragmatischen Geschichtschreibers zutrauen darf, so wird man ihr Buch doch nicht ohne großes Interesse lesen und muß ihr dafür danken, übersichtlich zusammengestellt zu haben, was vorher unübersehlich in einem Meer von Parlamentsakten und Zeitungsberichten ausgebreitet lag.

Wir finden hier England in den Nachwehen der großen Kriege gegen Napoleon und zugleich in den Flitterwochen des Sieges. Das Interesse des Krieges hatte eine Menge innerer Fragen einstweilen beseitigt und unerledigt gelassen, jetzt tauchten sie wieder auf. Die Lords hatten unumschränkt geherrscht, so lange der Kampf nach außen Einheit und Kraft von Seiten der Regierung verlangte; jetzt fingen die Gemeinen an sich zu regen. Aus ihrer Mitte ging der berühmte Canning hervor, um im Ministerium bald die wichtigste Rolle zu spielen und die Veränderungen in der äußeren wie inneren Politik vorzunehmen, welche zeitgemäß schienen und vom englischen Volke verlangt wurden.

Canning war es, der die „heilige Allianz" auf dem Congreß von Verona im Stiche ließ und sich zwar noch nicht direkt auf die Seite der Völker schlug, doch aber Englands Neutralität erklärte, und die nordischen Mächte abhielt, sich unmittelbar zu betheiligen, als Frankreich Truppen nach Spanien schickte, um Ferdinand VII. gegen sein Volk zu schützen und die spanische Verfassung zu unterdrücken. Canning war es auch, der zuerst die Abschaffung der Negerklaverei in den Kolonien und die Emancipation der Katholiken herbeigeführt hat. Er galt deshalb als der Vorkämpfer des Liberalismus in einem Zeitpunkt, in welchem die Reaction überall unbarmherzig die Völker geknebelt hielt und den Nothschrei der gequälten Menschheit nicht hören wollte. Auch scheint in Cannings Charakter jene Humanität, für welche man zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und im Beginn der französischen Revolution geschwärmt hatte, nachgewirkt zu haben und in einem hohen Grade entwickelt gewesen zu seyn. Allein seine Persönlichkeit würde nicht an die Spitze der englischen Regierung gestellt worden seyn, wenn es das englische Interesse nicht verlangt hätte, und da in diesem alles Berechnung ist, muß man den Nimbus der Humanität von Cannings Regierungsmaßregeln abstreifen.

Wenn er bei dem Unrecht, welches Frankreich im Jahr 1823 durch seinen Einfall in Spanien beging, nur Englands Neutralität erklärte, ohne dem spanischen Volke beizustehen, so erklärt sich dies nicht blos aus der Unzuträglichkeit, Krieg mit der ganzen übrigen Welt anzufangen (denn alle Mächte waren damals reactionär), sondern auch aus dem Interesse, welches England in Bezug auf die spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika hatte. Je mehr das spanische Mutterland in Parteien zerrissen oder von äußern Feinden bedrängt, kurz immer mit sich selbst beschäftigt war, um so gewisser konnten jene Kolonien sich vom Mutterlande losreißen, sich als unabhängige Republiken befestigen und wurden dann der Markt Englands und das Werkzeug der englischen Handelspolitik.

Auch die Negeremancipation war keineswegs eine freie Blüthe schöner Humanität. England hatte es mit dieser Maßregel ebenfalls nur auf Amerika und zwar auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika abgesehen. Durch Aufhebung des Sklavenhandels beraubte

Digitized by Google

es diese Staaten ihrer Arbeiter in den heißen Plantagen und entzog ihnen mit der Arbeitskraft auch der Arbeit Werth. England wollte sich damit nur der Handelsconcurrenz entledigen.

Die Emancipation der Katholiken scheint verschiedene Motive gehabt zu haben. Die Verfasserin bemerkt sehr richtig, daß in der Zeit, in welcher Canning sie beantragte, Besorgnisse vor Frankreich, von einer Landung in Irland rc., um die dortigen Katholiken zu beschützen und gegen England zu vertheidigen, keine Rede hätte seyn können. Aber es schien doch räthlich, daß die englische Regierung sich mit den Katholiken auf einen bessern Fuß setze, als bisher. Den wahren Grund bezeichnet die Verfasserin Theil I. S. 317 ganz gut. Es war die nach und nach eingetretene Gleichgültigkeit für religiöse Interessen überhaupt. Der alte puritanische Fanatismus gegen die katholische Kirche war allmälig eingeschlummert. Die heftige Partei, die sich gegen die Emancipation erklärte, vermochte ihn nicht wieder zu wecken. Aufklärung, Toleranz und Indifferentismus herrschten vor und was damals die Partei des Liberalismus auf dem Continent als neue Religion der Freiheit bezeichnete, an die man weit andächtiger glaubte, als an die „vom Zeitgeist überwundene“ des alten Christenthums, fand auf England einigermaßen Anwendung. Die Rechte der Katholiken wurden nicht als confessionelle, sondern als Menschen- und Bürgerrechte aufgefaßt und insofern auch von solchen Männern unterstützt, welche keinerlei Sympathie für Rom hatten.

Die wichtigste aller Neuerungen, die Parlamentsreform, erlebte Canning nicht mehr, indem er 1827 starb. Diese Neuerung lag in der Gewalt der Umstände und war hauptsächlich durch das Uebergewicht der Industrie über die Agrikultur herbeigeführt. In den Jahren 1811—1831 hatten die ackerbauenden Familien in England nur um 2⅓, die industriellen aber um 31⅓ Procent zugenommen. Da der Boden den Lords gehörte, die Industrie aber in den Händen thätiger Gemeinen war, so war zu erwarten, die Lords würden den Gemeinen auch große politische Opfer bringen müssen im Verhältniß zu der größern Majorität und Macht, welche die Industrie im Volk erlangt hatte.

Die Julirevolution in Paris trug nicht wenig dazu bei, die Reformplane in London zu fördern. England befand sich vor dem Jahre 1830 als constitutioneller Staat mit Cannings liberalen Principien isolirt; erst indem Ludwig Philipp den französischen Thron bestieg, erhielt es eine constitutionelle Allianz auf dem Festlande. Das erhöhte unwillkürlich den Muth und förderte die Durchführung der Reform in England. Sie wurde den Lords abgezwungen. Die innere Geschichte des Hofes und des Oberhauses vor diesen Ereignissen ist sehr interessant und von Harriet Martineau gut dargelegt. Eine kurze Zeit lang war nach Cannings Tode der Herzog von Wellington an die Spitze der Geschäfte gelangt und er war hochtorystisch, der entschiedenste Gegner der Reform. Aber gerade daß dieser berühmte Feldherr und Staatsmann, Englands höchster Stolz, in dieser Stellung isolirt wurde, beweist, wie mächtig die Reformpartei schon geworden war. Wellington hatte nicht blos mit den Reformers, sondern auch mit dem König selbst zu kämpfen, wenn auch aus ganz andern Ursachen. „Der König, immer selbstsüchtig und durch seine Leidenschaften getrieben, war ein Anlaß fortwährender Schwierigkeit für seine Minister, seit ihm die Verfolgung seiner Königin fehlgeschlagen war. Der Geist der Schwäche und der aus jenem Fehlschlagen folgende Verlust der eigenen Achtung hatte allen den üblen Launen, die ihm vorher beiwohnten, Mißtrauen gegen seine Diener hinzugefügt. Sein Eigensinn wurde unberechenbar. Gleich allen eifersüchtigen und mißtrauischen Menschen hatte er seine eigenen kleine Pläne — hinterlistigen Mittel, seine Minister auf die Probe zu stellen, in Verlegenheit zu bringen und zu ärgern; so daß bei seiner Eifersucht und der Unsicherheit, ein constitutionelles Verfahren mit ihm zu beobachten, die Sachen jetzt so weit gekommen waren, daß seine Entscheidungen und Befehle nichts werth waren. Er veränderte seine Anordnungen zwischen Abend und Morgen; und hatte von einem Tage zum andern widersprechende Meinungen und Ansichten. Es wurde nothwendig, erst ihn zu regieren, um das Land zu regieren. Durch allerlei Mittel mußte er bei seinen Versicherungen festgehalten und zu ausgesprochenen Ansichten zurückgebracht und bei der Ausführung seiner Befehle unterstützt werden. Der Herzog von Wellington vermochte hiebei mehr als sonst jemand. Zuletzt stand es fest, daß wenn dieser nicht zum Ziele kam, es keinem Andern gelingen konnte.“

Ueberhaupt war das Verhältniß der regierenden Familie zu den Lords sehr eigenthümlich. Schon Georg III. hegte keine Liebe zu den englischen Lords, die er einmal im ersten Ausbruche seines Irrsinns im Oberhause in feierlicher Rede als „Schnepfen, Wildgänse rc.“ anredete. Sein Wahnsinn war von der tiefsten Sehnsucht nach dem deutschen Heimathlande seiner Familie begleitet. Sein älterer Sohn und Nachfolger Georg IV. war in dem ärgerlichen Prozeß mit seiner Gemahlin vom Parlament und Volk verlassen worden; sein zweiter Sohn, Herzog von York, erfuhr öffentlichen Hohn und Spott, namentlich als er im Jahr 1808 den Wunsch äußerte, an die

Digitized by Google

Spitze der englischen Truppen in Spanien treten zu dürfen. Muß man auch zugeben, daß im Betragen der Prinzen etwas lag, was die mächtigen Lords bewegen konnte, ihnen nicht zu viel Macht einzuräumen, so kann man sich doch andererseits auch nicht verhehlen, daß die geheime Zucht und Tyrannei, welche die Lords ausübten, den Prinzen des welfischen Hauses sehr lästig und ärgerlich gewesen seyn muß.

Was nun die Reform selbst anlangt, so erschien sie hinlänglich motivirt durch die wirklich fabelhaften Mißbräuche des sogenannten Fleckenhandels. Das Recht, ein Mitglied ins Unterhaus zu schicken, beruhte zum Theil auf ausgerotteten alten Burgflecken, deren Eigenthümer mit ihrem Recht offen Handel treiben. Meist waren diese Eigenthümer die Lords selbst, denen überhaupt fast aller Grund und Boden in England gehört, oder hatten die Lords allein das Geld, um solche Stellen für ihre Kreaturen zu kaufen. Das Unterhaus war mithin abhängig vom Oberhause durch zwar gesetzliche, aber durchaus unnatürliche Mißbräuche. Dagegen ließ sich nun wieder einwenden, England sey mit allen diesen Mißbräuchen und trotz ihrer groß und mächtig geworden. Die Aristokratie, indem sie allein geherrscht, sey patriotisch gewesen und ihre Einheit habe der Regierung Kraft gegeben. Bringe man jetzt, indem man die verrotteten Flecken ihrer alten Rechte beraube und die Parlamentswahlen an die neuentstandenen großen Fabrikbezirke weise, ein der Aristokratie feindliches demokratisches Element ins Parlament, so könne allmählich aus der vernünftigen Reform eine sehr unvernünftige Revolution werden und jedenfalls werde dadurch ein Partheiwesen hervorgerufen, welches für England unzuträglicher sey, als die alte ungestörte Lordsregierung.

Dieser Ansicht huldigte selbst der große Lord, den das Schicksal bestimmte, die Reformbill zu vertheidigen und durchzuführen, Lord Grey. Er folgte der Gewalt der Umstände aus Patriotismus, um durch die Reform die wachsende Unzufriedenheit in England zu beschwichtigen und einer Revolution vorzubeugen. Die Verfasserin charakterisirt den edlen Lord Reformer sehr gut. „Es ist nicht anzunehmen, daß, als Lord Grey die Glückwünsche seiner Freunde empfing, sich nicht etwas Trauer seiner Freude beimischte; oder daß er mit den Hartnäckigsten seiner Gegner keine Sympathie hatte. Die durch den langen Widerstand der Peers gegen eine nothwendige Veränderung veranlaßte Gereiztheit mochte das Volk über einen Theil seiner Sache verblenden, und die stolzesten der Minister selbst in einen Zustand volksthümlicher Denkungsart treiben, über den sie sich nachher verwundern mochten. Indessen hatte Lord Grey zu viel von einem Mann, zu viel von einem Gelehrten, zu viel von einem Peer in sich, um nicht zu fühlen und sich zu erinnern, daß, wie man behauptete, mit der Annahme dieser Acte der alte Ruhm des Hauses seines Standes gewichen war. Die Veränderung konnte nicht gehindert werden. Sie wurde durch die Zeit so gebieterisch gefordert, daß der Weg der Klugheit offen dalag — sich bei der Veränderung zu beruhigen, und aus den begleitenden Umständen so viel Nutzen zu ziehen, als nur möglich war. Wie besorgt auch immer, den Mißbräuchen der Flecken-Verderbniß und der Einmischung der Peers in die Vertretung des Volks ein Ende zu machen, so konnte doch ein Mann wie Lord Grey nicht umhin, an die alten Zeiten zu denken, wo die Lords des Reichs das Parlament des Reichs waren — wo es keine Mittelklasse gab, und die Peers die Beschützer aller damals vorhandenen Interessen des Volks waren; — er konnte nicht umhin, an die Majestät seines Hauses zu denken während der Jahrhunderte, wo das Volkselement fortschritt und sich ausdehnte; und wenn dieses Haus neuerlich in seiner Würde gesunken war — in seiner Beschaffenheit sich verschlechtert, und durch zu viel Unwissenheit und Gemeinheit in seinem Eigenwillen und seinen Ansprüchen erniedrigt hatte — so war es doch das Britische Haus der Peers, welches jetzt überwunden und gedemüthigt war und das Bewußtseyn erlangte, daß es nicht mehr als ein wesentlicher Theil der Englischen Verfassung bestand, sondern um der Zweckmäßigkeit und Räthlichkeit willen. Es war natürlich, daß das Volk — dessen große Mehrheit an die Gegenwart und Zukunft aller seiner Interessen denkt — sich des wichtigen Beweises freute, welcher jetzt von dem fortwährenden Steigen und Ausbreiten des populären Elements in der Nation geliefert war; aber das höchste, was von Lord Grey erwartet werden konnte, war, daß er die Thatsache in der edelsten und umfangreichsten Weise auffaßte und benutzte. Seine Verbindungen hingen viel zu sehr an der Vergangenheit, um annehmen zu können, daß er eine ungemischte Freude hatte. Viele von uns, welche ohne an die alte Zeit zurück zu denken, sich freuten und über die Thorheit und Selbstsucht der Tory-Peers das strengste Urtheil fällten, mögen jetzt erkennen, daß sie in der That sehr zu bedauern waren: daß in Wahrheit ‚das Gleichgewicht der Verfassung zerstört,‘ und daß die Veränderung etwas verwegen und beispiellos war. In so weit dies richtig ist, hatten die conservativen Peers bei ihrem Schmerz Anspruch auf die Sympathie aller denkenden Männer. Ihr Fehler und ihre Thorheit — jener Fehler und jene Thorheit, die sie der Sympathie des Volks beraubten — lagen in

Digitized by Google

ihrer Annahme, daß der Drang der Zeit aufgehalten und ihre eigene Stellung durch die bloße Weigerung, nachzugeben, beibehalten werden könnte. Sie büßten mehr als nöthig war durch einen thörichten und unverständigen Widerstand ein, der nur dazu diente, ihre Demüthigung zu vermehren und hervortreten zu lassen. Es ist eine Thatsache, die nicht in Abrede gestellt werden kann, daß, so wie früher die königliche Gewalt auf einen niedrigeren Sitz als den des Parlaments herabstieg, jetzt das Haus der Peers in der Regierung den Rang nach den Gemeinen einnahm. Die Geschichte wird es immer anerkennen, daß das Haus der Gemeinen im Jahre 1832 die wahre regierende Gewalt in Großbritannien wurde, und daß von dieser Zeit ab die anderen Gewalten nicht vermöge ihrer eigenen Kraft bestanden, sondern vermöge eines allgemeinen Einverständnisses, welches sich auf Gründe sowohl der großen Nützlichkeit, als auch der Zweckmäßigkeit und der alten Vorliebe stützt. In so weit es sich jetzt herausstellte, daß das Haus der Peers bestimmt war, von jetzt ab (wie es mit der königlichen Funktion schon länger der Fall war) nur durch die Zustimmung des ganzen Volks zu bestehen, so konnte man in der That sagen, daß die Verfassung zerstört war; und der Premierminister, welcher die Sache durchgeführt hatte, mußte selbst im Augenblick seines Triumphs den Ernst, und in Erinnerung an die alte Zeit das Schmerzliche dieser Thatsache fühlen, so sehr er auch immer überzeugt seyn mochte, welcher Ruhm ihm in der Geschichte daraus erwachsen würde." Wir haben diese ganze Stelle hergesetzt, weil sie am besten geeignet ist, sowohl den Standpunkt als den Styl des vorliegenden Buches zu charakterisiren.

Der Erfolg der Reform ist übrigens ein ganz anderer gewesen, als man vorausgesetzt hatte. Die Aristokratie ist keineswegs von einem demokratischen Elemente überwältigt, sondern durch den Zuwachs der aristokratischen Elemente im Bürgerthum nur noch mächtiger geworden. Der Gegensatz zwischen Reichthum und Armuth ist seitdem noch greller geworden, als der zwischen Lords und Gemeinen jemals früher war. Zweck der Reform war, einer zahlreichen Mittelklasse zwischen den Lords und dem Proletariat Macht zu verleihen und in sie den Schwerpunkt zu legen. Man erreichte aber nur, daß die beiden entgegengesetzten Extreme sich verstärkten und eine leere Mitte zwischen beiden blieb. Es gibt keinen bürgerlichen Mittelstand in England, alles gehört dem vornehmen Reichthum oder der niedrigen Armuth an. Die Verfasserin gesteht das auch ein, indem sie sich ungewöhnlich heftig gegen den Leichtsinn ereifert, mit welchem die öffentliche Meinung in England den armen, aber fleißigen und ehrlichen Arbeiter mit dem Bettler zusammenwerfe.

Die beiden folgenden Bände werden den weiteren Verlauf der Reformen in England verfolgen unter dem zweimal eingetretenen Regierungswechsel. Man vermißt zwar in dem Werke der Dame Martineau manches, wovon vielleicht ein Mann nähere Notiz genommen hätte, z. B. Erörterungen über die Finanzen, Colonien, das Wehrsystem rc. Indeß ist interessant genug, was sie über den Stand der Parteien und die darin vorgekommenen Wechsel berichtet.

England steht schon geraume Zeit auf der Höhe seiner Macht und große Solidität beurkundet sich in der so lange ungestörten Dauer und behaglichen Gewohnheit derselben. Wer vermöchte sie auch leicht zu erschüttern? Es wird noch langer Zeit bedürfen, bis die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine ernste Concurrenz zur See mit England werden aushalten können, denn die kleinen Siege der Nordamerikaner über je ein oder zwei Schiffe in dem kurzen Kriege von 1812—1814 beweisen nichts. Im Besitz der ersten Flotte der Welt, eines über den ganzen Erdboden ausgebreiteten Handels, unermeßlicher Reichthümer, einer alten, stets sich verjüngenden Schule der tüchtigsten Staatsmänner, ist die englische Nation zugleich voll alter respectabler Tugenden und Gaben, voll Erfahrung, Uebung, Thatkraft und Patriotismus. Und doch scheint etwas in dem Gepräge dieser großen Nation und ihrer sittlichen und intellektuellen Lenker anders geworden zu seyn. Niemals war dort die Prahlerei mit dem Mammon größer als sie jetzt ist, niemals der Luxus imposanter neben der scheußlichsten Armuth. Nie war aber auch zuvor jene Adeligkeit des Benehmens, welche von jeher die englische Aristokratie (selbst im Bösesthun) auszeichnete, zu einer so rücksichtslosen und cynischen Nachläßigkeit herabgesunken, wie jetzt, in der Zeit der ungestraft gebliebenen Mißhandlung des alten Hainau, der Triumphzüge Kossuths, der Beherbergung Mazzini's. Auch Pitt that seinen Feinden wehe, aber mit mehr Anstand. Palmerston erinnert an die Allianz der Visconti mit Banditen und damals war Italien schon im Sinken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, №. 60. 27. Juli 1853.

Länder- und Völkerkunde.

Südafrikanische Skizzen von Eduard Kretzschmar, Med. Dr. Leipzig, Hinrichs, 1853.

Der Verfasser hat sich selbst am Kap aufgehalten und theilt mit, was er gesehen und beobachtet hat.

Wer etwa Lust hat, nach Südafrika auszuwandern, wo allerdings noch Boden genug übrig ist, der erhält hier Belehrung über die Arglisten, denen er ausgesetzt werden kann. Wie in Nordamerika, so wird auch hier dem Einwanderer jede Art von Betrug gespielt. Am gewöhnlichsten ist die Anpreisung irgend eines herrlichen Landguts, an dessen Stelle der Käufer, wenn er es voreilig, ohne es gesehen zu haben, gekauft hat, nichts als eine Steppe findet. Am ruchlosesten ist folgender Betrug. „Ein Spekulant macht bekannt, daß an einem bestimmten Tage das Schiff A. B. C. unfehlbar von Hamburg nach dem Kap der guten Hoffnung segeln werde. Die Bedingungen für die Passage sind annehmbar und eine gute Zahl Auswanderer versammelt sich; Jeder bezahlt hastig seine Passage, hält sich zum Tage der Abfahrt bereit, und vergeudet den Rest seiner geringen Habe dadurch, daß, wie die Phrase lautet, er sich noch etwas zu Gute thut. Aber es vergehen mehrere Monate, ehe das Schiff segelt, und der Auswanderer, dessen Mittel gewöhnlich nur zureichen, bis zum Ort der Einschiffung zu gelangen und seine Passage zu bezahlen, findet sich durch solche Verzögerung, die man geneigt ist für absichtlich zu halten, in die hülfloseste Lage versetzt und belagert nun den Spekulanten. Der mitleidige, menschenfreundliche Mann, der über die Verzögerung ganz entrüstet ist, schießt dem armen Teufel eine Kleinigkeit vor und beklagt die hülflose Lage, in welcher besagter armer Teufel sich bei seiner Ankunft im gelobten Lande nothwendig befinden werde. Der Menschenfreund ist so gerührt, daß er sich für den armen Teufel zu interessiren verspricht, ihm eine Aussicht in seiner terra incognita zu eröffnen; verspricht ihm — wir wollen sagen — 150 Thaler, nach Abzug für alle Lebensbedürfnisse; versichert sich endlich der Dienste des Auswanderers durch Kontrakt, der als überseeisch zwar nicht gültig, aber sogleich bei der Ankunft am Kap von einer Magistratsperson ratificirt wird, und schießt unter dieser Bedingung vor. Es gehört zum guten Ton J. P. (Justice of the Peace — Friedensrichter) hinter seinen Namen zu zeichnen, und da Jeder diesen Titel erhält, der darum anhält, so ist die Zahl solcher Magistratspersonen Legion. Der arme Teufel ist in einem Paroxysmus dankbarer Entzückung für diesen Menschenfreund; aber leider weiß er noch nicht, daß die Thaler im Kontrakte Kapthaler sind, die nur den halben Werth haben und am Kap für ihn keinen größern Werth haben können, als 150 Groschen in Sachsen; er vermuthet nicht, daß der Menschenfreund ihn für die Kontraktzeit um einen hohen Preis ausmiethen und überhaupt ein erkleckliches Pfeifchen aus dem Geschäftchen schneiden werde. Wie getäuscht ist er bei der Entdeckung, daß er geringern Lohn empfängt, als ein gewöhnlicher schwarzer Domestike. Wir haben solche Sklaven gekannt, die sich auf keine andere Weise dieser modernen Sklaverei zu entziehen wußten, als zu flüchten und die Kolonie zu verlassen: sie sind später unter den Kaffern und Bosjemans verschollen.“

Auch mit den Waaren, die vom Kap kommen, wird viel Betrug getrieben. Der berühmte Constantiawein z. B. wird schon auf dem Kap verfälscht. „Die Echtheit dieses edlen Weines ist in Europa eine sehr unzuverlässige Sache: eine sauere, dünne Flüssigkeit, weder Wein noch Essig, gemengt mit Zimmtspiritus und Syrup, geht wohl oft in die Welt als Constantia. Die Verfälschungen beginnen theilweise bereits am Kap und der Charakter des echten Constantia hatte dadurch so gelitten, daß eine Ladung wirklich echten, köstlichen Weines,

Digitized by Google

im Jahre 1838 nach London exportirt, wieder nach dem Kap zurückgenommen wurde, weil die Preise trotz doppelter Fracht und anderer großen Unkosten auf dem Weinplatze noch besser waren, als die in London gebotenen."

Sehr gute Geschäfte machen die Apotheker am Kap, indem sie die Einfalt der Einwohner ausbeuten. „Ein deutscher Apotheker in der Kapstadt hat, sagt er, vom Halleschen Waisenhause das Privilegium, diese kostbaren Dinge zu verschachern; hat es in Gestalt eines Dinges nicht unähnlich einem türkischen Firman der gaffenden Bewunderung der Plebejer ausgehangen und so viel tausendfältige Kopieen davon in das Land geschickt, daß selbst obscure Gemächer damit tapezirt sind. Dieser privilegirte Glückssohn nun verschachert nur ‚de opregte Medecynen,' das heißt: den wahren Jakob, und schiebt nie sein eigen Fabrikat unter, denn der Mann ist im Geruche der Heiligkeit, fügt aber noch allerlei wunderbare Dinge dem Halleschen Thesaurus medicinalis bei, mit denen sein erfinderischer Geist von Zeit zu Zeit niederkommt, z. B. Sonnenessenz, Lebenstrank, Mondscheinpulver gegen Verhaltung der Menses und wie das Zeug noch Alles heißen mag, mit welchem dieser Wundermann in bescheidner Stille den Arzneischatz bereichert und die Menschheit beglückt. Auch diese Zusätze überfluthen das Land und haben ihren Platz in der Huis-Apothek, ‚denn Alles,' sagt der Boor, ‚was von d i e Mann kommt, muß gut seyn, denn er verkauft nur opregte Medecynen.' Es würde von wenig Interesse seyn, den Inhalt eines solchen Wunderkastens aufzuzählen: theils sind es Dinge, welche die Aerzte längst vergessen; theils solche, die sie erst noch von dem erfinderischen Geiste dieses Arznei-Apostels zu lernen haben. Der ganze Kram möchte 12 Neugroschen werth seyn, obwohl der Preis einer Huis-Apotheek 3 Pfund Sterling (circa 20 preuß. Thaler) ist. Armer Boor!"

Den Holländern vom Kap gibt der Verfasser übrigens das Zeugniß großer alterthümlicher Rechtschaffenheit, gepaart mit Eigensinn und Phlegma. Ein großer Nachtheil für die wohlhabenden Familien sey das Ineinanderheirathen, die Inzucht, die bekanntlich die Race der Thiere verdirbt und nicht minder die der Menschen. „Abraham und Isaak, beide Brüder, sind mit zwei Schwestern verheirathet. Abraham hat zwei Töchter, Isaak zwei Söhne. Abraham stirbt und Isaaks Frau stirbt. Darauf heirathet Isaak sen. die eine Tochter Abrahams und ein Isaak jun. heirathet die andere. Isaak sen. hat in dieser zweiten Ehe einen Sohn, der später seine Großtante, Abrahams Wittwe, heirathet, und der eine Isaak jun. hat eine Tochter, welche sich verehelicht mit ihrem Onkel, dem unverheiratheten Bruder ihres Vaters, und so fort ins Unendliche, daß man am Ende gar nicht mehr weiß, welchen Namen man solchen Verwandtschaften geben soll. Die Kinder solcher Eltern stehen in geistiger und körperlicher Hinsicht auf einer sehr niedern Stufe; sie sind Hautkrankheiten unterworfen, Skropheln rc., überhaupt Krankheiten neuer Bildung, unter denen fast jedes Familienmitglied leidet." Das Phlegma der Kapholländer geht über alle Begriffe und prägt sich schon in den Namen aus, die sie den Gegenden, Bergen, Riffen rc. geben, in denen sie wohnen. Fast immer wird das gemeinste Wort gewählt. „Der Leser wird Gelegenheit haben zu bemerken, wie Wohlklang und Eleganz in holländischen Namen wetteifern, vorzüglich in den Namen der Bauergüter, z. B. Wegluizkraal (Wanzenkraal), Dasspissvontein (Kaninchenurinquelle), Brandwynsgat (Branntweinloch) rc."

Diesen ehrlichen alten Holländern konnte nichts Widerwärtigeres begegnen, als die Ankunft der Engländer, die sich in den Besitz des Souveränetätsrechts über das Land setzten und neue Gesetze mitbrachten. Der Haß ist tödtlich. Nie redet ein Kapholländer anders vom Engländer, als indem er das Prädikat „der verfluchte" beisetzt. Die Engländer haben alles gethan, diesen Haß zu nähren, und die Folge war bekanntlich die Auswanderung der Boors, die zu Tausenden über die nördlichen Grenzen gingen und kleine Republiken gründeten, von denen Kap Natal den Engländern am zugänglichsten blieb und sich denselben wieder unterwerfen mußte.

Herr Kretzschmar gibt auch den englischen Missionären Schuld, zur Vertreibung der Boors mitgewirkt zu haben. Indem er ihrem aufopfernden Eifer alle Gerechtigkeit widerfahren läßt und Bewunderung dafür ausdrückt, bemerkt er doch, sie handelten übereilt und suchten Erfolge zu erkünsteln, die sich nicht natürlich einfänden und einfinden könnten. Ihre Voraussetzung z. B., die Hottentotten seyen für das Christenthum empfänglich und kulturfähig, sey eine irrige. Der Hottentotte mache von der christlichen Brüderschaft und Emancipation nur einen höchst unchristlichen, barbarischen Gebrauch, indem er auf Kosten der Missionäre thierisch fresse, saufe und faullenze. So christianisirte Hottentotten kann alsdann der Boor nicht mehr in seinem Dienste oder auch nur in seiner Nähe brauchen. Die englische Verwaltung scheint aber den Trotz der emancipirten Hottentotten gegen die unbotmäßigen Boors benützt zu haben und ist sogar nicht ganz frei von dem Verdacht, die Kaffern gegen die Boors aufgehetzt zu haben. Unter diesen Umständen erscheint der englische Missionär als das Werkzeug einer durchaus verwerflichen

Digitized by Google

englischen Politik (wie dasselbe auch in China der Fall ist, wo der große Missionär Gützlaff unter dem Schein, das Christenthum zu befördern, nur dem verderblichen Opiumhandel der Engländer Vorschub geleistet hat). Die Art, wie die englische Politik das fromme Wirken der Missionäre in Südafrika mißbraucht, erscheint um so empörender, als die Kosten dieser Missionen enorm sind und die Wohlthätigkeit Europa's hier ausgebeutet wird, um ein Danaidenfaß zu füllen, denn die Hottentotten leben ausschließlich von dem Gelde, welches die Missionäre aus Europa erhalten und fröhnen dem schändlichsten Müssiggange. Nur da arbeitet der Hottentotte, wo er die Peitsche des Boor fühlt; aber wo sich der Missionär mit ihm brüderlich zu Tische setzt, wird er wieder ein Wilder, denn er fürchtet sich nicht mehr.

Die Hottentotten waren freilich unter den Holländern ein armseliges und geknechtetes Volk, aber sie sind unter den Engländern nicht besser, vielmehr schlechter geworden. Wenn übrigens die Engländer den Widerstand der Boors werden überwunden haben, wenn sie die Hottentotten nicht mehr gegen dieselben brauchen werden, wird auch der verlogenen Humanität, mit welcher sie dieselben jetzt noch behandeln, bald ein Ziel gesetzt seyn. Das erhellt aus dem Benehmen, welches England gegen die freien Kaffern beobachtet. Nichts kann ungerechter und empörender seyn. Die Kaffern sind in ihrem vollen Recht und bei all ihrer Grausamkeit im Kriege sind sie Engel der Unschuld im Vergleich mit der ruchlosen Politik der Engländer. Denn nie hat die englische Verwaltung ihnen Wort gehalten, nie einen bündigen und eidlichen Vertrag geachtet, sondern wiederholt und immer wieder die boshafteste Treulosigkeit an den Kaffern geübt. Ueber alle diese Dinge spricht der Verfasser sich ausführlich aus.

Als Naturkundiger macht er auch manche interessante Bemerkung über das Land und dessen Naturverhältnisse. Sehr eigenthümlich ist die Gestalt vieler vorragender Berge und Felsen in Südafrika; die Natur hat sich hier (wie in China) einer phantastischen Laune überlassen. Manche Bemerkung des Verfassers war uns neu, z. B. daß außer der Fata Morgana, die hier wie in andern Wüsten des Erdkörpers mit dem Bilde von Seen täuscht, dem Reisenden auch noch eine andere Täuschung bereitet ist in den spiegelglatten Flächen von Quarz und Glimmer, die aus der Ferne gesehen Wasserflächen zu seyn scheinen. Sehr merkwürdig sind die sogenannten Bitterwasser, Quellen in den Steppen, deren Wasser das Vieh tödtet. Durch sie wird der dürstende Wanderer am bittersten getäuscht; sie scheinen aber Stoffe zu enthalten, die sie vielleicht dereinst, wenn das Land einmal ganz bevölkert und civilisirt ist, zu Heilbädern machen werden.

Einiges Fabelhafte erzählt der Verfasser von den Thieren des Landes, z. B.: „Viel giftiges Ungeziefer hält sich in den Strohdächern der Häuser auf, denn fast alle Häuser im Innern des Landes sind mit Stroh gedeckt, in welchem solche Thiere ihre zahlreichen Nester haben. Unter den Spinnen verdient eine große gelbe der Erwähnung, die in Bezug auf Gift zwar harmlos ist, aber die Gewohnheit hat, dem schlafenden Menschen die Haare glatt auf der Haut abzufressen. Es geschieht daher nicht selten, daß Jemand beim Aufstehen eine oder beide Augbrauen vermißt, oder die Hälfte seines Kopfes kahl gefressen findet. Ein sehr lästiges Thier ist eine große blaue Wanze, ungefähr von der Größe des Daumennagels, deren Biß dem Menschen äußerst schmerzhafte Geschwülste und Fieber veranlaßt, Hühnern aber, welche die vorzüglichsten Gegenstände ihrer Angriffe sind, immer den Tod verursacht. Wenn sich eine solche Wanze an den Beinen eines Huhnes festgebissen hat, stirbt das Huhn in kurzer Zeit unter Zuckungen." Dahin gehören auch die den Weinbergen gefährlichen traubenfressenden Hunde.

Geschichte.

Neapel und Sicilien im Jahr 1850. Von Adolph Helfferich. Leipzig, Hinrichs, 1853.

Mehr Geschichts- als Reisewerk. Der Verfasser entwickelt die neueste Geschichte Neapels und Siciliens vom Jahr 1848 an und vertieft sich in das innere Gebiete der politischen Parteien. Seine Schilderungen sind in Briefform schon früher in der Allg. Zeitung erschienen.

Die Vulkanität Italiens ist aus dem Naturleben ins Volksleben übergegangen. Ueberall bebt und glüht dort der Boden der Gesellschaft. Aber die unzufriedene, nach Aenderungen lechzende Partei ist weder nach außen stark, noch unter sich selbst einig genug. Die Schwäche nach außen ist indeß wieder nicht so groß, daß absolute Ruhe eintreten könnte; der Besiegte windet und krümmt sich fortwährend. In Neapel ist nach der Unterdrückung der Revolution eine geheime Gesellschaft aufgetaucht, deren Prozessirung der Verfasser anwohnte, die grande società della Unità italiana, deren erstes Statut lautet: „Die Gesellschaft der italienischen Einheit ist dieselbe mit der Carbonaria und dem Jungen Italien. Sie hat zum Zweck: Italien von der innern Tyrannei der Für-

Digitized by Google

ften zu befreien, sowie von jeder fremden Gewalt, es zu einigen, stark und unabhängig zu machen durch Ausscheiden jedes heterogenen, dem genannten Zweck widerstrebenden Bestandtheiles." Aber die Frage der Einheit wird von den geheimen Gesellschaften selbst sehr verschieden aufgefaßt. Während der Revolution traten alle diese Gegensätze zu Tage. „Wer von Mazzinis in London herausgegebener Zeitschrift: Apostolato populare, die vom 16. Nov. 1840 bis 30. Sept. 1843 bestand, auch nur einige Seiten gelesen hatte, konnte sich darüber nicht täuschen, daß Mazzini unter seinem einheitlichen Italien weiter nichts, als eine socialistische Republik nach dem Geschmack des Pariser Berges verstand. Dadurch unterschied er sich sogar wesentlich von jener andern republikanischen Fraction, die in Cattaneo ihren Führer hatte und föderalistischen Ideen huldigte. Die Partei nahm eine offene feindselige Stellung gegen die provisorische Regierung von dem Augenblick an ein, wo diese, um dem lästigen Provisorium ein Ende zu machen, durch die am 29. Mai abgehaltenen Urwahlen den Anschluß an Piemont, trotz des Versprechens die Frage a causa vinta auszusetzen, hatte dekretiren lassen." Der Föderalismus scheint das einzig Mögliche für Italien zu seyn und bestand auch immer faktisch. Selbst in der letzten Revolution war die Macht vertheilt an Karlo Alberto, Mazzini, Giolandi und allerlei revolutionäre Junten in den verschiedenen Theilen Italiens.

Was Sicilien insbesondere betrifft, dem der Verfasser große Aufmerksamkeit widmet, so charakterisirt er die dortige Opposition als keineswegs vorherrschend republikanisch, sondern mehr als aristokratisch und klerikal, als eine Reaction des alten Besitzes gegen die vom König von Neapel beliebten Reformen oder gegen den absoluten Regierungsdespotismus.

Eine Bemerkung, welche der Verfasser S. 62 macht, scheint uns wohl begründet zu seyn. Er wirft nämlich dem Klerus vor, daß derselbe die Agrikultur in Italien nicht besser fördere, da es doch notorisch ist, daß in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung gerade die Bischöfe und die Klostergeistlichkeit es gewesen sind, durch die der Boden trefflich kultivirt wurde. Reist man jetzt durch die römische Campagna oder durch Sicilien, so erblickt man große Strecken ertragbaren, ja höchst ergiebigen Landes wüst liegen. Wo der Boden dem Staat oder einem trägen Adel gehört, wo die Staatsgewalt der Kirche keinen Einfluß gestattet, ist freilich die Geistlichkeit ohne Schuld. Doch in vielen Fällen erscheint die letztere nicht gehemmt, zu der alten Rührigkeit der Benediktiner zurückzukehren und dem Volk das Beispiel des Fleißes zu geben.

Polemik.

Moritz Carrieres christliche Ueberzeugungen, nach dessen Schriften dargestellt von Dr. Strobl. Regensburg, Manz, 1853.

Es handelt sich darum, ob der für die Universität München bestimmte Philosoph Carriere ein Christ oder ein Pantheist sey? Wer seine Schriften gelesen hat, kann darüber nicht in Zweifel seyn, und alle Bemühungen, einen Christen in ihm sehen zu wollen, sind nur freundschaftliche, mäcenatische und parteiische Beschönigungen und entbehren jedes Grundes.

Warum ist man nicht ehrlich und sagt die Wahrheit? Carriere ist ein Junghegelianer, der nur die Menschheit und sich selbst vergöttert und mittelst der bekannten und längst vor ihm gehandhabten Taschenspielerei der Begriffe die Grundwahrheiten des Christenthums pantheistisch umdeutet, gleichwie Sallet und Leopold Schefer das Wolfsgesicht zuweilen in eine Schafsmiene verzerren und die antichristlichsten Sätze mit einer Andacht und in christlichen Redensarten vortragen, als ob kein Schalk dahinter stecke. Das ist die am wenigsten würdige Manier, das Christenthum wissenschaftlich zu behandeln. Wer einmal für nöthig hält, die Kirche zu bekämpfen und durch den Unterricht auf Universitäten systematisch die christliche Gesinnung und Gesittung zu untergraben, der sollte auch den Muth haben, wie Dr. Strauß offen und geradezu auf das Kreuz loszustürmen. Carriere befleißigt sich gelegentlich einer überaus faden Koketterie in der Gleichstellung z. B. der Aussprüche Goethe's mit denen des Heilandes. Solche Auszeichnungen hat Goethe selber nie angesprochen und sie sind eben so abgeschmackt in Bezug auf ihn, als würdelos in Bezug auf die Verehrung, die wir den Evangelien schuldig sind.

Die vorliegende Schrift sagt die klare Wahrheit, die wir bestätigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, **N° 61.** 30. Juli 1853.

Provenzalische Dichtkunst.

Gedichte der Troubadours im Versmaße der Urschrift übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Tübingen, Osiander, 1852.

Unter allen aus dem Latein des untergegangen römischen Reiches neu entstandenen romanischen Sprachen war die provenzalische die erste, welche aus einer bloßen Volkssprache zur Schriftsprache sich erhob und eine Literatur bildete. Diese provenzalische Literatur begann am Schluß des zehnten und endete im dreizehnten Jahrhundert, fällt also mit den Kreuzzügen zusammen. Ihr Untergang war zum Theil Folge des blutigen Albigenserkrieges, der die Provence verheerte und dessen Parteiung auch tiefe Spuren in den Dichtungen der Troubadours zurückgelassen hat.

Herr Kannegießer, der früher das große Gedicht des Dante ins Deutsche übertragen hat, bringt dasselbe in Beziehung zu den provenzalischen Gedichten, „wie denn die Dichter selbst, Dante auf der einen, die Troubadours auf der andern Seite Vergleichungspunkte darbieten. Dante ist der Vater der italienischen, die Troubadours sind die Väter der südwesteuropäischen Poesie überhaupt. An Tiefe und Erhabenheit stehen Diese Jenem sämmtlich nach, an Eigenthümlichkeit weniger. Die Provenzalen dichteten ohne Vorbilder, Dante hatte die Alten und selbst die Provenzalen vor Augen, achtete die Letzteren, und hat in sein großes Gedicht einige ihrer Verse unübersetzt aufgenommen. Dante's göttliche Komödie gleicht einem Riesenbaume, die provenzalischen Gedichte einem bis jetzt unübersehbaren Walde kleinerer, aber doch verschiedenartiger und anziehender Gebüsche, wie denn selbst von den größeren epischen Gedichten, wenn diese noch sämmtlich wieder aufgefunden werden sollten, keines sich jenem würde gleichstellen können. Dante's großes Gedicht ist episch-allegorisch, der größere Theil der provenzalischen Gedichte ist rein lyrisch. Was aber die Form betrifft, so setzen die Vers- und Reimgebäude der Letzteren, durch die Einfachheit der Gedanken und die Zierlichkeit des Ausdrucks dem Uebersetzer nicht geringere, ja wohl noch mehr und größere Schwierigkeiten entgegen, als die gedankenschweren dantischen Terzinen. Dazu kommt, daß Dantes divina commedia eine Legion von Herausgebern, Herstellern, Erklärern, Beurtheilern, Uebersetzern gefunden hat, während die Zahl der gelehrten Bearbeiter der provenzalischen Gedichte, wenn gleich einige höchst ehrenwerthe, z. B. der Italiener Galvani, die Franzosen Raynouard und Fauriel, die Deutschen Diez, Brinckmeier, Mahn, Holland und Keller sich darunter befinden, doch im Vergleich mit Jenem, zumal hinsichtlich der Reinigung und Herstellung der Urschrift, noch sehr geringe ist.“ Herr Kannegießer hätte in Bezug auf Dante noch hinzufügen dürfen, daß sich in den geistlichen, politischen und moralischen Poesieen der Troubadours derselbe edle und zürnende Geist offenbart, wie bei Dante. Wie Dante über das Verderben der Kirche, über die Uneinigkeit der weltlichen Mächte, über den tiefen Verfall des Kaiserthums und über die Fortschritte einerseits der äußern Feinde, des Islam, andererseits der inneren Corruption klagt, ganz eben so auch die Troubadours.

Die Türken unter Saladin hatten Jerusalem wieder erobert, die Mongolen unter Batu Chan waren in ungeheurer Menge bis nach Schlesien vorgedrungen und hatten Polen und Ungarn verheert, während die christlichen Mächte unter einander haderten und die Abwehr des gemeinschaftlichen Feindes versäumten. Die Troubadours drücken sich darüber häufig in einer Weise aus, daß man glauben könnte, sie schrieben im Jahre 1853 über die orientalischen Angelegenheiten, über russische Proklamationen, englische Interpellationen, österreichische Interventionen und französische Spekulationen. Auch der

Digitized by Google

Kirchenstreit war damals, lange vor der Reformation, schon so lebhaft entflammt, wie noch heute.

Diese mit dem großen Gang der Geschichte zusammenhängenden Leidenschaften spielen in der Poesie der Provenzalen eine weit bedeutendere Rolle, als bei den fast gleichzeitigen schwäbischen Minnesängern, die viel mehr mit ihren Herzensangelegenheiten und mit der Frühlingslust beschäftigt, nur selten auf dem kirchlichen und politischen Kampfplatz mit Versen auftraten. Doch waren auch die Troubadours ursprünglich und vorzugsweise Sänger der Liebe und huldigten in ihren meisten Liedern nur den Damen. Auch den Mai und die Frühlingswonne priesen sie, doch nicht so häufig, wie die deutschen Sänger. Das Landschaftliche tritt bei ihnen zurück, das Menschliche und Plastische vor. Wenn Raimon von Miraval (S. 261) singt:

Mich freut des Sommers süße Zeit,
Mich freut's, wenn Vogelsang erschallt,
Auch freut mich grünbelaubter Wald,
Mich freut der Auen grünes Kleid 2c.

so klingt das allerdings wie ein schwäbisches Minnelied, doch sind Lieder dieser Art nicht die vorherrschenden. Außerdem stimmen besonders die provenzalischen Wächterlieder mit den schwäbischen überein. In dieser eigenthümlichen Gattung von Liedern ließen die Dichter einen Wächter, der des Nachts ihr Rendezvous bewachte und am frühen Morgen den Liebhaber zurückrief, über ihr Liebesglück reflectiren oder mit dem ungern geweckten Liebhaber ein Zwiegespräch führen. Diese Lieder scheinen sehr beliebt gewesen zu seyn, weil sie sich so oft und mannigfach wiederholen.

In den Liebesliedern der Troubadours herrscht bereits die Reflexion vor, es sind Produkte der Kunst, der Manier, es ist nichts Naturwüchsiges und Volksthümliches darin. Betrachten wir z. B. den Troubadour Bernart von Ventadour, welcher (S. 35) singt:

Kein Wunder ist's, wenn mein Gedicht
All' andre übertrifft an Werth,
Da Liebe ganz mein Herz versehrt,
So daß ich Höhres kenne nicht;
Denn Leib und Geist, Herz und Verstand,
Und Muth und Kraft sind nicht mehr mein,
Gehören ihr so ganz allein,
Daß mir all Andres scheinet Tand.

Todt acht' ich den, der nie empfand,
Welch Glück die Liebe uns gewährt.
Ein Leben, das der Lieb' entbehrt,
Wird werthlos allgemein genannt.
Gott wolle nimmerdar das Licht
Des Lebens länger mir verleihn,
Könnt' ich der Liebe treulos sein,
Und fühlt' ihr Glühn ich fürder nicht.

Ich sag' es, und ich lüge nicht,
Die schönst' und best' und höchst' an Werth
Lieb' ich, daß mirs das Herz verzehrt,
Und stets hervor die Thräne bricht.
Die Lieb' hat ganz mich übermannt,
Sie schloß und kerkerte mich ein,
Und nur die Gunst kann mich befrein,
Die ich bisher doch immer fand.

Diese reflectirende Weise geht durch die ganze Liebespoesie der Troubadours. Doch nimmt die Leidenschaft der Liebe zuweilen sehr warme Lokaltöne an und der Dichter versetzt uns unter den glänzenden Himmel der Provence. In dieser Weise erkennt man einen Uebergang zu der spanischen Lyrik, die so oft in der Liebe, im Heldenthum wie in der Kirche im tiefen dunkeln Purpur glüht. Derselbe Bernart von Ventadour, der uns so kathedermäßig den Zustand seines Herzens vordemonstrirt, war gleichwohl fähig, folgendes feurige Lied zu dichten (S. 38):

Will die Freude mich erdrücken?
  Wie ist mir geschehen?
Wenn mit Blumen Aun sich schmücken,
  Glaub' ich Eis zu sehen.
Doch bei Wetters grimmen Tücken
  Steigt mein Wohlergehen.
Sangeshauch, mich zu beglücken,
  Fühl' ich mich durchwehen.
    Die ganze Seele mein
    Erglänzt in Freudenschein,
Lebt, mags frieren oder schnein,
  In dem Land der Feeen.

Ohne Kleid im Hemd zu gehen,
  Kann mich nicht befahren,
Wird doch vor des Nordwinds Wehen
  Liebe mich verwahren;
Doch man muß, nichts zu versehen,
  Demut offenbaren.
Drum nicht will ich mich vergehen,
  Seit ich Gunst erfahren
    Von Ihr, der Herrin mein.
    Sie soll mir Ruhm verleihn!
Reicher Friese gar zu fein
  Mag mich Gott bewahren!

Mußt' ich in die Fremde fahren,
  Hab' ich doch Vertrauen;
Ihre holden Augen waren
  Huldreich anzuschauen;
Auf ihr liebliches Gebaren
  Darf ich muthvoll bauen;

Digitized by Google

Seit Sie das mich ließ gewahren,
Sie, der Stern der Frauen,
Weilt dort die Seele mein
Bei Ihr, Ihr Sklav zu sein;
Und es blieb der Leib allein
Hier in Frankreichs Auen.

Wär' ich Schwalbe doch, auf Schwingen
Durch die Luft zu schweben,
In ihr Kämmerlein zu dringen,
Nachts Sie zu umweben!
Ach, wer, Hold', Euch zu erringen
Denkt in diesem Leben,
Dessen Herz darf zum Gelingen
Nimmer sich erheben.
Anflehend Euch verein'
Ich, Frau, die Hände mein,
Eurer Wangen frischer Schein
Macht mich bang erbeben.

Höhres nichts kanns für mich geben,
Um ihm nachzujagen,
Nichts, wonach ich könnt' im Leben
Mit mehr Eifer fragen,
Nichts mir mehr Genügen geben,
Als es kühn zu wagen,
Meine Stimme zu erheben,
Und es laut zu sagen,
Daß ich es innig mein',
Und manche Male wein',
Und aus meines Herzens Schrein
Seufze mit Behagen.

Lied, sollst mein Bote sein,
Meld' Ihr, der Herrin mein,
Meine Qual und meine Pein,
Meines Herzens Zagen.

Mit demselben Feuer hat auch Beatrix, Gräfin von Die, ein Lied auf ihren Geliebten gedichtet, ein echt südliches, wie es nur einer Südfranzösin oder Italienerin in den Mund kommen kann, S. 79. In einigen andern Liedern verräth sich die Reflexion der Erfahrung, die später in der französischen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts eine so große Rolle gespielt hat und worin sich alles um die Zergliederung des weiblichen Herzens in seinen Schwächen dreht, über welche der überlegene Witz der Männer spottet, indem er das, was er genießt und mißbraucht, noch dazu verachtet. Doch von dem Diabolismus der spätern Corruption ist bei den Troubadours noch nichts wahrzunehmen, sie sind noch zu unbefangen dazu und zu ehrlich. Hier eine meisterhafte Schilderung zärtlicher Laune in einem Gedicht des Serveri von Girone (S. 451).

Schwer läßt erkennen sich der Weg im Meer,
Selbst bei des Schiffes bester Takelei,
Wie glatt und eben auch die Fläche sei,
Sie eben zu durchfahren doch ist schwer:
Doch schlimmer noch, bedenk' ich es genau,
Ist doch die Arglist einer bösen Frau.

Schwer sagt sich's wohl, wohin ein Vogelheer
Empor sich schwingt, und wo sein Ruhort sei;
Tannnadeln, Buchenlaub — ich sag' es frei —
Und gar die Sterne zähl' ich nimmermehr:
Doch schlimmer hat's, bedenk! ich diese Schau,
Wer in sein Zelt nimmt eine schlechte Frau.

Schleicht eine Schlang' im Felsenpfad daher,
Wer Wahrheit redet, glaub' ich, fällt mir bei,
Sie macht der Krümmungen zu vielerlei,
Und nimmer, wo sie schlüpft, nachfolget er:
Doch schlimmer noch, — und wer es hört, vertrau'! —
Hat's, wer nachirret einer falschen Frau.

Die Sonn' auslöschen, kann das irgend wer?
Und kann er machen, daß Lob Tadel sei,
Bär Lamm sei, oder Hahn Pfau oder Weih?
Nimmt ab der Mond, so wächst er nimmermehr.
Doch schlimmer hat's, bedenk' ich es genau,
Wer Wohnung macht bei einer schlimmen Frau.

Der Winde Schaar zu fesseln, das ist schwer,
Und schlößest du sie ein, sie würden frei;
Ein Löwe widerstrebt der Sklaverei,
Gleich einem Roß zähmst du ihn nimmermehr.
Noch schlimmer hat's, und wär' er noch so schlau,
Wem all sein Gut raubt eine schlimme Frau.

Zum Unterschied von dem Minnelied heißt das Lehrgedicht bei den Troubadours Sirventes (von servir, dienen), weil es ursprünglich eine Anrede an den Herrn und Gönner, wie das Minnelied eine Anrede an die Dame war. In den Sirventesen ist nun aber alle Leidenschaft niedergelegt, die durch den kirchlichen und politischen Kampf der Zeit angefacht wurde.

Die protestantischen Uebersetzer, Ausleger und Kritiker haben bereits zum öftern auf die Sirventes aufmerksam gemacht, in denen sich der Zorn über geistliche Corruption und über arges Pfaffenthum ausspricht. Z. B. in einem Liede des Prior Cardinal lesen wir (S. 318):

Du hirtlich Pfaffenchor,
Der stets die Schafe schor,
Ihr stellet Heilge vor,
Sieht man auf euer Kleid.
Ihr mahnet mich, ihr seid
Gleich Alengrin * erfunden.
Der schlich zur Hürd', und Leid

* Alegrin oder Isengrin ist der Isegrim oder Wolf der deutschen Thierfabel.

Digitized by Google

Zu meiden von den Hunden,
Umnahm ein Bockfell er;
So trog die Schaf' er schwer,
So fraß er hin und her,
Und wüthete gar sehr.

Der Fürsten ganzer Chor,
Graf, Herzog und Comtor, *
Regirten ehbevor,
Samt Rittern weit und breit.
Jetzt wird die Geistlichkeit
Als Herrscherschaft erfunden.
Mit Raub und Listigkeit,
Mit Lug und ihren Wunden,
Versündgen sie sich schwer,
Und klagen noch gar sehr,
Gibt man nicht Alles her;
Sie fegen Beutel leer rc.

In einem Liede von Carbonel (S. 393):

Manch reicher Pfaff' hat Gaukelsinn,
Und, der Gaukelei ergeben,
Wagt, zur Richt' er zu erheben,
Sein Kind von der Gevatterin.
Ganz thöricht sind noch andre mehr,
Uebervoll von Heucheleien
Und zahllosen Trügereien,
Und reich an Gut, wer weiß woher rc.

Allein das ist nicht der bei den Troubadours vorherrschende Ton. Wir finden auch Lieder, in denen dem Herren- und Fürstenstande nicht minder schwere Vorwürfe gemacht werden, wie den Pfaffen. Guillem von Montagnagout sagt (S. 374):

Wie sie sich gegenseitig doch beklagen,
Lain über Priester, Priester über Lain!
Die Völker glauben, daß die Herrn sie plagen,
Die Herren wollen mehr geachtet sein.
Man hört von hier und dort zwieträchtig Schrein:
Nun ziehn von Ost gar die Tataren ** ein
Ins Land — sofern nicht Gott wird Hülfe leihn —
Um allen gleichen Schrecken einzujagen.

Schuld ist das schandbarsündliche Betragen,
Die Priester- wie die Laienfrevelein.
So muß den Christen endlich Unheil tagen,
Erbarmt sich Gott nicht durch der Gnade Schein,
Und mischt sich schlichtend nicht der Papst darein,
Um der entbrannten Völker Arzt zu sein.

* Der Comtor ist der unmittelbare Vasall eines Grafen, niedriger dem Range nach als der Vizgraf, höher als der bloße Baron.

** Die Mongolen, welche bis Schlesien vordrangen.

Weiß er zu einen, die sich jetzt entzwein,
Dann wird kein Misgeschick sie niederschlagen.

Die bittere Klage, daß der Christenheit die Einheit fehle, kehrt öfter wieder und wird die Schuld keineswegs einseitig auf die Pfaffen geschoben, sondern mehr auf die Fürsten, auf den Mammon und auf die Ketzereien, durch welche die Einheit der Kirche untergraben zu werden begann. Sehr merkwürdig ist deßfalls ein Sirventes des Prior Vidal (S. 144):

Apostel- und Doctorenheer,
Das falsche, bracht' in solches Leid
Die heil'ge Kirch, und Gott zürnt schwer.
Sie sind so schlimm und ungescheit,
Durch die das Ketzerthum begann,
Die Sünde hob von ihnen an.
Wer kann davon sich nun befrein?
Jedoch ich will kein Kläger sein.

Von Frankreich stammt das Urtheil her,
Wo sonst gehaust die Trefflichkeit,
Weil sich des König Gott nicht mehr,
Noch seiner eignen Ehre weiht,
Im Stich ließ Christi Grab fortan,
Kauft' und verkauft' als Schachrer dann
Wie Knecht und Krämer ganz gemein;
Schimpf trägt's auch den Franzosen ein. rc.

Eben so klagt ein ungenannter Tempelherr in einem Sirventes (S. 396) über die Siege der Türken, über den Verlust des heil. Landes als die leidige Folge der Uneinigkeit unter den Christen.

Der Uebermuth des Adels erhellt aus einem Gedicht des Bertran de Born (S. 178).

Dies wird genügen, um zu beweisen, wie sehr Guillem von Montagnagout Recht hatte, wenn er den Herren des Laienstandes eben so schwere Vorwürfe macht, wie den Pfaffen.

Im Allgemeinen sind die Troubadours (wie Dante) auf Seite der kirchlichen und staatlichen Einheit, also für Papst und Kaiser. Sie erkennen noch den tiefen Sinn der christlichen Einheit gegenüber sowohl dem Islam und Heidenthum, als gegenüber den schismatischen und Feloniegelüsten im Innern. Nur selten tritt das romanische Element bei den Troubadours in direkten Gegensatz gegen das germanische, während viel öfter die deutschen Dichter des Mittelalters gegen die „Welsen" eifern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, | N° 62. | 3. August 1853.

Geschichte.

Der Antheil Ostfrieslands an der Reformation bis zum Jahr 1535. Von Dr. Cornelius, Privatdocent an der Universität Breslau. Münster, Cazin, 1852.

Ein kleines Stück deutscher Geschichte, aber sehr interessant, weil sich das Ganze darin spiegelt.

Ostfriesland war im Beginn der Reformation vom Grafen Edzard regiert. Seine bösen Nachbarn, die Bischöfe von Münster und Utrecht, hatten ihm als weltlich gesinnte und händelsüchtige Herrn manche Sorge und Plage gemacht; er sah es daher nicht ungern, daß durch die Reformation dem Regiment der Bischöfe ein Ende gemacht wurde und begünstigte deshalb die Predikanten. Was die niedere Geistlichkeit und sonderlich die Mönche betrifft, so waren sie durch ihre Menge, durch ihren Müssiggang, ihre Unwissenheit und mancherlei Rohheit und Sünde als die „geschorene Rotte“ ein Gegenstand des öffentlichen Spottes geworden. Der Unschuldige litt hiebei mit den Schuldigen. Es gab nicht nur gelehrte, fromme und rechtschaffene Weltgeistliche in Menge, sondern auch Klöster, worin reine Tugend und der Friede Gottes wohnte; aber gerade sie machten sich weniger bemerklich, während die Verderbniß der Uebrigen sich überall zur Schau trug. Die Unpopularität des Clerus am Ende des fünfzehnten und im Beginn des sechszehnten Jahrhunderts ist eine Thatsache, und die Ueppigkeit und Unverschämtheit seiner überhaupt zu zahlreichen Angehörigen mußten das Volk empören. Der Anspruch auf Heiligkeit bei so notorischer Unwürdigkeit konnte nur Verachtung hervorrufen. Das offenbarte sich auch in Ostfriesland. Das Volk nahm die Reformationsideen eben so günstig auf, wie der regierende Graf. Auch war man ziemlich bald fertig, die alte Geistlichkeit leistete nicht viel Widerstand.

Nun aber wuchsen aus dem Sieg und Triumph der Neuerung auch neue Uebel ohne Zahl. Man hatte keine Autorität mehr und suchte sie vergebens. Man war davon ausgegangen, nur Mißbräuche zu vertilgen, aber man hatte den Glauben und die Lehre selbst angetastet und konnte sich über eine neue nicht vereinigen. Das Antasten der Lehre war begreiflich, wenn man erwägt, daß die Gegenpartei ihre Mißbräuche aus dem Innern der Lehre zu rechtfertigen versuchte. Aber man verwechselte die Güte der Lehre mit der Perfidie der Anwendung und riß ein Gebäude nieder, welches aufs tiefste in der Geschichte der abendländischen Menschheit gegründet, mit dem Blut der Martyrer gekittet, von der höchsten legislatorischen Weisheit vieler Jahrhunderte durchdrungen war. Aber auf den Trümmern und unter dem Staub des zusammengestürzten Gebäudes fühlte man sich unheimlich, eines neuen Obdaches bedürftig, gleichsam nackt in einer öden, kalten und stürmischen Gegend. Alles lief auch sogleich zu einem neuen Bau, aber Jeder wollte das Haus anders bauen und Einer riß dem Andern die Steine aus der Hand. Einen Eckstein nahmen zwar Alle an, die h. Schrift, aber nur, um über ihn endlos zu zanken und zu streiten, weil Jeder das Wort Gottes eigenmächtig und anders auslegte.

Auch in Ostfriesland wurden unter dem Vorsitz des Grafen von Geistlichen und Laien große Colloquien gehalten und über die Lehre gestritten, die fortan im Lande gelten sollte. Die Bibel legte man in die Mitte, aber nicht zum Frieden für Alle, sondern zum bissigsten Zank. Jede Art von gelehrtem Eigensinn, dialektischer Pfiffigkeit, Advokatentrug, Rednereitelkeit &c. erschöpfte sich in diesen Debatten um das, was man als göttlich und heilig künftig verehren sollte. Schon die Form solcher Gottmacherei war höchst verwerflich. Im benachbarten Bremen kam, wie schon vor Jahren in einer gleich der vorliegenden sehr interessanten kleinen Schrift aus den Akten nachgewiesen wurde, der Fall vor, daß

Digitized by Google

die ganze Gemeinde, Metzger, Schuster, Schneider rc., über eine der spitzfindigsten Fragen, die Grenzen zwischen der göttlichen und menschlichen Natur Christi während seines dreitägigen Aufenthalts im Grabe betreffend, abstimmen mußte, weil die Prediger sich darüber nicht einigen konnten und durch ihren Unfrieden die ganze Stadt zu verderben drohten. Der weise Bürgermeister van Buren ließ, um nur Ordnung zu schaffen, die ganze Bürgerschaft abstimmen und aus der Mehreren Hand ging nun das neue Dogma hervor. Ganz ähnliche Erscheinungen sind in den politischen Revolutionen unserer Zeit wiedergekehrt. Auch diesmal hat sich der ganze Streit in Colloquien, Debatten, Kammer- und Klubreden, in ein unendliches Geschwätz und Wortgezänk aufgelöst, und haben die unberufensten und unfähigsten Versammlungen über die wichtigsten Dinge abgestimmt und alte, von der Weisheit der Jahrhunderte aufgebaute und getragene Gesetze in einer Nacht niedergeworfen, ohne seitdem irgend etwas Haltbares dafür herstellen zu können. Wir befürchten sehr, daß auch die in neuester Zeit wieder beliebt gewordenen Kirchentage und Colloquien in die abschüssige Bahn gerathen werden, die wir eben als die früher unvermeidlich gewesene bezeichnet haben. Der letzte zu Bremen abgehaltene hätte fast wieder eines van Buren bedurft. Die Autorität, die man so ängstlich sucht und auch so dringend nöthig hat, ist nirgends weiter weg als von solchen Colloquien, wo eben Jeder die Infallibilität anspricht.

Die vorliegende kleine Schrift berichtet nun weiter, wie das Volk in Ostfriesland es sich mit seiner neuen Glaubensfreiheit bequem gemacht und auf welche Abwege es gerathen sey. „Abgesehen von vielen neuen Einwirkungen lag in der Natur dieser wie jeder anderen Bewegung schon von selbst eine Nöthigung zum Fortschritt, bis hin zum Uebermaß und Ende. Wenn in der Metropole des neuen Glaubens zum tiefen Schmerze des Reformators die kirchliche Gesinnung zu ersterben drohte, wie konnten hier im Lande, wo keine überwältigende Persönlichkeit nach Ordnung rang und sich dem Strom entgegenstemmte, die Gemeinden abgehalten werden, den abschüssigen Weg weiter und immer weiter zu wandeln? Sie waren bereits großentheils über die Schranken ihrer Zwinglischen Prediger hinaus. Die Schwarmgeister, wie Luther sich ausdrückt, welche die Sakramente überhaupt und ohne Unterschied verachteten, die Leugner des heiligen Geistes und der Gottheit Christi fanden Gehör und willige Aufnahme. Man betete vielfach nicht mehr: es nütze nichts. Man ließ die Kinder ohne Taufe liegen. Man administrirte sich selbst das Abendmahl in beliebiger Gestalt, in Wein, Bier oder Wasser, oder man ließ ganz und gar davon ab. Die Bauern zahlten den Predigern nichts mehr. ‚Gott gibt den Geist von oben nieder, sonder alle Predigt.‘ Die Sonn- und Festtage wurden nicht mehr gefeiert. Man ließ die Leichen ohne Geleite nach dem Kirchhofe schaffen. Ehe und Verlöbniß gingen vor sich ohne kirchliche Einsegnung.“

Dieser Verwilderung gegenüber zeigte sich damals schon bei den Bessern eine Hinneigung zum Pietismus. „In den friesischen Landen kam es zunächst dahin, daß viele einfache und ernste Gemüther von der Bitterkeit, dem Lästern und Schelten der Predikanten sich abwandten, allem, worüber man in Schriften, in Versammlungen und auf der Kanzel sich zankte, den Rücken kehrten, und mit der Bibel in der Hand sich in die Stille begaben, ohne Prediger, Lehrer und äußerliche Versammlung, einfältigen Herzens Gott zu suchen unternahmen, und an dem Bunde mit ihm, mitten unter den Heiden, nach der Weise der Patriarchen und Erzväter festhalten wollten. Unerfahren, einfältig und ohne Argwohn, glaubten sie ihres Weges sicher zu sein, wenn sie sich nur hüteten vor Papisten, Lutherischen und Zwinglischen, und sich unter einander liebten und unterrichteten wie Brüder und Schwestern. Sie gingen einfach, in schlichter Kleidung; Frauen und Mädchen legten den friesischen Schmuck ab. ‚Gottes Friede sey mit dir‘ war der Gruß; ‚Amen‘ die Antwort. Nicht ohne Rührung kann man diese stillen Menschen betrachten, wenn man erwägt, wie viel Ehrwürdiges und Segensreiches im Laufe der christlichen Jahrhunderte aus derselben Stimmung des Gemüthes erwachsen ist, von dem Orden Benedikts bis herab zu den barmherzigen Schwestern. Aber die Zeiten eines Ruisbroick, Gerhard de Grote, Thomas von Kempen waren über Niederdeutschland weggegangen und vorbei. Abgeschieden von dem erhaltenden und reinigenden Einfluß der allgemeinen Kirche war das Loos dieser Armen im Geiste, entweder im engen Kreise zu verwelken, oder von der Hand der Schwärmerei, Hoffart und Niederträchtigkeit hinaus gerissen zu werden in das Reich des Unerwarteten und Furchtbaren. Es war im Jahre 1528, als man in Ostfriesland zuerst diese Leute bemerkte. Sie wurden mit dem allgemeinen Namen der Wiedertäufer belegt.“

Hoffmann, ein schwärmerischer Kürschner aus Schwäbisch-Hall, einer der vielen damals herumziehenden Abenteurer, verführte die Ostfriesen zu der Irrlehre, die bald darauf im benachbarten Münster ihre gräßliche Katastrophe unter Johann von Leyden erlebte.

Das Betrübte, was aus solchen Erinnerungen her-

Digitized by Google

vorgeht, ist die Ueberzeugung, daß die weltliche Obrigkeit allein und als solche im Stande gewesen ist, die der alten Kirche untreu gewordenen Geister zu bändigen und zu regeln. Schon Luther bedurfte zur Feststellung seiner Lehre des weltlichen Armes, aus dem sich die neue, auf das Evangelium allein gegründete Kirche noch nie hat frei machen können, ohne immer aufs neue auszuschweifen, wie die tollen Secten in Amerika, wie früher die englische Revolution und wie der antichristliche Wahnsinn unseres gegenwärtigen revolutionären Zeitalters beweisen. Wo der weltliche Arm und wo die Temporalien das Dogma nicht mehr halten, zerfährt es in die excentrische Vielheit der Sectirerei. Die protestantische Theologie auf deutschen Universitäten hat sich unter dem Schutz der Lehrfreiheit während schwacher Regenten viele Jahrzehnte hindurch in eine systematische Bekämpfung der christlichen Wahrheit verwandelt, und wo dagegen wie gegen die Sekten (erst wieder in jüngster Zeit) gewirkt werden konnte, mußte der weltliche Arm unter kräftigeren oder besser unterrichteten Regenten einschreiten. Das sind traurige Thatsachen, die trotz aller Ruhmredigkeit der Gustav-Adolphs-Vereine und Kirchentage nicht verschwinden.

Dichtkunst.

Die Eiffel. Geschichte, Sage und Volksleben im Spiegel deutscher Dichtung. Von J. B. W. Heydinger. Coblenz, Hölscher, 1853.

Den Namen Eiffel, Aiflensis pagus, Eifalia, Eiflia etc., wie er seit dem 9ten Jahrhundert urkundlich vorkommt, leitet der Verfasser von Eisenfeld oder Feuerfeld her, Eif in derselben Bedeutung, wie sie noch im Wort Eifer liegt. Tacitus in den Annalen XIII. 57 erzählt, daß hier im Jahr 59 nach Christo ein großer Erdbrand sich ereignet. „Das Land der Juhonen, die uns verbündet sind, wurde von einem unvorhergesehenen Unglück heimgesucht, denn Feuer, welches aus der Erde hervorbrach, ergriff hin und wieder Landhäuser, Fluren und Dörfer und wurde sogar bis zu den Mauern der vor Kurzem gegründeten Colonie getrieben. Es konnte nicht gelöscht werden, weder durch herabströmende Regengüsse, noch durch Flußwasser, oder durch irgend eine andere Feuchtigkeit; bis, in Ermanglung eines Hülfsmittels und erbost über den Schaden, einige Landleute Steine aus der Ferne hineinwarfen, dann, als die Flammen sich gesetzt, näher hinzugingen und mit Knüttelschlägen und andern Prügeln sie wie wilde Thiere hinwegscheuchten. Zuletzt warfen sie noch von dem Leibe gerissene Kleider hinein, die, je unheiliger und durch den Gebrauch beschmutzter, desto mehr das Feuer erstickten."

Wir würden das Verdienst der vorliegenden Sammlung viel höher anschlagen, wenn der Verfasser die echte Volkssage treu nach dem Munde des Volks in schlichter Prosa wiedergegeben hätte. Bei den leidigen Bearbeitungen in Romanzenform geht in der Regel das ursprüngliche frische Aroma, der zarteste Hauch der Ueberlieferung verloren und wird durch die Sentimentalitäten und Declamationen ersetzt, die man an der modernen Poesie nun einmal bewundert und für unerläßlich hält, obgleich Zeiten kommen werden, in denen man sie als das, was sie sind, nämlich als unnatürlich und abgeschmackt erkennen und verwerfen wird. Wie manche echte schöne Volkssage wird in die Matthissonsche Form gezwängt und mit Mondschein und Thränen begossen, oder auf den Postgaul Bürgers und auf das hohe Roß Schillers gesetzt und im sausenden Galopp davongeführt, daß man weder ihren ursprünglichen Sinn noch ihre Heimath wieder erkennt. Wie oft wird der alte Sinn sogar geflissentlich entstellt und moderner Parteigeist in die heilige Sage hineingetragen! Obgleich wir nun aber die Volkssage in dem trüben und entstellenden „Spiegel der deutschen Dichtung" keineswegs lieben, so danken wir dem Herausgeber dennoch für seine Sammlung, weil sie auch in dieser fatalen metrischen Form doch neuen und ausgiebigen Sagenstoff enthält. Möchte er sich doch entschließen, diesem Büchlein ein zweites folgen zu lassen, worin er die echten Sagen in Prosa, nebst allem, was noch vom alten Aberglauben, alten Gebräuchen rc. in der Eiffel vorkommt, mit historischer Treue mittheilen würde.

Die Perle aller Eiffelsagen ist die vom versunkenen Schloß im Laacher See, wovon Fr. Schlegel so schön gesungen hat:

> Bei Andernach am Rheine liegt eine tiefe See;
> Stiller wie die ist keine unter des Himmels Höh.
> Einst lag auf einer Insel mitten darin ein Schloß,
> Bis krachend mit Gewinsel es tief hinunter schoß.
> Da find't nicht Grund noch Boden der Schiffer noch zur Stund,
> Was Leben hat und Odem ziehet hinab der Schlund. —

Ein jüngerer Dichter hat jenes wundervolle Lied Schlegels in Matthissonscher Manier nachahmen zu müssen geglaubt:

Digitized by Google

Bei Andernach am Rheine
Da wogt ein tiefer See,
Er haucht im Mondenscheine
So schwermuthsvoll zur Höh'.

Und hohe Tannen düstern
Die Ufer ihm entlang,
Die blauen Wellen flüstern
Der Liebe Klaggesang.

Zu den interessantesten Sagen, die hier zum erstenmal mitgetheilt werden, gehört die von der Riesentochter, die zum erstenmal einen Bauer mit dem Pflug sieht, ihn in ihre Schürze nimmt und ihrem Vater bringt. Diese merkwürdige Sage, die zuerst von Nideck im Elsaß bekannt war, knüpft sich auch an Nideggen an der Ruhr und an die Hohe Acht, wie Herr Heybinger S. 468 und S. 117 nachweist. Von vorzüglichem Interesse ist ferner die Sage vom Falchertsbrunnen, der aus dem Hufschlag eines Rosses entstand. Eben so die verschiedenen Sagen von der h. Lüfthildis, von der uns bisher nur eine bekannt gewesen ist. Ihr Andenken ist an den Lüftelberg geknüpft, wo es jährlich unter großem Zulauf des Volkes gefeiert wird. Hier die Hauptsage, wie Alexander Kaufmann sie in Verse gebracht hat.

Münchhausen hieß die Veste, drin Karl, der Kaiser, lag,
Von grimmen Fieberqualen zerrissen Tag für Tag:
Auf einer Jagd im Oesnin, bei voller Mittagsgluth
Hatt' er zu rasch getrunken aus allzukühler Fluth.
Von Aachen eilte schleunigst der Aerzte Schwarm herbei;
Sie schüttelten die Köpfe und brauten Arzenei,
Sie brauten Arzeneien und schüttelten den Kopf,
Und wühlten doch vergebens in Tiegel und in Topf.
Da sprach ein alter Schöffe: „Er stirbt, wenn ihr nicht bald
Ein beff'res Mittel findet! Nicht weit von hier im Wald
Wohnt eine junge Aerztin. Das Volk glaubt fest daran,
Daß sie mit ihrer Spindel den Tod verscheuchen kann.
Kein Bauer ist im Lande, der krank an Herz und Haupt'
Nicht dort Genesung suchte. Herr, wenn ihr an sie glaubt,
So seyd ihr halb gesundet und ohne Arzenei."
Der Sieche glaubt an Alles. — Das Mädchen kam herbei,
Und wie die Zauberspindel den Kranken nur berührt,
Hat er in jedem Gliede die alte Kraft verspürt;
Als kehrte Jugendglühen der narbenvollen Brust,
So blüht er auf, so flammet sein Heldenaug' in Lust.
Da sprach er zu der Aerztin: „Du holdes Frauenbild,
Das mir Genesung brachte, wie nennst du dich?" — Lüfthild'. —
„So bitt dir eine Gnade, Lüfthilde von mir aus."
Sie sprach: Ich baute gerne dem Herrn ein Gotteshaus,
Als Himmelsblume sollt' es diesen Gau'n erblüh'n,
Doch mein ist keine Halde, kein Stückchen Wiesengrün. —
„So komm, nimm deine Spindel, und was an grünem Feld,
So lang sich im Palaste der Schlummer mir gesellt,
Du wirst umstochen haben, soll all dein eigen seyn!"
Das Mädchen ging zur Halde, der Kaiser schlummert ein,
Und als in Heldenträumen der Frischgenes'ne lag,
Die Jungfrau sich am Berghang den schönsten Fleck umstach,
Ein auserwähltes Plätzchen, ringsum die vollste Schau
Auf saatenreiches Kornland im goldnen Ahregau!
Zwei junge Städte leuchten im lachenden Gefild,
Um das sich Waldnacht bergend hinzieht als grüner Schild,
Der Tomberg gegenüber, der schon die Warte trug,
Zuletzt lichtblau und duftig der Ahrgebirge Zug.
Hier baut Lüfthild' ihr Kloster, das Lüftelberg man hieß,
Drin man die gute Spindel noch lang bewahrt' und prieß.
Jetzt ist sie längst verloren. Lüfthildens Kloster schwand —
So knüpfe denn die Sage das letzte, flücht'ge Band.

Nach einer andern Legende saß Lüfthildis zu Roß und schleifte die Spindel nur nach. Hier findet sich noch die weitere Sage von ihr, sie habe einst den Armen Brod bringen wollen:

Und schon will der Schaffner füllen
Ihre Schürz' von weißem Lein.
Sieh'! da tritt mit Zornes Brüllen
Schnell der Schloßverwalter ein,
Schüttet heiße, glüh'nde Kohlen
In die Schürz', die Brod will holen.

„So hat mir's der Herr geboten,
Spricht der Schloßverwalter drauf;
„Nimm fürlieb mit diesen Broden!
Eile nun in raschem Lauf,
Deiner Armen Bauch zu füllen!
Mögen dran den Hunger stillen!"

Weinend will sich nun Lüfthilde
Von der Schürze schnell befrein,
Daß sie nicht, zum Lohn der Milde,
Mög' ein Raub der Flammen seyn.
Doch, o Wunder, Ros' um Rose,
Steigt empor aus ihrem Schooße!

Auch historische Sagen finden wir hier in Menge und Einiges sogar aus der jüngsten Zeit, z. B. den „Tempel der Vernunft zu Bittburg", zur Revolutionszeit errichtet und jetzt — ein Schafstall.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 63. 6. August 1853.

Heiligengeschichte.

Geschichte des Lebens, der Reliquien und des Cultus der h. Geschwister Magdalena, Martha und Lazarus. Nach Originalquellen von Ludwig Clarus. Mit Abbildungen. Regensburg, Manz, 1852.

Zunächst veranlaßt durch das Werk des berühmten Mainzers Rhabanus Maurus, welches wieder aufgefunden und vor vier Jahren von Abbé Migne edirt und commentirt worden ist. Die h. Magdalena nimmt einen so vorragenden Platz in der h. Geschichte, wie in der Symbolik und Allegorie der Kirche ein, daß ihr seit der Zeit der Kirchenväter von Theologen, Dichtern und Künstlern stets viel Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Die Theologen haben zu verschiedenen Zeiten lebhaft darüber gestritten, ob die Maria von Bethanien und die Sünderin im Evangelium des Lukas mit der heil. Maria Magdalena ein und dieselbe Person seye. Die morgenländische Kirche hat diese Frage mehr verneint, die abendländische bejaht. Die Bejahung aber ist hauptsächlich durch die allegorische Bedeutung unterstützt, welche für die Heilige stereotyp wurde. Der Verfasser des vorliegenden Werkes bemerkt S. 103: „Durch die Hinweisung auf die Allegorie soll nur die Uebereinstimmung der ältern Kirchenlehrer in Bezug auf die Identität der drei Marien noch näher, als bisher geschehen, dargelegt werden. Jene Lehrer geben zu erkennen, wie der Sohn Gottes, nachdem er den Rathschluß gefaßt, in der Gestalt eines sündigen Menschen in der Welt zu erscheinen, ganz eigentlich gewollt, daß das mit ihm als Braut zu vereinigende Heidenthum durch Maria Magdalena dargestellt würde, welche aber mit der Sünderin und Maria von Bethanien eine und dieselbe Person ist. Diesen alten Lehrern zufolge war dieses von sieben bösen Geistern besessene und den Leidenschaften des Fleisches hingegebene Weib der Typus des Heidenthums, das, dem Cultus der Dämonen hingegeben, durch die ungeheuersten Abgöttereien besudelt war. Magdalena, die Sünderin in der Stadt, stellte die abgöttischen Verirrungen des Heidenthums in der großen Stadt der Welt dar, welche mit kirchenschänderischen Tempeln und allen Arten von Verbrechen, die der Cult der falschen Götter hervorgerufen, angefüllt ist. Die verschiedenen Erzählungen der Salbungen bei den Evangelisten Matthäus, Marcus und Johannes, sowie die Gänge Magdalenens zum Grabe, sind diesen Lehrern zufolge eben so viele Züge derselben Allegorie. Die Uebereinstimmung der Väter in dieser Allegorie ist eine Bestätigung ihrer einhelligen Meinung über die Schuldbarkeit der h. Maria Magdalena. Schwerlich könnten alle diese Väter dieses Weib als das Abbild des dem ungeheuersten Aberglauben hingegebenen Heidenthums betrachten, wenn sie dasselbe als Jungfrau, als unschuldig, ja nur als eine ehrbare Frau betrachtet hätten. Ueber die Rolle, welche Magdalena in jenem Bilde spielt, sind alle Lehrer ganz übereinstimmender Meinung. Nur über die Anzahl der Salbungen und der Frauen, welche dieselben verrichtet, sind sie, wie wir gesehen, verschiedener Meinung. Aber Alle, welche von diesen Allegorien gesprochen haben, d. h. fast alle heiligen Lehrer, stimmen darin überein, daß sie Magdalenen als die Sünderin unter dem Namen Mariens von Bethanien, als das Abbild des abgöttischen Heidenthums betrachten. — Maria hat in der That nicht allein die Unordnungen des Heidenthums in ihrem Sündenleben dargestellt, sondern durch die Salbung, welche sie in Simons Hause am Heilande vornahm, die Huldigungen, welche es, einmal bekehrt, seinem Bräutigam bis ans Ende der Zeiten darbringen würde; oder vielmehr, wir finden in den verschiedenen Umständen, welche diese Salbung begleiteten, die Geschichte der beiden Völker, die Untreue und Verwerfung der Juden und die Annahme der Heiden ausgedrückt. Auf diese Weise deuten die heiligen Kirchenlehrer das

Digitized by Google

Vorbild. Damit ist zugleich dargethan, wie sie keinen Unterschied zwischen der Sünderin und Marien von Bethanien anerkannten."

Das Heidenthum wird in Magdalena bezeichnet im Gegensatz gegen das Judenthum, als dessen Vertreter erstens Judas sich über Magdalenens Verschwendung beklagt, indem sie das Salbgefäß zerbricht, und zweitens Martha sich der Werkthätigkeit befleißigt und über Magdalenens müßiges Stillsitzen zu Jesu Füßen sich beschwert. „Die geschäftige Martha stellt die Geschäftigkeit des alten Gesetzes vor, dessen Propheten, Priesterthum und Opfer die Welt nur auf die Ankunft des Messias vorbereiten sollten. Dieses Gesetz ehrte Gott durch fleischliche Opfer. So wollte auch Martha durch leibliche Speise den Erlöser erfreuen. Maria, welche zu seinen Füßen saß und in Ehrerbietung seine Worte hörte, war eine würdige Darstellung des neuen Gesetzes. Sie verehrt besonders die Menschheit, welche durch die Füße dargestellt wird. Diese Verehrung ist ein Gott besser gefallendes Opfer, als alle Opfer des alten Bundes. Zu Jesu Füßen sitzend hört sie seine Lehre, weil sie ihn als ihren einzigen Meister und Lehrer verehrt. Martha aber begehrte, ihre Schwester solle ihr in ihren Beschäftigungen beistehen. Die ersten Juden, welche an Christum glaubten, wollten die zum Christenthum bekehrten Heiden ebenfalls zur Beobachtung des jüdischen Ceremonial-Gesetzes nöthigen. Als Maria nicht folgt, klagt Martha es dem Herrn; dieser weist sie zurecht, denn um Gott zu gefallen, um zum Heile zu gelangen, ist nicht erforderlich, so viele im Gesetze enthaltene Vorschriften zu befolgen." Das Gleichniß, welches der Heiland den über die Unwürdigkeit Magdalenens murrenden Juden entgegenhält, drückt den Sinn vollkommen aus. „Jesus erzählt das Gleichniß von den beiden Schuldnern, d. h. den Juden und Heiden. Der Gläubiger ist Gott. Die Heiden sind die tiefer Verschuldeten. Beide aber sind gleich unfähig, zu zahlen, und können Gott nur durch Annahme der Gnade befriedigen, die er beiden durch den Glauben an Jesum Christum anbot."

Gar zart ist die Auffassung einer eigenthümlichen und wie uns scheint früher noch nicht bemerkten Symbolik. Die h. Magdalena befindet sich nämlich immer zu Jesu Füßen. Sie salbt seine Füße, benetzt sie mit Thränen und trocknet sie mit ihrem Haar; sie sitzt, während Martha kocht und bratet, als demüthige Schülerin zu des Heilands Füßen; sie umfaßt auf Golgatha das Kreuz zu seinen Füßen. Auch das bezieht der Verfasser auf die Demuth der Heiden vor Christo im Gegensatz gegen den Trotz, mit dem ihm die Juden begegneten.

Tief bedeutsam erscheint der Umstand, daß unter allen Personen, die sich nach den Evangelien dem Heilande nahen, Maria Magdalena die Einzige ist, die sich um ihres eigenen Seelenheiles willen an ihn wendet. Schon das allein weist ihr einen hohen Rang in der h. Geschichte an.

Eben so sinnig wird das berühmte noli me tangere gedeutet. Das Judenthum besaß den Heiland im Fleisch und erkannte ihn nicht, das Heidenthum stand ihm fremd und erkannte ihn. Indem aber das Heidenthum sich mit voller Liebe dem Christenthum hingab, war es im Begriff, unwillkürlich dem mächtigen alten Zug des Sinnlichen, der in ihm lag, zu folgen, und das wehrt Christus ab, indem er als Gärtner der freudig überraschten Magdalena zuruft: „rühre mich nicht an!" S. 177. Herr Clarus hätte an dieser Stelle vielleicht etwas mehr Gewicht in die sinnliche Seite des Heidenthums überhaupt legen sollen.

Die Legende hat das Leben der Magdalena weiter fortgesponnen und die Heilige nach dem südlichen Frankreich versetzt, wo sie mit ihren Geschwistern die Heiden bekehrte. Herr Clarus hat eine sehr ausführliche Geschichte ihrer Reliquien in der berühmten Höhle von Baume gegeben, jedoch weder die ganze Legende der Heiligen mit ihren vielfach interessanten Variationen mitgetheilt, noch auch alle geschichtlichen Rücksichten erwogen. Das Erstere war allerdings für seinen Zweck nicht nöthig, da sich in die verschiedenen Redaktionen der Legende auffallende Fabeln und sogar ketzerische Entstellungen und Verleumdungen eingemischt haben. Allein in geschichtlicher Beziehung wäre doch nöthig gewesen, zu erwägen, daß das höhere Aufblühen des Magdalenen-Cultus in der Provence ohne Zweifel in einem Zusammenhange gestanden hat mit der kirchlichen Reaction gegen die Ketzereien der Katharer und Albigenser. In Petri Monachi hist. Albigens. 2. bei Duchesne, script. hist. Franc. V. 556 wird als eine der verhaßtesten Ketzereien der Albigenser bezeichnet die Behauptung, quod M. Magdalena fuit Christi concubina.

Zur Zeit der Revolution wurde die Höhle von den Jakobinern geplündert und zerstört, nur die Hauptreliquien hatten vorher gerettet werden können. Im Jahr 1814 verlangte das Volk die Herstellung des Heiligthums und die Bourbons beeilten sich, dem Wunsche zu genügen. Aus Erbitterung darüber machten es sich die Anhänger Napoleons unter dem als fanatischem Republikaner berüchtigten und deßhalb auch lange bei Napoleon in Ungnade gestandenen Marschall Brune zur Aufgabe, in den hundert Tagen die Höhle abermals zu zerstören. Herr Clarus bemerkt: „Während der hundert Tage im Jahre 1815 erneuerten die Soldaten des in

Digitized by Google

der Gegend von Aix kommandirenden napoleonischen Marschall Brune die vandalischen Scenen von 1793. Sie zerstörten in St. Baume Alles, was die Frömmigkeit der jüngsten Zeit dort wieder aufgerichtet hatte. Brune fiel zwei Monate später zu Avignon als ein Opfer der politischen Wuth des Volkes, das seine Leiche in die Rhone warf; an mehreren Stellen, wo sie an's Ufer getrieben war, stieß man sie in den Strom zurück.“ Diese Notiz ist von nicht geringem historischem Interesse; denn bisher haben französische Schriftsteller versäumt, uns über die Ursachen zu belehren, aus welchen das Volk des südlichen Frankreich im Jahr 1815 in so ungeheure Wuth gerathen ist. Man hatte mit den Gegenständen seiner Andacht systematisch Mißbrauch getrieben und es in den tiefsten Gefühlen muthwillig verletzt.

Es ist zu bedauern, daß Herr Clarus die gute Gelegenheit nicht benützt hat, um wenigstens am Schluß noch die Gebiete der Kunst und Poesie zu überblicken, in denen die h. Magdalena eine so oft wiederkehrende Lieblingsgestalt ist. Es hätte sich aus diesem Anlaß manches Gute sagen lassen über die Entchristlichung der Kunst seit den Zeiten Michel Angelo's und über das nicht mehr christliche, sondern heidnische Gefühl, welches so viele Magdalenenbilder geschaffen und bewundert hat. Der, welcher zu ihr sprach noli me tangere, hat gewiß nicht gewollt, daß die Heilige durch sinnlichen Liebreiz verführe. In Bezug auf die poetischen Auffassungen wäre hauptsächlich der altdeutschen, altenglischen und spanischen Schauspiele zu gedenken gewesen, unter denen sich ein altdeutsches bei Mone (Schauspiele des Mittelalters) besonders auszeichnet durch die sinnige Gegenüberstellung Magdalenens und Eva's.

Unter den neueren Dichtern, welche den Gegenstand mit Geist und besonderer Liebe behandelt haben, steht allen ein lateinischer Dichter des siebzehnten Jahrhunderts voran, der freilich, weil er lateinisch schrieb und ein Jesuit war, vergessen ist. Wir haben so viel Schönes in ihm gefunden, daß wir uns erlauben, hier an ihn zu erinnern. Der Jesuit Pater Justus Sautel gab 1673 zu Ingolstadt divae Magdalenae ignes sacri et piae lachrimae heraus, worin er das Andenken der Heiligen in unzähligen lateinischen Distichen feierte. Es sind theils Epigramme, theils Elegien. Ueberall herrscht der classische Geschmack vor, so daß Magdalena eine Diana genannt wird, mit Amor lange Gespräche hält, und daß auch andere antike Götter herbeigezogen werden, Neptun angerufen wird, keinen Sturm auf dem Meere zu erregen, so lange die Heilige darüber fährt, Thetis ihr die Wellen glätten muß ꝛc. Indessen finden sich unter sehr vielen Künsteleien auch echt poetische Dichtungen. Schön ist z. B. S. 104 die Klage Magdalenens, indem sie der Wolke nachblickt, in der Christus gen Himmel gefahren. Unter den vielen Gedichten, die sie als eine zum Fels versteinerte Niobe und ihre Thränen in eine Quelle verwandelt bezeichnen, findet sich ein sehr schönes S. 228. Sie betrachtet im Spiegel einer Quelle den nächtlichen Sternenhimmel, hier unten scheint alles so vergänglich, ein dahinrieselndes Gewässer, dort oben alles so fest und ewig. Aber sie besinnt sich, auch die Sterne werden vergehen und nichts ist ewig, außer Gott, der ganze Himmel, der sich in dem kleinen Wasser spiegelt, ist nicht mehr, als der Spiegel selbst.

Et vagus est fluctus, vaga sunt et sidera, nunquam
Haerent perpetuo rivus et astra loco.

Gar lieblich ist auch das Gedicht S. 250. Eine Biene umschwärmt sie in ihrer Höhle, sie verjagt sie. Warum? ruft die Biene, ich will dich ja nicht stechen, dir nur Honig bringen. Ich weiß es wohl, antwortet Magdalena, aber eben deßhalb entfliehe, denn ich verlange nichts Süßes, mir ziemt nur Bitteres.

Mythologie.

Iwein, ein keltischer Frühlingsgott. Ein Beitrag zur comparativen Mythologie. Von K. W. Osterwald, Conrektor am Gymnasium zu Merseburg. Halle, Pfeffer, 1853. 8. S. 66.

Das bekannte Gedicht Iwein von Hartmann gehört dem keltischen Sagenkreise vom König Artus an und liegt ihm eine alte Mythe zu Grunde, die der Verfasser vorliegender kleiner Schrift zu enträthseln bemüht ist. Es scheint uns indessen, seine Erklärung sey nicht genügend. Die Auffassung des Drachentödters und Jungfraubefreiers als Frühlingsgott ist eine zu allgemeine und weil sie alles auf die Natur allein bezieht, auch wieder zu enge. Wir sagen allgemein, denn viel hundert Märchen lassen sich auf die nämliche Weise deuten. In viel hundert Sagen und Märchen werden Drachen besiegt und Jungfrauen befreit. Es kommt, wenn uns eine derartige Dichtung insbesondere interessiren soll, auch nicht auf jene allgemeine Deutung auf den Frühling an, sondern es müssen besondere Unterschiede in der Erfindung und speciellen Bedeutung aufzufinden seyn,

Digitized by Google

die den durch ewige Wiederholungen langweilig gewordenen Sinn uns auf eine neue Weise überraschen lassen. Enge aber fügen wir hinzu, weil die Erklärungen aus dem Naturgebiet allein niemals hinreichen, um die Tiefe des nordischen, deutschen, keltischen und slavischen Mythus zu erschöpfen.

Wir geben zu, daß der sogenannte Naturmythus in einer gewissen Einfachheit mit stereotyper Symbolik allen Sagen und Märchen, die eine sittliche Beziehung hinzubringen und den Mythus mit nationalen und lokalen Farben ausschmücken, doch ursprünglich zu Grunde liege; aber wie die Sagen, Märchen und späteren Kunstdichtungen einmal beschaffen sind, erscheint in ihnen jene alte Natursymbolik keineswegs mehr als das Wichtigste, sondern das sittliche und volksthümliche Element tritt sofort in die erste Reihe und fordert vorzugsweise unsere Berücksichtigung. Wir leugnen nicht, daß der Tod Ballburs, Sigfriets rc. wie der des Osiris und Adonis auf den jährlich wiederkehrenden scheinbaren Tod der Sonne im Herbst bezogen werden kann und einmal bezogen worden ist. Aber in der Ausbildung, wie die Sage von diesen Helden vor uns liegt, müssen wir die sittliche Bedeutung nothwendig über die calendarische setzen. Ohne Zweifel knüpft sich an die Vorstellung, die herrliche und wohlthätige Sonne sterbe, ungezwungen die Vergleichung mit einem schönen, tapfern, reinen Jüngling, der in der Blüthe der Jahre und des Ruhms feindlichen, heimtückischen Mächten unterliegt, wozu es an Beispielen in der Völkergeschichte selbst gewiß nicht gefehlt hat. Dann aber wieder der allgemeine Begriff, daß das sittlich Reinste und Schönste auf Erden allemal zum Opfer berufen sey. Faßte man die Sage so auf, so konnte sich die Heldenjugend der Vorzeit darin spiegeln, und das innerste Gemüth des Volkes sprach durch die Sage zum Volk. Hätte es sich blos um einen calendarischen Begriff gehandelt, wen hätte das tiefe Mitleid, die sittliche Entrüstung gegen Ballburs und Sigfriets Tod anwandeln können?

Eben so verhält es sich mit dem reichen Sagenkreise der Drachentödter und Jungfrauenbefreiers. Wir stellen nicht in Abrede, daß es der Frühlingsgott seyn soll, der die im Winter gefangene Vegetation befreit und das Ungethüm des Winters, der zerstörenden Naturkraft besiegt. Im Iwein sind noch dazu einige spezielle Züge enthalten, die den Frühling recht lebendig malen, z. B. daß Iwein, indem er den Stein bei der grünen Linde aus der fließenden Quelle begießt, Gewitter erregt. Das heißt, wenn die Linde grünt und die gefrorene Quelle wieder fließt, dann ist auch die Zeit der Gewitter, d. h. der Frühling gekommen. Aber solche Erklärungen genügen nicht, um die tiefere Bedeutung des Mythus zu erfassen. In der Regel ist der Drachentödter und Jungfrauenräuber schweren Prüfungen unterworfen, die er bestehen muß, und diese Männer- und Heldenproben sind die Hauptsache. Entweder gelangt der vielerprobte Held durch unwandelbare Treue zu seinem Ziel, oder wenn er (wie Iwein) in Täuschung versunken sein Wort gebrochen hat, durch ausdauernde Buße und Erduldung der äußersten freiwilligen Entbehrungen und Gefahren. Das Volksgemüth ging auch in der Bildung dieser Mythen, wie der obigen, weit über den Calender hinaus und erhob den ältern Naturmythus zu einem sittlichen Volks- und Heldenspiegel. Die Sonne oder die gute Jahreszeit bald der Nacht und dem Winter erliegend, bald wieder ihrer Meister, wurde im ersten Fall als das der menschlichen Verderbniß unterliegende sittlich Hohe, Heilige und Unschuldige, im zweiten Fall als die im Dulden geprüfte und gestählte sittliche Kraft gedacht, beides dem Charakter der nordischen Völkerstämme angemessen.

Die aus Creuzers Symbolik in die nordischen Forschungen von Mone und Magnusen rc. übergegangene Erklärungsweise der Mythen ist mit Recht von Jakob Grimm und seiner Schule nicht anerkannt worden, obgleich die nationalen und sittlichen Momente in dem weiten Gebiete der nordeuropäischen Sagenwelt auch von jener jüngeren Schule noch immer nicht genügend genug gewürdigt worden sind, weil sie zuvörderst nur auf Sammlung, kritische Sichtung und sprachliches Verständniß der Quellen ausging.

In diesem Sinne nun ist Iwein allerdings der keltische Frühlingsgott, aber zugleich der starke Dulder und Büßer, der aus Reue über einen Fehl der Täuschung, an der er kaum Schuld war, doch die härteste Buße übernimmt und in Noth und unablässigen Kämpfen für die Unschuld und das unterdrückte Recht sich die Gunst des Glückes wieder erwirbt und die hohe Dame seines Herzens versöhnt. Uebrigens ist das Gedicht von Iwein nicht mehr der vollkommenste Ausdruck jener sittlichen Idee, sondern schon abgeschwächt durch eine unnütze Häufung von ziemlich gleichförmigen Abenteuern.

Berichtigung.

Nr. 56 im Titel lies Hidschret und Vierter Band statt Hidschrat und Neunter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 64. 10. August 1853.

Kerneriana.

1) Die somnambulen Tische. Zur Geschichte und Erklärung dieser Erscheinung von Dr. Justinus Kerner. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1853.
2) Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde. V. Jahrg. 5s Heft. Von demselben, daselbst, 1853.

Niemand wird bestreiten, daß unserem berühmten Kerner in Sachen des Tischrückens eine gewichtige Stimme zukommt, denn wer hätte sich länger mit den verschiedenartigen Wirkungen des von ihm so genannten Nervengeistes beschäftigt, als Kerner? Mit Recht behauptet er, früher als alle Neuern, die von derselben Sache unter anderem Namen reden, die geheimnißvolle Naturkraft erkannt und ihr die Stelle angewiesen zu haben, die sie im Bereich menschlicher Funktionen einnimmt.

Sein kleines Buch über das Tischrücken (nur 64 Seiten stark) faßt eine große Menge den Gegenstand erläuternder Thatsachen zusammen und geht deßfalls bis in das Alterthum zurück. Hiebei ist ein kleiner Irrthum zu verbessern. Die berühmte Stelle vom Tischrücken oder wenigstens von einem dem Tischrücken ähnlichen Verfahren bei Ammianus Marcellinus steht nicht, wie es hier S. VIII heißt, im 3ten Kapitel des 24sten, sondern im 1sten des 29sten Buchs. Da manche unserer Leser diese Stelle interessiren dürfte, setzen wir sie hieher: „Wir erbauten, hochansehnliche Richter! ähnlich dem delphischen Dreifuß, unter schrecklichen Auspicien aus Lorbeerzweigen dieses unglückselige Tischchen, das ihr hier sehet, und nachdem wir es unter dem Aussprechen geheimer Zauberformeln und mit vielen und langen Ceremonien gehörig geweiht hatten, brachten wir es endlich in Bewegung. Mit diesem in Bewegungsetzen verhielt es sich, so oft man über geheime Dinge sich Raths erholen wollte, folgendermaßen: Es wurde der Tisch in der Mitte des Hauses aufgestellt, nachdem er von allen Seiten mit Weihrauchduft gereinigt war. Drüber wurde einfach eine runde Schale gesetzt, die aus verschiedenen Metallen gefertigt war. An dem äußersten Rande ihrer Rundung waren die 24 Buchstaben des Alphabets eingegraben und regelmäßig auseinander gehalten, indem die Abstände genau abgemessen waren. Ueber diesen Dreifuß stellte sich nach der Ceremonienordnung Einer, in leinene Kleider gehüllt, und ebenso mit leinenen Schuhen versehen, das Haupt mit einer Binde umwunden und in der Hand Zweige eines glückverkündenden Baumes haltend, nachdem die Gottheit, welche die Weissagung geben sollte, zuvor durch bestimmte Zauberformeln günstig gestimmt worden war. Er schwang ein schwebendes Ringlein, das an einem sehr leichten carpathischen Faden hing, den man nach den Vorschriften der Magie geweiht hatte. Dieses schlägt, indem es die bestimmten Zwischenräume überspringt, auf die einzelnen Buchstaben, die festhalten, und bildet den Fragen entsprechende, nach Rhythmus und Versmaß vollkommen abgeschlossene Hexameter, wie die pythischen und in den Orakelsprüchen der Branchiden vorkommen. Als wir dann fragten: ‚wer wird dem gegenwärtigen Kaiser auf dem Throne folgen?‘ weil man uns gesagt hatte, daß das ein in jeder Hinsicht ausgebildeter Mann seyn würde, hatte der Ring hüpfend zwei Silben berührt und bei der Hinzufügung eines Buchstabens am Ende rief einer der Anwesenden sogleich aus: Theodorus werde durch die Vorausbestimmung des Schicksals angedeutet, und es wurde die Nachforschung der Sache nicht weiter fortgesetzt.“

Auch ein anderer Versuch war längst bekannt und ist schon von Athanasius Kirchner beschrieben. „Es lassen zwei Menschen das Stichblatt eines Degens auf ihren zwei kleinen Fingern oder auch auf den anderen

Digitized by Google

Fingern so äquilibriren, daß der Degen vertikal auf den Boden hängt, so fängt derselbe an, sich um seine Achse zu bewegen und dieß 2 bis 3 mal, worauf er ruht." Das Drehen der Wünschelruthe, die schon so lange bekannt ist, beruht auf ähnlichen Gesetzen, wie der Verfasser S. 39 f. ausführt. Sie bewegt sich in der Hand des Menschen, wie der Tisch unter derselben. In beiden Fällen ist es die vom Menschen ausströmende Kraft, die sie in Bewegung setzt, und diese Kraft geht nicht von den Muskeln, sondern von den Nerven aus. Kerner wirft denen, die immer von Muskeldruck ꝛc. reden, sehr treffend ein, die Muskel selbst werde ja ursprünglich vom Nerven bewegt.

Dieselbe ausströmende Nervenkraft oder der Nervengeist, wie Kerner sie nennt, gibt sich in einer Menge von Erscheinungen zu erkennen, die sich an Somnambulen erprobt haben. Der feinsten Empfänglichkeit für Eindrücke von außen her steht eine eben so feine Wirksamkeit nach außen zur Seite. Geht jene über die gemeinen Sinneswahrnehmungen hinaus, so diese über die gemeinen Kraftäußerungen unseres Muskelsystems, obgleich beides immer noch innerhalb der Sphäre des Natürlichen liegt.

Beim Tischklopfen kommen jedoch neue Momente in Betracht. Einmal ist es das harmonische Zusammenwirken vieler Individuen zu demselben Zwecke, sodann die Erweckung einer prophetischen Intelligenz im todten Holze, was uns hier neu und überraschend entgegentritt. Nach den neuesten Beobachtungen scheint man zwar vom Erforderniß mehrerer zusammenwirkender Kräfte wieder abzusehen, indem ein Kind allein bewirken kann, was sonst eine Zahl Erwachsener bewirkte. Dennoch ist das Zusammenarbeiten der Nervenkräfte eine neue und gewiß nicht unbedeutsame Erscheinung.

Am räthselhaftesten und daher auch dem Widerspruch und Streit am meisten unterworfen bleibt das Tischklopfen und Prophezeihen. Daß sich das Holz am Tisch wie an der Wünschelruthe unter dem Einfluß menschlicher Nervenkräfte drehen muß, ist lange nicht so fabelhaft, als daß in das Holz auch das geheimste Wissen der Menschen, die es berühren, übergehe, ja daß sich sogar ein höheres Wissen in ihm erzeugen soll, denen selbst überlegen, die es durch das Ausströmen ihres Nervengeistes hervorrufen. Auf der einen Seite hat diese Erscheinung zu den ärgerlichsten Mißbräuchen geführt, auf der andern zu einem verächtlichen Leugnen des ganzen Thatbestandes von Seiten unserer naturwissenschaftlichen Größen. Der ärgste Aberglauben und Mißbrauch ist getrieben worden und wird getrieben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von woher überhaupt die neue Entdeckung stammt. Den entschiedensten Unglauben an die Richtigkeit des Sachverhalts haben Alexander v. Humbold in Berlin und Arago in Paris ausgesprochen. Justinus Kerner warnt ehrlich und redlich vor jenem Aberglauben und Mißbrauch, tritt aber auch nicht minder entschieden dem Unglauben der Gelehrten entgegen und verfehlt nicht, diejenigen Gelehrten namhaft zu machen, die sich nicht so ungläubig ausgesprochen, sondern die Sache näherer Untersuchung empfehlen, z. B. Nees von Esenbek, so wie die Zeugnisse derer anzuführen, die Augen- und Ohrenzeugen des Tischrückens und Tischklopfens gewesen sind.

Kerner hält das Wissen und Orakeln der Tische nicht für wunderbarer oder weniger natürlich als das der schlafwachen Personen. „Ich sagte in einem früheren Aufsatze über die ‚laufenden Tische', daß eine höhere Naturpotenz als Electricität und Galvanismus diese Erscheinung bewirke, nämlich der menschliche Nervengeist. Jetzt, wo das zweite Phänomen, das sogenannte Geisterklopfen, ein im Tisch versteckter Prophet, sich immer mehr auch als eine Thatsache erweist, muß man desto mehr zur Erkenntniß kommen, daß hier eine höhere Potenz als Electricität und Galvanismus, eine mehr seelische, das Agens ist; und es ist diese Potenz allerdings ein Geist, aber kein anderer, als der aus der menschlichen Hand sich entbundene, in den Tisch übergeströmte menschliche Nervengeist, derselbe, der, wie wir in magnetischen Zuständen so oft sehen, gerade bei seiner Lösung, die Erscheinungen des Wirkens außer Raum und Zeit, des Fernfühlens, Voraussagens u. s. w. (wenn auch in Ueberströmung von dem Menschen, doch immer noch mit ihm in seelischem inneren Zusammenhange, dem äußeren Menschen unbewußt), zeugt. — Dieser und kein anderer Geist, ist der Klopfgeist, der versteckte Prophet im magnetisirten Tische. Wie aber die Prophetie Somnambüler (Magnetischer) ihr Voraussagen, Beantworten von Fragen u. s. w. durchaus nicht als untrüglich anzunehmen ist, ja oft täuscht, da in solchem Zustande somatische Störungen, hindernde Einwirkungen mancher Art, nicht ausgeschlossen sind, so möchte es auch bei diesen durch Ladung mit dem Nervengeiste des Menschen gleichsam somnambül gewordenen Tischen u. s. w. sein; daher vor einem zu großen Glauben an solche Prophetien — (dahin gehört auch die Prophetie durch das Schlüsseldrehen u. dgl.) — wohl zu warnen ist."

Kerner erklärt sich bei diesem Anlaß entschieden gegen die sogenannten Klopfgeister in Nordamerika und gegen den Trug, der die Geister von Verstorbenen in die Tische bannen zu können vorgibt, um Fragen an sie zu richten. Das ist die Charlatanerie der Yankees.

Digitized by Google

Sie machen im Tischrücken, wie sie in Allem machen. Sie machen ihren leichtgläubigen Landsleuten weiß, in den Tischen stecken Geister und citiren und fragen dieselben.

Referent gibt diesen Bericht über Kerners interessantes und lesenswürdiges Büchlein, ohne selbst tiefer in die Frage eingehen zu wollen. Er gesteht, gleich anfangs einen Widerwillen gegen die ganze neue Entdeckung empfunden zu haben, als gegen einen neuen Modewahnsinn, dem die Menge verfällt. Er gesteht aber auch, daß, als ihn der Zufall einmal zum Tischrücken führte, er sich von der Wirklichkeit des Drehens und von der Richtigkeit der Antworten vollkommen zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat. Diese Erfahrung hat ihn jedoch von dem Widerwillen nicht geheilt, sondern vielmehr in demselben bestärkt. Das ganze Gebiet, in welchem die Erscheinung vor sich geht, liegt auf der Nachtseite nicht blos der Natur, sondern auch der sittlichen Sphäre. An solchen Zaubereien erfreute sich die Menge immer nur in Zeiten allgemeiner Verderbniß, wie in der spätern römischen Kaiserzeit und wieder in der Verwilderung nach dem dreißigjährigen Kriege. Daß Amerika solche Erscheinungen heutzutage hervorbringt, ist ein Beweis tiefen sittlichen Verfalls und zeigt deutlich, wie man dort von der christlichen Glaubenstreue der Vorfahren sich abwendet. Es ist dabei mitten im Zeitalter der Aufklärung etwas vom blindesten Heidenthum, ja eigentlich vom Teufelscultus im Spiel. Denn gesetzt auch, es handelte sich beim Tischklopfen lediglich von etwas Natürlichem, so ist doch gewiß, daß die Menschen dabei das Uebernatürliche suchen, daß sie sich mit dem Natürlichen nicht zufrieden geben, sondern ausdrücklich etwas Dämonisches verlangen. Sie citiren Geister der Verstorbenen, um irgend eine Neugier zu befriedigen, um einen Vortheil zu erlangen. Das ist nicht viel besser, als das vormalige Citiren des Teufels, um Schätze zu heben oder die Zukunft zu erfahren. Mit einem Wort, wenn auch hier nur ein ganz unschuldiger Naturprozeß vorläge, so ist es doch die böse Lust der Menschen, die eine offenbare Versündigung damit treibt.

Im letzten Hefte des **Magikon** wird der Leser wieder eine Menge merkwürdiger Geistererscheinungen, Träume, wunderbare Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur rc., aber auch eine biographische Skizze finden, betreffend den kürzlich verstorbenen Professor Eschenmayer, einen eben so tiefsinnigen und gelehrten als wohlwollenden und liebenswürdigen Mann, dem sein Freund Kerner hier ein ehrenvolles Denkmal setzt.

Länder- und Völkerkunde.

Nordische Bilder von Eduard Osenbrüggen. Leipzig, Hinrichs, 1853.

Schilderungen aus Finnland und den Ostsee-Provinzen. In einem leichten Touristenton geschrieben, doch manches Interessante enthaltend. Aus Finnland z. B. erfahren wir, daß auch dort die Neigung, der modernen Bildung gegenüber krampfhaft an der alten Nationalität festzuhalten, Mode geworden ist. „Die Sprache der gebildeten Finnländer ist bekanntlich die schwedische, aber in neuerer Zeit ist eine Fennomanie sehr verbreitet; man schmeichelt sich sogar mit der Hoffnung, die finnische Sprache statt der schwedischen in die höheren Lehranstalten, selbst auf der Universität einzuführen. Ich habe herrliche Menschen mit Begeisterung davon reden hören. Dieses nationale Streben ist gewiß von einer Seite sehr zu loben, denn eine sprachliche Divergenz zwischen den Gebildeten und dem Volk eines Landes kann zu einer furchtbaren Entfremdung führen, aber das trop tard gilt wohl auch hier. Die Geschichte weist Beispiele auf, daß man in der zwölften Stunde vergebens eine Nationalität zu retten suchte. Vielleicht ist für Finnland nur erst die eilfte Stunde gekommen, aber das assimilirende Russenthum wird auch in Finnland siegen, wie es in Liv-, Esth- und Curland gesiegt hat."

Ueber die fortschreitende Russificirung der Ostseeprovinzen wird mehreres Bemerkenswerthe mitgetheilt. Der Kaiser hat befohlen, in allen Schulen muß russisch gelehrt werden, jeder Angestellte muß russisch verstehen. Aber die Sache ist leichter befohlen als ausgeführt, denn es fehlt an russischen Sprachlehrern und nicht jeder derselben ist so gelehrt, wie Einer in Mitau, welcher deduciren konnte, „Shukowski sey ein viel größerer Dichter als Schiller, darum sey dieser nur Titulärrath geworden, jener aber wirklicher Staatsrath, also Excellenz." Ein einziger Professor hatte sich bereits so eingeübt, daß er sich erbieten konnte, russisches Recht russisch zu lesen, wobei er natürlicherweise die Gnade im Auge hatte, die er dadurch beim Kaiser erwarb. Uebrigens hat der Verfasser wohl recht, wenn er S. 85 behauptet, Rußland sey gar kein Rechts- sondern nur ein Polizeistaat, weil es nur durch Ukasen regiert werde. Die Gesetze sind durch neue Verordnungen dergestalt amendirt, daß es schwer ist, sich aus ihrem Labyrinth herauszufinden. Wer wollte sich aber auch die Mühe dazu geben, da doch nie das Gesetz, sondern nur die Gunst entscheidet. Bestechung ist das einzige Mittel, Recht zu bekommen. „Im Moskau'schen Gouvernement erbte ein

Digitized by Google

junger Mann ein großes Landgut. Ein Gutsnachbar benutzte die Geschäftsunkenntniß des jungen Mannes, um einen Anspruch auf eine bedeutende Waldstrecke zu erhalten. Dieser ging deshalb zu seinem Onkel, welcher der Chef derjenigen Gerichtsbehörde war, bei der die Sache zur Verhandlung kommen mußte, und gab ihm die Sachlage an, um zu erfahren, ob er einen Vergleich eingehen oder es zum Prozeß kommen lassen sollte. Der Onkel erwiderte: ‚So wie du mir die Sache darstellst, mußt du den Prozeß gewinnen, denn dein Gegner hat ja gar keinen Rechtstitel.‘ ‚Ich danke Ihnen für die Auskunft, lieber Onkel, möchte Sie aber zugleich bitten, sich der Sache recht anzunehmen, da ich wieder nach Moskau zurückreisen muß, um meine Vermögensverhältnisse zu arrangiren.‘ Der Onkel versprach es und der Neffe reist nach Moskau. Nach einigen Monaten wird ihm erzählt, er habe seinen Prozeß verloren, er glaubt aber das Unglaubliche nicht; es wird ihm auf das Bestimmteste versichert, er habe seinen Prozeß verloren, weil sein Onkel sich mit 10000 Rubel habe bestechen lassen. Da nimmt er Postpferde, um dem Onkel einen Besuch abzustatten. Dieser nimmt die Fluth von Vorwürfen ganz ruhig hin und fragt endlich: ‚Neffe, bist du denn bald fertig mit deiner Expectoration?‘ Und nachdem dieser endlich fertig geworden ist, sagt der Oheim: ‚Du hast gehört, du habest deinen Prozeß verloren; das ist wahr. Du hast ferner gehört, ich habe mich von deinem Gegner mit 10000 Rubeln bestechen lassen; das ist auch wahr. Sieh, deinem Gegner lag sehr viel daran, die Sache zu gewinnen; ich erfuhr genau, daß er nicht mehr als jene Summe aufwenden könne, diese aber auch aufwenden werde; hätte ich nun dich den Prozeß gewinnen lassen, wie es eigentlich Recht gewesen, so wäre er mit dem Gelde nach Petersburg gegangen und hätte in der obern Instanz gewonnen; jetzt nimm du das Geld, appellire an den Senat und du wirst der Sieger seyn.‘ Gerührt umarmt der Neffe den edeln Onkel.“

Die Bekehrung der Liv- und Esthländer zur griechischen Kirche beweisen, wie wenig die deutschen Grundherren und Prediger innerhalb dreier Jahrhunderte auf die unterworfenen Ureinwohner günstig eingewirkt haben; sonst würde es doch nicht so leicht möglich gewesen seyn, sie zum Abschwören zu bringen. Die Mittel, die man dazu angewendet hat, waren sehr plump; der Bauer, der sich durch so manche Versprechungen bethören ließ, glich dem Gimpel, der nach den rothen Beeren pickt und in die Schlinge fällt. Aber der Protestantismus hat kein Recht, sich über den Verlust dieser seiner Angehörigen zu beklagen; er selbst ist Schuld, daß er sie verloren hat, weil er sie in so großer Dummheit erzogen hat. Sofern übrigens die deutsche Nationalität noch ihre einzige Stütze in der höhern Aristokratie der Ostseeprovinzen hat, deren Besitz und alte Rechte noch nicht gänzlich erschüttert sind, hätte sich der deutsche Tourist enthalten sollen, von einem banal liberalen Standpunkt aus gegen diesen Adel zu polemisiren. Er hätte das nationale Element in ihm ehren und vertheidigen sollen.

Bekanntlich waren es nur die Zerwürfnisse im protestantischen Lager selbst, durch die Rußland so mächtig geworden ist. Hätten sich Schweden, Preußen (der Kurfürst von Brandenburg) und Sachsen (dessen Kurfürst König von Polen wurde) nicht so lange wechselseitig aufs erbittertste bekämpft, hätten Preußen und Sachsen nicht abwechselnd mit Rußland gegen ihre schwedischen Confessionsverwandten sich allirt, so würde Rußland niemals im Stande gewesen seyn, sich in den Besitz von Ingermannland, Esthland, Livland und Kurland zu setzen, so würde nicht einmal St. Petersburg haben begründet werden können, denn diese neuere Hauptstadt des russischen Reichs liegt nicht auf russischem, moscowitischem, slavischem Boden, sondern auf einem von finnischen Stämmen ursprünglich bewohnten, von deutschen Rittern kolonisirten, zuletzt der Krone Schweden gehörigen Boden. Anstatt nun vom liberalen Plebejerstandpunkt aus den deutschen Adel der Ostseeprovinzen in ein gehässiges Licht zu setzen (was nur den Russomanen angenehm und nützlich seyn kann), hätte der Verfasser auf jenen großen Nexus von finnischen, deutschen, schwedischen und protestantischen Elementen aufmerksam machen sollen, die durch die russische Eroberung und Gewaltherrschaft im Norden gebunden liegen und der Entbindung entgegenharren, wenn vielleicht die Stunde kommt, in welcher der thönerne Riese unter seiner eigenen Last erliegt. Denn wenn es auch in Gottes Rathschluß liegen sollte, daß Rußlands Zucht eine Zeit lang über die Völker Europa's kommen müßte, um sie für ihren demokratischen Uebermuth, für ihre Ueppigkeit und Irreligiosität zu bestrafen, so kann doch die erstarrte griechische Kirche nicht die der Zukunft seyn wollen. Ueberhaupt sind Zäune des Gartens wegen, nicht der Garten des Zaunes wegen da.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 65. 13. August 1853.

Reise.

Der Kleinstädter in Aegypten. Reise von Bogumil Goltz. Berlin, Franz Duncker, 1853.

Ein liebenswürdig geschriebenes Buch. Der Verfasser reist nach dem vielgepriesenen Aegypten nicht als blasirter deutscher Fürst, nicht als wissenschaftlicher Diplomat, nicht als Pariser Literaturkönig, nicht als k. k. Bergbeamter und Naturforscher, nicht als Berliner Archäologe, nicht als europamüde Babylonierin, auch nicht als ordinärer Tourist und literarischer Commis Voyageur, sondern als Kleinstädter, als polnisch deutscher, d. i. westpreußischer Immediatstädter und Gemüthsmensch.

„Ich habe," sagt der Verfasser, „in Flachsenfingen die langen, regnichten, kothigen, todesfinstern, traumwüsten und nordisch-ägyptischen Spätherbsttage, — (Abende sollte ich sagen), mit dem Bürgermeister, dem Apotheker, dem Doktor, dem Grenzkontroleur ꝛc. ins ungeschneuzte Talglicht geschaut. Ich habe zuweilen dieses einzige trübe Resourcenlicht lichtfreundlich mit meinem Bischen Witz geschneuzt; aber die Flachsenfinger fingen doch nicht viel Feuer, und konnten sich auch nicht drauf einlassen, denn sie trugen vaterländische Perücken von Flachs. Ich habe mir also auch eine dergleichen, mit einem ordentlichen kleinstädtisch antediluvianischen Zopfe, auf das in solchem Klima sehr bedeutend entwickelte Occiput gestülpt; ich habe mit meinen Leidensgefährten und Kulturverschworenen Braunbier getrunken, mit ihnen um die Wette gegähnt und den Kinnbackenkrampf ausgehalten, mich mit ihnen in Anekdoten und schlechten Witzen übernommen, mit ihnen über der langen Weile im Stillen gebrütet und ein herkömmliches: ‚Ja, ja, so gehts in der Welt,‘ oder: ‚man wird wohl schlafen gehen müssen,‘ oder: ‚da sind wir mal wieder beisammen gewesen‘ producirt. — Ich habe mit den ‚Mummelburgern‘ fraternisirt und musicirt; ich habe zwei heiser lamentirende Geigen auf einem Bierbasse oder Krugviolon begleitet, nur um zu vermeiden, daß nicht ein Autochthone mit den nassen Daumen den Bassisten machen möchte. Ich habe alles Mögliche und noch etwas drüber hinaus für die Flachsenfinger Geselligkeit und Kurzweil gethan; — ich war sogar daran, auf Brusbart und Galgenknaster anzubeißen, obgleich ich weder spiele noch rauche; da trat der Genius meines Lebens vor mich hin und sagte: ‚Mensch, bedenk dein Ende,‘ aber nicht fürder in Hühnerhorst ꝛc." Der Verfasser gab das „Buch der Kindheit" heraus, welches Glück machte und dessen Honorirung ihn in den Stand setzte, seine Kleinstädterwelt zu verlassen, um die Luft der Palmen zu athmen.

Im humoristischen Charakter des Kleinstädters, der zum erstenmal die fremde, wunderreiche Welt Aegyptens sieht, sagt Bogumil Goltz uns über dieses von tausend Federn beschriebene und durch zu vielerlei Besprechung fast schon abgenutzte und trivial gewordene Land wirklich neue, überraschende, höchst anziehende Dinge. Er gewinnt nämlich dort auch dem Gewöhnlichsten, blos weil es ihn anfremdet, die poetische Seite ab. Mit derselben Virtuosität, wie er in seinem „Buch der Kindheit" die gewöhnlichsten Erlebnisse der Jugend zur Poesie erhob, weiß er auch auf seiner ägyptischen Reise das Natürlichste zur poetischen Zauberei zu verwandeln. Denn er bringt eine mehr als Jean Paul'sche Erregbarkeit mit; in der Kunst, sich von den Dingen „anfremden" zu lassen, hat ihn noch Niemand übertroffen, und das ist der Schlüssel zu jedem poetischen Genuß, wie zu jedem poetischen Machen.

Wir folgen ihm über Triest auf das Meer. „Es ist etwas Ungeheures, auf fernem Meere, in fremder Zone, umgeben von einer großartigen Naturscenerie zu seyn —: aber auf der Höhe der Pyramiden oder des Himalaia, wie im Krater des Aetna, nimmt der Mensch seine Persönlichkeit mit. Er setzt sich schwerlich eine

Digitized by Google

Linie zu, aber eben deshalb kommt er vielleicht nur scheinbar unter sein natürliches Maaß. Gewohnheit stumpft die außerordentlichsten Scenen und Vorstellungen ab. Man schläft, durch eine Plankenwand vom Meere und vom Tode getrennt; man wird von diesem Meere eingewiegt, und schläft zuletzt so ruhig wie zu Hause im eigenen Bett. — Man meint zuvor, nicht fassen zu können, unter fremdem Himmel, in einem neuen Klima zu seyn, und ist zuletzt wie daheim, oder eigentlicher gesagt: man gewöhnt sich wohl schnell genug an die Fremde, und an die Vorstellung, im andern Welttheil zu seyn, aber man begreift das Wunder der Welt und seines Selbst so wenig in der Fremde wie zu Haus. — Mütter sagten mir einmal: es mag so scheinen, als wenn wir über das Wunder, Kinder geboren zu haben, ganz beruhigt sind, uns selbst scheint es einige Zeit so; aber in vielen Augenblicken fassen wir es in keine Wege, daß solche selbstständige Wesen von unsrer Seele abgezweigt, und wie sie unser eigenes Fleisch und Blut geworden sind. Es ist unbeschreiblich, wie einer jungen Mutter zu Muthe ist, wenn sie nun in der Stille der Nacht erwacht, und bei Lampenschein, aus der Wiege des ersten Säuglings, zum erstenmal von zwei Augen angeblickt wird wie vom Andern ihres Selbst!" Hier hat man ein Beispiel seiner tiefen Empfindungsweise, seiner schönen Sprache.

Angelangt in Alexandrien faßt er vorzugsweise das fremde Leben poetisch auf. Ohne sich in die geschichtlichen Erinnerungen zu vertiefen, läßt er sich von der Gegenwart und ihren fremdartigen Eindrücken bezaubern. Die Natur macht überall den tiefsten, einen erhabenen und süßen Eindruck auf ihn; die Menschen dagegen reizen seinen Humor, nicht selten seinen Ingrimm. Hier einige Naturbilder: „Als ich den Platz durchschritten hatte, gerieth ich in ein Stadtviertel, von langen, einsamen, kalkstaubigen Gassen, die durch weißgetünchte, hohe, bucklichte und wie in Eile aufgeführte Gartenmauern gebildet werden, über welche dickbestäubte Feigenbäume, gnomenhafte Kaktusungethüme, Bananen mit kolossalen, wundersam eingerissenen, wie ungeheuere Schwungfedern gestalteten Blättern hinwegschauten; und von den hohen Dattelpalmen hingen die goldgelben und karmoisinlackirten Fruchtbündel herab, je viere, sechse oder ihrer achte um die kuriosen Stämme; es war ein kompletes Paradies! So ungefähr hatte es sich meine Phantasie geträumt, daß es in Bagdads Vorstädten aussehen müßte, und so war es nun in Skenderih. — Wahrlich, darauf kann sich das Menschenkind verlassen, wie in der Phantasie, so sieht es irgendwo und irgendwann auch in der Wirklichkeit aus und der Poet anticipirt vollends die ganze Welt! — Die jungen Dattelpalmen sind am Stamme wie riesige, antediluvianische Kalmuswurzeln, oder zu Bäumen verhexte Artischokken und ungeheure, langgestreckte Sellerieswurzeln anzuschauen; die Bananen, wie ein fabelhaftes Schilf. — Der wehende Nordwind klappert und klatscht mit diesen Palmen und Bananenblättern wie mit einem Segelwerk auf dem Schiff. — Der Eindruck von alledem ist unerhört, und um die Fabeln zu vollenden, muß man auf die nie erblickten Scenerien und Gegenstände der Landschaft hinausschauen, auf die weidenden jungen Kameele, die wie Robinsons zahme Lama's aussehen, auf die von der Ueberschwemmung noch überall stehen gebliebenen Wassertümpel, aus denen die schwarzen Büffel ihre wilden Köpfe mit glühenden Augen, wie eben so viele Teufel herausstrecken, — und auf die halb oder ganz nackten arabischen Hirten, mit kohlschwarzen Nubiern und Negern untermengt."

Beim ägyptischen Kameele fand der Verfasser bedeutend größere Vorzüge als beim ägyptischen Menschen. „So ein Kameel ist ein Bild der Mühsal, der Ausdauer, der Geduld und Resignation, aber zugleich auch ein grundabscheuliches Beest, wenn man einen Augenblick von seiner vollkommen zweckmäßigen Organisation für die Wüste und die ganze Wüstenmenschheit abstrahirt. Dies Kameel allein kann dem sinnigen und hörigen Menschen eine vernünftige Weltordnung und einen Gottesglauben beibringen. Es gibt kein Thier, dem so viel Symbolik anhaftet und so viel Physiognomie. Es ist ganz und gar zum Marschiren, zum Lastentragen und zum Entbehren geschaffen. Der Höcker entzieht das Thier auf den ersten Blick dem Bereiche der Schönheit und überweiset es dem der Nützlichkeit und des materiellen Gebrauchs. — Der ganze Körper, gleichwie die Disteln abschneidende Zunge und der Rachen sind mit Schwülen und hier in Alexandrien noch mit Schwären und Wunden bedeckt. Der ungeheure, Vorrath fressende und saufende Panzen ist bei den Hinterschenkeln hoch aufgeschürzt und zwischen den hochgespaltenen, weit ausgreifenden Beinen gleichsam in Schwebe aufgehängt. Und damit diese, wie durch eine Maschinerie vorwärts geschobenen Stelzbeine, zu welchen sich der Leib und das ganze Thier fast nur wie obligat zu erhalten scheint, nicht in den Wüstensand versinken, so sind sie von der vorsorglichen Natur und Gottheit auf fleischige Ballen gestellt, die man bei den in Europa gezeigten fast vertrocknet findet, die hier aber, wo es der Marsch durch die Wüste gilt, ein Hauptbedingniß und auf den ersten Anblick ein frappantes Symbolum sind. Und siehe, jetzt segelt das betrachtete, durchaus nur materiell zweckmäßig und nirgend schön

Digitized by Google

erschaffene Monstrum von kolossalem Schaf- und Rindvieh wie ein Wüstenschiff los, und streckt den langen Storchvogelhals, mit welchem es die kleinste Distel abweiden kann, in eine durch keinen Weg und Steg bezeichnete Weltgegend, die es bei verlorner Richtung mit seinem Instinkte finden und einhalten muß; und vorauf segelt wie ein Lootsenboot der wagerecht gehaltene, antediluvianisch modellirte, wie in Wellen auf und nieder bewegte fabelhafte Schafskopf, der mit den langsam forttapfenden schweren Schritten wie der Regulator an einer leibhaftigen Dampfmaschine zu korrespondiren scheint. Wahrhaftig, man kann dies Geschöpf einer abenteuerlichen Naturlaune und Gottesökonomie nicht ohne die sonderbarste Gemüthsbewegung ins Auge fassen, und ohne von ihm, wie von einem in die sittliche Welt aufgenommenen, fast tugendhaft zu nennenden Ungeheuer ergriffen zu seyn." Eine meisterhafte Schilderung selbst für Naturforscher. Und dieses verachtete und mißhandelte Kameel ist eigentlich der wahre Muselmann, der die vom Propheten gepredigten Tugenden der unbedingten Gottergebenheit, der unermüdlichsten Geduld, Standhaftigkeit, Mäßigkeit besitzt. Man könnte versucht werden, die Kameele für ein edles Urvolk zu halten, das von einem weit unedleren Barbarenvolk (den Menschen) grausam unterdrückt ist.

Von den Menschen weiß Bogumil Goltz wenig Gutes zu sagen. Sie kamen ihm mehr wie klaffende Hunde und kreischende Affen, als wie Ebenbilder Gottes vor. „Wie diese ägyptischen Bootsknechte, so schreien, plappern, gurgeln, näseln, schnaufen und räuspern bei uns nur die Narren, die faselnden Schulbuben, die Wüthenden, die Rasenden, die Besoffenen in der Kulmination. Solche Worte, Töne, Rhythmen, Accente, Tonarten, Geräuscharten und Lebensarten sind auch nicht mal im Tollhause Styl und Manier! Das waren nicht mehr menschliche Geberdungen, Töne und Ausdrucksweisen, das war Dämonie; eine Trias von Tod, Teufel und Hanswurst! So stöhnen, ächzen, winseln, knarren und pfeifen nur Thürangeln und todte Maschinen; — so knurren, pruhsten, fauchen, spinnen, miauen, möckern, bellen, sprudeln, blubbern, grunzen und gurgeln nur Affen, Katzen, Hunde, Ziegen, Schweine und Kameele. So unartikulirte, so faselnd-läppisch zerhackte, zerquetschte, zermökkerte Lebenszeichen oder Angstsignale gibt nur eine Kreatur von sich, die von allem natürlichen Maß, von jedem Schönheitssinn, von jeder Harmonie, Norm und Geistesökonomie entblößt ist. — So etwas empört und ekelt im Innersten der Seele, das ist abscheulicher wie Bestialität, denn es ist Widernatürlichkeit, es ist Fratzerei, willkürliche, gemachte, verschuldete Absurdität, die eben nur den entarteten, den halbwilden und halbcivilisirten Menschen charakterisirt. — Dieses Menschen-Chaos zu Atfeh ist ein ewiges, sich selbst verschlingendes, tausendköpfiges Ungeheuer, von mutternackten, hündisch-schamlosen, arabisch-dramatischen Wuth- und Schreileidenschaften. Es ist der Weltwirrwarr im Extrakte, als chinesisches Feuerwerk angeschaut und durch hündisch neidische, hündisch belfernde und hündisch schamlose Menschenteufel, Dämonen, Narren und Fratzen in Scene gesetzt! Hier im Gedränge der Barken, die zu den Schleusen nach und von Kairo kommen, ist jede europäische, civilisirte und christliche Verwirrung eine gottvolle Ordnung. Gegen diese Menagerie von Menschenstimmen aus fasernackten Menschengestalten, die in allen Farbenabstufungen von Weiß und Gelb, von Kupferfarbe und Schwarzbraun und Kohlschwarz durcheinander gewirrt sind; im Vergleich mit diesem Zanken, Keifen, Kreischen, Gewaltschreien, Wuthschreien, Brüllen und Stöhnen, das in allen Rhythmen und Tonarten, in allen Geberdungen und Aktionen verkörpert wird; gegenüber diesen unartikulirten, unmenschlichen, diabolischen Tönen ist aller Lärm und Tonspektakel, wie ich ihn auf polnischen Judenjahrmärkten, in blühenden Judenschulen, in Synagogen während der langen Nacht gehört, ist der Gassen- und Marktlärm in Paris und auf der Londonbridge — Friede Gottes, Schamhaftigkeit und süße Harmonie!"

Fand der Verfasser die Araber in Aegypten am tiefsten sittlich entartet, so konnte er nicht umhin, bei den Negern eine so tiefe Stufe der physischen Racenbildung zu erkennen, daß er mit all seiner warmen Humanität unwillkürlich ausruft, nun er sie gesehen, könne er sich ihre ewige Sklaverei erklären.

In Kahira begegnet die verthierte Menschenwelt Afrika's der überfeinerten Europa's. „Kahira ist die bunteste, keckste Mosaik und Musterkarte aller Nationen, Lebensarten und kulturhistorischen Epochen, ein lebendiges Museum von allen möglichen und unmöglichen Formen, Fragmenten, Fetzen und Fratzen der Bildung, der Mißbildung, der Artung, der Ausartung, der Rohheit, der Sitte, der Künste, der Wissenschaften, des Heldenthums, des Christenthums, des Muhamedanismus (nämlich des aufgewärmten Judenthums), der verwilderten Civilisation, der Kulturbarbarei, der Ueberfeinerung, der Lebensvergeudung, der Lebensverkümmerung, der Verschwendung, der Bettelhaftigkeit, des Kleiderprunks, der Nacktheit, der Wollust, des Fakirthums, des Fanatismus, der Glaubenslosigkeit, der Glaubensmengerei, der Paradieses- und der Wüstennatur. Drei Welttheile berühren sich hier wie mit den Stirnen, und ihre Bewohner, ihre Reisenden, Gelehrten, Abenteurer, Handels-

Digitized by Google

leute, Genies und Weltverbesserer geben sich hier ein Welt-Rendezvous." Indem der Verfasser die Straßen durchstreifte und scharfen Auges die tausendfachen Eigenthümlichkeiten des ägyptischen Völker-Marktes durchmusterte, kam er auch zu den Buden, in denen die Armuth mit der Armuth feilscht, und gibt davon ein sehr charakteristisches Bild. „Jene dramatisch-plastische Scene vor dem Krambüdner im großen Bazar, der durch Matten von oben her in ein stehendes Halbdunkel versetzt ist, an das man sich erst gewöhnen muß, und wo jeder Gattung von Waaren eine aparte Gasse angewiesen bleibt, ließ mich näher den Pfennigtand recognosciren, der hier dem Volke feil geboten wird. Es sind die deutschen Silbergroschenbuden aufs Interessanteste und Phantasiereichste ins Arabische übersetzt. — Wer diese Reichthümer von Muscheln, Bronze, Dattelkernen und Glas, diese Fünf-Para-Bijouterien, diese Witz- und Phantasiestücke der Wohlfeilheit, diese himmelschreienden Hungerzeugnisse der Fabrikenarbeiter, diese raffinirtesten Anschläge und Attentate auf die arabische Geldzähigkeit nicht beobachtet, wer nicht gesehen hat, wie vor diesen Buden arabische Armuth und arabische Weiberknauserei, mit nackter Putzlüsternheit und ägyptisch-kaufmännischen Ueberredungslisten durcheinandergekämpft werden, mit welchen Phantasie- und Erfindungskünsten in den unscheinbarsten und gemeinsten Stoffen, doch endlich von dem arabischen Fabrikanten und Kaufmann der Sieg über Bettelarmuth erfochten, und wie aus dem ausgesogenen Fellah, aus diesem verpreßten Oelkuchen, noch ein letztes Tröpfchen Oel im poetischen Destillationswege extrahirt wird, der hat keinen Blick in die kleinen und alltäglichen Volksmysterien und in die arabische Seele hineingethan."

Eine schöne Bemerkung macht der Verfasser S. 278 über die Pyramiden und überhaupt über die ägyptische Baukunst. „Dem ägyptischen Sinn und Geist imponirte, ihn reizte und illuminirte die Materie und Kolossalität, die Ungeheuerlichkeit mehr, wie Leben und Geist, wie Ebenmaß und flüssige Form. Stillestand, Wüstenruhe, Einsamkeit und Schweigen, Ruhe des Grabes war dem Aegypter ein absoluter, ein urheiliger, ein erster und letzter, ein eingefleischter Begriff; — derselbige wurde die Grundstimmung seiner Seele, sein Gemüth, seine Religion, und gestaltete sich nothwendig zum Bilde einer breit und schwer auf dem Wüstenfels ruhenden und gleichwohl zum Himmel aufsteigenden schweren Masse, zu einem unwandelbar festen, allem Wechsel trotzenden Kunstberge, zum krystallisirten Felsen, also: zur Pyramide von Stein, als deren natürliche Consequenz und Reaction der schlank und steil aufsteigende Obelisk angesehen werden muß; während die ägyptischen Tempel, Thore, Pylonen und Propyläen mit ihren überall gegeneinander geneigten Wänden wieder nichts anderes, als die abgestumpfte oder in der Mitte durchschnittene Pyramidenform sind. — Im christlichen Dom erblicken wir die vom christlichen Glauben durchbrochenen, die gelichteten, die schlank und leicht zum Sternenhimmel wachsenden Obelisken und Pyramiden. In den aus Palmenästen geflochtenen Spitzbögen der Gewölbeschiffe, gleichwie der Wände, die eben nur durch die bunten Glasfenster zwischen den Säulen zum Schein geschlossen werden, wird die schwere Steindecke mit ihren Simswerken und Gebälken abgeworfen, welche das Alpdrücken der ägyptischen Traumseele bedeuten und selbst noch die korinthischen Säulen in die Erde drücken dürfen. Hier in den deutschen Münstern endlich ist die deutsche Seele, von der blos krystallinischen Form, von der mineralogischen Naturordnung, also von der Alleinherrschaft der puren Materie, der Mathematik und Mechanik erlöst und zur vegetativ-animalischen, zur organisch-lebendigen Form, zur Geisterfreiheit erhöht!"

Bogumil Goltz reiste den Nil aufwärts bis zu den berühmten Tempeln des alten Theben. Unterwegs macht er wieder eine Menge Beobachtungen über das eigenthümliche Leben in Aegypten. Unter andern malt er uns die Taubenhäuser am Nil.

Ergötzliche Episoden sind die Erzählungen eines mitreisenden Schneidergesellen im Berliner Dialekt von seinen wunderbaren Abenteuern in Algerien. Inzwischen stand der Verfasser auch viele Noth auf dem Nil aus. Um einer unerträglichen Reisegesellschaft zu entgehen, schiffte er sich auf einem Kahn allein mit zwei Schwarzen ein. Auch die Bewunderung der Memnonssäule, der Tempel von Luxor rc. kostete ihm manche schwere Anstrengung.

Das Werk bricht mit einigen aus andern Werken über Aegypten entnommenen gelehrten Notizen allzuplötzlich ab. Von seiner Heimreise sagt uns Herr Goltz nichts. Scheint nun demnach auch der Schluß zu fehlen, so ist doch der Verfasser auch hierin, wie durchgängig, einem richtigen Naturgefühl gefolgt, denn nichts pflegt weniger interessant zu seyn, als eine Rückreise, und besser, der Reisebeschreiber bricht in einem kecken Katarakt ab, als daß er sich langsam im Sande verläuft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 66. 17. August 1853.

Armenwesen.

Das Armenwesen und die dießfälligen Staatsanstalten. Von J. J. Vogt. In zwei Bänden. Erster Band. Bern, in Commission bei Huber u. Comp., 1853.

Der Verfasser hat amtlich mit Zuchtpolizei und Armenwesen zu thun gehabt und gibt sich als sehr orientirt zu erkennen. Als Motto stellt er seinem Werk den Bibelspruch voran: „Die Sünde ist der Leute Verderben" und versteht darunter nicht blos die Sünde der Verarmten, sondern auch die Sünde der Regierungen, die einerseits der Verarmung nicht gehörig vorbeugen, andererseits, wenn sie bereits eingetreten ist, nicht die geeigneten Heilmittel anwenden.

Sehr interessant sind die statistischen Nachweisungen. Zahlen beweisen am besten. Wir geben aus den Tabellen des Verfassers hier nur die Hauptresultate. Im Kanton Aargau wurden im Jahr 1843 für die Armen verausgabt 358,824 Franken, im Jahr 1849 bereits 576,287 Fr. Im Jahr 1844 kam daselbst je 1 Armer auf 16 Einwohner, im Jahr 1849 schon 1 auf 12. Im Kanton Zürich kam im Jahr 1845 einer auf 24, 1849 einer auf 19. Der Kanton Bern hatte im Jahr 1828 noch nicht 20,000 Arme, im Jahr 1847 schon über 30,000. Im Kanton Thurgau kam 1843 noch 1 Armer auf 24 Seelen, 1847 schon 1 auf 13. Und so durchgängig. Indem der Verfasser zu den muthmaßlichen Ursachen übergeht, aus denen die Armuth in der Schweiz in so raschem Grade zugenommen, gibt er wieder statistische Notizen. Im Kanton Aargau kamen im Jahr 1843 schon 17,527 Schuldexekutionen vor, eine ungeheure Zahl im Vergleich mit der schwachen Bevölkerung dieses Kantons; aber im Jahr 1849 stieg die Zahl der Schuldexekutionen gar bis auf 25,847. Im Kanton Zürich fallirte in den Jahren 1837—1841 im Durchschnitt jährlich von 114 Haushaltungen eine, im Jahr 1848 schon von 56 eine, so daß die Vergantungen sich verdoppelt haben. Im gleichen Verhältniß aber nahm die Zahl der Schenkwirthschaften zu. „Die Zahl der Wirthschaften hat sich vermehrt in den Kantonen:

Zürich	von 1823	bis 1847,	also in	24	Jahren um	488
Waadt	„ 1832	„ 1845,	„ „	13	„ „	451
Solothurn	„ 1836	„ 1846,	„ „	10	„ „	233
St. Gallen	„ 1831	„ 1847,	„ „	16	„ „	216
Aargau	„ 1843	„ 1848,	„ „	5	„ „	23

und diese Kantone zählen gerade zu denjenigen, die einen beinahe regelmäßigen und sehr bedeutenden Armenzuwachs zu beklagen haben."

Genußsucht und Lüderlichkeit sind inzwischen nicht die einzigen Ursachen der Verarmung. Auch der brave Hausvater unterliegt oft einer überwältigenden Concurrenz. Seitdem man die gewerblichen Corporationen aufgehoben hat, durch die dem Einzelnen allein Schutz seiner Arbeit gewährleistet war, ist an die Stelle des gewerblichen Zusammenwirkens und wechselseitigen Unterstützens und Tragens ein wechselseitiges Verdrängen und Ruiniren getreten. Eben so drückt die Tyrannei des Geldmarkts auf die Arbeit. Ueberall sind es wenige glückliche Spekulanten, die im Besitz großer Kapitale Andere für sich arbeiten lassen und die Frucht fremder Arbeit allein an sich reißen. Das ist ein Unrecht, welches nicht nur Armuth, sondern auch politische Unzufriedenheit und revolutionäre Gelüste nothwendig erzeugen muß. Die Gesellschaft birgt einen Krieg Aller gegen Alle in ihrem Schooße. Jeder sucht sich durch jedes Mittel emporzubringen und den Nebenmenschen rücksichtslos, wenn er im Wege steht, in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Keiner hat mehr Sinn für Erhaltung des Ganzen, Jeder denkt nur an sich, und der Staat, weit entfernt die Rechte der Gesammtheit zu wahren und dem Einzelnen Pflichten gegen die Ge-

Digitized by Google

sammtheit aufzulegen, schützt in seinen modernen Gesetzen unter dem Schein der Aufklärung und liberaler Zeitideen stets nur den Egoismus. Nirgends wird eine arme Gemeinde gesetzlich behütet, wenn ein wucherischer Spekulant sie systematisch aussaugt. Hat er nur die gesetzliche Form eingehalten, so behält er Recht, und gingen Stadt und Land darüber zu Grunde. Kaum haben in jüngster Zeit einige zur Warnung dienende Wucherprozesse gegen Juden begonnen, die es zu arg trieben. Gleichwohl sitzen noch unter allen deutschen Landbevölkerungen jene Vampyre, die auf die augenblickliche Verlegenheit christlicher Familien lauern, um sich ihrer durch Schuldverschreibungen zu bemächtigen und binnen wenigen Jahren ihr kleines Vermögen vollends auszusaugen. Augenblickliche Noth und noch häufiger die Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit liefern die ehrlichsten und fleißigsten Familien einem mitten im Frieden und unter dem Schutz der Gesetze blühenden Räubersystem aus.

Bureaukratie und Justiz kümmern sich darum nicht, wenn nur die Tabellen richtig angelegt und mit Ziffern Jahr aus Jahr ein gefüllt werden. Warum sind die Leute so dumm und lassen sich betrügen! heißt es noch im besten Fall. Auch sorgt man durch die Schullehrerseminare, dem Landvolk die allervortrefflichsten Lehrer zuzusenden, denen es doch, scheint es, bald gelingen muß, die alte Bauerndummheit und Unbeholfenheit auszurotten und dem steifen gelbledernen deutschen Bauern die Geschäftsgewandtheit eines Yankee beizubringen. Aber was war bisher das Ergebniß des vielgepriesenen Volksunterrichts? Ueberall nur eine zunehmende Verwilderung und Entsittlichung, die den guten Glauben fortnahmen, ohne ihn irgend mit praktischem Verstande zu ersetzen.

Herr Vogt, der zunächst schweizerische Verhältnisse im Auge behält, die jedoch auch anderwärts bestehen, klagt bitter über den Aufwand für das Volksschulwesen in der Schweiz, der doch nur die schlimmsten Früchte trage. Er bemerkt, „daß ungeachtet der großen Opfer, die bereits seit einer Reihe von Jahren für das Primarschulwesen gebracht wurden, sowohl im Mittelstande, als ganz vorzüglich dann unter den Armen, sich stetsfort noch so wenig Arbeitslust, geistige Rührigkeit und produktives Geschick zeigen, während dagegen Frechheit und unfrommes Wesen auf immer empfindlichere Weise sich geltend machen. In dem Maße, als eine wirklich gute Schulbildung unzweifelhaft der sicherste Damm seyn kann gegen das Fortschreiten des menschlichen Elendes, indem sie das Individuum auf Grund der Gotterkenntniß für das Leben und seine Verhältnisse befähigt und bildet: in dem Maße muß auch die Mißachtung ihrer Aufgabe als Mitursache bezeichnet werden des Verfalles leiblicher und geistiger Wohlfahrt. — Die Pädagogik hat sich überhoben, und ist, in übereifrigem Drange nach Geltendmachung ihrer Selbstheit, in Wesen, Zweck und Ziel ihren eigentlichen Seyns-Principien fremd geworden. Jene bescheidene Aufgabe: ‚die bildende Wirksamkeit des Familienlebens zu ergänzen', genügte ihr nicht; sie behauptete ihre Eingehörigkeit in den Kreis der Wissenschaften und beanspruchte, durch erhaltene Siege kühner geworden, selbst unter ihnen der Stellen Erste, weil sie den Menschen in seiner Ganzheit zum Objekt habe, in ihm den vollen Kreis des Wissens fundire und so die Existenz der übrigen Wissenschaften als mater studiorum eigentlich ermögliche. Folgerichtig mußten sich nach dieser Grundlage die Lehrerseminarien zu Gelehrtenschulen gestalten und die Lehrzimmer zu Hörsälen, in denen die Unterrichtsfächer auseinandergehalten, jedes für sich und ohne organische Einheit mit den übrigen Bildungsmitteln systematisch betrieben wurden, und zwar geschah und geschieht dieses häufig mit einer solchen pedantischen Aengstlichkeit, daß selbst einzelne Zweige einzelner Wissenschaften als gesonderte Disciplinen in einer Weise behandelt werden, als gälte es die gründlichsten Hochschulstudien. So wurden die in der Regel höchst mangelhaft vorgeschulten Zöglinge in zwei- bis dreijährigen Kursen mit einer Masse gelehrten Flitters ausgestattet, und die Seminarien lieferten richtig, gemäß erhaltener Bestellung, in der bezeichneten Zeit ihre wohlpräparirten und vollgebildeten Schulamtskandidaten, deren jeder sich ein Weltreformer zu seyn dünkte gegenüber der Menge ungeschulter Barbaren." Die Schweizer Seminarweisheit hat dem Schweizervolk nicht den mindesten Nutzen gebracht, sondern ihm nur den alten frommen Glauben geraubt; ihre Wirksamkeit war durchaus zerstörend, auflösend, und führte nicht zur Kultur hinauf, sondern immer tiefer in Barbarei hinunter. Denn der radikale, reichlich mit Hegelschem Pantheismus getränkte Dünkel gab sich in Schweizerischen Schenken und Volksversammlungen überall nur mit einer gräßlichen Frechheit kund und sanktionirte nur die landübliche Grobheit, brachte nur dem rohesten Gesindel das stolze Bewußtseyn bei, daß ihre Verthierung ihr göttliches Recht sey.

Wer die Schweizer Presse seit zehn Jahren durchmustert, erhält darin einen sehr schlagenden Beweis, wie durch die sogenannte Volksbildung das Volk nur immer roher gemacht worden ist. Wenn das nun der herrschenden Partei aus den sogenannten Gebildeten begegnete, so darf man sich über die Verwilderung der Armen vollends nicht wundern. Der Verfasser sagt:

Digitized by Google

„Die ganze Bewegung, namentlich unserer Armuths-extreme, ist ein rohes sinnliches Naturleben, ein mechanisch fortvegetirender Schlendrian ohne alle innere Spannkraft; sie haben weder Erfindungsgabe noch Ordnungssinn, und sind daher auch unanstellig, wankelmüthig, träge und doch dabei in ihrer Weise genußsüchtig — jeder erregbare Lebensfunke eine fertige Leidenschaft. Während der Landmann und der fleißige Handwerker beim ersten Tagesschimmer bereits rührig an der Arbeit sind, schläft der Bettler behaglich fort, bis Hunger und Ungeziefer ihn wecken, und trägt sich überhaupt mit der Ansicht: ‚I wett e Narr si und arbeite; i überchume nüsti z'fresse.' Drängt ihn doch die Noth, hie und da auch etwas zu thun, oder will ihm überhaupt aus irgend einem Grunde Arbeit gegeben werden: so greift er Alles verkehrt an, ist ungeschickt, verderbt mehr in Material und Werkzeug, als er nützt, und ist doch dabei voll Ansprüche, und erwidert Zurechtweisungen mit grobem Trotz. Solche Leute laufen denn auch bei der ersten besten Gelegenheit weiter, oder der Arbeitgebende entläßt sie mit der neuerdings bestätigten Erfahrung: ‚Es ist nüt z'mache mit' ne; si cheu nit und wei nit.' — Die Rath- und Thatlosigkeit, wurzelnd im Mangel an praktischer Bildung, ist nicht nur bei gänzlich Verarmten, sondern auch bei Solchen zu finden, die, gemäß ihrer äußern Umstände, noch eher in der Möglichkeit wären, sich aufzuhelfen. Der verschuldete Bauer und der niedere Gewerbsmann, die vermöge ihrer Verhältnisse der Verarmung am nächsten sind: auch sie wissen nichts anzufangen, um ihre Lage zu verbessern, und gehen gewöhnlich von Schmerz zerrissen und hoffnungsleer ihrem Schicksal entgegen, gleich dem gebundenen Opferthiere der Schlachtbank. — Die tausend Mittel, die einer fleißigen und ‚gewerbigen' Familie zu Gebote stehen, um zu verdienen und Geld zu machen, werden nicht benützt. Versiegt die gewöhnliche Erwerbsquelle, oder fließt sie unzureichend, so steht der arme Mann da, allewege geschlagen und gelähmt; in einer innern Armuth, die der äußern entspricht, sucht er den leidigen Trost im Unglücke Anderer: ‚Es geit no Viele so; i bi nit allei; Diese und Jene si o über nüt cho; es ist halt e bösi Zit.' Der Verdorbene setzt sich in wüster Resignation zur Schnapsflasche mit der, seine ganze Gemüthsverfassung scharf bezeichnenden Aeußerung: ‚I will ömel no eis nä, es geit eineweg All's dem Tüfel zu'."

Die Gottentfremdung also ist die innerste Wurzel jener Muthlosigkeit, und zur Gottentfremdung hat Staat und Schule reichlich mitgewirkt, seit die Radikalen am Ruder sind.

Der Verfasser wirft einen trüben Blick in die Zukunft: „Das wird kommen, daß die Vagabunden sich zu einer Propaganda organisiren, die planmäßig dem Besitze den Krieg macht; daß sie die zahlreiche Klasse der Unbemittelten revolutioniren und in Folge dessen nichts mehr sicher bleibt, es sey denn doppelt unter Schloß und Riegel, und wo es Noth thun wird, den Werthsachen im Freien, wie Pflanzungen, Feld- und Baumfrüchten rc., bewaffneten Schutz zu geben. Das wird kommen, daß die Sicherheit der Straßen mehr und mehr gefährdet ist, und, theils aus Rachezwecken, theils aus diebischen Absichten, Raub und Brand in grauenhafter Art sich mehren. Das wird kommen, daß mit dem Anwachs der Armenlasten auch zugleich eine Steigerung der Staatsausgaben behufs Ausdehnung der Polizeianstalten nothwendig wird, und in Folge dessen die höhern Kulturzwecke der Gesellschaft Abbruch erleiden, weil die Kräfte des Staates zu Allem nicht ausreichen und das Nothwendige dem Nützlichen vorgeht. Das muß kommen, daß in dem Maße, wie die dießfälligen öffentlichen und Privatlasten quantitativ zunehmen, in gleichem Maße sich auch die Zahl der Verarmungsfälle steigert und des ganzen gesellschaftlichen Lebens ein schweres Unbehagen sich bemächtigt, das wie drückende Gewitterschwüle des Daseyns Glück umdüstert und durch unbegrenztes Mißtrauen jedes Frohgefühl vergällt. Und sind etwa nicht schon jetzt die Bedingungen zu diesen Zuständen in reichem Maße vorhanden, ja an vielen Orten bereits in sichtliche Entwickelung getreten? — Während wir dieses schreiben, hören wir vom Pulte weg die Bettler vor der Thüre fluchen und sind unmittelbar Zeuge von Thatsachen, die unsäglich beengend auf Geist und Gemüth wirken, und die schlagende Beweise der Wahrheit des Gesagten liefern. So schickt ein Mann, dem Brod als Almosen gereicht werden will, das gebende Kind weg mit den Worten: ‚Gang säg du numme, i well nit Brod, i well Suppe.' Eine junge starke Weibsperson mit einem Kind an der Hand, einem Zweiten im Arme und einem Dritten in Hoffnung sagt auf eine abschlägige Antwort bezüglich eines geforderten Kleidungsstückes weggehend zu ihrem Kleinen: ‚Chum du, die verfluchte Hagle nähmes a, wemene no brächt; anstatt eim öppis z'gä, thüe si's lieber uf e Mist; aber es cha o no e anderi Zit für se cho, — villicht ob Lang vergeit.' Ein bärtiger Blusenmann, der anstatt der geforderten Schuhe 5 Cent. erhält, sagt im Weggehen: ‚Mi muß de gli dene Donnere d'Hüser z'sämebrönne, so wüsse si o, was das ist, we me nüt het.' Ein rüstiger Mensch in den besten Jahren findet vorgestern in einem Nachbarhause Arbeit; heute ist er fort und mit ihm Werkzeug, Kleidungsstücke

Digitized by Google

sammt dem Schlüssel zur Vorrathskammer. Ein Anderer erhält einen Rock als Almosen; bei einem Gange aus der Stadt treffen wir denselben Mann, wie er den erhaltenen Rock auf offener Straße um 10 Cent. verhandelt. — ,Er heig no 4 Cent.; es gäb' ihm de g'rad' z'säme für nes Schnapps.' — Es wäre uns ein Leichtes, die hier beispielsweise mitgetheilten und inner zwei Tage am Sitze der bernerischen Staats- und Stadtpolizei ganz ungesucht persönlich erlebten charakteristischen Züge aus dem Bettlerleben in die Hunderte zu vermehren."

Indem Herr Vogt die Betrachtung auf die Mittel lenkt, durch die dem Uebel abgeholfen werden könnte, muß er sich überall selber den Einwurf machen, die öffentliche Meinung und die Weisheit der Staatsregierungen sey noch nicht genugsam gestimmt, um das Richtige zu ergreifen. Indem er z. B. Erstarkung des christlichen Gottvertrauens für das beste Mittel hält, auch den erschlafften Seelen wieder Elasticität, feste Entschlüsse und Ausdauer zu gewähren, kann er nicht umhin anzuerkennen, daß die radikalen Regierungen in der Schweiz so wenig wie die Bureaukratie anderwärts Sinn für das religiöse Leben haben. In gleicher Weise muß er die nun einmal faktische Macht des Geldes anerkennen. Auch vermag er nicht, die öffentliche Meinung zu belehren, daß der moderne Volksunterricht vom Uebel ist. Folglich bleibt ihm wenig zu rathen und vorzuschlagen übrig.

Er hat vollkommen Recht, wenn er voranstellt, daß es vor Allem darauf ankomme, den guten Willen und Fleiß bei den Armen anzuregen, damit sie selbst sich alle Mühe geben, ihre elende Lage zu verbessern und der von Staatswegen oder durch die Privatwohlthätigkeit ihnen gebotenen hülfreichen Hand ihrerseits entgegenkommen. „Selbsterhaltung des Armen nach dem Maß seiner persönlichen Möglichkeiten" ist der Hauptsatz S. 68. Von Seiten des Staats und der Reichen aber verlangt er, sie sollen das Armenwesen nicht blos als eine Noth und Gefahr, sondern als eine Aufforderung zu christlicher Bruderliebe ansehen. Sie sollen nicht blos mit innerem Aerger Wasser herbeischleppen, um einen doch nicht mehr tilgbaren Brand zu löschen, sondern mit Freundlichkeit und liebreicher Aufopferung die in den ärmeren Menschenklassen wurzelnden Keime des Besseren zu begießen, damit statt giftigen und revolutionären Unkrauts friedlicher Waizen wachse. Er scheint uns jedoch Alles zu sehr in die Hände des Staats und der Wohlthätigkeitsvereine zu legen und zieht die Kirche als solche nicht in dem Maaß herbei, wie es der Sache angemessen wäre und wie es die Erinnerung an das frühere Verhältniß der Kirche zum Armenwesen verlangt. Ein Armendirektor, Armenkommissäre, ein Armenkollegium rc., die er S. 144 f. vorschlägt, scheinen uns nur Palliative seyn zu können. Doch wir wollen den zweiten Band abwarten.

Neben der Kirche war es in frühern bessern Zeiten hauptsächlich die ständische Gliederung und das Corporationswesen, deren gesunder Organismus dem Pauperismus vorbeugte oder, wo derselbe schon vorhanden war, seine Leiden möglichst linderte, die daraus entspringenden Uebel für die Gesellschaft möglichst geschickt heilte. Beides, Kirche und Genossenschaftswesen, ergänzten sich, wurzelten in demselben Geiste der christlichen Bruderliebe und Werkthätigkeit. Die Kirche gestattete nicht, daß der gesellschaftliche Mensch schon eo ipso seinen Nebenmenschen als Nebenbuhler, Concurrent und Feind ansah; sie nöthigte vielmehr Jeden, im Nebenmenschen einen hülfsbedürftigen und wieder zur Gegenhülfe bereitwilligen Bruder zu sehen. Die Corporation aber ermöglichte in ihren trefflichen Gesetzen und Verwaltungsregeln das Unterkommen jedes redlichen und fleißigen Armen. Alles unterstützte sich damals gegenseitig, während jetzt Alles aus den Fugen geht. Man sagt, solche Rückblicke nutzten nichts, die Menschen seyen nun einmal anders geworden. Wir aber behaupten, die Menschen sind nicht anders und werden nie anders werden. Lange genug einem falschen Wege ins Verderben nachlaufend, werden sie sich durch Noth gezwungen doch zuletzt wieder dem rechten Wege zuwenden. Die christliche Brüderlichkeit und die altgermanische Genossenschaftlichkeit sind unter allen Umständen natürlicher und dem Menschen angemessener, als es die heutige Zerfahrenheit ist und werden eben deßhalb auch immer wieder zur Geltung kommen müssen. Kein Standpunkt ist vager und trüglicher, als der des Modemenschen, der nicht über die Gewohnheit der Gegenwart hinaussieht. Die Weltgeschichte hat einen viel weiteren Horizont. Die heutige Menschheit befindet sich in einem Uebergangszustande. Der Zucht und Autorität entfremdet, hat sie die Freiheit als ein neues Kleid angezogen, das ihr aber noch nirgends recht sitzt, ist sie noch weit entfernt, von der Freiheit einen praktischen und würdigen Gebrauch zu machen. Zuletzt führt aber auch die vernünftige Freiheit nur wieder zur Selbstbeschränkung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 67. 20. August 1853.

Länder- und Völkerkunde.

Aus Venedig. Vom Verfasser des Naeman. Erster Band. Basel, Bahnmaier, 1853.

Ein lebensfrisches, geistvolles, reichhaltiges, nach verschiedenen Seiten hin wunderbar anregendes Buch. Der Verfasser bekundet seinen Beruf gleich auf der ersten Seite durch seine Charakteristik Venedigs. „Auch ich sah die Inselstadt und kann sie nicht vergessen, und sie schaute mich an mit ihren tausend Häusern, groß und klein, ihren alten Palästen und vielen Kirchen; ihr stiller Blick that mir Jahrhunderte des Friedens und der Stürme auf; — eine Wittwe mit dem grauen herabwallenden Haare, den matten Farben, den welken Blumen, lange schon ohne Perlen, ohne Diadem mehr; doch die Augen noch schön, dunkelschwarz, wunderbar; die blickten einst Jahrhunderte lang so stolz und so sicher um sich her, so weit über Italiens Fluren, über Länder und Seen hinaus; man siehet's den hohen, hehren Augenbraunen, den alten, verwitterten Zügen immer an, wie stolz und wie schön sie war." Und weß Geistes Kind der Verfasser selber ist, das sagt er uns gleich auf der zweiten Seite: „Ich war und ging wehmüthig stillen Herzens in der alten Stadt einher, so unbekannt, so verloren, so fremd, und irrte oft und lange, des Tages und Nachts durch ihre bunten und ihre einsamen, düstern Straßen, Gassen und Gäßchen, durch die unzähligen Krümmungen und Windungen der grauen, alten Irrgänge, unter den Millionen von Fliegen und Schnacken verloren, welche diese heißen, feuchten Lüfte durchschwärmen; und wäre ich in irgend einen jener 147 Kanäle gefallen, welche mit ihren schwarzen, schmutzigen Gewässern jene Irrgänge durchkreuzen, hier hätte mich kein Herz vermißt und kein Auge mich beweint, bin auch, es sey in der Fremde oder in der lieben Heimath, einer Thräne nicht werth; ich las aber einmal und dreimal wieder ein Wort und weiß, wo ich dieß Wort immer wieder finden kann: Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläfet nicht. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. That's mir auf mancher Reise so wohl, wo Erd' und Land, die Dörfer, die Städte, die Leute um mich her, das Unbekannte dem Unbekannten wie eine Wüste war, nach jenem Himmel zu schauen, wo der alte Gott thronet, und mich allezeit unter seinem Schirm und Schatten zu wissen, überall ein Fremdling auf der Erde und doch Ihm keiner."

Hauptinhalt des Buches ist natürlich die venezianische Kunst. Und da ist der rechte Mann in die alte Dogenstadt gekommen; er ist ein eben so begeisterter Kunstfreund als feiner und erfahrener Kunstkenner, Kunst und Leben immer zusammenschauend und zusammenfühlend. Hier ein Wort zur Charakteristik der venezianischen Malerschule. „So steht sie da, jene große, wunderbare, venezianische Schule, so ganz nationell, heimathlich, volksthümlich, der treue Ausdruck, oft in ernster, hoher Verklärung, des schönen Venetiens, des Landes, von einem muntern, frohen und kräftigen Volke bewohnt, das faßlichen Sinnes die Freuden des Lebens empfing und die schönen Farben seines Glanzes dankbar und lebendig anzog. So ist sie auch meistens so fröhlich und so frisch im unnachahmlichen Schmelz ihrer hellen, durchsichtigen Farben, in der Macht ihres ungeheuchelten, oft so kühnen, wunderfrohen Lebens, obwohl in ihren ernsteren Entwürfen nicht immer heilig und hehr, — in der bunten, unerschöpflichen und doch nie störenden Mannigfaltigkeit und Fülle der Bilder und Gewänder, worin sie glänzet und lebet; und alle Gedanken und Gestalten, alle Sitten und Geberden, alle Freuden und Zierden der reichsten Natur und eines frohen, unbefangenen Wesens, so stattlich und fröhlich sich vor unsern Augen in reiner, überschwänglicher Klarheit bewegend. Es sind herrliche Bauten mit ihren ele-

Digitized by Google

ganten, auch großartigen Altanen und Säulen, Treppen und Gängen; zierliche Möbeln, kostbare Zierrathe, Gefässe von reicher, sinniger Arbeit, von feinem Holze, von Silber und Gold und von edeln Metallen; es sind Perlen und Edelsteine, Stoffe jeder Art und Schöne, Kleidungen und Gewänder von Linnen, von Wolle und Seide; diese reichen Gewänder im schönsten Faltenwurf, in die hellsten und tiefsten Tinten krystallischer Farben mit großer Kunst getaucht; in den Vordergründen und Hintergründen Landschaften, so groß, so poetisch, so wahr; und in dieser mannigfaltigen Ueberschwänglichkeit und Fülle der verschiedensten Gegenstände Keines das Andere dämpfend oder verdrängend, sondern vielmehr Eines das Andere aufhellend und erhebend, Alles aus den tiefsten und innersten Behältern und Schätzen des Lebens hervorgerufen, wie Gottes unerschöpfliche Schöpfung in ihren schönsten Zonen, mit Strömen von Bildungen, von Hügeln und Bergen, von blumigen Wiesen und Gärten und Wäldern und Pflanzen, Blüthen und Früchten, spielend und segnend, die ernste, heilige, immer neu, immer frisch und groß, unerschöpft, sich ohne Ende ergießet und verklärt. Das ist Glanz und Pracht, und Freude und Liebe, und Wahrheit und Leben; und selig ein Auge, das, verständig und rein, es rein anschauet und stille genießt. Es weiß in der ersten Ueberraschung nicht immer, wo es seine zerstreuten, so vielfach und glühend hergelockten Blicke hinrichten oder -sammeln soll; bald aber hat es sich fröhlich und ohne Sattheit an diesen Glanz gewöhnt; es nimmt dann Eines und das Andere, dieses und jenes aus der vollen Rüstkammer hervor, und schaut das Ganze wieder an und ohne Verblendung, und setzt sich voller Freuden mit den vielen Gästen an die königliche Tafel und ißt und trinkt, labet sich, kostet aus den silbernen, den goldenen Schalen den köstlichen Wein, der ihm so freundlich eingeschenkt wird, und freuet sich mitten in all diesem überschwänglichen Leben des großen Schöpfers, ohne dessen Urbilder keine Abbilder wären, ohne sein Leben kein Leben, ohne seine Herrlichkeit keine Herrlichkeit, und stimmt mit dem Psalmisten an: Herr, mein Gott, du bist sehr groß; mit Schönheit und Pracht bist du gekleidet. In Licht hüllst du dich ein, wie in einen Mantel; du breitest aus die Himmel wie einen Teppich... Von deiner herrlichen, schönen Pracht und von deinen Wunderthaten will ich dichten; daß man soll reden von deiner schrecklichen Kraft, will ich erzählen deine Größe. Daß man strömen lasse das Gedächtniß deiner vielen Güte und ob deiner Gerechtigkeit jauchze." Der Verfasser führt uns durch die Bauwerke, Plätze, Sammlungen Venedigs, und sein Buch ist reich an einzelnen lebendig hingeworfenen, treffenden Charakteristiken und Urtheilen über Gemälde, Kirchen, Künstler. Ueber Paul Veronese und seinen Sohn: „Hier wieder sein Carlo, Carletto, des Caliari so zärtlich geliebter Sohn, der so glücklich und treu seinem Vater folgte und an seiner Seite so viel arbeitete; ein schönes Talent, ein rüstiger und feiner Pinsel, voller und schwerer als des Vaters Pinsel; die Farbe kräftiger vielleicht und glänzender; doch die Eleganz, die unbefangene Gewandtheit, die Lebensschöne des Vaters, jene unerschöpfliche Fülle, jener liebenswürdige, unnachahmliche Zauber des Veronese werden in seinem Carletto nicht gefunden. Der junge Mann wurde frühe der schönen Heimath und seiner Kunst entrissen; er starb 24 Jahre alt, im Jahr 1596. Aus Furcht, der Sohn könnte des Vaters zu treuer und unterthäniger Nachahmer werden, hatte ihn Caliari zum alten Bassano in die Schule gethan, daß beide Schulen sich in ihm vermählen und ergänzen möchten. Carletto schloß frühe schon als Jüngling von 16 Jahren dem Vater die Augen zu; dann vollendete er viele Gemälde, die Caliari erst entworfen, wie früher auch der Vater manche jugendliche Arbeit des Sohnes freundlich gebessert oder vollendet hatte, also, daß Beide bei manchem Werke sich erkennen lassen." Ueber Canaletto: „Dieser Canaletto, mit seinen schönen Veduten, seinen Gebäuden, Straßen, Plätzen, Perspektiven so wahr, so frisch, so keck, ist uns immer wieder willkommen; er bringt durch manchen Kunststreich einen schlagenden Effekt hervor, und siehe da, wo der Kenner viel Kunst erkennt, meinen Andere, die Natur zu sehen." In der Gallerie Palladiana: „Wir eilen mitten durch viel Mittelmäßiges und Schwaches aus anderen Schulen weiter und bleiben nur bei etlichen wenigen Werken stehen, nicht bei diesem Pompeo Batoni, so groß auch seine anderweitigen Verdienste seyn mögen; auch nicht bei diesem Spagnoletto, den wir später wiedersehen werden; nicht vor dieser Madonna des Guido Reni, nach so schönen Tagen und herrlichen Arbeiten ein Wüstling und ein unseliger Mensch geworden; noch vor all diesen Bekannten und Unbekannten; manch schöner Name ward wohl hier erträumet, wenn nicht gar erlogen: Mein Freund, wo kommst du her? wer bist du? Aber diese Hähne von M. Hondeköter aus Utrecht, so lebendig und kühn, das thut dem Auge, ja dem Gemüthe wohl. O Wahrheit, Wahrheit, dein begehret unsre Seele, sie mag es glauben oder nicht; und sind's doch nur Hähne, wie wir sie bei Koth und Mist jeden Tag sehen; aber sie sind wahr, sie stehen so stolz da, sie bewegen sich so lebendig unter sich und gegen einander; es ist ein Geist des Lebens, ein Drama, das Leben."

Digitized by Google

So gewährt das Buch auch einen schönen Reichthum bedeutender Anschauungen und Mittheilungen, obwohl der Verf. im Allgemeinen „in das Herz die Welt zurückschlingt" und, Alles im Spiegel der subjektiven Empfindung, des inneren Lebens auffassend, im Grunde mehr Lyriker ist als regelrechter Tourist. Wir haben hier auch eine Art venetianischer Epigramme vor uns, freilich in ganz anderem Geiste gedichtet als die des Altmeisters Göthe. Die Form ist ganz epigrammatisch, wenn es auch keine Verse sind. Das Buch besteht aus lauter Aphorismen und Geistesblitzen; man könnte oft mehr Ruhe, mehr behagliches Sonnenlicht wünschen; auch im Styl und Satzbau blitzt es nicht selten so rasch und zackig durcheinander, daß man sich kaum zurecht findet. Aber überall tritt uns eine frische, originelle, liebevolle, geheiligte Persönlichkeit entgegen. Der Verf. vergißt nicht, wie fast alle modernen Reisebeschreiber, daß über dieser reichen Welt ein noch viel reicherer Himmel sich ausbreitet. Die mannigfaltigen Kunstberichte, denen sich farbenreiche Naturschilderungen und interessante Geschichtserinnerungen einflechten, sind nur der Boden und Aufbau der Pyramide, die sich gewöhnlich in einer religiösen Wahrheit, einem Worte der heiligen Schrift zuspitzt. Es mag wohl manchmal das Geistreiche und das Geistliche, das Weltliche und das Heilige, ein Kunsturtheil und ein Bibelwort zu unvermittelt neben einander stehen, aber das ist gesunder als eine blos ästhetisirende Religiosität oder eine zur Frömmigkeit hinaufgeschraubte Kunst, und wenn jene Elemente nicht durch eine süßliche Rhetorik in einander schmelzen, so werden sie dagegen zusammengehalten durch den geisteskräftigen, sinnigen und liebenswerthen Charakter eines Mannes, dem man es abfühlt, daß er lebt, was er glaubt und bekennt. Wer neben einer feinen, ästhetischen auch noch einer eben so freundlichen und warmen, als ernsten und gediegenen religiösen Anregung fähig ist, der wird sich durch das merkwürdige Buch mannichfach in des Lebens Tiefen gewiesen finden. Wir schließen unsere Anzeige mit einer in dieser Beziehung charakteristischen Stelle.

„In jener späteren Zeit (im 17. Jahrh.) waren die Quellen des schöpferischen Lebens unter den venezianischen Künstlern versiegt; es gab tüchtige Talente, doch der freien, originellen Meister keinen mehr. Wunderbare Führung des Vaters der Lichter, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe herabkommt! Wenn er die ganze Fülle seiner Herrlichkeit über ein Menschenalter ausgegossen, überläßt er allmälig oder auf einmal ganze Geschlechter der Armuth und Unnüchtigkeit des armen Fleisches, auf daß sie es erkennen und bekennen: Es war von dir; wir sind Nichts von uns selber. Auch in unsern Zeiten ist es oft, als hätten wir vor lauter Bildern und Vorbildern, Lehrern und Meistern, Wissenschaft und Kunst, Civilisation und Cultur das Geheimniß des Lebens, der Urwahrheit und des Urlebens verloren. Wir hören, wir sehen, wir lesen, wir lernen, wir wissen so viel oder so Vielerlei, daß unter all diesem schweren Wissen und Nichtwissen alle wahre Kraft und Frische des Lebens gar leicht vergehet; wir staunen über Nichts mehr; wir wundern uns über Nichts mehr; eine innige Stille des Gemüths, eine unbefangene Munterkeit, herzliche Freude bei den Fröhlichen, herzliches Weinen bei den Weinenden, das sind uns gar seltene Sachen. Es ist, als hätten wir bei allen Fortschritten, aller Tüchtigkeit und Kraft dennoch die erste Blüthe des Lebens und mit ihr das Himmelreich verloren, und es heißt: Es sey denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wo ist nun die Hilfe zu finden? Antwort: Im kindlichen Glauben an den lebendigen Gott, an Gottes Wort, lebendig und kräftig. Hier ist Kraft und Geist und Leben; hier wird Alles wieder neu; hier sind des Lebens Quellen, sonst nirgends. Hierein tauche sich ein altes, ein junges Leben; sonst haben wir schnell gelebt, zu schnell; die Jungen sind alt geworden vor der Zeit." —r—

Epische Dichtkunst.

Ada, die Lesghierin. Ein Gedicht von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1853.

Eine Helden- und Liebesgeschichte aus dem Kaukasus. Der Dichter hat selbst das kaukasische Gebirge bereist und unter den Lesghiern gelebt; daher hat seine Dichtung frisches Leben und einen Hintergrund in der Natur. Auch spielt die Geschichte in der neuesten Zeit und ein Anhänger des großen Schamyl ist ihr Held.

Emir Hamsad, mit einer edlen lesghischen Familie in Blutfeindschaft, kommt zufällig in die Wohnung, welche sich diese vertriebene Familie nun gewählt hat und wird gastfrei von der Tochter des Hauses, der schönen Ada, aufgenommen. Erst als er erfährt, wo er ist, entflieht er, läßt aber sein Herz und nach den Sitten des Landes auch seinen Haß zurück, denn mit genossener Gastfreundschaft hört jede Fehde auf. Auch Ada

Digitized by Google

hat an dem schönen Gast inniges Wohlgefallen gefunden.

Ada streckte sich aufs Lager nieder,
Doch sie war zu aufgeregt zum Schlaf —
Von dem frühen Eindruck, der sie traf,
Zitterten und glühten alle Glieder.
Zog sie jetzt die langen Wimpern nieder,
War es nur, daß vor dem innern Blick
Noch einmal verklärt vorüberschwebte,
Was sie durch ein wundersam Geschick
Eben erst gesehen und erlebte.
Oft auch prüfend sah sie auf die Hand,
Denn noch fühlte sie des Kusses Brand
Von des Fremdlings Lippen; und ihr war
Dieser Kuß durch Mark und Bein gedrungen.
Und noch hörte sie die Worte klar,
Die beim Abschied ihr ins Ohr geklungen:
„Wo ich hassen sollte — muß ich lieben,
Wo ich fluchen sollte — muß ich segnen!"
Ach, so gerne wär' er noch geblieben,
Und sie hat ihn grausam fortgetrieben!

Man sieht aus dieser Probe, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, möglichst Ton und Metrum der alten slavischen Romanzen und Heldengedichte einzuhalten. Ohne den Verlauf der Liebesgeschichte in ihre Einzelheiten zu verfolgen, bemerken wir nur, daß das Interesse des Helden zwischen seiner Liebe und dem Kampfe gegen die Russen getheilt wird. Er lernt den großen Schamyl kennen und wird sein eifriger Anhänger. Zuerst ist es ein Derwisch, der als Apostel umherzieht und das Volk für die neue Lehre Schamyls begeistert. Schamyl selbst erscheint auf seinem geheimnißvollen Schlosse etwa wie der „Alte vom Berge". Seine Lehre aber ist so ziemlich die theodemokratische des revolutionären Abendlands, wenn auch dem Islam eingepfropft.

Eine todte Körpermasse,
Jedem rohen Zwange fügsam
Sind die Völker ohne Freiheit.
Doch ihr Athem weckt den Sinn
Für des Menschen Recht und Würde:
Und dem Körper wird die Seele,
Die die Quelle alles Lebens
Das von Gott kommt und zurückkehrt
Zu der Quelle seines Ursprungs,
Eine ew'ge Bahn beschreibend,
Ohne Anfang, ohne Ende.

Sehr schön ist folgendes Lied vom gottbegeisterten Volke:

Wie das Meer soll unser Volk seyn:
Festumgrenzt ein mächtig Ganzes,
Ungetrennt, unüberwindlich,
Nur den Himmel über sich.

Wie die ungetrübte Meerflut
Rein den Himmel wiederspiegelt:
Soll im reinen Volksglauben
Gottes Geist sich wiederspiegeln.
Denn Gott, da er schuf die Erde,
— Wie geschrieben in der Thora —
Schuf den Menschen sich zum Bilde,
Gab ihm göttliches Gepräge . . .

Wenn sich Wolken, flutverdunkelnd,
Zwischen Meer und Himmel drängen,
Daß sich Sonne, Mond und Sterne
Nicht im Meere spiegeln können:
Kräuselt zürnend sich die Fläche,
Gottes Sturm verscheucht die Wolken;
Und die Blitze, die sie schleudern,
Und die Donner: sie bereiten
Ihnen selbst den Untergang!

Wenn sich Feinde, volkverderbend,
Auf uns stürzen, uns zu trennen
Von dem Gott, an den wir glauben:
Soll sich Well' auf Welle heben
Aus dem Meer des Volks — einherziehn
Mit dem gotterzeugten Sturme,
Und nicht ruhn im heil'gen Kampfe
Bis der letzte Feind vernichtet,
Und die Wolken der Versuchung
Unser Auge nicht mehr trüben.

Aller Privathaß muß dem großen Freiheits- und Glaubenskriege weichen. So werden auch die feindlichen Familien ausgesöhnt und Emir Hamsad feiert mit Ada eine vergnügte Hochzeit, als plötzlich Russen das Haus überfallen, gräßlich darin wüthen, das Brautpaar blutend und gebunden fortschleppen und, da es dem russischen Czaren nicht Treue schwören will, umbringen. Bald darauf jedoch brausen die Schaaren Schamyls wie ein Gewitter von den Bergen herab und nehmen schreckliche Rache an den Russen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 68. 24. August 1853.

Geschichte.

Allgemeine Geschichte von dem zweiten Pariser Frieden bis auf die Gegenwart dargestellt von Pölitz. In siebenter Auflage umgearbeitet von Prof. Dr. Bülau und Dr. K. Zimmer. Leipzig, Hinrichs, 1853.

Die ganze Periode vom zweiten Pariser Frieden bis zur Gegenwart war eine Vorschule der Revolution, die Welle auf Welle, anfangs schwach, dann immer stärker und höher anschwellend auch jetzt noch immer erst im Werden ist und ihre ganze Gewalt noch nicht losgelassen hat. Die Revolutionen in Griechenland, Neapel, Piemont und Spanien im Beginn der zwanziger Jahre waren der erste Wellenschlag, die Julirevolution in Paris mit den nachfolgenden Erschütterungen in Belgien und Polen der zweite, die Februarrevolution mit den furchtbaren Erschütterungen in Deutschland, Italien und Ungarn der dritte. Man kann sich darauf verlassen, daß auch der vierte kommen und höher noch als jene wogen wird. Man hat die Bewegung auf mannigfache Weise aufhalten wollen. Man hat Congresse abgehalten, unzählige Noten gewechselt und Protokolle unterzeichnet, Armeen aufgestellt, vier Jahrzehnte lang ein ungeheures Polizeiheer bezahlt, die Presse gefesselt, die constitutionellen Körper aufgelöst, dann wieder durch Nachgeben die Elasticität der Bewegung zu schwächen gesucht, die neuen revolutionären Dynastien und Regierungsformen anerkannt, Verfassungen gegeben, liberale Gesetze verabschiedet 2c. Alles hat nichts geholfen, die niederreißende Bewegung schreitet unaufhaltsam fort und gewinnt nach jedem kurzen Stillstand neue Kraft.

Die Ursachen liegen in den unnatürlichen Zuständen Europas. Die erste Unnatur ist, daß die Staaten in einem andern Verhältniß zu einander stehen, als die Nationen. Die eine Nation ist auf unnatürliche Weise mit andern zusammengeschmolzen, die andere eben so unnatürlich innerlich zerschnitten und zertheilt. Die Staatsgrenzen schneiden durch alle Nerven der nationalen Sympathien und Antipathien schonungslos mitten hindurch. Diese Unnatur ist den in ihrer Civilisation weniger entwickelten und weniger in den allgemeinen Weltverkehr hineingezogenen Nationen empfindlicher, als denen, die einen höhern Kulturgrad erreicht haben. — Die zweite Unnatur ist, daß die Staaten in einem andern Verhältniß zu einander stehen, als die religiösen Kulte. Durch diese Unnatur wurde im Jahre 1831 der niederländische Staat aufgelöst und 1837 ein schwerer Conflikt im Preußischen veranlaßt, nicht zu gedenken der Reibungen in Irland, Bayern und der oberrheinischen Kirchenprovinz. Eine Zeitlang hoffte man, durch eine allgemeine Bildung und durch den Einfluß der Philosophie von den Universitäten bis zu den Dorfschulen hinunter werde der kirchliche Streit mit dem kirchlichen Einfluß selbst beseitigt werden. Allein indem von Seite des Staates selbst antikirchliche Bestrebungen begünstigt wurden, hat sich das Uebel nur verschlimmert. Die Partei der revolutionären Bewegung hat aus den antichristlichen Tendenzen der Schule einen ihrer mächtigsten Hebel gemacht. — Die dritte Unnatur ist, daß die Staaten fort und fort mehr ausgeben, als sie einnehmen, daß sie demnach ungeheure Schulden machen müssen und daß die großen Staatsgläubiger ihre Geldleistungen an Bedingungen knüpfen, durch welche die Steuerpflichtigen immer härter überbürdet werden. Indem aber das Volk jährlich mehr zahlen soll, hat man zugleich auf andern Wegen seine Steuerkraft erschöpft durch vielfältige Abhängigkeit des inländischen Handels vom ausländischen, durch Unterbindung und Absperrung der natürlichen Verkehrswege (wogegen selbst der Zollverein nur wenig hat helfen können), durch eine mit der Uebervölkerung zunehmende, im höchsten Grade überspannte Concurrenz, durch ein oft und viel mißbrauchtes Creditsystem, durch

Digitized by Google

leichtsinnig ertheilte Gewerbefreiheit, Niederlassungsfreiheit, Güttertheilung und Güterschacher, verbunden mit gesellschaftlicher Nivellirung aller Stände, einem Jagen aller, auch der niedrigsten Classen nach den Genüssen der höheren. Dadurch hat die Zahl der Individuen und Familien, die mehr wollen, als sie haben, die auf unrechtmäßige Weise oder durch Revolutionen mehr erreichen wollen, die schon zu genußsüchtig und eitel geworden sind, um sich mit einer bescheidenen Stellung zu begnügen, oder die selbst beim besten Willen und bei den bescheidensten Wünschen nicht mehr fortkommen und von glücklicheren Concurrenten erdrückt und ruinirt werden, ins Ungeheure zugenommen. Die ökonomischen Existenzen in kolossaler Mehrheit sind unsicher geworden. Das Bewußtseyn dieser Lage ist das drückendste von allem. Gegen diese Unnatur lehnt sich auch der loyalste und friedlichste Mensch auf, wenn der Hunger an seine Thüre klopft.

Innerhalb dieser Unnatürlichkeiten hat nun Europa seit dem zweiten Pariser Frieden nahezu vierzig Jahre lang in Versuchen, sie zu beseitigen, gezuckt und zuckt immer noch und die ganze Stufenleiter seiner Revolutionen wird daraus allein erklärt.

Im Beginne der Bewegung hielt man die gewöhnlichen Mittel der Staatsgewalt für ausreichend, sie zu hemmen, Autokratie, unumschränkte Ministerialwillkür, Soldaten, Polizei, Censur. Andererseits glaubte die Bewegungspartei eben so einseitig, politische Reformen und Emancipationen würden die unnatürlichen Zustände wie durch einen Zauberschlag in natürliche umwandeln. Also schwärmte man für Verfassungen, Preßfreiheit, Schwurgerichte, Demokratie, Mitregierung des Volkes. Gezwungen oder freiwillig gaben die Regierungen allmählig diesen Forderungen nach, allein die alten Uebel dauerten fort unter den Parlamentsgewalten, wie unter despotischen Ministern. Gleichzeitig legte man großen Werth auf die allgemeine Bildung und Volkserziehung. Mehrere Regierungen wetteiferten, den ungestümen Forderungen von unten hierin gerecht zu werden, in der Hoffnung, dafür Dank zu erndten. Allein von der Schulweisheit wurden die Massen nicht satt, die Halbwisserei erzeugte neue, unbefriedigte Begierden; überdies arbeitete die Schule der Kirche entgegen, untergrub das alte Fundament des Glaubens und goß überall nur Oel ins Feuer der Revolutionen.

Unwillkürlich wurde man nun dahin getrieben, die Hülfe anderswo zu suchen, als in der Politik und Schule. Man fing an zu erkennen, es müsse ein tieferer Grund gelegt und das Völkerleben in seinen geheimsten Wurzeln gepflegt werden. Diese Betrachtung führte die Einen zu den alten Heilmitteln der Kirche zurück, die Andern zu kühnen Planen einer socialen Umgestaltung. Jene hofften, auf die Gemüths- und Willenskräfte der Menschen einwirkend, durch Heiligung des Lebens und Selbstbeschränkung, wie durch die reiche Saat freiwilliger guter Werke wenigstens einen großen Theil des öffentlichen Verderbens und Elends lindern zu können; und mahnten in so schwerer Zeit an die so oft und lange vergessene Wahrheit, daß Gott es ist, der die Völker segnet und straft, je nachdem sie vor ihm wohl oder übel thun. Diese dagegen hofften durch Nivellirung und Gemeinschaftlichkeitserklärung des Besitzes alle Werthe in ein adäquates Verhältniß zur Arbeit zu setzen und dadurch mit einem Schlage dem dringendsten aller Uebel, dem Hunger, abzuhelfen. Im Gegensatz gegen die Kirche proklamirten sie zugleich die allgemeine Selbstvergötterung des Menschen und leiteten daraus die Gleichheit seiner Ansprüche her. Somit erhielt die europäische Bewegung in den letzten beiden Jahrzehnten einen ganz veränderten Charakter, während sie zugleich äußerlich immer stärker und drohender geworden ist.

Das ungefähr ist die Summe der neuesten Geschichte seit dem letzten Pariser Frieden. Conflikte der Großmächte unter einander haben die revolutionäre Hauptbewegung so wenig in ihrem furchtbaren allmähligen Fortschreiten gehemmt, als die dazwischenliegenden Ruhezeiten sie eingeschläfert. Ein allgemeiner europäischer Krieg würde, wenn er ausbräche, allerdings die Revolution einstweilen ersticken, aber nur dann für immer, wenn aus ihm eine Macht hervorginge, deren Weisheit die Unnatur der bisherigen Zustände zur Natur zurückführte und somit die bisherigen Ursachen der Revolutionen aufhöbe.

Die Hauptaufmerksamkeit hat sich in der letzten Zeit einerseits auf die Kirche, anderseits auf die socialistische Demokratie wenden müssen und es ist ein Gewinn, daß man sich endlich der tiefsten Gegensätze mit viel mehr Klarheit als bisher bewußt worden ist. Alle Schattirungen im politischen Leben ändern nichts mehr an der Wahrheit, daß alle Revolution auf Socialismus abzielt und daß alle Wege, auf denen man Abhülfe gegen sie sucht, zur Kirche führen.

Das vorliegende Werk von Pölitz hat sich die Aufgabe gesetzt, die letzten vierzig Jahre der europäischen Geschichte zu beschreiben. Wenn wir nun in diesem Werke auch nicht alles erwogen finden, was uns gerade das Wichtigste zu seyn scheint, so können wir ihm doch die Anerkennung nicht versagen, daß es mit vielem Fleiß das Thatsächliche der neuen Geschichte zusammengestellt und sich im Urtheil großer Mäßigung befleißigt

Digitized by Google

hat. Es steht nicht mehr unter dem Banne der rationalistischen Infallibilität, in welcher das gelehrte Sachsen sich so lange sicher gefühlt hat. Es bezeichnet eine Menge Lieblingssätze der vormärzlichen Bildungsepoche bereits als Täuschungen und schließt sogar, was man kaum erwartet hätte, mit einer frommen Mahnung. Aber die Berufung auf den Heiland, die sich gerade nur auf der vorletzten Seite gleichsam eingeschlichen hat, paßt doch nicht zur Tonart des ganzen Werkes, denn Pölitz ist weit entfernt, die Kirche als das anzuerkennen, was sie seit ihrer Wiederbelebung gerade in den von ihm beschriebenen Jahrzehnten geworden ist, und er hat ihr bei weitem nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet. Indem er das Ungenügende des weltlichen, namentlich staatlichen Lebens und selbst der Schule zugibt und zuweilen scharf bezeichnet, z. B. am Anfang S. 7 und am Schluß S. 669, wirft er sein Auge doch nicht auf die Mission der Kirche, übergeht das Meiste, was sie in neuerer Zeit geleistet hat, und denkt nicht daran, ihr eine große Bedeutung für die Zukunft zuzuerkennen.

Er vindicirt dem Staate ein historisches Recht, aber vom historischen Recht der Kirche spricht er nicht. Er geht so weit, sogar an die Nützlichkeit der alten Corporationen, des alten Innungswesens zu erinnern gegenüber der gegenwärtigen Auflösung des Volkes in ein allgemeines sitten- und zuchtloses Proletariat. Aber es fällt ihm nicht ein, auch an die alte Kirche und ihre Zucht zu erinnern. „Zuvörderst suchte man die, in einem bestimmten geschichtlichen Zustande begründeten, auf positiven Momenten beruhenden, mit gegebenen Verhältnissen verknüpften Verfassungen mit einem abstracten Systeme in Verbindung und Zusammenhang zu bringen, welches von aller Geschichte und aller Wirklichkeit vollkommen absah, und außerdem ein gänzlich oberflächliches und in sich unwahres war. Man faßte den Staat, den Inbegriff der geschichtlich erwachsenen öffentlichen Einrichtungen eines concreten Volks, den Staat, das unabweisbare Erzeugniß einer auf göttlicher Anordnung beruhenden Nothwendigkeit der Natur und das entschiedene Gebot einer sitlichen Verpflichtung, als ein bloßes Product der menschlichen Willkür, als einen Gesellschaftsverein auf, wie sie die Menschen für beliebige Zwecke täglich im Staate gründen und auflösen. Man that es, ungeachtet man damit den unläugbarsten Thatsachen dreist ins Gesicht schlug und, der gewaltigen, in alle Bestimmung und Existenz der Menschen eingreifenden Berechtigung des Staates gegenüber, vielfach in offenen Unsinn verfiel. Dazu nun noch der juristische Formalismus, der die Grundsätze des Privatrechts auf die grundverschiedenen Positionen des Staatswesens überzutragen beflissen war. Man faßte das Volk, einen dauernden und gegliederten Organismus, das verknüpfende Band zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das Erzeugniß vom menschlichen Willen unabhängiger Thatsachen des Lebens, ein specifisches, mit charakteristischen Eigenthümlichkeiten begabtes Wesen, als eine zufällige Zusammenhäufung von so und so viel unterschiedslosen Individuen auf, von der Art und Weise ihres Verbandes und ihres gegenseitigen Verhältnisses gänzlich absehend. Statt Vernunft und Sittlichkeit, Weisheit und Tugend als die wahren vernunftberechtigten Leitsterne des Staatslebens zu erkennen, deren Winke zu erfassen und in Vollzug zu setzen die Aufgabe des Staatsorganismus seyn soll, schrieb man dem Willen des Volks die Eigenschaft des höchsten Gesetzes zu und ließ den Wahn sich verbreiten, als dürfe das Volk auch das Unweise, Ungerechte, Unsittliche wollen und müsse es durchsetzen können. Den Willen des Volkes glaubte man, durch die einfache Einrichtung erforschen und feststellen zu können, daß man die im Augenblicke im Volke befindlichen Individuen, unterschiedslos, doch mit Ausschluß der Frauen, Unmündigen und vielleicht einiger anderer Kategorien, in möglichst abstract gehaltenen Abtheilungen die Männer seines Vertrauens erlesen ließ. Was dann die Mehrzahl von diesen bestimmte, galt für den Willen des Volks. Daß man keine Sicherheit hatte, es auch nur in einer einzigen Frage als den wirklichen Willen des Volks, ja auch nur der Mehrzahl der im Augenblicke in ihm lebenden Activbürger, was doch gar nicht das Volk ist, betrachten zu können, möchte nichts ausmachen, wenn man nur Sicherheit gehabt hätte, daß es in der Mehrzahl der Fälle das wahre Beste des Volks treffen würde. Dem stand schon eins entgegen. Statt den Werth der öffentlichen Institutionen nach ihrer Beziehung zur richtigen Erkennung und kräftigen Durchführung der besten Mittel zur Lösung der hohen Aufgaben des Staates zu messen, beurtheilte man sie nach den hiermit in gar keiner Verbindung stehenden Fragen, ob sie den Rechts- und Machtkreis der Regierung möglichst beschränkten, ob sie den Kreis der Theilnehmer an politischen Rechten unbemessen erweiterten, ob sie möglichst wenig Sicherungsmittel gegen die von unten her drohenden Gefahren enthielten. Wie man schon den Ausdruck: Volk, je nach dialektischem, oder demagogischem Bedürfniß, in drei, vier verschiedenen Bedeutungen anwendete, und am seltensten in der rechten, so erfaßte die Demagogie auch den Kunstgriff, die Kämpfe um die Herrschaft als Freiheitskämpfe darzustellen, in dem Aufkommen einer drückendern Herrschaft, wenn sie nur in populäre Form gebracht war, einen Sieg der Freiheit

Digitized by Google

zu finden, den Ehrgeiz der Agitatoren, auch wenn er im Herzen noch so tyrannischer Art war, mit dem Namen des Freisinns zu schmücken und in dem Abwerfen sittlicher Bindemittel Vorschritte der Aufklärung zu erblicken. Das politische Leben löste sich vielfach in einen Kampf zwischen Regierungen und Volksparteien um politische Rechte auf, bei welchem jeder Theil sich zur Aufgabe machte, dem anderen soviel Rechte als möglich abzugewinnen, ohne daß gefragt wurde, in wessen Händen das Recht am besten aufgehoben sey für den Zweck, zu dem es bestimmt war. Oeffentliche Institutionen wurden, nicht nach ihrer Tauglichkeit zur Lösung ihrer vernunftmäßigen Aufgabe, sondern nach ihrer Bequemlichkeit für den Kampf gegen die Regierungsmacht beurtheilt. Während man aber der Staatsgewalt ein Glied nach dem andern zu unterbinden beflissen war, und von den Regierungen zu verlangen schien, daß sie sich die Hände auf den Rücken binden und auf sich losschlagen lassen sollten, erhöhte und vervielfachte man doch auch wieder die Anforderungen an ihre Wirksamkeit, forderte, daß sie stark, vorsorgend, alles bedenkend, überall hülfreich sich zeigen und Uebel beseitigen sollten, an denen noch jeder Versuch gescheitert war.“ S. 7 f.

„Das Schulwesen ist vielfach verbessert; der Unterricht und die Volksbildung sind mit zahlreichen neuen Mitteln versehen worden; aber wie kümmerlich sind die Erfolge achtjährigen Unterrichts in den Volksschulen, nicht in Bezug auf die Anhäufung für die Mehrzahl dieser Kinder unnützer Kenntnisse, aber in Betreff der für Alle wichtigen Weckung des Geistes und Sinnes! Wie wenig des aus diesen Schulen ins Leben Mitgebrachten ist, wo nicht Sonntags- und Fortbildungsschulen, oder sonstige günstige Verhältnisse nachhelfen, nach drei, vier Jahren noch vorhanden! Klagt man doch auch, daß aus den Gelehrtenschulen, bei so gesteigerten Lehrplänen und verbesserten, erleichternden Lehrmitteln, nicht so viele Tüchtige hervorgingen, wie in früherer Zeit ein geistvoller Pädagog bei viel unvollkommneren Anstalten bildete. Alte Vorurtheile sind gewichen, aber manch neuer Glaube ist auch nur ein gleißendes Vorurtheil. Den Vorschritten der Wissenschaft und der Verbreitung ihrer Ergebnisse wirft man vor, daß sie vielfach eine Halbbildung erzeugen, welche schlimmer sey, als Unbildung; macht auf den Beifall aufmerksam, den z. B. die nicht blos sittlich gräulichen, sondern auch ästhetisch geschmacklosen und geradezu albernen Producte Eugen Sue's und Aehnliches gefunden; fragt auch, ob bei den gesteigerten und berichtigten Kenntnissen auch die Klarheit des Verstandes, die Reife des Urtheils, der reine Wissenreifer und die zu classischen Erzeugnissen führende, naturkräftige Schöpferkraft des Geistes in entsprechendem Grade gewachsen seyen. Will man doch auch behaupten, daß die Gegenwart, mit all unsren Vortheilen, nicht mehr die unabhängigen, festen, standhaften Charaktere, die starken Naturen erzeuge, die noch die Zeit unsrer Väter gekannt habe. Die persönliche Willkür, die doch meist nur Einzelne traf, ist geringer, die Gesetzgebung aber, welche, wenn sie unweise und unnöthig in die Freiheit eingreift, sich nur in der Form von Willkür unterscheidet, ist ungleich eingreifender, rascher und eifriger geworden und ihre gewaltige Maschinerie lastet gleichmäßig auf Millionen. Mit den Fortschritten der sogenannten politischen Freiheit haben die der persönlichen Freiheit zuweilen im umgekehrten Verhältnisse gestanden, und für die Eine Centralverfassung, die nur auf die Höhen des Staatslebens und das Allgemeine wirkte, hat man tausend Verfassungen der inneren Kreise und Gruppen im Volksleben, für einen nicht zur Blüthe gekommenen Staatsbürgergeist hat man den kräftigen, inhaltsvollen und zu Ehrenhaftigkeit und Gemeinsinn erziehenden Standes- und Gemeinde- und Genossenschaftsgeist dahingegeben. Ueberhaupt ist eine gewisse Desorganisation des inneren Volkslebens, eine Auflösung desselben in Millionen unvermittelter Einer, die nur eine Zeit lang die in ihrem inneren Geiste gleichfalls geschwächte Familie und dann das allgemeine Gesetz zusammenhalten, schon von Vielen beklagt worden. Auch an den mit Recht gerühmten Bestrebungen der Wohlthätigkeit und der christlichen Liebe tadelt man, an den Ersteren einen zuweilen zu polizeilichen und schablonenmäßigen, an den Letzteren einen zu dogmatischen Charakter, während hier nur das Wirken in vollster, herzinnigster Liebe, das sorgfältigste Unterscheiden des Individuellen, die ausharrendste Geduld und der stete Hinblick auf das reine Wesen und Walten, auf Sinn und Seyn des Heilandes Segen stiftet. Gewiß scheint jedenfalls, daß sich im sittlichen Leben des Volks Manches nicht zum Bessern gewendet hat.“ S. 668 f.

Hier läßt das Werk offenbar eine große Lücke. Wenn der Staat nicht helfen kann, wenn die Schule nicht helfen kann, so liegt doch nichts näher, als die Kirche. Auch deutet das Werk darauf hin, indem es vom Heiland spricht, setzt aber sogleich abwehrend hinzu, es dürfe von nichts Dogmatischem die Rede seyn; es möchte also wohl die Nachfolge Christi, aber nur keine Kirche.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 69. 27. August 1853.

Geschichte.

Allgemeine Geschichte von dem zweiten Pariser Frieden bis auf die Gegenwart dargestellt von Pölitz. In siebenter Auflage umgearbeitet von Prof. Dr. Bülau und Dr. K. Zimmer. Leipzig, Hinrichs, 1853.

(Schluß.)

Die Sache ist deswegen zu besprechen der Mühe werth, weil das „gebildete Publikum“ von ganz Deutschland so ziemlich in demselben Widerspruch mit sich selbst befangen ist. Allenthalben hört man Klagen über die zunehmende Verderbniß des Volks, und wünscht sehnlichst, das Volk möchte sittlicher und frömmer seyn. Zumal seit dem Auftauchen der Demokratie im Jahre 1848 und 1849 sind Viele, die sonst gern mit Liberalismus kokettirten, scheu geworden und möchten gerne die wilde Fluth wieder eingedämmt sehen. Nun hat sich die Kirche, wo sie wieder zu Ansehen gekommen ist, in beiden Confessionen offenbar als das wirksamste Mittel erwiesen, das Volk dem Einfluß der unbändigen Demokratie zu entziehen. Denn wo in katholischen Landen das Volk fromm und gläubig war, da war es auch gegen den Thron ehrerbietig und loyal. Ganz dasselbe zeigte sich auf protestantischem Gebiete, wo die alte Gläubigkeit und Zucht noch nicht ganz verschwunden oder durch den sogenannten Pietismus ein neues kirchliches Leben, wenn auch nur in engeren Kreisen, aufgegangen war. Die revolutionäre Wuth, verbunden mit Völlerei, bestialischer Rohheit und Gotteslästerung, gab sich überall nur bei den Bevölkerungen kund, die der Kirche und auch der Privatfrömmigkeit längst entfremdet und zwar zum Theil durch den Staat selbst künstlich entfremdet waren. Denn der Staat selbst hat sich die schwere Wunde geschlagen durch seine Diener, indem er den antichristlichen Geist in die von ihm organisirte Schule pflanzen ließ und der Kirche direkt damit entgegentrat. Trotz allen diesen schlimmen Erfahrungen aber ist das gebildete Publikum in Deutschland auch heute noch, während es kaum noch über die Verwilderung und Gottlosigkeit des Volkes geklagt hat, gleich wieder bereit, über die Bischöfe, Pfaffen, Pietisten 2c. zu schreien, wenn sie sich das Recht anmaßen, wieder bessere Zucht unter eben dieses Volk zu bringen. Und die Bureaukratie, die für das gesammte Volk Verstand zu haben prätendirt, weiß sich eben so wenig in die Sache zu finden, und anstatt sich mit der Kirche in ein angemessenes Vernehmen zu setzen und Hand in Hand mit ihr die losgelassenen Dämonen der Zeit zu bewältigen, nimmt sie die geringste selbstständige Regung der Kirche auf Ambition, hält alles, was von dieser Seite selbst im Interesse des Staats geschieht, sobald es von der Kirche allein ausgehen soll, für einen Eingriff in die Befugnisse des Staats und bekämpft es als Rebellion, zur innigsten Freude der wahren Rebellen, welchen Staat und Kirche gleich verhaßt ist und die unter loyaler Maske mit gegen die Kirche hetzen helfen.

In der That kann der Revolution, die den Staat wie die Kirche umstürzen will, nichts willkommner seyn, als der Konflikt zwischen Staat und Kirche. Daraus folgt aber, daß für den Staat nichts mißlicher ist, als sich mit der Kirche zu überwerfen und wegen Dingen zu überwerfen, in denen die Kirche nicht nur wenigstens zu einem guten Theile (wenn man die Frage auch nur als gemeine Rechtsfrage behandelt) Recht hat, sondern auch (wenn man von einem höheren politischen Gesichtspunkt ausgeht) noch insbesondere dem Staate dient. Denn durch das Ansehen der Kirche allein vermag auch das des Staates aufrecht erhalten zu werden. Jede Herabwürdigung und Mißhandlung der Kirche durch den unverständigen Eifer der Bureaukratie schwächt den Einfluß, den die Kirche auf das Volk im wohlverstandenen Interesse des Staats ausüben soll.

Digitized by Google

Wenn nicht Wunder geschehen, wird die revolutionäre Bewegung abermals anschwellen und die Zeiten werden wiederkommen, in denen die Regierungen abermals erfahren werden, daß die Treue bei den Gottesfürchtigen ist. Dann wird wohl mancher Staatsmann bereuen, gegen das Phantom der Hierarchie gefochten zu haben, während die Revolution hinter seinem Rücken hohnlachend neue Waffen schmiedete. Die Staaten werden nicht eher Ruhe haben, bis die Kirche wieder hinreichendes Ansehen errungen hat, um Gottesfurcht und Gottvertrauen zurückzuführen. Die Kirche allein ist der Arzt, durch welchen die „Staatskrankheit" geheilt werden kann. Nun warnt aber der in der Krankheit verborgene Dämon eifervoll und schadenfroh vor dem Arzte und es gibt Staaten, die sich noch ängstlich an die Krankheit anklammern, nur um dem Arzte zu entgehen.

Die Macht der Kirche ist in den letzten zwanzig Jahren außerordentlich gewachsen und zwar gerade durch die Revolution, denn je mehr diese ausschweifte, je frecher sie wurde, je mehr sie sich wider Gott selbst auflehnte, um so mehr mußten reinere und bessere Naturen sich wieder zur Kirche hingezogen fühlen, Andere aber aus Entsetzen noch am Rande des Abgrundes reuig zu ihr umkehren. Die Staaten haben diesem kirchlichen Aufschwung wenig Vorschub geleistet, ihn vielmehr gehemmt. Die Revolution hat all ihr Drachengift gegen sie ausgespieen. Die Kirche ist nur wieder mächtig geworden durch die Gaben des h. Geistes in ihren wiedererweckten Bekennern. Sie konnte auf keine schönere Art aus ihren Ruinen wieder neu erbaut werden. Gott ist mit ihr, darum werden Alle, die wider sie sind, zuletzt unterliegen.

Dieses allmählige Wachsthum der Kirche vorzüglich während der letzten zwanzig Jahre ist nun im vorliegenden Werke von Pölitz nicht ausreichend gewürdigt, ja in den wichtigsten Momenten mit Stillschweigen übergangen. Der Verfasser ist sehr vorsichtig, irgend einem religiösen Interesse zu nahe zu treten, aber seine Höflichkeit besteht fast nur im schweigenden Uebergehen oder nur leisen Berühren. Der große Unterschied z. B. zwischen dem ungläubigen Frankreich im vorigen Jahrhundert und dem neuen dort erstarkten Glauben bis zum Martyrertod des Erzbischof von Paris erregt nur wenig seine Aufmerksamkeit. Auch die Kölner Wirren werden kurz abgefertigt, ohne daß bemerkt würde, wie sich diese neuen Erscheinungen zu der laxen Liederlichkeit im alten Kurfürstenthum verhalten, und welch großer sittlicher Umschwung sich darin zu erkennen gibt. So wird auch der Schweizer Sonderbundskrieg nur nüchtern erzählt, ohne daß der Blick in die Tiefe der Rechts- und Kirchenfrage fiele.

Etwas mehr sagt uns das Werk über die Kämpfe auf dem protestantischen Boden. Doch ist die Periode, in welcher unter dem Ministerium Altenstein die Hegelsche Philosophie ausersehen war, das Christenthum auf preußischem Gebiet um und um zu kehren, nicht hell und tief genug durchschaut. Besser behandelt erscheint die Periode unter dem Kultminister Eichhorn, demjenigen, der nach dem Regierungswechsel des Jahrs 1840 wieder gut machen sollte, was Altenstein verdorben hatte. Es war bei Gott keine Kleinigkeit, was dem Minister Eichhorn zugemuthet wurde. Von dem zähen Widerstande, den seine doch gewiß sehr sanften christlichen Bestrebungen fanden, hier nur einige Proben. „Eichhorn war ein Mann aus der Schule Stein's, bis dahin für freisinnig geltend, geachtet und populär, bald aber der Zielpunkt der erbittertsten Angriffe und Verunglimpfungen. Schon am 8. Januar 1841 mußte die Staatszeitung die Gerüchte für grundlos erklären, nach denen in Kurzem ein sogenanntes Religionsedict erscheinen sollte, welches die Wiedereinführung einer strengen Kirchendisciplin, Anordnungen über die Sonntagsfeier und Vorschriften über den regelmäßigen Kirchenbesuch der Staatsbeamten enthalten würde. Viel Geschrei verursachte das Verbot des allerdings veralteten, aber wohl durch andere Maßregeln, als durch ein Verbot, zu verdrängenden Niemeyerschen Lehrbuchs des Religionsunterrichts (16. Juni 1841). Daneben erklärte der Kriegsminister v. Boyen, als einige Geistliche die Einstellung der Sonntagsübungen bei der Landwehr verlangt hatten: ‚die Uebungen der Landwehr zur Vertheidigung des Vaterlandes können keineswegs als Entheiligung des Sonntags gelten; sie sind fast so heilig, als die Religion!' — Jede Berufung, die der Minister vornahm, wurde mit Mißtrauen betrachtet, und da er mit Recht in die dichtgedrängte Schaar der Anhänger des rationalismus vulgaris, oder der hegelschen Sophisten, die seine Vorgänger poussirt hatten, Männer geistvollerer und tieferer Anschauung und positiveren Gehaltes und Sinnes zu bringen bemüht war, in Ermangelung Solcher sich aber auch wohl mit einem Buchstabenorthodoxen begnügen ließ, so ward über jede solche Berufung ein Ketzergericht in der Presse gehalten. So namentlich, als Professor Hävernick nach Königsberg berufen ward (22. Juli 1841). Als Studirende zu Halle eine Bittschrift um Berufung des Dr. Strauß an diese Universität eingegeben hatten, wurden drei Studirende mit dem Consil belegt (1. Mai 1841). — Eine Cabinetsordre vom 31. Juli 1841 verfügte, daß bei musikalischen Aufführungen

Digitized by Google

in der Kirche eine Bescheinigung des Pfarrers zu beschaffen sey, daß der Text des Musikstückes nichts für die Kirche Anstößiges enthalte. — Am 24. October 1841 wurde dem Privatdocenten Dr. Bruno Bauer in Bonn, in Folge der von ihm herausgegebenen ‚Geschichte der Synoptiker, I. Band,' durch Ministerialerlaß verboten, Vorlesungen zu halten, ihm auch später (März 1842), nach Einholung der Gutachten der theologischen Facultäten, die licentia docendi in der theologischen Facultät gänzlich entzogen. Professor Marheinecke, der in dieser Sache ein Separatvotum abgegeben, wurde, nachdem er es veröffentlicht, zur Rechenschaft gezogen. Es ist bekannt, wie Bauer darauf in immer extremere Richtungen gerathen ist, sich nach und nach auf das politische Gebiet gezogen und eine Zeit lang viel Lärmens in der Presse gemacht hat. — In Berlin bildete sich, mit höchster Genehmigung, eine ‚evangelische Pastoral-Hülfsgesellschaft', deren Zweck die Vermehrung der kirchlichen Anstalten und Mittel war (11. Mai 1842). Unter den Berliner Studirenden der Theologie entstand ein Verein gegen die Glaubensneuerungen, der sich den ‚historischen Christus' zum Symbol wählte. Als der Senat dieser Universität, deren philosophische Facultät namentlich sich gegen alle positivere Richtungen exclusiv und unduldsam erwies, die Erlaubniß verweigerte (24. Mai 1842), erfuhr er mit Recht einen ernsten Tadel des Ministers, dem, auf die naive Erwiderung: daß, wenn man diesen Bund gestatte, auch die Vereine im Sinne des Gegentheils nicht zurückgewiesen werden dürften, eine noch strengere Weisung folgte (Juli 1842). — Minister Eichhorn, den die vielfachen ungerechten, zum Theil die übertünchte Fäulniß der Gesellschaft recht grell an den Tag legenden Verläumdungen und Schmähungen, mit denen er überschüttet ward, über Gebühr kränkten, und der deshalb zu oft versuchte, sich in persönlicher Ansprache zu rechtfertigen, dabei aber der gewandten Sophistik geübter Dialektiker gegenüber nicht selten ins Gedränge kam, oder die Wahrheit des alten Satzes erfuhr: contra principia negantem non est disputandum, erklärte, bei einem Besuche der Breslauer Universität, der dortigen theologischen Facultät, es sey der Wunsch des Königs, daß die Lehrer christlich-theologischer Wissenschaft auch wirklich Christenthum lehren, und sich nicht in grundlose, vom schriftgemäßen Christenthum abführende Theorien verlieren möchten (12. Aug. 1842). Das Cultusministerium verordnete (17. Aug.), daß der Religionsunterricht auf Gymnasien künftig nur frommen Candidaten anvertraut werden solle."

Hierauf folgten der Deutschkatholicismus, die Proteste, die Lichtversammlungen, die wildesten Ausschweifungen der Presse, endlich die Revolution. Und erst die Revolution selbst war es, die wieder so viel Besinnung in die gebildeten Klassen brachte, daß sie, nachdem Eichhorn längst abgetreten war, sich doch gegen die christlichen Bestrebungen der Regierung nicht mehr so heftig sträubten, wie in der vormärzlichen Zeit. In Preußen hat man viel richtiger, als in manchem andern deutschen Staate, die Nothwendigkeit erkannt, daß Staat und Kirche gemeinsame Sache machen müssen, und die Schwierigkeit liegt dort weit mehr im Gegensatz der Confessionen, als in irgend einem Mangel an Einsicht oder gutem Willen auf der Staatsseite.

Im gebildeten deutschen Publikum aber und bei einem sehr großen Theil der Bureaukratie ist immer noch eine Abneigung gegen alles specifisch Christliche (in protestantischen wie katholischen Formen) bemerklich und das Vorurtheil, man könne auch ohne Kirche mit bloßer Humanität und Moral auskommen, waltet immer noch vor. Im Namen des Protestantismus eifert man sich in einen glühenden Haß gegen die katholische Kirche hinein. Im Namen der Bildung glaubt man eben so das specifisch Christliche im Protestantismus selbst verhorresciren zu müssen. Es ist das meist nur die üble Gewohnheit einer im Rationalismus aufgewachsenen Generation, die aus Bequemlichkeit nicht tiefer über die Sache nachdenken will. Viele sind so verständig, einzusehen, der gemeine Mann bedürfe noch der Kirche, wenn er nicht gänzlich verwildern solle, und nur die gebildeten Klassen seyen berechtigt, sich von allem Kirchlichen zu emancipiren. Andere aber wollen immer noch nicht die Hoffnung aufgeben, auch den gemeinen Mann durch Volksunterricht noch bis auf die Höhe des gebildeten Publikums schrauben zu können. Diese Stimmung kommt den destructiven Tendenzen ungemein zu statten und ist der Revolution bisher noch in jeder Ruheperiode förderlicher als alles Andere gewesen. Mit offener oder geheimer Zustimmung des gebildeten Publikums wird nämlich der Unglaube fort und fort in den tieferen Schichten der Gesellschaft verbreitet, theils durch den Volksunterricht (wurzelnd in den meist vom unchristlichen Geist durchdrungenen Schullehrerseminarien), theils durch die Presse, besonders durch die nichtswürdigsten Lokalblätter. Die Zahl derer, die nichts mehr glauben, wächst im Volk und namentlich in der Jugend immer ungeheuerlicher an, und ihr Unglaube äußert sich, wie es nicht anders möglich ist, in den rohesten und brutalsten Formen. Was katholische und protestantische Gläubige dagegen wirken, wird vom Philisterium nicht weniger als von der destructiven Partei verdächtigt. Wirkt die Kirche allein, ohne Zustimmung

Digitized by Google

des Staats, so glaubt man die fürchterlichste Hierarchie im Anzug. Wird die Kirche vom Staate unterstützt, so schreit das ganze Philisterium unisono mit der Demokratie über Reaction und Gewissenszwang. Unter diesen Umständen erklärt sich, wie nicht nur in der vormärzlichen Zeit Dr. Strauß, Ruge, Bruno Bauer das Christenthum bereits in Abgang dekretiren, sondern auch noch in der nachmärzlichen Zeit Männer wie Diesterweg, Gervinus &c. ihre Utopien nochmals zur Schau stellen konnten. Das Philisterium, welches solchen Richtungen fort und fort seinen Beifall schenkt, weiß selber nicht, was es thut, denn es will keine Revolution und arbeitet ihr doch in die Hände. Es gleicht der armseligen Grasmücke, die vor dem riesenhaften Kukukskind in ihrem Neste beständig zittert und es doch mit dummer Liebe groß und immer größer füttert.

Von einem höheren Gesichtspunkt aus erscheint dieses Treiben ganz trostlos und wie ein Wahnsinn. Man wird dabei an die Schilderungen erinnert, welche uns die Propheten vom Volke Gottes hinterlassen haben. Dieselbe Verstocktheit und Blindheit, derselbe Trotz, dieselbe Bequemlichkeit, dieselbe sich klug dünkende Thorheit, derselbe falsche Eifer kehrt in unsern Tagen wieder. Ueberall dient man fremden Götzen und hofiert falschen Propheten. Daß eine große Zukunft bevorstehe, glaubt Jeder, und man sucht den Messias, nur da nicht, wo er ist. Man rechnet sich die Sünde als Tugend, die Gottlosigkeit als Religion an. Die Sünden gegen den h. Geist waren noch zu keiner Zeit der Weltgeschichte so frech, als in der heutigen. Noch aber hat jede Gottlosigkeit der Völker ihre furchtbare Strafe gefunden, und wird sie wieder finden. Der Taumelkelch der Völker birgt in seiner Hefe den bittern Tod. Man wird sehen, wie man ohne Gott und ohne Kirche auskommt, wenn die Revolution ihre letzten plutonischen Hebungen unter den Füßen der selbstgerechten Philister beginnen wird.

Roman.

Die Ruinen meines Klosters. Eine historische Novelle der Neuzeit, aus dem Spanischen. Zwei Theile. Münster, Theissing, 1852.

Nach dem Vorwort von Loning ein Werk des als Prediger berühmten Franziskaners Fray Manuel de Clausans in Barcellona, spanisch erschienen unter dem gleichen Titel las ruinas de mi convento.

Es ist eine rührende und sehr einfache Geschichte. Der Verfasser liebte in seiner Jugend die schöne Adela, die aber von ihren Eltern für einen Schiffer bestimmt wurde. Manuel ging ins Kloster. Noch klebte seine Seele am Irdischen und der Kummer drückte ihn zu Boden. Er erkrankte und wurde scheintodt. In diesem Zustande erlebte er mit wachen Sinnen die Feierlichkeiten seines Begräbnisses, aber noch zu rechter Zeit der Bewegung seiner Glieder wieder Herr werdend, wühlte er sich unter dem Leichentuch empor. Da erklang ein weiblicher Weheruf und ein Mädchen in der Kirche wurde ohnmächtig. Es war Adela gewesen.

Einige Jahre später brachen die bürgerlichen Unruhen in Spanien aus; die constitutionelle Partei begann die Klostergeistlichkeit zu verfolgen und Guerilleras übten das Vertilgungswerk eigenmächtig. Manuels Kloster wurde geplündert und verbrannt. Er mußte flüchtig werden. Zu einer sterbenden Nonne gerufen, die aus einem gleichfalls zerstörten Nonnenkloster geflohen war, erkannte er in ihr wieder seine geliebte Adela.

Zum Schlusse sagt der leidengeübte Mönch: „Umherirrend und verbannt mußte ich ins Ausland gehen. Kaum weiß ich, wie ich eines Tages in mein Vaterland zurückkehrte, wo die Vorsehung mir neue und schwere Prüfungen auferlegte. Meine Feder zittert bei dem Gedanken, das zu beschreiben, was um mich her in diesen stürmischen Zeiten geschah. Ich war in den Feldlagern. Ich sah zwei Heere von Brüdern, gegen einander aufgewiegelt, die sich wechselweise zu zerfleischen strebten. Ich sah aus dem Staube gewaltige Gestalten auftauchen, herrschen und unterliegen; ich sah, wie der Ruf mancher Personen an Einem Tage entstand, groß wurde, und sich überlebte; ich sah ungeheure Strömungen zum Entsetzen der Völker dahinbrausen und sich endlich in leeren Spuk auflösen; ich sah endlich den Tod in allen Formen und Gestalten; politischen Mord, Justizmord, Selbstmord, gottergebenes Sterben, Tod voll Wuth, ruhmreichen Tod und Tod vor Elend. Und das Richtige und Geringe sah ich hundertmal gedruckt, und das, was eine Beschreibung verdient hätte, fand ich in keinem Buche."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 70. 31. August 1853.

Deutsche Alterthumskunde.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausg. von J. W. Wolf. Erster Band, erstes Heft. Göttingen, Dietrich, 1853.

Der Herausgeber beabsichtigt, in dieser Zeitschrift zu sammeln, was noch als Sage, Aberglauben, alter Gebrauch rc. im deutschen Volke lebt. Es kommt ihm hauptsächlich auf Zusammenbringung des Materials an, ohne daß er jedoch vergleichende Untersuchungen über einzelne Gegenstände und Beurtheilungen einschlagender Schriften ausschließen möchte. Das vorliegende Probeheft entspricht ganz dem Plan und ist sehr reichhaltig.

Haupts Zeitschrift ist vorzugsweise der Sammlung und Kritik schriftlicher Denkmäler gewidmet. Sie edirt altdeutsche Handschriften, Varianten zu schon gedruckten altdeutschen Werken, sie vertieft sich in Sprachforschungen. Das ist ihr die Hauptsache und nur nebenbei wirft sie Blicke auch in die noch im Volk lebenden Traditionen. Wolfs Zeitschrift dagegen beschäftigt sich mit diesen letztern allein und beide Unternehmen können somit wohl neben einander bestehen, ohne einander Eintrag zu thun.

Das erste Heft enthält Thiermärchen von W. Grimm, romanische Märchen aus der Bukowina von Staufe, ein hessisches von W. von Ploennies, Tiroler Sagen von Zingerle, hessische von Nodnagel, friesische von Dykstra, unterfränkische von Fries, Sagen vom Darmssen von Kuhn; Volksgebräuche im Harz von Pröhle, an der Mosel von Hocker; Volkslieder der Mosel von demselben, Volksgesang im Odenwald von W. v. Ploennies. Dazu noch kritische Aufsätze über den Zusammenhang des germanischen Heidenthums mit dem der indischen Arier von H. Leo, über Wuotan und Donar vom Herausgeber, Einiges von Weigand, Reuß, Mannert, Wagner rc. und kurze Nachrichten.

Zum Vorzüglichsten, was dieses Heft bringt, gehört die Mittheilung des Prof. Ign. Vict. Zingerle in Innsbruck über die Kröten und den an sie geknüpften Volksglauben in Tirol. „In den meisten Gegenden Tirols sieht man in den größeren Kröten (in Südtirol Hötschen, im Innthale Höppinen genannt) arme Seelen, die auf der Erde in dieser Gestalt herumirren und ihre Sündenschuld abbüssen müssen. Daher rührt es, daß das Volk mit geheimem Grauen und Mitleid auf die häßlichen Thiere blickt, daß es ein Vergreifen an ihnen als die größte Unbarmherzigkeit ansieht und deßhalb sich hütet, diesen Thieren ein Leides anzuthun. Die Mütter zeigen den Kindern die Kröten mit dem strengsten Befehle, sie nie zu quälen oder zu tödten, denn das Kind würde sich dadurch an einer leidenden Seele schwer vergehen und einst in einer ähnlichen Lage keine Barmherzigkeit und Erlösung finden. Diese Kröten sollen an Quatembertagen bei Kapellen und besonders bei Wallfahrtsorten erscheinen." Folgen nun viele örtliche Sagen von Kröten, die zu Altären in Tirol gekrochen und mit aufgehobenen Pfoten daselbst gebetet, oder die unterwegs auf ihrer Wallfahrt angetroffen worden seyen, von andern, die ihre endliche Erlösung gefunden hätten. Die Kröte findet aber in der Tiroler Volkssage ihre Erlösung auf doppelte Weise: einmal, indem sie am Ziele ihrer Wallfahrt, einem christlichen Altar, anlangt; sodann aber auch, indem sie von einem Jüngling geliebt, dadurch entzaubert und in ein reizendes Mädchen oder gar in eine Prinzessin verwandelt wird.

Auch im übrigen Deutschland leben zahllose Volkssagen, in denen die Kröte stets als ein mitleidswürdiges Wesen erscheint, durch dessen Schonung man sich Dank verdient. Es ist dies einer der zartesten Züge unseres alten Volksglaubens. Das häßlichste Thier wird nicht als an sich böse, sondern als in einem Verbannungszustande gedacht, aus dem es dereinst erlöst werden soll, und dem Kinde wird dadurch eingeprägt,

Digitized by Google

nicht roh und grausam gegen das arme Thier zu verfahren.

In welcher Art von Verbannungszustand sich die Kröte befindet, aus dem sie erlöst werden soll, ist nicht klar. An Seelen Verstorbener darf man nicht denken. Diese Auffassung ist erst in späterer christlicher Zeit an die Stelle einer ohne Zweifel älteren Vorstellung getreten. Die Kröte ist ein elbisches Thier und man hat Spuren, daß alle Elben als verwünschte Wesen gedacht wurden. Die älteste Nachricht davon findet sich in Vintlers Blume der Tugend, aus der Gothaer Handschrift citirt in Grimm's Anh. vom Abergl. LIII.

> Das Schrättlin sy ain klaines kind
> und sy als ring als der wind,
> und sy ain verzwiflotter gaist.

Auch in Vorarlberg glaubt das Volk, die Alpabütz seyen als hoffärtige Engel aus dem Himmel gestürzt worden und in die Hölle gefallen, die ausgenommen, die an den Alpen hängen geblieben seyen. Vonbun 30. Derselbe Glaube wiederholt sich in den Niederlanden. Graf Balduin von Flandern fand auf der Eberjagd eine reizende Jungfrau und lebte mit ihr. Sie gebar ihm zwei Kinder; als aber einmal ein Einsiedler nach ihrer Herkunft fragte, bekannte sie, daß sie ein gefallener Engel sey, und verschwand für immer. Wolf, Niederl. S. N. 86. Das Nämliche bekannte ein dienstbarer Hausgeist, das. N. 473. „Es ist eine vorherrschende Meinung im Norden, daß alle diese verschiedenen Geschöpfe des Volksglaubens einst im Streite mit höheren Mächten erlagen und verdammt wurden, bis zum jüngsten Tage in gewissen ihnen angewiesenen Wohnungen zu verweilen. Den Zwergen wurden die Hügel, den Elben die Haine, dem Hörgvolk die Höhlen, den Nixen das Wasser bestimmt." Knightley Feen, deutsch von Wolff, I. 245. Auch nach Stewards superstitions gibt Grimm in seinen irischen Elfenmärchen XX die Notiz, die Elfen würden für gefallene Engel gehalten. Das würde der Seelenwanderungslehre der Inder entsprechen, wonach alle Creaturen gefallene Engel oder aus dem Himmel verbannte Geister sind, die in irdischen Körpern, in Steinen, Pflanzen, Thieren oder Menschen, je nach dem Grade ihrer Schuld Buße thun müssen, bis sie sich bessern.

Der Verwünschungszustand der Kröte könnte mithin einfach aus dem Umstande erklärt werden, daß alle elbischen Thiere gefallene Engel seyen. Indeß drängt sich auch noch eine andere Erklärung auf. In vielen Sagen wird die Kröte entzaubert und eine schöne Braut. Das erinnert an die Verwandlung der rauhen Else in die schöne Sigeminne und an die Melusinensage, die vielfach vorkommenden Sagen von der Verwandlung einer Schlange in eine Jungfrau. Die Kröte hat die dunkle Erdfarbe und hält sich in Erdlöchern auf. Sollte sie nicht vielleicht ein Sinnbild der rauhen Wintererde gewesen seyn, die sich im Frühling in ein Paradies verwandelt? oder des unreinen Innern der Erde, aus welcher der schöne und bunte Frühling hervorbricht? oder der winterlichen Nacht, aus der die Sonne des Frühlings emporsteigt? In dieser Beziehung ist nicht unwichtig, daß nach dem Volksglauben die Kröte ein kostbares Juwel in ihrem häßlichen Kopfe verbergen soll. Das würde als Sonnensymbol gedacht werden können. Es heißt von diesem Krötenstein, daß man durch ihn zur Erkenntniß und zum Besitz alter unterirdischer Schätze gelangen könne.

Die Kröte spielt auch im Hexenwesen eine sehr bedeutende Rolle, was wohl nur aus dem noch älteren heidnischen Krötencultus zu erklären seyn dürfte.

So viel uns bekannt ist, hat noch Niemand die höchst eigenthümliche Symbolik zu erklären gesucht, nach welcher die Kröte eine Todfeindin der Spinnen ist. Plinius in seiner Naturgeschichte X. 74 erwähnt, die Spinne sey eine Feindin der Schlangen, lasse sich, wo sie eine Schlange erblicke, auf sie herab und steche sie, und XI. 24, sie tödte junge Eidechsen. Im deutschen Aberglauben steht dagegen die Kröte allein im direkten Gegensatz gegen die Spinne. Der Glaube erscheint örtlich fixirt im Erzgebirge. Hier soll im Innern des Scheibenberges eine große Kröte gehaust haben, bis sie von einer Spinne mit zwei Stichen getödtet wurde. Lehmann, Erzgeb. 1699. S. 630. Und zu Neurode in der Grafschaft Glatz. Hier bringt die Sage den merkwürdigen Zusatz, die von der Spinne in den Kopf gestochene Kröte habe sich durch das Kraut Wegerich wieder geheilt. 138 Geheimnisse, 1726, N. 10.

Was ist der geheime Sinn dieses Gegensatzes? Wir glauben ihn zu finden, wenn wir in der Kröte den Vertreter der gesammten Amphibien-, in der Spinne aber den der gesammten Insektenwelt erkennen. Die in der Erde verborgenen häßlichen Amphibien sind nach deutschem Heidenglauben eben so durchgängig gute, nur verfolgte und verwünschte Wesen, wie die im Licht sich freuenden Insekten, Käfer, Schmetterlinge ꝛc. böse Wesen sind. Die Insekten entstehen erst, nachdem die Erde wieder im Pflanzenschmuck grünt und blüht, und sie haben nur den Zweck, diese schöne Pflanzenwelt heimtückisch zu zerstören. Es sind „böse Elben", wie in allen Hexenprozessen zu lesen ist. Sie sind das böse Princip im Licht und Frühling, wie die Amphibien das gute Princip in Nacht und Winter.

Digitized by Google

Man wird nicht umhin können, in dem aus uraltem Heidenthum stammenden Volksglauben von den Kröten einen schönen und tiefen, die deutsche Gemüthlichkeit charakterisirenden Sinn zu finden, und kann demnach Herrn Zingerle für seinen reichen Beitrag aus dem Tiroler Volksglauben nur danken.

Sehr schätzbar sind auch die Huldasagen aus der Maingegend, erzählt von A. Fries. Hier nur Weniges davon: „Eines Abends verbreitete sich in Hasloch die Nachricht, Frau Hulda singe wieder auf ihrem Felsen. Da sagte ein junger Bursche, der ein großer Liebhaber des Gesanges war und selbst schön sang: ‚Ei, da möchte ich doch einmal lauschen! ich habe so viel schon davon sprechen hören, daß ich gar zu lüstern darnach bin‘. Obgleich seine Kameraden ihn davon abzumahnen suchten, ließ er sich doch nicht halten, sondern erstieg den Berg und kam erst am andern Morgen wieder heim. ‚Nun, war der Gesang der Frau Hulda schön?‘ fragte man ihn. ‚O‘, sagte er, ‚so schön, daß ich es als die größte Wohlthat von Gott betrachten würde, wenn ich auf immer und ewig bei Frau Hulda seyn und ihrem Gesange lauschen dürfte‘. Drei Tage darauf starb der Jüngling. Man sagte sogleich: ‚seht, das ist die Strafe von Gott! Der Aufenthalt bei Frau Hulda ist ihm lieber als der im Himmel! Nun muß er auch bis zum jüngsten Tag bei ihr im Walde bleiben‘. — Von Zeit zu Zeit hat man die Frau Hulda durch Wald und Gebirge ziehen sehen. Sie reitet da einen prächtigen Schimmel, dessen Satteldecke und Gezäume mit silbernen Röllchen und Glöckchen besetzt sind, die ein wunderbar schönes harmonisches Geläute geben. Der Schimmel berührt aber dabei nicht die Erde, sondern schwebt einige Fuß hoch über dem Waldboden hin. Manchmal geht's aber auch hoch in der Luft von Berg zu Berg über weite Thäler weg. Wenn vor Zeiten die Leute in Hasloch oder Grünenwörth dies Geläute hörten, so sagten sie: ‚Horch! der Rollegaul zieht um‘. Der alte Lammwirth in Hasloch, Philipp Jakob Schäfer, ein sehr würdiger Mann, erzählt: Das wunderbare Geläute, welches man vormals von Zeit zu Zeit in den Lüften hörte, vernahm man besonders schön in meinem Garten. Da saßen die Alten oft bis Mitternacht und lauschten; bald klang es nah, bald wieder so fern, daß man glaubte, es würde ganz entschwinden. Dann kam es aber wieder so schnell nahe heran, daß man die verschiedenen Töne deutlich unterscheiden konnte. Jedes Röllchen und Glöckchen schien eigens harmonisch gestimmt, denn es war manchmal gerade so, als ob man eine Melodie daraus hervorklingen hörte.“ Das stimmt ziemlich genau mit dem schwäbischen Muotisheer zusammen, das gleichfalls durch seine liebliche Musik ausgezeichnet ist und oft nicht gesehen, nur gehört wird. Dieses Muotisheer, bei dem viele Kinder sind, entspricht der mit zahllosen Heimchen daherziehenden Frau Perchta, die nicht nur nach Börners Buch im Orlagau, sondern nach Herrn Prof. Zingerle's Berichten auch in Tirol vorkommt. Es ist dies ein mildes Herr von Frauen und Kindern, mit süßer Musik u. s. w., was offenbar von der gewöhnlichen wilden Jagd oder dem wilden Heer der Männer unterschieden werden muß.

Aus des verstorbenen Nodnagel hinterlassenen Sammlungen ist eine schöne Sage von dem vielbesprochenen Schlosse Rodenstein mitgetheilt, die noch nicht bekannt war. „Ein Wirth in der Gegend von Rodenstein hatte eine schöne Tochter, die schon manchem Freier einen Korb gegeben. Eines Abends kam ein stattlicher Ritter vor die Schenke, der begehrte Einlaß nnd einen frischen Trunk. Die Dirne gewann den Fremdling sogleich lieb und entfloh heimlich mit ihm. Er hob sie auf sein Roß und brachte sie auf eine prächtige Burg, in deren Sälen geputzte Ritter und Frauen tanzten, zechten und scherzten. Das einfache Landmädchen konnte sich an der Herrlichkeit gar nicht satt sehen, auch blickte kein Gast sie vornehm oder über die Schultern an, alle thaten, als sey sie ihres Gleichen und sie tanzte lustig mit ihrem Geliebten und Andern. Erhitzt vom Tanz bat sie um einen Trunk zur Kühlung, aber der Ritter sprach: ‚Trinke nicht, mein Schatz, du kannst nicht trinken, was wir trinken.‘ Aber ihr wurde immer heißer und als er wiederholt ihre Bitte abschlug, faßte sie endlich mit gieriger Hast einen goldnen Pokal und leerte ihn auf einen Zug. Aber wehe, sie hatte Feuer getrunken, ohnmächtig fiel sie nieder und als sie wieder zu sich kam, fand sie sich allein in den Trümmern der Burg. Der junge Morgen schaute über die Berge, die Vöglein sangen lieblich, die Thautropfen fielen von den Blättern in das frische Gras und von ferneher tönten die Sonntagsglocken. Das arme Mädchen schleppte sich nach Hause, war aber nicht mehr seiner Jugend froh und starb am dritten Tag.“

Zu Seite 71 erlauben wir uns, dem Herrn Herausgeber zu bemerken, daß die Sage von der Gemse, die wieder lebendig gemacht wird, in Zingerle's Tiroler Sagen S. 202 steht, einem Buche, welches schon vor dessen Märchen erschienen und reichen Inhalts ist. Dazu glauben wir auch noch hinzufügen zu müssen, daß uns die auf S. 7 gegen Steub gerichtete Anmerkung ungerecht erscheint. Man findet bei Steub viel Schönes.

Interessant ist eine Notiz von A. Kuhn über den Namen des Hundes, der nach vielfach sich wiederholen-

Digitized by Google

den Sagen von der wilden Jagd zurückbleibt und ein ganzes Jahr im Hause verweilt, bis das nächstemal die wilde Jagd wieder vorbeikommt, der er sofort wieder zuläuft. Im Hannöverschen heißt dieser Hund Alke, was an den Alkenkrug, so viel als Robiskrug, die Unterwelt, das Gelage der todten Helden, vielleicht Walhalla, mahnt. Denn unter dem wilden Jäger ist wohl zunächst Wodan zu verstehen. Der Name Alk kehrt sehr oft wieder von den norddeutschen Dioscuren bei Tacitus germ. 43 bis zu den Goldelkens (goldbringende spiritus familiares) bei Schott, physica cur. p. 196.

Wir wünschen dem Herausgeber zu seinem löblichen Unternehmen das beste Glück und dem Verleger beim Publikum Theilnahme. Es gilt, die letzten Reste uralten Volksglaubens zu sammeln, dafür sollten doch die Gebildeten deutscher Nation so viel Sinn zeigen, um einer wenig kostspieligen Zeitschrift ausreichenden Absatz zu sichern. Insbesondere aber sollten sämmtliche Bibliotheken in Deutschland ein Exemplar nehmen, denn in Bibliotheken wird man einst noch nach Jahrhunderten nach den köstlichen Funden suchen, die unser fleißiger Sammler noch so glücklich war, in unserer Zeit zusammen zu tragen.

Naturgeschichte.

1) Schul- und Naturgeschichte. Eine analogische Darstellung der drei Naturreiche zum Selbstbestimmen der Naturkörper. Für höhere Lehranstalten bearbeitet von Johannes Leunis, Prof. in Hildesheim. Drei Theile mit vielen Abbildungen. Dritte Auflage. Hannover, Hahn, 1853.

2) Analogischer Leitfaden für den ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Naturgeschichte. Mit Abbildungen. Von demselben, daselbst, 1852.

3) Synopsis der drei Naturreiche. Ein Handbuch für höhere Lehranstalten. Dritter Theil. Mineralogie und Geognosie, bearbeitet von Fr. A. Römer. Mit lithogr. Tafeln und Holzschnitten. Daselbst, 1853.

Drei gleichzeitig unter derselben Leitung herausgegebene Werke über die nämlichen Gegenstände, das erste nach Umfang und Tiefe die Mitte haltend, das zweite nur ein kürzerer Leitfaden zur ersten Orientirung, das dritte eine umfassendere und gründlichere Ausführung des Einzelnen. Das erste Werk ist wegen seiner Brauchbarkeit bereits mehrfach in Schulen eingeführt und hat binnen ein paar Jahren schon die dritte Auflage erlebt. Es enthält, wie auch die beiden anderen Werke, diese nur in engeren oder weiteren Rahmen, eine sehr vollständige Uebersicht über alle drei Naturreiche mit Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen und in einer äußerst klaren Anordnung. Durch die in den Text gedruckten Holzschnitte wird das Verständniß der charakteristischen Formen überall noch erleichtert. Voran steht ein Verzeichniß der bedeutendsten Naturforscher und Entdecker im Naturgebiet. Dann folgt im ersten Theil eine Erklärung des thierischen Organismus, des Knochen-, Muskel-, Nervensystems, des Blutumlaufs rc., eine Uebersicht über das ganze Thierreich, dessen einzelne Klassen und Unterabtheilungen bis zu dem hauptsächlich durch Ehrenbergs Forschungen aufgeschlossenen Reiche der Infusorien. Ganz eben so wird im zweiten Theil die Pflanzenwelt, im dritten die Steinwelt behandelt.

Der Synopsis dritter Theil, von Römer verfaßt, gewährt eine besonders reiche und schöne Uebersicht über die mineralischen Körper und über die Petrefacten. Man findet hier die Ergebnisse der neuesten Forschungen beisammen und sie sind durch Holzschnitte und Steindrucktafeln illustrirt. Sämmtliche Bände haben Register, um das Nachschlagen zu erleichtern.

Obgleich, so weit es der Raum irgend gestattet hat, auch der seelische Charakter der Thiere, ihre Lebensweise, ihre Kunsttriebe rc. bezeichnet sind, so war es doch des Herausgebers Hauptaufgabe, seine Schüler und Leser in den Naturformen zu orientiren, und hiefür leistet er außerordentlich viel. Der große Reichthum der Formen in allen drei Naturreichen liegt hier klar vor uns ausgebreitet und ist, indem der Herausgeber stets die charakteristischen Formen hervorhebt, in denen die Hauptunterschiede der Klassen und Ordnungen begründet sind, auch nicht schwer dem Gedächtnisse einzuprägen, so daß der Schüler bald daraus lernt, jede ihm zufällig vorkommende Naturform richtig zu bestimmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 71. 3. September 1853.

Zur orientalischen Frage.

1) Rußland, Deutschland und die östliche Frage. Von G. Diezel. Stuttgart, Göpel, 1853.

Dem Verfasser muß man Gedankenklarheit und guten Styl nachrühmen. Er geht von folgenden Voraussetzungen aus: „Der Ausgang der revolutionären abendländischen Bewegungen von 1848, von denen man in manchen westlichen Staaten kaum noch eine Spur aufzufinden vermag, mußte für die östliche Frage nothwendig bedeutungsvoll und epochemachend werden, nicht etwa wegen der magyarischen und slavischen Flüchtlinge, die sich nach der Türkei begaben und dort die Ueberzeugung von der Stärke des osmanischen Reichs schöpften, sondern weil, während alle festländischen Staaten dadurch entschieden geschwächt wurden — in Wirklichkeit nämlich, denn scheinbar sind sie stärker geworden und manche halten sich seitdem für unüberwindlich — Rußland gleichsam alle die Kraft in sich sog, die den andern abging. Durch diese neue und gewaltige Machterweiterung Rußlands ist der schon lang im Stillen wirkende Conflikt Rußlands und Englands zum offenen Ausbruch gereift worden, und alle Versuche ihn zu vertuschen werden vergeblich seyn. Die Spitzen dieser zwei Gegensätze, die nicht so bald eine Ausgleichung werden finden können, berühren sich im Orient, in Constantinopel. England nahm sofort auf die entschiedenste Weise die Pforte gegen die Anmaßungen Rußlands und des von ihm geretteten Oesterreichs in der Flüchtlingsfrage in Schutz, und wenn später in Folge der Vielen unerwarteten Gestaltung der Dinge in Frankreich die englische Politik einen scheinbaren Rückgang nahm, so konnte dieß doch unmöglich von Bestand seyn, es bildete dieser scheinbare Rückgang nur die Brücke zu einem um so entschiedeneren Hervorkehren des Gegensatzes, der in dem Grade mehr sich mit Naturnothwendigkeit geltend machen wird, als Frankreich, das jenen augenblicklichen Stillstand verursachte, entweder der englischen Politik sich definitiv anschließt oder zu einem bloßen Nebenplaneten Rußlands herabsinkt. Seitdem Rußland durch den Ausgang der Bewegung von 1848 der Träger und Repräsentant der sogenannten conservativen Politik auf dem Continent geworden ist, ist England definitiv eine revolutionäre Politik vorgezeichnet. Mit Oesterreich, als dem früheren Mittelpunkt conservativer Politik, war für England ein Verständniß möglich; mit Rußland kann es nur Vortheile theilen, aber keine politische Gemeinschaft pflegen. Daher war es eine Nothwendigkeit, daß Rußland von England in Constantinopel diplomatisch aus dem Feld geschlagen wurde, und da sich nicht annehmen läßt, daß Rußland ohne einen Schwertstreich Alles aufgeben wird, was es seit vier Jahren an unermeßlichen Vortheilen gewonnen hat, so darf man annehmen, daß es zum Kampfe kommen werde, wenn man auch nicht sagen kann, wie schnell oder wie langsam der erste Aufzug des Drama's verlaufen wird."

Die Betrachtung auf Deutschland lenkend sagt der Verfasser: „Und dieß ist die Bedeutung des bevorstehenden Kampfes für Deutschland, daß er den Widerstreit der nationalen Interessen mit denen der Dynastien in's klarste Licht setzt und die Frage zur Entscheidung fördert, ob jene über diese oder diese über jene herrschen sollen. Die nationalen Interessen fordern gebieterisch den Anschluß an die westliche Cultur gegen die von Osten drohende Barbarei, das Zurückstauen Rußlands in die Stellung, welche ihm seine Culturstufe und der Charakter seiner Nation dem Westen gegenüber anweisen, die Umkehr des bisherigen Verhältnisses der Abhängigkeit Deutschlands von Rußland in das Verhältniß der Abhängigkeit Rußlands als des Empfangenden vom Westen als dem Gebenden, die Entscheidung der Frage, ob die Masse über die Cultur oder diese über jene herrschen soll; die allgemeine Weltlage und das

Digitized by Google

Culturübergewicht Englands macht es fast zur Unmöglichkeit, daß Deutschland auf Rußlands Seite trete, weil es mit allen Fasern seines Wesens an die englische Civilisation geknüpft ist, das Interesse der Dynastien aber läßt es andererseits fast als Unmöglichkeit erscheinen, daß die Fürsten ihre Sache vom Zaren trennen. Hier muß der ausbrechende Conflikt eine wichtige Entscheidung mit sich bringen, durch welche eine ganz neue Ordnung der Dinge bedingt ist."

Das heißt also, wenn das Aberdeen'sche Ministerium gestürzt seyn und der demokratische Kaiser die rothe Fahne entfalten wird, sollen ihnen volksthümliche Sympathien in Deutschland entgegenkommen und die Wege öffnen. Der beredte Verfasser hat sich die Frage auf diese Weise ungemein vereinfacht, aber sie ist doch ein wenig complicirter.

Gesetzt, Oesterreich und Preußen gedächten eine selbstständige Politik zu verfolgen und mit einander vereinigt so zu handeln, daß Rußland ihren Abmahnungen wohl Gehör geben müßte, so wäre doch von Seiten Englands und Frankreichs nichts in der Welt unklüger, als sich diese beiden Mächte, deren Interessen in diesem Fall mit den ihrigen ziemlich übereinstimmen, durch neues Drohen mit der Revolution zu entfremden und gerade dadurch erst zu veranlassen, was sie um jeden Preis vermeiden sollten, nämlich eine Tripel-Allianz Oesterreichs und Preußens mit Rußland zur Abwehr der Revolution von Westen her.

Wenn es nun aber auch wirklich zu dieser Tripel-Allianz käme, so würde Frankreich sich sehr besinnen müssen, ihr den Handschuh hinzuwerfen. Kann ein Kaiser, kann ein Napoleonide im Ernst demokratische Propaganda machen? Müßte er nicht fürchten, der republikanische Brand, den er kaum mit ehernem Fuße ausgetreten, werde aufs neue über seinem eigenen Haupte zusammenschlagen? Oder wenn er, wie sein Oheim, sich nur auf seine tapfere Armee verlassen will, kann er hoffen, ohne von einem großen englischen Landheer unter einem neuen Wellington unterstützt zu seyn, die drei nordischen Mächte im Felde zu überwinden? Er wird sich also wohl hüten, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

2) Rußland und der Orient. Ein Versuch zur Aufklärung der Verhältnisse. Von Dr. Anton Groß-Hoffinger. Berlin, Nauck, 1853.

Nach ziemlich ungeordneten Auseinandersetzungen in einem aphoristischen Style und fast so vielen Absätzen als Zeilen gelangt der Verfasser zu dem Resultate, daß man sich (in Deutschland) auf die Seite der Russen schlagen solle, daß die Sympathien für Rußland als einer christlichen Macht jedenfalls natürlicher seyen als die für die Türken, und daß man selbst für die Freiheit des Orients mehr oder doch nicht weniger von Rußland zu erwarten habe, als von England, dessen Egoismus und Härte in der Behandlung fremder Völker sich hinlänglich in Ostindien erprobt habe. Bekanntlich haben sich noch weit gewichtigere Stimmen, als die in vorliegender Broschüre sich erhebt, namentlich die Kreuzzeitung, für Rußland ausgesprochen.

Der Starke, der Mächtige kann unter allen Umständen auf Sympathien in dem durch seine inneren principiellen Gegensätze noch mehr als durch seine äußere Theilung geschwächten Deutschland rechnen. Je gewaltiger Napoleon aus der Confusion der ihm vorgegangenen Directorialzeit hervortrat, um so mehr Hoffnungen wurden auf ihn in Deutschland gesetzt. Indem Kaiser Nikolaus die bisherige Confusion der Diplomatie mit der Macht seines klaren und festen Willens durchbricht, können auch ihm zahlreiche Sympathien nicht fehlen. Aber die Gallomanie hat Deutschland wenig Nutzen gebracht, die Russomanie wird es eben so wenig vermögen. Daher scheint der deutschen Publicistik ein deutscher und patriotischer Standpunkt heute eben so empfohlen werden zu müssen, wie er ihr damals geziemt hätte.

Behält man das deutsche Nationalinteresse unverrückt im Auge, so ist es nicht die erste Frage, für welche der auswärtigen Mächte wir Partei ergreifen sollen? sondern die erste Aufgabe, die conditio sine qua non ist, daß Oesterreich und Preußen zusammenhalten. Trennen sich diese beiden deutschen Großmächte in ihrer Politik, stehen sie sich feindlich gegenüber, so ist keine von beiden stark genug, noch das gemeinsame Nationalinteresse zu vertreten und kann nur noch einer auswärtigen undeutschen Politik dienen, deren Uebergewicht sie unumgänglich anerkennen muß. Es ist mithin keine gutdeutsche Politik, die Preußen räth, sich von Oesterreich abzuwenden und vice versa. Beide sind nur stark, wenn sie zusammenhalten.

Man hat gewagt, eine Allianz zwischen dem Protestantismus und der griechischen Kirche gegen die katholische zu empfehlen. In dem Maße, wie die griechische Kirche nun im Orient den katholischen Einfluß zurückdrängen würde, hofft man, werde auch der Protestantismus im Occident diesen Einfluß bemeistern. Man vergißt, daß man nur der griechischen Kirche zu Eroberungen verhilft, ohne im geringsten gewiß zu seyn, daß man selber auch nur die kleinste machen werde. Dieser

Digitized by Google

russenfreundliche Protestantismus scheint auch von der geschichtlichen Erfahrung zu abstrahiren. Als die Kaiserin Katharina II. zum erstenmal damit umging, das Königreich Polen zu theilen und sich den besten Theil davon anzueignen, war sie es, die zuerst die Allianz der griechischen Kirche mit dem Protestantismus vorschlug und auch wirklich durchsetzte. Nicht nur Preußen, sondern auch England ließ sich damals durch die schlauen Agenten Katharina's überreden, die Unterstützung der Dissidenten in Polen sey eine Sache Gottes und die Protestanten dürften die dargebotene Hand der griechischen Kaiserin wohl annehmen, um dem Papstthum in Polen den Todesstreich zu versetzen. Kaiser Joseph II., der die katholische Kirche in Polen zunächst zu schützen berufen war, opferte sie bekanntlich in seinem eigenen Lande auf und trat willig der Allianz des Gräcismus und Protestantismus gegen die polnische Nationalpartei bei, die zugleich die katholische war. Seitdem sind achtzig Jahre vergangen. Was hat der preußisch-englische Protestantismus bei der Theilung Polens gewonnen? welchen Einfluß übt der Protestantismus in Polen? Man muß sich gestehen, daß Rußland und die griechische Kirche allein allen Vortheil gezogen hat und im Begriff ist, noch mehr zu erlangen. Die Kaiserin Katharina schuf durch einen Machtbefehl binnen einem Jahre zweihundert katholische Kirchen Polens in griechische um. Unter Kaiser Nikolaus werden die lutherischen Bauern in Livland massenhaft zur griechischen Kirche herübergezogen. Das geschieht jenseits der Oder und Weichsel. Glaubt man denn, die vorgeschlagene protestantisch-griechische Allianz gegen die katholische Kirche werde diesseits der Oder und Weichsel bessere Früchte tragen? Man wird auch dießmal alles nur für Rußland thun und Deutschland würde darüber zu Grunde gehen, wie Polen zu Grunde gegangen ist.

Allerdings hat die noch kaum verjährte Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen und hat eine trostlose Uneinigkeit unter den verschiedenartigen Stämmen, Confessionen und politischen Parteien in Deutschland die Besorgniß rechtfertigen können, Deutschland werde in der orientalischen Frage lediglich Mittel werden für die Zwecke Rußlands, Englands, Frankreichs, als dienender Bundesgenosse oder als Entschädigungsobjekt. Gleichwohl aber sind wir Deutsche an der enormen Vergrößerung Rußlands und an seinem gegenwärtigen Uebergreifen in den Orient weit weniger Schuld, als es die Engländer und Franzosen sind. Wenn England nicht in den Jahren 1848 und 1849 die vom Grafen Ficquelmont so genau enthüllten Perfidien gegen Oesterreich geübt hätte, so würde Paskiewitsch keine Gelegenheit gefunden haben, Lorbeern in Ungarn zu sammeln. Und wenn sich Frankreich im Jahre 1829 nicht durch russische Versprechungen hätte binden lassen, würden die Donaumündungen nicht in den Besitz der Russen gekommen seyn. England und Frankreich waren es, die zum Vortheil Rußlands Deutschland bedroht und geschwächt haben. Wir Deutsche brauchen uns daher nicht allein anzuklagen; Staaten, die gewöhnlich klüger seyn wollen als wir und auch wirklich mit mehr Energie zu handeln pflegen, haben nicht weniger Fehler begangen und Rußland allein hat mit aller Bequemlichkeit die sämmtlichen andern Großstaaten Europa's übervortheilt und zu seinem eigenen Zwecke benutzt.

Rußland ist in die Rolle eingetreten, welche Frankreich im Beginn des Jahrhunderts spielte. Es hat sich zur ersten Macht in Europa erhoben, es hat durch sein unnatürliches Uebergewicht das Gleichgewicht in Europa gestört. Es hat dadurch die Interessen aller andern Großstaaten verletzt, und wenn es ihm auch gelänge (wie es seiner Zeit Frankreich gelungen ist), die andern Großstaaten von einander zu trennen, sich der einen gegen die andern zu bedienen, dadurch immer mächtiger und selbst seinen Verbündeten immer gefährlicher zu werden, so wird das (wie zur Zeit des großen Anwachsens der Napoleonschen Macht) nur eine Zeit lang gehen und dann nicht mehr, und zuletzt wird Rußland eben so gewiß einer gemeinschaftlichen Erhebung aller andern Mächte unterliegen, wie Frankreich ihr in den Jahren 1813—1815 unterlegen ist.

Deutsche Alterthumskunde.

Der Hülfensberg im Eichsfelde. Eine historisch-kritische Abhandlung von Ph. Schäfer. Heiligenstadt, in Commission bei B. Dunkelberg, 1853.

In dieser kleinen Schrift wird nachzuweisen versucht, daß sich das Bild von Sante Hülfen auf dem Hülfens- vormals Staufenberge im Eichsfelde, sowie wahrscheinlich alle ähnliche Bilder der sogenannten h. Hülfe, Wilgefortis, Kümmerniß ꝛc. die eine gekrönte und bärtige Jungfrau am Kreuz darstellen, einfach auf den h. Gehülfen der Helfer, nämlich auf Christus als salvator mundi und auf alterthümliche Crucifixe zurückführen lasse, auf denen der Heiland noch nicht nackt, sondern in einem langen Rock und als König gekrönt dargestellt worden ist. Der Verfasser will deßhalb, das Bild

Digitized by Google

dieser Heiligen solle vom Hülfensberg entfernt und durch ein einfaches Crucifix ersetzt werden.

Wir treten diesem Wunsche nicht bei. Der alte Volksglauben hat ein Gewohnheitsrecht, das man ehren soll. Crucifixe gibt es überall; mit dem auf dem Hülfensberge aber hat es eine eigene Bewandtniß, so wie auch an die sonst noch vorkommenden ähnlichen Bilder gekreuzigter Jungfrauen an Ort und Stelle eigenthümliche Erinnerungen sich knüpfen. Man hat nicht jedes Crucifix zu einem Gehülfenbild gemacht, noch so benannt. Wo es geschah, hatte man ganz besondere Gründe, oder lag dem Gehülfenbilde gar nicht einmal ein Christusbild zu Grunde, sondern entstammte es einer andern Vorstellungsweise, einer andern Tradition.

Wir haben schon in Nr. 11 des Literaturblattes vom vorigen Jahre über diesen Gegenstand gesprochen und einer großen Menge von Bildern der gekreuzigten Jungfrau erwähnt, so wie mannigfache Legenden von denselben mitgetheilt. Diese Bilder und Legenden in ihrer sehr charakteristischen Eigenthümlichkeit lassen sich nicht aus einer willkürlichen Verwechslung mit einem langrockigen Christus am Kreuze herleiten, sie haben eine davon unabhängige gemeinschaftliche Quelle. Der Hülfensberg, von dem hier insbesondere die Rede ist, soll den Namen erhalten haben, weil hier Kaiser Karl der Große sich himmlische Hülfe herabflehte im Kampfe gegen die Sachsen; ferner weil hier zur Zeit des schwarzen Todes im 14ten Jahrhundert die Kranken Genesung fanden. Wir haben daher geglaubt, ihn mit dem merkwürdigen Hyfjaberge der Edda in Verbindung zu bringen, auf dem die heilkundige Menglöd mit ihren Jungfrauen wohnt. Eine heidnische Heilgöttin, auf Bergen verehrt, ist durch die Edda erwiesen, und eine Menge Berge in Deutschland, welche Mariahülf heißen und wo die christliche Gottesmutter um Heilung angefleht wird, scheinen schon vor der Bekehrung zum Christenthum religiöse Verehrung genossen zu haben. Es würde genau den Instruktionen Papst Gregors des Großen entsprochen haben, wenn die christlichen Bekehrer solche altverehrte Berge des Heidenthums sofort christlich geweiht und der Muttergottes oder einer anderen heiligen Jungfrau gewidmet hätten. Das wäre kein frommer Betrug, sondern nur die Erhebung eines unschädlichen alten Volksglaubens auf die höhere Stufe des christlichen Glaubens gewesen. Es gibt außerdem auch viele Heilquellen, die schon zur Heidenzeit besucht und verehrt waren, und an denen die Kranken den Heilgottheiten dankten. Warum hätte der Christ diese Quellen verlassen oder mißachten sollen? Er ehrte in ihrer heilenden Kraft von nun an die Güte des Christengottes, des Schöpfers aller Dinge. Heilende Quellen kennt ja auch die h. Schrift, und aus dem Stein quellendes Wasser war ein Sinnbild schon auf den christlichen Gräbern in den Katakomben. Es handelt sich im Christenthum bei solchen Dingen nirgends mehr vom Naturcultus, wohl aber von einer schönen und tiefen Symbolik.

Was nun jene räthselhafte gekreuzigte und bärtige Jungfrau betrifft, die als S. Gehülfen, Wilgefortis, Kümmerniß, Liberata rc. bekannt ist, so kann sie schon deßhalb nicht auf das lange Gewand der ältern Crucifixe zurückgeführt werden, weil ihr noch der Geiger und der Becher als Attribute beigesellt sind, die nichts mit dem gekreuzigten Heiland zu schaffen haben. Herr Professor Ignaz Zingerle in Innsbruck hatte die Güte, dem Referenten die Notiz mitzutheilen, daß die gekreuzigte Jungfrau mit dem Bart auch in Tiroler Kirchen mehrfach gefunden werde, und daß sie zufolge einer südtirolischen Legende nicht blos einen Bart hatte, sondern am ganzen Leibe behaart war und eine Zeit lang wie ein wildes Thier verfolgt wurde. Da sich nun auf fast allen Bildern dieser Heiligen zu ihren Füßen ein Geiger und ein Becher finden, so können wir uns kaum der Vermuthung erwehren, es sey uns darin eine Erinnerung aus alter Heidenzeit erhalten. Nach dem Liede der alten Edda von Odins Rabenzauber muß die Göttin der Unsterblichkeit Iduna wegen der Sünde der Asen herabsinken vom Gipfel der Eiche Yggdrasill, weint am Fuße derselben im tiefsten Kummer und bleibt untröstlich. Vergebens senden die Götter zu ihr, um sie zurückzurufen, und lassen ihr einen Wolfspelz zurück, um sie gegen die Kälte der untern Welt zu schützen, und nur der Gott der Dichtkunst, Bragi, bleibt bei ihr und hält treu bei ihr aus, um sie zu trösten. Diesem Bragi kommt als dem Gott der Dichtung die Geige zu und da die dichterische Begeisterung in Wahlverwandtschaft mit dem geistigen Getränke steht, so ist auch sein Becher hochberühmt, weil bei jedem Gastmahl im Norden der Bragabecher zu Ehren des Bragi, d. h. der Dichtkunst, und der in ihr bewahrten alten Erinnerungen des Volks und der Heldengeschlechter geleert wurde. Man kann sich nun in der That den Bragi, wie er, seinen Becher als stehendes Attribut zur Seite, durch Saitenspiel und Gesang die in den Wolfspelz gehüllte, an den Fuß des Baumes gebannte Iduna tröstet, kaum anders denken, wie den Geiger mit seinem Becher vor der gekreuzigten und bärtigen oder ganz behaarten h. Kümmerniß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 72. 7. September 1853.

Geschichte.

Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Von Heinrich v. Sybel. Erster Band. Düsseldorf, Buddeus, 1853.

In dem Vorworte macht der Verfasser eine sehr gute Bemerkung über die falsche Politik der deutschen Höfe, ihre Archive den Geschichtschreibern zu verschließen. „Das Geheimniß, in welches die handelnden Regierungen bis jetzt ihre Urkunden gehüllt haben, ist namentlich für uns Deutsche von empfindlichen Folgen gewesen. Da alle Belehrung über jene gewaltige Zeit aus französischen Quellen stammt, ist auch unsere Literatur an dieser Stelle durchaus von französischen Gesichtspunkten beherrscht: jede Parteifarbe ist bei uns wie in Frankreich dabei vertreten, mit einziger Ausnahme der nationalen. Auch in unsern Schriften nimmt sich jene Periode so aus, als wenn die Geschichte Europa's identisch wäre mit der französischen, als wenn sie nur von dorther ihre Entwicklungsgesetze empfangen hätte. Es leuchtet ein, von welchem Einflusse auf die Beurtheilung der Dinge ein solches Verhältniß seyn mußte. Noch stärker zeigt sich ein ähnliches Ueberwiegen des ausländischen Standpunktes in den polnischen Geschichten: hier liegt der ziemlich beispiellose Fall vor, daß die Sieger in einer großen und gewaltsamen Katastrophe den Besiegten das Wort beinahe ausschließlich gelassen haben. So gibt es bei dem größten Theile unseres Publikums über Deutschlands damalige Verluste gegen Frankreich keine andere Stimmung als die französische, über seine Eroberungen an der Weichsel kein anderes Gefühl als das polnische. Es ist dies sehr begreiflich bei der tiefen Verborgenheit unserer deutschen Quellen: immer aber bleibt es auch ein politisches Unglück, daß die besorgten Rücksichtnahmen, aus welchen diese Schließung unserer Archive entsprungen ist, bis auf den heutigen Tag fortdauern."

Um so mehr schätzt sich der Verfasser glücklich, daß ihm wenigstens einige nicht unergiebige archivalische Quellen geflossen sind. „Um so freudiger begrüßte ich unter solchen Umständen die Möglichkeit, eine äußerst reichhaltige Sammlung von Briefen und Depeschen einzusehen, welche zwischen 1790 und 1795 unter mehreren der hervorragendsten deutschen Staatsmänner und Feldherrn gewechselt worden sind. Ich nenne hier nur das Bedeutendere: vertraute Briefe des Herzogs von Braunschweig (wozu eine zweite Reihe auf der Weimarer Bibliothek kam), Briefe des General Möllendorf aus dem preußischen, des Grafen Tauenzien aus dem österreichischen Hauptquartiere, Berichte des Gesandten Buchholz aus Warschau, Haugwitz's aus dem Haag, Hardenberg's aus Basel, vor Allem aber die beinahe vollständige Correspondenz des Marquis von Luchesini und des General von Manstein. Die Wichtigkeit der Letzteren ist jedem Kundigen von vornherein klar; ein sehr competenter Zeuge mag sie noch einmal in vollem Umfange aussprechen. Am 25. Mai 1793 schrieb der holländische Gesandte van Reede aus Berlin an seine Regierung: ‚der Mittelpunkt aller Unterhandlungen ist im Hauptquartier; die Staatsminister sind ganz unwissend über die Absichten des Königs: man hatte erwartet, daß Graf Haugwitz hier die eigentliche Leitung der Sachen haben würde, doch nach dem äußern Scheine zu urtheilen, ist es nichts damit; man versichert vielmehr, daß Manstein sowohl das Militärische als das Politische und selbst das Civile allein dirigire.' Gerade die vertrautesten Eröffnungen dieses Mannes sind es nun, welche nebst den Briefen Luchesini's mich in den Stand gesetzt haben, die preußische Politik jener Zeit in ihrem wirklichen Bestande zu erkennen. Bei der Fülle urkundlichen Stoffes, der mir hier zuwuchs, blieb indeß immer noch, namentlich über die Verhältnisse Oesterreichs und Ruß-

Digitized by Google

lands manche Lücke, und vor Allem manche Stelle, wo die Urtheile jener Preußen durch streitende Interessen getrübt seyn konnten. Hier bot denn das treffliche und mit höchster Liberalität verwaltete niederländische Archiv die willkommenste Ergänzung. Die Generalstaaten waren 1790 keine Großmacht mehr, stets aber noch aus bewegenden Gründen in bestem Ansehen bei allen Höfen."

In der That enthält das Werk des Herrn von Sybel, indem es jene bisher noch nicht benutzten Akten zu Grunde legte, manche sehr schätzbare Aufklärung über die Revolutionszeit, hauptsächlich aber über die Stellung Preußens zu den übrigen Mächten. Auch wird dadurch manches widerlegt, was bisher eine traditionelle Geltung hatte. In der Regel setzt man bei Oesterreich wie bei Preußen eine principielle und tendentiöse Politik voraus, kraft welcher sie die französische Revolution bekämpft hätten, und legt schon den Pilnitzer Traktaten in dieser Beziehung ein Gewicht bei, welches sie niemals hatten. Die Unruhen in Frankreich wurden von den auswärtigen Mächten zunächst keineswegs als der Beginn einer großen welterschütternden Revolution angesehen, nicht gefürchtet, nicht aus Princip oder Instinkt bekämpft, sondern nur als eine Schwächung Frankreichs mit geheimer Freude begrüßt und im eigenen Interesse benützt. Vor allen aber war Kaiser Leopold II. jedem Kriege mit der Revolution entschieden abgeneigt. „Er hatte sich so eben die Integrität Polens ausbedungen, und nichts war gewisser als deren Verletzung, sobald Oesterreich durch einen französischen Krieg in Anspruch genommen war. Er theilte alle Besorgnisse seiner Schwester vor den Auswanderern, und diese schwelgten in der Gunst der kriegslustigen Höfe. Er fand endlich, daß Rußland, Schweden und Preußen sehr wenig bei einem französischen Feldzuge wagten, während er die mühsam wieder errungenen belgischen Provinzen sofort auf das Spiel setzte. Er versuchte also zur Dämpfung des Kriegseifers noch einmal das Mittel persönlicher Einwirkung auf Friedrich Wilhelm, und ließ sich Ende August auf eine Zusammenkunft in dem sächsischen Lustschlosse Pilnitz ein. So wenig begründet ist die tausend und aber tausend Mal wiederholte Angabe, daß in Pilnitz die erste Coalition zum Angriffe auf die französische Revolution beschlossen worden sey. Das Ganze war ein Versuch der nordischen Mächte und der Emigranten, Leopold zu sich hinüberzuziehen, ein Versuch, der aber vollständig mißglückte." Rußland trieb zum Krieg gegen die Revolution lediglich, um unterdieß gegen die Polen und Türken freie Hand zu behalten. Friedrich Wilhelm II. allein folgte einem ritterlichen Antriebe, wurde deßhalb aber von den andern Mächten nur als Werkzeug benutzt. Ausgezeichnet und fast durchaus neu ist in dem vorliegenden Werke die Auseinandersetzung der diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich seit dem Tode Josephs II. und der großen Feinheit und Gewandtheit, mit welcher Leopold II. damals den tief gesunkenen Kredit des zerrütteten Oesterreich wieder hob, und dagegen die Stellung und den Kredit Preußens durch schlaue Benützung der Charaktereigenheiten Friedrich Wilhelms II. schwächte. Alle Staaten und Parteien, die Preußen bisher gegen Joseph II. unterstützt hatten, wurden nunmehr mit Oesterreich versöhnt und hielten Preußen für schwach oder treulos. Jede Vergrößerung, die Preußen gehofft hatte, wurde durch Leopold vereitelt, namentlich die Erwerbung Danzigs. Daß Friedrich Wilhelm II. von Leopold in dieser Weise hinter das Licht geführt wurde, kränkte ihn um so tiefer, als man seine edelste und ritterlichste Hingebung ausgebeutet hatte. Nur aus solchen Antecedentien erklärt sich das Mißgeschick der Rheinfeldzüge und am Ende der Baseler Friede.

Als Leopold plötzlich starb und sein Sohn, Kaiser Franz II., theils durch die Umstände und Herausforderungen Frankreichs selbst zum Kriege gedrängt wurde, theils von der Politik seines Vaters aus eigenem Antrieb abwich und an Eroberungen auf Kosten Frankreichs dachte, blieb gleichwohl die gespannteste Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen. Oesterreich aber war selber am Mißlingen seiner Plane Schuld, indem es zu lange zögerte. „Um so dringender wäre es gewesen, den Feinden wenigstens keine Zeit zu Rüstungen, und namentlich den Republikanern keinen Raum zur völligen Unterdrückung der königlichen und gemäßigten Parteien zu lassen. Preußen hätte nun vor Ende Juni seine Truppen in Coblenz versammelt haben können — sie setzten sich, zu Anfang des Monats, in fünf Colonnen dorthin in Bewegung — allein Hohenlohe mußte erklären, daß jene 16,000 Oesterreicher zur Deckung des Oberrheins erst Ende Juni in Freiburg, die 23,000 aber zur Verstärkung des Hauptheeres nicht vor Ende Juli in Mannheim anlangen könnten. So wurde alles auf diesen Zeitpunkt verschoben. Man konnte in Deutschland mittlerer Weile die Kaiserkrönung Franz II. behaglich vollziehen und die säumenden Reichsstände zur Bewaffnung treiben: wie traurige Folgen sich aber in Frankreich aus der Verschleppung ergaben, haben wir bereits gesehen." Dumouriez hatte nämlich Zeit, sich zu rüsten, und die Jakobiner stürzten den Thron des Königs um, den die alliirten Heere hatten aufrecht erhalten sollen.

Die Erörterung der Coalitionspolitik ist das Haupt-

Digitized by Google

verdienst in dem Werke des Herrn von Sybel. Doch wirft er auch manches neue Licht auf die Parteikämpfe in Paris. Mir scheint er einzelnen neuen Entdeckungen oder Erwägungen hin und wieder zu viel Gewicht beizulegen, z. B. der Entdeckung, daß der Einfluß auf die Wahlen zum Convent ein Hauptmotiv der Septembergreuel gewesen seyen. Es waren auch noch andere in den Umständen liegende Antriebe vorhanden, nicht blos der Wahltermin, und es wurde ja überhaupt nicht blos in Paris gewählt. Wegen weniger Pariser Stadtwahlen brauchte man keine so gewaltige Anstrengung zu machen.

Uebrigens vermögen wir weder die Schreibart des Verfassers zu bewundern, noch seine Grundansicht von der Revolutionszeit zu theilen. Er spricht zwar sehr viel von den Fehlern und Sünden des alten Hofes und der alten Aristokratie in Frankreich, gedenkt aber mit keinem Worte der tiefen Corruption, die nicht minder bei den Philosophen, Freidenkern und Schöngeistern herrschte. Es fällt ihm nicht ein, den großen Abfall von der Kirche in seiner Bedeutung für die Revolution zu würdigen. Er spricht im Gegentheil, wo er den Gegenstand berührt, immer nur zu Gunsten der modernen Bildung, die er für schlechterdings berechtigt hält, und bezeichnet die alte Kirche, wie den alten Feudalismus, als etwas, das nothwendig dem Geist der neuen Zeit habe weichen müssen. Eben so ist er von der Vortrefflichkeit des Nivellirens aller Stände, der unbeschränktesten Gewerbefreiheit ꝛc. vollkommen überzeugt und segnet die Revolution wegen dieser Errungenschaften (S. 218). Auf einem solchen Standpunkt konnte der Verfasser natürlicherweise auch die damaligen deutschen Zustände nicht richtig würdigen. Zwar beklagt er die politische Verkommenheit in den Duodezstaaten, rühmt aber die damalige Bildung und Aufklärung als etwas ganz Herrliches, und läßt keinen Gedanken davon aufkommen, daß gerade diese Aufklärung mit ihrer antikheidnischen und französischen Tendenz, Irreligiosität, Frivolität, Sentimentalität die gebildeten Klassen der deutschen Nation entnationalisirt und entnervt habe.

Das Verdienst des Verfassers um die Geschichtskunde würde größer gewesen seyn, wenn er die wichtigsten Aktenstücke, die zu seiner Kenntniß kamen, hätte abdrucken lassen. Wer das Glück hat, neue Urkunden zur Geschichte benutzen zu können, sollte wenigstens die wichtigsten wortgetreu mittheilen und sie nicht blos im Text der Geschichtserzählung, wie ein Advokat in seiner Rede, zur Unterstützung eigener Meinungen brauchen.

Geschichte.

Die nordisch-germanischen Völker, ihre ältesten Heimathsitze, Wanderzüge und Zustände. Eine Uebersetzung der beiden ersten Abschnitte von P. A. Munch „Det norske Folks Historie" von G. Fr. Clausen. Mit Uebersichtskarte. Lübeck, Dittmar, 1853.

Nach einer sehr anziehenden Schilderung der skandinavischen Halbinsel in ihrem Urzustande als Urwald, und ihrer ersten Bewohner, nomadisirenden Finnen auf den waldlosen Hochebenen (dem uralten Revier zahlloser Rennthiere), kommt Munch auf die germanische Einwanderung zu sprechen und widmet derselben eine sehr ausführliche Untersuchung. Seine Ansicht ist neu und für die Geschichte der gesammten deutschen Nation wichtig.

Munch glaubt nämlich die Tradition fast aller deutschen Stämme, der zufolge sie aus Skandinavien hergekommen seyn sollen, nicht so bequem von der Hand weisen zu dürfen, wie es von den Geschichtschreibern bisher zu geschehen pflegte. Zwar fällt ihm nicht mehr ein (wie es früher schwärmerischen Patrioten im Norden oft begegnete), an einen nordischen Urstamm zu glauben, von dem sich nach und nach alle deutschen Stämme in fündlicher Verbreitung abgezweigt hätten; allein er nimmt an, sämmtliche im Süden verbreiteten deutschen Stämme seyen dennoch aus Skandinavien gekommen, sofern alle von Rußland aus über die Ostsee erst nach Skandinavien und von da weiter nach Deutschland gewandert seyen. Die Herkunft aus Skandinavien ist ihm zufolge keine Abstammung, sondern bezeichnet nur den gemeinsamen Weg, den alle deutschen Stämme über Skandinavien aus Rußland genommen haben, einer nach dem andern. Es ist bekannt, daß die heutigen Russen diesen ihren Namen nur von den nordischen Warägern angenommen haben, daß unter dem alten Rußland (Gardariker) nur ein nordisch-germanisches Reich zu verstehen war, dessen Gründer, Fürsten und Fürstinnen lauter nordisch-germanische Namen führen: Rurik (Roderich), Igor (Ingvar), Olga (Helga) ꝛc. Auch war zwischen diesem Gardarik und Skandinavien von uralter Zeit her Verbindung, die ältesten Sagen weisen darauf hin. Munch hält nun für das Wahrscheinlichste, daß die ältesten Sitze aller deutschen Stämme in jenem nordrussischen Gardarik zu suchen seyen, daß diese Stämme nicht südwärts gegen Niemen, Weichsel und Oder, sondern westwärts über die Ostsee nach Schweden, Norwegen und Dänemark vorgedrungen seyen

Digitized by Google

und daß sie erst von hier aus Norddeutschland bevölkert hätten. Durch ihr Vordringen, glaubt er, seyen die vorher in Norddeutschland angesessenen keltischen Völkerschaften der Kimbern und Teutonen vertrieben worden.

Wir geben hier die, das Ergebniß der Munch'schen Untersuchungen zusammenfassenden Hauptstelle S. 51: „Wenn diesemnach nicht allein die Berichte der älteren griechisch-römischen Schriftsteller, sondern auch die eigenen Sagen der Germanen aus ihrer Vorzeit bestimmte Andeutungen darüber enthalten, daß alle einzelnen Nationen des großen Hauptvolks vom Norden, ja sogar von Skandinavien oder Schonen gekommen sind, so kann man es auch nicht länger als zweifelhaft ansehen, daß dieß wirklich die letzte Wanderungsbahn der Germanen gewesen ist, und daß sie in einer fernen Vorzeit sich gleichsam zwischen die Kelten und Wenden eingekeilt oder die unbewohnten Landstriche zwischen beiden in Besitz genommen und allmälig sich nach Süden, Osten und Westen ausgebreitet haben, bis sie mit den Römern zusammentrafen. Woher aber und wie die Germanen zunächst nach dem Norden gekommen, darüber vermissen wir vollkommen klare oder unmittelbare Andeutungen. Wir wissen zwar, daß es in den Jahrhunderten, wo die Germanen im Allgemeinen und Bewohner des Nordens insonderheit nicht viel größere Cultur kannten, als sie noch zu Anfang des Mittelalters hatten, mehrere sehr befahrene Handelswege zwischen der Ostsee und dem Morgenlande gab, theils über Gulland, Oesel und die Düna, theils über die Aalands-See, Esthland oder Finnland, den Ladoga und die Wolga; theils endlich über das weiße Meer, die Dwina und Wolga. Wir haben zugleich gesehen, wie die Urheimath der Germanen aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen den Tschuden am nördlichen Eismeere und den Scythosarmaten in dem heutigen Südrußlande zu suchen ist. Es hat daher die Annahme am meisten Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Germanen auch auf diesem Wege über die Ostsee nach der nordischen Halbinsel gelangt; einige derselben, nämlich die eigentlichen Deutschen, wohl südlicher, andere wohl nördlicher, daß ferner die zuerst Angelangten nach und nach weiter nach dem Süden gezogen und deren Wohnsitze wiederum von den später Nachkommenden eingenommen worden sind; daß sie endlich vom äußersten Rande (Skandia) der Halbinsel wieder über die See fuhren; daß aber die Gothen vornehmlich ihren Wohnsitz in dem südlichsten Theile der Halbinsel auf den Inseln und der jütischen Halbinsel aufschlugen."

Die Ansicht Munchs hat allerdings Vieles für sich, vermag jedoch keineswegs Alles aufzuklären, was in Bezug auf die Einwanderung der Deutschen bisher noch im Dunkel blieb. Er selbst erkennt mit vielem Scharfblick die noch unausgefüllten Lücken der Forschung, nämlich die Frage, welcherlei Völker zwischen Kelten und Skythen gesessen oder wie sie sich berührt haben? „Es ist jedenfalls sehr mißlich, ja fast unmöglich, zu errathen, welche Nationen sich solchergestalt zwischen Kelten und Skythen eingekeilt haben mögen, wenn man nicht annehmen will, daß es einige wenige Finnen- oder Tschuden-Haufen gewesen." Die Hauptfrage ist wohl: wie kam es, daß die deutschen Völkerstämme nach der Hypothese Munchs ausschließlich an die Ostsee und über dieses Gewässer hinüber in die Urwälder und Steinöden des rauhen Skandinavien getrieben wurden? waren es nicht zahlreiche und tapfere Stämme, den slavischen, finnischen und keltischen Stämmen stets überlegen? Lag es ihnen demnach nicht viel näher, sich gegen Süden auszubreiten und fruchtbarere Länder einzunehmen? Ja, waren es denn nicht deutsche Stämme, die schon frühzeitig bis an das schwarze Meer und an die Donau vorgedrungen waren? Hat J. Grimm Unrecht, wenn er die Geten mit den Gothen verbindet? oder wodurch hätte Munch ihn widerlegt?

Wenn ferner auch die meisten süddeutschen Stämme, Gothen, Longobarden, Heruler 2c. ihre Abstammung aus Skandinavien herleiten, so leiten dagegen die Skandinavier selbst die ihrige wieder aus dem Süden ab. Nach der Ynglingasaga kam Odin, der den Zug der deutschen Wandervölker nach dem Norden führte, zuerst aus Asaland, zog von hier westwärts nach Gardariki, und von da südwestwärts nach Saxland, und endlich von hier aus über den Sund nach Schweden. Auch die Franken hatten eine Sage von ihrer südlichen Herkunft, und wie fabelhaft sie immer klingen mag, ist ihr in Bezug auf die Richtung, aus welcher das Volk gekommen seyn soll, doch gewiß eben so viel Glaubwürdigkeit zu schenken, als den Sagen über den gothischen und longobardischen Auszug bei Jornandes, Paulus Diaconus und Saxo. Munchs Forschungen haben das unbestreitbare Verdienst, neuerdings wieder auf die zu früh und zu vollständig fallen gelassene Herkunft wenigstens eines bedeutenden Theils deutscher Stämme aus Skandinavien aufmerksam gemacht zu haben, vermögen jedoch die andere Ansicht von einer mehr südlichen Herkunft nicht ganz zu entkräften.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 73. 10. September 1853.

Theaterwesen.

Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution. Nach dem Französischen des Toubin u. A. Zweite Ausgabe. Hamburg, Meißner und Schirges, 1853. S. 153.

Man lernt aus dieser kleinen Schrift den Einfluß der Pariser Theater auf die Revolution ziemlich gut kennen. „Lange Zeit vor der National-Repräsentation waren die Neger auf deu Theatern schon emanzipirt, die Vorrechte des Adels waren aufgehoben, die Ehescheidung eingesetzt, die geistlichen Gelübde und die Ehelosigkeit der Priester abgeschafft. — Man wende mir nicht ein, daß die Idee aller dieser Reformen von den Encyklopädisten in Umlauf gesetzt worden sei. Der Philosoph wendet sich in seiner abstracten und wissenschaftlichen Sprachweise nur an die Intelligenten, welche sich immer in der Minderzahl befinden, und spricht zu ihnen vom einsamen kalten Kämmerlein des Gelehrten aus. Das Theater hingegen packt die in einer glühenden Atmosphäre versammelten Massen auf ein Mal und bei allen Sinnen, und wirkt deßhalb mit einer andern Gewalt auf sie. Man liest, vergißt; aber man sieht, und der Eindruck ist bleibend.“

Toubin hätte wohl darauf aufmerksam machen können, daß überhaupt vor der Revolution das Theater angefangen hatte, die Kirche zu ersetzen. Alle Liebe und Verehrung, die man vorher dem Altar zugewandt hatte, richtete sich jetzt auf die Bühne. Man empfing das neue Evangelium von den Brettern herab und vergötterte nur noch Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen. Die Kirche ordnete sich der Bühne unter. Als Mlle. Guimard, eine der ersten Pariser Tänzerinnen, das Bein brach, wurde in Notre Dame für dieses berühmte und allgeliebte Bein eine „wahrscheinlich gut bezahlte“ Messe gelesen. Das Theater war in Paris wichtiger als die Akademie, wichtiger selbst als der Hof. Nichts bewegte Frankreich, was nicht von der Bühne benutzt, zur Schau gestellt oder wenigstens in witzigen Anspielungen ausgebeutet und beklatscht wurde. Früher Hoffscandale, später die revolutionären Ideen. Wie ein Affe nicht satt werden kann, sich im Spiegel zu besehen, so bewunderte sich Frankreich in seinem Theater und jede neue Grimasse erweckte ihm unendliches Entzücken. Wie aber früher, als die Autorität der Kirche noch galt, ein positiver Glaube vorgewaltet, so nahm unter der Herrschaft des Theaters die Verneinung, die alles vernichtende Kritik, der nichts schonende Witz die Oberhand. „Wie dürftig und niedrig, wie flügellos und kriechend ist die Poesie dieser Zeit! Witz im Ueberfluß und vom besten, Blumensträuße für Chloris, mit dem auserlesensten Geschmack gewunden, die feinsten Epigramme, aber nicht eine Thräne, nicht ein Schrei der Verzweiflung, nicht ein Fleckchen blauen Himmels, nicht ein mystisch perlender Thautropfen, nicht ein Echo unter dem grünen Rasen der Gräber! Witz und wiederum Witz; nichts weiter. Hätte man wenigstens gezweifelt, auch der Zweifel ist eine poetische, erhabene Religion, aber das 18te Jahrhundert kannte nur die Negation, die mathematische, brutale Negation, und aus dieser erwächst die Leere der Gemüther.“ An die Stelle des in der Kirche gefeierten Heilandes, der das Evangelium der Liebe verkündet, trat der im Theater gefeierte Voltaire, der personificirte Spott und Haß. Voltaire wurde damals in allen französischen Theatern vergöttert, seine Büsten und Statuen unaufhörlich bekränzt. Die Revolution feierte ihm großartige Todtenfeste und übertrug seine Gebeine ins Pantheon.

Gleichwohl hörte der Witz unter der Schreckenszeit der Revolution so ziemlich auf. Lafayette und Madame Roland forderten langweilende Tugendphrasen; der souveraine Pöbel duldete nur noch hohle Declamationen

Digitized by Google

und cynische Rohheiten. Auch folgten sich die Ereignisse so rasch, daß die Dichter gar keine Zeit zur Besinnung behielten. Die erste revolutionäre Periode des Theaters sah noch einigermaßen bessere Stücke, indem die Constitutionellen doch einige Jahre am Ruder und ihre Grundsätze schon lange vorher die beliebten waren. So konnte Chenier, der Lafayette der Bühnenwelt, das Pariser Publikum ziemlich lange mit seinen Tendenztragödien befriedigen. Sein berühmtestes Stück, Karl IX., brachte die Bartholomäusnacht auf die Bühne und zeigte den Franzosen einen ihrer Könige, wie er seine Unterthanen massenweise umbringen läßt und eigenhändig aus den Fenstern des Louvre auf sie hinabschießt. „Die Chenier'sche Tragödie machte auf den Geist der Menge einen tiefen Eindruck, wie alle Journale dieser Zeit bestätigen. ‚Eine einzige Vorstellung Karls IX.‘, sagte Rabaut St. Etienne, ‚reichte hin, um all das Uebel, welches die Journalisten der Contre-Revolution gegen die Sache der Freiheit vorhatten, aufzuheben. Eine einzige Vorstellung Karls IX. wandte der heiligen Sache der Freiheit mehr Bürger zu, als die Civilliste monatlich mit ihrem Gelde bestechen konnte‘. Das Journal von Mercier und Carra drückte sich in noch kräftigeren Worten aus: ‚Wir können in Zukunft‘, so las man darin, ‚jeden Tyrannen erbleichen machen, indem wir ihm unter einem andern Namen die eigenen Frevel vor Augen führen‘. In wenigen Tagen gaben alle Provinzialtheater Karl IX., und überall wurde das Stück mit gleichem Beifall begrüßt. Zu Douai spielte man es am Tage der Leistung des Bürgereides der Nationalmiliz, Soldaten und Nationalgardisten umarmten sich mit Entzücken während er Vorstellung.“ In Paris wurde das Stück auf zwanzig Theatern zugleich aufgeführt.

Diesem berühmten Trauerspiel trat ein Lustspiel an die Seite, welches fast eben so viel Glück machte und nicht weniger Einfluß auf die Revolution übte, réveil d'Epiménides von Flins. Bekanntlich hat es Göthe nachgeahmt. Göthe's Copie, eines seiner schwächsten Stücke, hat nicht den mindesten Eindruck auf das deutsche Publikum gemacht. Flins dagegen übte mit seinem Original einen ungeheuern Effekt aus. Der Gedanke ist: Epimenides, seit Jahrhunderten entschlafen, wacht wieder auf und findet die moderne, ihm ganz fremde Welt, deren Charaktere ihm entgegengeführt werden, für die Satire ohne Zweifel sehr ausgiebig.

Unzählige andere Tragödien und Comödien überschwemmten die französischen Bühnen während der Revolution, aber alle ohne Talent geschrieben, nur von politischer Leidenschaft diktirt und schnell improvisirt. Da gab es keinen König oder Kaiser, der irgend als Tyrann in der Geschichte gebrandmarkt war, der nicht in karrikirter Abscheulichkeit auf die Bretter wäre gebracht worden. Noch ärger aber spielte man der Kirche mit, le mariage du pape war ein beliebtes Stück; Cardinäle, Bischöfe, Mönche und Nonnen wurden auf die Bühne gebracht, um vor den Augen eines wiehernden Publikums die schändlichsten Blasphemien zu sagen und wüste Orgien zu feiern. Alle diese zahllosen und Jahre lang wiederholten Darstellungen hatten ein einziges Motiv, den Haß, der noch den Witz überlebte. Wie blind aber auch dieser Haß war und wie tief das Pariser Publikum hinuntergesunken war, indem es sich solchen Theaterfreuden ergab, so lag doch in diesen entsetzlichen Erscheinungen eine tiefe Lehre für die Könige wie für die Priester. Hatten die Könige, hatten die Priester nicht wirklich und namentlich in der Periode, welche der französischen Revolution vorherging, in ihrem Uebermuth sich schwer versündigt und hatten sie es nicht verdient, daß ihnen jetzt das Sündenregister vorgehalten wurde? Ludwig XV. und Cardinal Bernis sind die wahren Väter der Robespierre's und Dantons gewesen.

Indem wir das lehrreiche kleine Buch unsern Lesern empfehlen, bedauern wir, daß sich der deutsche Uebersetzer gemüßigt gesehen hat, das vernünftige französische Original in unvernünftigen Noten unter den Text zu glossiren, worin er unter andern bitter beklagt, daß man in Deutschland noch so bigott sey, in der Charwoche die Theater geschlossen zu halten, und worin er seine Bewunderung für Daumer, Ruge rc. ausspricht, die mit den scharfen Waffen ihrer Wissenschaft den christlichen Aberglauben zertrümmern.

Auswanderungssache.

Ueber die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Karlsruhe, Buchdruckerei von Malsch und Vogel, 1853.

In dieser kleinen Flugschrift wird die „Auswanderungsspekulation charakterisirt. In Amerika leben nämlich eine Menge Leute vorzugsweise von der Bethörung und Ausbeutung der deutschen Auswanderer, und die zahllosen Schriften, in denen sie zum Auswandern auffordern, dienen als Köder. „Offenbar sind die meisten der s. g. Handbücher oder Führer für Auswanderer entweder von Spekulanten im Auswanderungsgeschäft selbst oder von Individuen verfaßt, welche um Lohn für sie

Digitized by Google

arbeiten, und welche Wahrheiten oder Lügen schreiben, je nachdem es bestellt oder bezahlt wird. Es ist ganz leicht erklärlich, aus welchem Grunde die von Auswanderungsspekulanten verfaßten oder bestellten Schriften nur Herrliches und Schönes über Amerika, und so manches Unerfreuliche, Widerwärtige über Deuschland enthalten. In ihrem wohlverstandenen Interesse müssen diese Leute gegen Deutschland, und für Amerika auftreten, sonst können sie keine guten Geschäfte machen. Es gehört dieses zu ihrem Handwerk, es ist sogar eine der wesentlichsten Bedingungen desselben. Wir bitten die freundlichen Leser, jedes dieser Worte wohl zu erwägen, weil sonst unser Schriftchen im Zusammenhang nicht so klar erscheint."

Abgesehen nämlich von dem Elend, dem Tausende von deutschen Auswanderern entgegengehen, indem sie den Spekulanten in Amerika in die Hände fallen, hält der Verfasser auch dafür, jene Auswanderungsliteratur untergrabe in Deutschland selbst die vaterländische Gesinnung und Treue, indem sie die in Deutschland bestehenden Zustände in demselben Maße als unerträglich schildern, wie sie die nordamerikanischen gegen alle Wahrheit preisen und loben. Das könne zuletzt nur Wasser werden auf der Mühle der Demokratie. Er hat damit sicher nicht Unrecht, doch wird seine kleine Schrift vielleicht deßhalb nicht goutirt werden, weil jeder Besonnene einsieht, daß eine Auswanderung der deutschen Uebervölkerung unerläßlich ist, die doch irgend wohin stattfinden muß und gegenwärtig immer noch am bequemsten nach Amerika sich verläuft. Gegen die Auswanderung an sich möchten wir nicht reden, sie scheint uns absolut nothwendig. Wir stimmen aber vollkommen mit dem Verfasser darin überein, daß wir die Zustände beklagen, denen unsere deutschen Landsleute in Amerika entgegengehen.

Die Vereinigten Staaten gewähren dem Schlechtesten, was sich irgend in der Gesellschaft geltend machen kann, zu viel Spielraum. „Tritt uns dort nicht allenthalben die empörendste Heuchelei, Lug, Trug, Hinterlist, niedriger, gemeiner Eigennutz, Raubsucht und Geldgier, widriger Schacher, Handwerksneid und Krämersinn entgegen? — Wird dort nicht die Gerechtigkeit, die Heilkunde, ja selbst die Religion nach den Grundsätzen schmutziger Spekulation betrieben? — Wird nicht unter dem Schutze jener herrlichen demokratischen Verfassung, und im Namen der Freiheit, die unchristlichste grausamste Sklaverei, Sklavenzucht, Seelenhandel und Menschenhetze geduldet? Und was läßt sich denken von dem trockenen, nüchternen Alltagsleben, von der Geschäftswuth und dem Geldhunger, von dem widrigen Geldstolz und Hochmuth, welche unter dem Schutze jener herrlichen Gesetze und Institutionen dahinschleichen und sich breit machen? Freilich gibt es in Amerika keine stehenden Heere wie in Deutschland, in welchen die Erziehung der ärmeren Klassen ihre Vollendung findet; dagegen hat man dort ein Heer von Räubern, Dieben, Mordbrennern und Gaunern, eine zahllose Armee des frechsten, zügellosesten und rohesten Pöbels. — Vergebens sucht man bei amerikanischen Kindern den jugendlichen Frohsinn oder die zarte kindliche Anmuth und Unschuld, welche in Deutschland aus dem Unterricht in der christlichen Religion entspringen. Entweder zeigt sich thierische Rohheit und empörender Stumpfsinn, oder eine gewisse merkantile Schlauheit, die an Kindern doppelt unnatürlich und widerlich erscheint. Die kleinsten Kinder von kaum fünf Jahren reden von Geschäfts- oder Handelssachen, und bedienen sich kaufmännischer Ausdrücke. Ueberall treiben Kinder thatsächlich Schacher und Handel, während Geldgier aus ihren Augen leuchtet. — Viele Familien in Amerika schicken ihre Kinder lieber gar nicht in die Schule, um sie nicht der schreckhaften Sittenverderbniß, womit die demokratische Jugend behaftet ist, auszusetzen. Es geht diese Demoralisation der republikanischen Kinder an's Grauenhafte, und es ist die Zahl der Kinder, welche Verbrechen, selbst Mordthaten begehen, in der That nicht gering."

Die religiöse Grundlage, stammend aus dem Puritanismus, dem Quäkerwesen ꝛc. der ersten Ansiedler, beginnt zu wanken. Die Religion ist Sache der Spekulation geworden, wie alles Andere. Die Prediger sind buchstäblich Miethlinge, die (wie die Lehrer) ihre Dienste zeitweise verdingen und sich wegen steigernder Concurrenz in Charlatanerie und Sektenunsinn überbieten. Neben ihnen schwillt aber immer ungeheuerlicher die Masse derer an, die gar keinen Glauben mehr haben. Und das kann auch nicht anders seyn, da selbst die gläubigen Sekten der Demokratie auf alle Weise schmeicheln.

Das politische Leben ist eben so unerquicklich, wie das kirchliche, denn auch die Wahlen sind nur Spekulation schlauer Demagogen. Wenn man von Freiheit da reden dürfte, wo die Sklaverei gesetzlich besteht, wenn man auch jene Sklaverei als nothwendiges Uebel hinnähme, so würde immer noch die Freiheit Amerikas hinter der des monarchischen Europas zurückstehen, denn in Nordamerika darf man weder reden noch schreiben, noch gehen und stehen anders, als es der souveraine Pöbel erlaubt, sonst erliegt man sogleich dem Lynchgesetz.

Das Merkwürdigste in der vorliegenden Flugschrift ist der S. 47 in die Zukunft geworfene Blick. Der Verfasser ist überzeugt, die angloamerikanische Race sey

Digitized by Google

in großer Entartung begriffen und werde ihre ausschließliche Herrschaft nicht behaupten können, die deutsche Race sey auf amerikanischem Boden eben so dumm, schwach, uneinig und Beute und Opfer der Nachbarn, wie irgend auf dem europäischen, und habe wohl alle Laster, aber nicht alle ihre alten Tugenden mit über das Wasser genommen. Dagegen erscheinen ihm die zahlreichen Irländer berufen zu seyn, künftig einmal die erste Rolle in Amerika zu spielen. „Die Deutschen, wären sie einig, dürften sich als Nationalität kühn in den Vordergrund stellen, denn sie haben dazu, den übrigen Nationalitäten gegenüber, volle Berechtigung, und es fehlt bei ihnen weder an der hiezu nothwendigen Intelligenz noch an physischer Macht und Stärke. So aber ist bis heute noch das deutsche Element in Nordamerika, als Ganzes, ohne alle Bedeutung, und die Deutschen stehen sowohl den Anglo-Amerikanern als den Irländern an Einfluß durchaus nach. Auch ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß deutsche Kultur und Civilisation, deutsches Leben, in Amerika je Wichtigkeit erlangen oder gedeihlich aufkommen werde, denn die beiden andern hervorragenden Nationalitäten bieten Alles auf, solches zu verhindern, wobei die Deutschen selbst ihre mächtigsten Helfer sind. Der Hauptgrund der deutschen Schwäche ist natürlich die Zerrissenheit, Eifersucht und Abneigung der verschiedenen deutschen Stämme unter sich, ihre angeborene Leidenschaft für Zank, Streit und Händel und — der Mangel an religiöser Sympathie. Es haben die Deutschen in Amerika unendlich Vieles beigetragen zur Gründung, Entwicklung und Wohlfahrt der Vereinigten Staaten, wenigstens eben so viel, wo nicht noch mehr, als die Anglo-Amerikaner selbst. Ströme deutschen Blutes sind in den amerikanischen Kriegen geflossen und Tausende von Deutschen haben ihr Leben und ihre Glieder eingebüßt. Allein der Nutzen und Vortheil davon ist nicht den Deutschen, sondern nur den schlauen, habsüchtigen Anglo-Amerikanern zu gut gekommen, welche das deutsche Element bisher auf die empörendste Weise hintergangen, niedergehalten und mißbraucht haben. — Ganz anders verhält es sich mit den Irländern in Amerika, welche dort einen ungleich wichtigern Einfluß geltend zu machen wissen als die Deutschen. Die Irländer in Amerika sind bei weitem nicht so bedeutungslos, als sie oft geschildert werden. Sie sind in der Regel weniger mit Vielwisserei und Schulweisheit geplagt, auch ärmer, roher, ungebildeter, als unsere Landsleute. Allein eine rauhe Schale birgt nicht selten die herrlichste Frucht. An gesundem, natürlichem Verstande stehen die Irländer den Deutschen nicht nach, und an physischer Ausdauer und Kraft, wie auch in numerischer Stärke, auch nicht. In einer Hinsicht jedoch sind sie den Deutschen weit überlegen, an Nationalsinn — weil sie das Band nationaler Sympathien fest zusammenhält und — weil dieses Band hauptsächlich noch durch religiösen Glauben gekräftigt ist. Wenn je die Stunde der Entscheidung schlägt, wenn die drei Hauptnationalitäten sich die Oberherrschaft in Amerika streitig machen — und dies kann in Bälde gar nicht ausbleiben — werden die Irländer sicher eine Hauptrolle spielen, und zu zeigen wissen, daß der liebe Gott den nordamerikanischen Continent nicht allein und ausschließlich für die Anglo-Amerikaner geschaffen hat. Es ist schon mehr als einmal behauptet und mit vielen guten Gründen aus der bisherigen Geschichte Amerika's geschickt belegt worden, auch gar nicht unwahrscheinlich, daß die Irländer am Ende die Oberhand über die beiden andern Nationalitäten erlangen werden."

Die Zukunft von Amerika ist ein Problem, das wohl nicht leicht zu lösen ist. Die Jugendlichkeit des dortigen Staatslebens, die Elasticität des Volkes, die ungeheure Arbeitskraft, der Thätigkeitstrieb, der unermeßliche Reichthum lassen noch große Dinge von den Vereinigten Staaten erwarten. Ihr eigentliches Heldenalter steht wahrscheinlich noch bevor. Die vielfache Corruption dort ist keineswegs Entnervung und schließt die Entwicklung großer Energie nicht aus. Die Abwesenheit all jener Sentimentalitätstugenden und Bequemlichkeiten, die in Europa vorwalten, ist dem transatlantischen Aufschwung günstig. Selbst die geringe Moralität, die ausschließlich auf den Erfolg berechnete Praxis wird ihn fördern. Allein auf äußere Macht und Reichthum wird nichts Dauerndes gegründet und Nordamerika trägt in seinem Schooße Keime tiefen Verderbens. Früher oder später wird dort eine kolossale Frechheit zu Tage treten, wird einerseits das Flibustiersystem, wie es bereits gegen Cuba in Gang gekommen, in großartigen Formen sich entwickeln, wird anderseis der kirchliche Zersetzungsprozeß in der Sektirerei immer phantastischere und ungeheuerliche Erscheinungen hervorrufen, wogegen allerdings der irische, wie der spanische Volksstamm im Süden mit der Macht der katholischen Kirche zu reagiren berufen seyn könnte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 74. 14. September 1853.

Geschichte.

Zur Geschichte Griechenlands von seiner Eroberung durch die Kreuzfahrer bis zur Besitznahme durch die Türken, und des Kaiserthums Trapezunt 1204 bis 1461. Von George Finlay. Aus d. Engl. von C. B. Reiching. Tübingen, Laupp, 1853.

Fallmeraier, der in der neugriechischen Geschichte am besten bewandert ist, hat dieses englische Werk gelobt. Es zeichnet sich durch lebendige Darstellung und namentlich auch durch eine verhältnißmäßige Kürze aus. Nichts ist ermüdender, als die Weitschweifigkeit in den orientalischen Angelegenheiten. Die neuesten Zeitungen beweisen es eben so gut als die Byzantiner und manche ihrer Bearbeiter. Kürze und Klarheit allein können die Darstellungen jahrhundertlanger byzantinischer Arglist und türkischer Barbarei erträglich machen.

Die vielen Hofintriguen, Pallastrevolutionen und Kaisermorde in Byzanz erklärt Finlay für ein bloßes Surrogat einer ständischen Controle und regelmäßigen Justiz. Es waren Naturbehelfe, durch die sich die byzantinische Gesellschaft immer bald wieder ins Gleichgewicht setzte. Etwas ganz Aehnliches sind noch in unserer Zeit die so oft wiederholten Pallastrevolutionen in St. Petersburg gewesen. Es ist das Lynchgesetz des Absolutismus. „Streng genommen ist es wahr, daß der Staat nur aus der kaiserlichen Verwaltung bestand, von welcher der Kaiser der unumschränkte Herr war. Die Rechte des Volkes waren in der Pflicht begriffen, den Staat zu unterhalten; politische Freiheiten als Glieder des Staats besaßen sie in der Theorie gar keine. Die Gewalt der Rebellion war die Garantie gegen Unterdrückung.“

In den Kreuzzügen, wie in der Gründung eines lateinischen Kaiserthums in Constantinopel erkennt Finlay vorzugsweise ein Werk der Päpste, denen Alles daran gelegen seyn mußte, sich die griechische Kirche unterzuordnen. „Zwar nahmen die Normanen, Dänen, Norweger, Ungarn und Polen das Christenthum im zehnten Jahrhundert an, aber erst seit dem eilften steigerte ihre Bekehrung den Einfluß und die Macht des lateinischen Clerus merklich, und vergrößerte die Macht und das Ansehen der Päpste. Die Ereignisse, welche auf die politischen Beziehungen der Päpste zum byzantinischen Reiche einen besondern Einfluß hatten, waren: die Eroberung Siebenbürgens durch die Könige von Ungarn, die Niederlassung der Normanen in Italien als Vasallen des päpstlichen Stuhles und die Vertreibung der Griechen und Saracenen aus Sicilien. Die erste dieser Eroberungen verpflanzte das Banner der Päpste in den Osten und führte ein starkes Bollwerk auf gegen den Fortschritt der griechischen Kirche nach Westen, mochte sie nun von Constantinopel oder Rußland aus vorzubringen suchen; durch die zweite wurde eine Anzahl reicher Pfründen, die früher von griechischen Geistlichen eingenommen wurden, auf die Lateiner übertragen, und durch die normanische Eroberung Siciliens wurde die Geistlichkeit dieser Insel, die unter den Saracenen von dem Patriarchen von Constantinopel abhängig geblieben war, mit der lateinischen Kirche vereinigt.“ Der byzantinische Kaiser war das letzte große Hinderniß einer Unterwerfung der griechischen Christen unter den römischen Stuhl. Es schien beseitigt, sobald die Niederländer, Lombarden und Venetianer Constantinopel eroberten und Graf Balduin von Flandern sich daselbst auf den kaiserlichen Thron setzte. Allein die Dinge kamen ganz anders, als man vorausgesetzt hatte. Die Griechen wurden gerade unter dem Druck neuer abendländischer Feudalherren der römischen Kirche abgeneigter als je und würden sich vielleicht eher unter Rom gefügt haben, wenn die Selbstständigkeit jenes Reichs nicht durch die Abenteurer aus dem Westen so wild gestört

Digitized by Google

worden wäre. Der Grieche lernte wählen zwischen dem Druck der Türken und der Franken und fand jenen zuweilen gelinder.

Gerade damals regierte einer der kräftigsten Päpste, die je auf dem h. Stuhl saßen, derselbe Mann, vor dem der Stern der Hohenstauffen unterging, und der gleichwohl nicht im Stande war, die gröbsten und der römischen Kirche verderblichsten Unordnungen in Griechenland zu hindern. „Die Neigung zum Temporisiren, die Innocenz den Kreuzfahrern gegenüber von der Zeit an zeigte, als sie den wahren Zweck, weßhalb sie das Kreuz genommen, verließen, schwächte seinen moralischen Einfluß und verminderte nur seine Macht. Als er den Angriff auf Constantinopel mißbilligte, und den Zug eines christlichen Heeres, mit dem schimmernden Kreuze auf der Brust eines jeden Soldaten, gegen die größte Stadt der Christenheit verdammte, erwarteten die Kreuzfahrer, daß er ihr Vergehen eben so leicht übersehen würde, als er die Erstürmung von Zara verziehen hatte. Ihre Annahme war nicht falsch; denn der Papst sah ihren glücklichen Erfolg als einen Beweis an, daß der Wille des Himmels ihre ungerechte Handlung geheiligt habe, und der h. Vater empfahl den Siegern, den Besitz eines Landes zu behalten, das Gott in ihre Hand gegeben. Er bestätigte die Aufhebung des Bannes, womit er selbst das Heer belegt hatte, obschon dieselbe durch seinen Legaten ohne seinen ausdrücklichen Befehl stattgefunden, und gab auf diese Art sogar für Geistliche die Gewähr, in politischen Angelegenheiten sich in die päpstliche Autorität mischen zu dürfen. Innocenz duldete auf gleiche Weise von seinem Legaten die Freisprechung der Kreuzfahrer von ihrem Gelübde, das heilige Land zu besuchen, unter der Bedingung, daß sie ein Jahr weiter gegen die Griechen dienten, und schrieb an die Erzbischöfe Frankreichs, um ihnen die Ergänzung der Reihen sowohl des Clerus als der Truppen im lateinischen Reiche zu empfehlen, indem sie den Auswandernden Reichthum und Absolution für ihre Sünden versprechen sollten. Daß die Gerechtigkeit der Politik solche Zugeständnisse machte, und das Haupt der Kirche gegen den irdischen Erfolg eine offene Nachgiebigkeit zeigte, blieb von den Eroberern nicht unbemerkt. Die Venetianer sahen dieß als eine nach den Zeitumständen sich richtende Politik priesterlichen Ehrgeizes an, während die frömmeren Franken es als eine Garantie annahmen, daß wegen ihres Eifers gegen die griechischen Häretiker alle ihre Verbrechen vom Himmel verziehen seyen. Unter der Leitung solcher Principien wurden die Unordnungen in der Kirche bald unerträglich. Die Venetianer suchten den Patriarchen zu nöthigen, nur venetianische Priester für die erledigten Stellen zu bestimmen, der fränkische Clerus verweigerte die Anerkennung des Patriarchen als seines Obern, und Morosini begann bei seiner Ankunft in Constantinopel sein Amt damit, daß er den halben Clerus des Reiches excommunicirte. Viele Priester, nachdem sie Lehen erhalten, zwangen die auf diesen Gütern wohnenden Griechen, den auf den Grundstücken haftenden Zins oder Dienst abzulösen, und wenn sie das Geld eingesammelt hatten, verließen sie das Lehen und kehrten mit ihrem schmählichen Gewinn in ihr Vaterland zurück. Zu diesen Schwierigkeiten mit dem Papste, den Kreuzfahrern, den Venetianern und der fränkischen Geistlichkeit kamen noch die Hindernisse, die sich bei der Ordnung sowohl der Verhältnisse zwischen dem lateinischen Clerus und den Priestern erhoben, die sich mit der römischen Kirche vereinigt hatten, als auch der Verhältnisse zwischen der römischen Kirche und jenen Griechen, die noch den Supremat des Papstes leugneten, und ihren Nationalgebräuchen und den Lehren der orthodoxen Kirche anhingen.“ Dazu gesellten sich noch die Uneinigkeiten unter dem fränkischen Heere, die Unbotmäßigkeit ihrer Vasallen ꝛc.

Gleichwohl waren die Franken in Griechenland im Anfang des 13ten Jahrhunderts sehr mächtig, weil sie den Griechen an ritterlicher Heldenkraft und sittlicher Haltung weit überlegen waren. Wir wollen nur das interessante Bild hervorheben, welches damals Athen, der uralte Sitz hellenischer Kultur, darbot. Kaum war Constantinopel von Balduin erobert, als ein gewisser Leo Sguros im Peloponnes sich zum Usurpator aufwarf und auch Athen sich unterwerfen wollte. Der Bischof von Athen behauptete jedoch die Akropolis. Unterdeß rückten die Franken heran. Leo stellte sich ihnen in den berühmten Thermopylen entgegen, war aber kein Leonidas. Nach seiner Niederlage zog der Sieger Otto, aus dem altfranzösischen Geschlechte de la Roche, in Athen ein und wurde daselbst Herzog unter der Lehnsherrschaft des Kaiser Balduin. Auch behauptete sich seine Familie hier das ganze Jahrhundert hindurch, und als sie im Jahr 1308 ausstarb, folgte ihr Walter von Brienne im Besitz. „Als dieser das Herzogthum antrat, nahm es unter den europäischen Staaten eine weit höhere Stellung ein, als gegenwärtig das Königreich Griechenland. Der Spanier Muntaner, der mit all' den reichen Ländern um das Mittelmeer herum, damals dem blühendsten Theil der Welt, wohlbekannt und mit den prächtigsten Höfen Europa's vertraut war, sagt, daß die Herzoge von Athen unter die größten Fürsten gehörten, welche den Königstitel nicht besaßen. Er

Digitized by Google

hinterließ uns eine Beschreibung des athenischen Hofs, die uns einen hohen Begriff von der Pracht desselben gibt, und er erklärt, daß der Adel des Herzogthums damals eben so gut französisch sprach, als die Pariser selbst. Die Stadt war groß und wohlhabend, das Land mit Dörfern bedeckt, deren Ruinen noch an Orten nachgewiesen werden können, die keine Spuren hellenischer Niederlassungen zeigen. Wasserleitungen und Cisternen gaben damals dem jetzt unfruchtbaren Lande Fruchtbarkeit; Oliven-, Mandel- und Feigenbäume waren mit Weinbergen untermischt, und Obstgärten bedeckten den Boden, der nun aus Mangel an Bewässerung den Heerden nomadischer Schäfer nur eine dürftige Weide gewährt. Baumwolle, Seide und Leder aus Attika beschäftigte damals einheimische Manufakturen und stand auf den europäischen Märkten in hohem Preis. Der athenische Handel war beträchtlich und der Luxus des herzoglichen Hofes von Athen war in allen Ländern des Abendlandes, wo die Ritterschaft blühte, berühmt."

Es war indessen doch nicht möglich, Griechenland mit dem römischen Abendlande zu assimiliren. Die fränkischen Heere wurden, da sie nicht genug vom Mutterlande Nachhülfe bekamen, in ihren Colonien von den alten Einwohnern allmälig überholt und endlich kamen die Türken. Der Kampf zwischen den Franken und Griechen, zwischen den römischen und byzantinischen Bischöfen trug nur dazu bei, den Türken die Eroberung zu erleichtern.

Es ist sehr interessant, das damalige Wachsthum der türkischen Macht mit der entsetzlichen Confusion im christlichen Abendlande zu vergleichen. Gerade in den Zeiten, in welchen die römische Kirche durch das Schisma, das deutsche Kaiserthum durch die Unbotmäßigkeit seiner Glieder zerrissen und auch in Frankreich und England der mörderischste Kampf entbrannt war, gründeten die Osmanen ihre unwiderstehliche Macht. „Das ottomannische Reich," sagt der Verfasser S. 440, „ist eine der auffallendsten Schöpfungen des menschlichen Genius. Es verdankte sein schnelles Wachsthum mehr seinen Institutionen und Gesetzen als den Waffen, und die Einrichtungen, auf welchen seine Größe besonders beruhte, waren das Werk eines einzelnen Häuptlings an der Spitze einer kleinen Schaar von Kriegern, nicht auserwählter Gesetzgeber einer vereinigten Nation. Daher ist der Name Orkhan's nicht unter die Gesetzgeber der Menschheit eingereiht worden. Seine Zeitgenossen waren nicht im Stande, die Tiefe seiner Pläne zu würdigen, und die Geschichtschreiber haben das ottomannische Reich mit so starken religiösen und politischen Vorurtheilen betrachtet, daß sie mit einer Art von geistiger Blindheit seine Anomalien übersahen. Der Großvater Orkhan's fiel in das seldschukische Reich, das damals im Verfalle war, an der Spitze eines Stammes von nur 400 Reitern ein. Ottman, sein Vater, wurde der Statthalter einer seldschukischen Provinz, die er bei der Auflösung des türkischen Reiches von Rum als ein unabhängiges Fürstenthum sich anzueignen wußte. Seine Macht nahm zu, und sein eigener kleiner Kriegerstamm, dessen Name sogar für die Geschichte verloren ist, verschmolz mit den verschiedenen nomadischen Horden, die bald die Reihen seines Heeres anfüllten. Endlich eroberte Orkhan Nizäa, das eine Zeit lang die Hauptstadt des griechischen Reiches gewesen war; damals fing er an, dem Volke, das er regierte, systematische Einrichtungen zu geben und den Grund zu einer politischen Gesellschaft zu legen, die zu einer mächtigen Nation heranwachsen sollte. Möge der Stolz der Europäer das, was Orkhan that, damit zusammenstellen, was Napoleon zu thun unterließ! Orkhan's eigene Ehrfurcht vor der Religion und die Hochachtung, die der Stamm, welchen sein Großvater in das westliche Asien geführt hatte, seinen religiösen und moralischen Pflichten zollte, verlieh den Ottomannen einen hohen Rang unter den Muselmännern. Sie waren tugendhafte Männer unter der verdorbenen Masse der seldschukischen Gesellschaft. Die Familienerziehung dieses Stammes kann man richtiger nach dem Vorrange beurtheilen, den derselbe mehrere Generationen lang vor allen seinen Zeitgenossen hatte, als nach den Deklamationen der Geschichtschreiber über die Laster des Serails. Nicht der Zufall verlieh Orkhan und seinen Nachfolgern einen durch Festigkeit so ausgezeichneten Charakter, daß sowohl Christen als Mohamedaner ihre Unterthanen zu werden suchten, als eine Gewähr für eine genauere Verwaltung der Gerechtigkeit und für eine größere Achtung der persönlichen Rechte, als man damals unter jeder andern Regierung fand. Dieses moralische Uebergewicht darf man nicht übersehen, wenn man nach den Ursachen der schnellen Eroberungen der Sultane sucht. Die merkwürdigste Einrichtung Orkhan's und diejenige, welche den größten Einfluß ausübte, die Macht seines Hauses auszudehnen, war die Art und Weise, wie er ein reguläres Heer zu einer dauernden Gesellschaft organisirte. Dieses Heer hatte keine Heimath als seine Baracken, die Soldaten hatten keine Eltern und keine Verwandte, als ihren Vater, den Sultan. Der Kern dieser Macht war von dem Volke eben so durch Geburt, als durch Gewohnheiten und Aufenthalt abgesondert, er bestand aus Christenkindern — Neophyten, welche die Adoptivkinder des Sultan wurden — und Geweihten, die besonders dazu bestimmt waren, das Glaubensgebiet des Prophe-

Digitized by Google

ten zu erweitern. Viele dieser Kinder waren Waisen, welche die Verheerungen der türkischen Armeen dem Verderben ausgesetzt haben würden, hätte nicht Orkhan dieselben zu Werkzeugen für die Gründung des ottomannischen Reiches umgeschaffen. Allein kein dauerndes Institut kann sich auf zufällige Verstärkungen verlassen. Orkhan legte daher jedem christlichen Dorfe und jeder Stadt, die er seinem Gebiete einverleibte, einen bestimmten Tribut von Kindern auf."

Also war es Disciplin und nichts als Disciplin, was die Herrschaft der Türken begründet und so lange erhalten hat, zur Beschämung der Christen, denen bei allen sonstigen Vorzügen gerade diese Disciplin abging. Denn im 14ten und 15ten Jahrhundert nahm die laxe Observanz auch im Clerus überhand und das Faustrecht verschlang jedes andere Recht. Wir sehen unter ganz veränderten Lebensformen doch dieselbe süße Anarchie auch wieder in unsern Tagen Europa zerrütten und auflösen, während im Osten abermals ein strenger Czaar Disciplin zu handhaben weiß, der mächtiger ist, als es der Osmanne war.

Unterhaltungsliteratur.

Erzählungen von Emma Niendorf. Stuttgart, Mäcken, 1853.

Die ersten unter diesen Erzählungen haben etwas Schwermüthiges und Trauriges. „Madonna Pia" stirbt an Liebesgram und wir sehen ihr allmähliges Hinschmachten und sollen uns an den „melancholischen Freuden" mitfreuen, die auch das Unglück noch begleiten, wie Todesrosen noch auf den Wangen der unheilbar Schwindsüchtigen blühen. Auch „die zwei Nonnen von Lichtenthal" sind solche Bilder des in Klostermauern begrabenen Liebesharmes.

In der folgenden Erzählung „zwei Mütter" begegnet uns wieder eine Schmerzenreiche, diesesmal eine glücklich, aber zugleich unglücklich Verheirathete, die arme Viola, die einen reichen Wittwer heirathen mußte und kinderlos alternd in ihren liebeleeren Stunden sich in Haß verbittert gegen ihren einzigen Stiefsohn, der sie nie beleidigt, aber unwillkürlich ihre Mißgunst erregt. Hier verräth die Verfasserin eine feine Kenntniß des weiblichen Herzens. „Diese Seele, den nächsten Verwandten und Befreundeten undurchdringlich, war es auch stets für die Uebrigen geblieben. Niemand konnte da Haß ahnen, wo alles Wohlwollen verrieth, Egoismus, wo sich nur Aufopferung zeigte. Hatte denn die Lady nicht immer für Alle ein Lächeln gehabt; und weil der Blick das Gemüth verrathen konnte, ihn meist unter den langen Wimpern instinktartig verborgen? Alles war Heimlichkeit bei ihr, Berechnen. Hier prägt sich jenes Schauspielen im Familienleben vollendet aus, welches — man verhehle es sich nur nicht — im Allgemeinen wie ein tiefer Schaden an der Gesundheit unserer häuslichen und geselligen Zustände frißt, und sich als erste Frucht einer feigen, gleißnerischen Erziehung beurkundet, so daß, wie in Europa das Weib nun einmal gestellt ist, sie sich in äußersten Consequenzen auf zwei Polhöhen angewiesen sieht; ihr bleibt kein Drittes zur Wahl: sie muß entweder Heilige oder Mime werden. Das ganze Geschlecht bewegt sich zwischen diesen beiden Spitzen. Es lastete ein Druck auf der Kindheit dieses begabten Wesens. Solcher macht Heuchler und Tyrannen, welche Sklaven Anderer scheinen, aber nur Sklaven eigener Regungen sind. Die Pflanze im Treibhause moderner, besonders weiblicher Erziehung verkrüppelt, weil sie sich nicht frei in geistigem Lufthauche und Sonnenschein tränken darf. Viola war das Opfer der Convenienz, und wie man sie selbst diesem Götzen geschlachtet hatte, brachte sie ihm auch jetzt wiederum alles dar. Ihr Leben war Symbol der Lüge geworden, weil man ihr Lechzen nach Wahrheit nicht zur rechten Zeit gestillt." Aber die edle Verfasserin hätte wohl noch hinzufügen dürfen, daß die Lüge der Gesellschaft aufs engste zusammenhängt mit der religiösen Indifferenz der modernen Erziehung und daß die systematische Entchristlichung der Gesellschaft die Wurzel aller ihrer Uebel ist. Was jene Viola betrifft, so wird sie am Schlusse der Erzählung durch die Liebe beschämt, die ihr der Stiefsohn und dessen junge Gattin aufs unbefangenste widmen. Eine sehr gute Wendung.

Das vierte Frauenbild macht wieder einen tragischen Eindruck. Es ist eine Braut, die am Altar, als sie eben getraut werden soll, anstatt des Traurings einen Trauerring mit Todtenkopf am Finger findet, welches böse Vorzeichen auch bald ihren Tod nach sich zieht. Von ähnlich düsterer Art sind auch die folgenden Erzählungen, unter denen die eine sich an eine historische Person anknüpft, den berühmten schwedischen Grafen Fersen, welcher in Stockholm als angeblicher Mörder des Thronfolgers vom Volk ermordet wurde. Von viel psychologischer Feinheit ist wieder das Bild, das ein alter Hagestolz von einer „Vierzigjährigen" und deren großer Liebenswürdigkeit entwirft. Schließlich eine Vision der russischen Kaiserin Elisabeth, die sich einmal selbst außerhalb ihrer selbst auf dem Thron sitzen sah.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 75. 17. September 1853.

Freimaurerei.

Geschichte der Freimaurerei in Frankreich aus ächten Urkunden dargestellt (1725—1830). Von Georg Kloß, Med. Dr. und Prof., Sächs. Altenb. Medicinalrath. Darmstadt, Jonghaus. Erster Band 1852. Zweiter Band 1853.

Von demselben Verfasser erschien bereits eine Geschichte der Freimaurerei in England, Irland und Schottland (1684—1784) und „Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung aus den alten und ächten Urkunden."

Das vorliegende Werk über die französische Maurerei ist sehr interessant, wenn auch in seiner aktenmäßigen Ausführlichkeit etwas ermüdend. Es ist ganz geeignet, dem Leser einen klaren Einblick zu gewähren und heilt ihn vielleicht von mancher irrigen Voraussetzung. Auch spiegelt sich darin der französische Nationalcharakter auf eine merkwürdige Weise ab.

Vor allem ist festzuhalten, daß sich in der französischen Maurerei von jeher eine erstaunliche Charlatanerie geltend gemacht hat, die auch über Ursprung und erste Verbreitung des Ordens Fabeln in Menge verbreitet und demselben namentlich ein viel höheres Alter angedichtet hat, als ihm gebührt. Herr Kloß sieht sich schon im Eingange seines Werkes genöthigt, diese Täuschungen zu zerstreuen und das Jahr 1725 als äußerste Grenze festzusetzen, von wo an in Frankreich maurerische Dinge auftauchen, früher nicht. Die Freimaurerei überhaupt, die über den Kanal nach Frankreich kam, ist auch in England nicht viel älter, denn sie beginnt mit dem Jahr 1716, nach Vollendung der Londoner Paulskirche (1708) durch die dabei thätig gewesenen Werkleute und ihre nicht dem Handwerk angehörigen Freunde und Gönner.

Die Maurerei hatte in England nur drei Grade (Lehrling, Gesell, Meister) und kam so auch nach Frankreich. Aber schon im Jahr 1740 machte der Schotte Ramsey den französischen Maurern weiß, der Orden stamme schon aus den Kreuzzügen und hänge mit dem der Johanniter zusammen. Die Fabel, daß er von den Tempelrittern stamme, entstand erst etwas später. Gestützt auf das falsche Vorgeben eines so alten Ursprungs bildete sich nun in Frankreich neben der englischen die sogenannte schottische Maurerei aus, die den drei einfachen Graden geheimnißvolle höhere Grade hinzufügte und damit die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit reicher Leute ausbeutete. Schon 1744 klagte ein Bruder Redner aufs bitterste über das „Raubsystem, was die Freimaurerei herabwürdige, über den frechen Betrug einer Zwitter- und Aftermaurerei" (S. 55). Die Schotten ließen sich die Aufnahme in die höheren Grade mit schwerem Gelde bezahlen und betrogen die Einfalt mit den angeblichen tiefen Geheimnissen, die den Aufgenommenen enthüllt, mit den hohen Gaben, von denen sie erfüllt werden sollten. Trotz der Klagen der Bessergesinnten nahm die Große Loge von Frankreich selbst einige höhere Grade an und trennte sich von der Mutterloge in London, im Jahr 1743 (nicht erst 1756, wie man geglaubt hat). Herr Kloß erklärt die Charlatanerie der Hochgrade nicht blos aus dem nationalen Zuge zu Glanz und Schimmer, sondern auch hauptsächlich aus dem Bestreben des französischen Adels, sich durch die höheren Grade von den Beamten und Bürgerlichen auszuzeichnen, die an dem einfachen englischen Ritus festhielten. Im großen Orient von Frankreich herrschten die letztern vor, und in dem Maße, wie sie den Schotten nachgaben und mehrere höhere Grade selbst annahmen, steigerten sich die Schotten und nahmen noch mehr höhere Grade an. Durch die vielen bei Roßbach gefangenen französischen Offiziere wurde das Schottenthum dann auch nach Berlin verpflanzt, ja die französischen Schotten wußten diesen Umstand zu benutzen, um ihren Landsleuten in Paris weißzumachen, Friedrich der Große sey selbst der feurigste Maurer. Damals erfand man den

Digitized by Google

neuen Hochgrad des „preußischen Ritters". Uebrigens verstiegen sich die Schotten in ihrer gegenseitigen Titulirung bis zur Anmaßung der höchsten Würden. Es gab empereurs d'Orient et d'Occident, princes du Liban (Libanon), princes de Jerusalem, princes Rose-croix, grands pontifes maitres ad vitam, grands patriarches Noachites etc. Wer immer Geld hergab, konnte nach und nach 25 solcher Hochgrade durchmachen und sich mit den kostbaren Titeln und entsprechenden Amtstrachten in der Loge brüsten.

Im Jahr 1766 erließ die Große Loge von Frankreich ein energisches Dekret gegen diese Uebertreibungen, ohne etwas auszurichten. Der Kampf der mehr bürgerlichen Großloge (Großer Orient seit 1773) mit den mehr adeligen Schotten dauerte ununterbrochen fort und führte zwar zu wiederholten Versöhnungen, ja sogar Fusionen und Unionen, die sich aber immer wieder auflösten. Die Hochgrade haben nie aufgehört. Am übermüthigsten war der Adel im Jahr 1773, indem er einen Verhaftbefehl gegen die Häupter der bürgerlichen Partei durchsetzte (S. 183). Dagegen wandte sich der neue Großmeister, Herzog Philipp von Orleans (Vater Louis Philipps), aus politischen Gründen als Rival des regierenden Hauses, wieder den Bürgerlichen zu. Um dieselbe Zeit war der Jesuitenorden aufgehoben worden und der Große Orient nahm von dem Novizhaus der Jesuiten in Paris Besitz (S. 201).

Mit dem Jahr 1775 begann eine neue Periode für die schottische Maurerei in Frankreich. Frankreich ist stets der Mode unterworfen. Die Erfindungen Ramsey's waren schon abgeschmackt geworden, es bedurfte neuer Reizungen. „Der Stoff des Tempelbaues war erschöpft; die Hofhaltung Salomons war vollständig mit Graden ausgestattet. Ramsay's Hindeutungen auf die Kreuzzüge hatten viele Geschwader von Rittern mit allerlei Farben und Benennungen unter den mannigfaltigsten Ordenshistorien, zur Vertheidigung und zum Schutz des Ordens, hervorgerufen, und man hatte das Mysterium der christlichen Religion, an welches schon im Ritual des deutschen sogenannten Clermont'schen Systems Anklänge vorkommen, durch die um 1760 vollendete Reform des Chevalier Rosecroix, in die französische Maurerei eingeflochten. Allhier hätte man vernünftiger Weise stehen bleiben sollen. Jedoch alles dieses hatte um 1775 sowohl in Deutschland als in Frankreich seinen Zauber verloren, und noch immer war das verheißene Mysterium nicht aufgefunden. Zwei mächtige Elemente wurden nunmehr zur Ausbeutung der Gläubigen in Scene gesetzt, sie blieben aber auch wirkliche Geheimnisse. Seit einigen Jahrhunderten war die Alchymie, d. h. die Umwandlung der unedlen Metalle in edle, stationäre Krankheit der Menschen, und schon fingen die Getäuschten an, ihren Muth und die Zuversicht zu verlieren; da bildeten sich um und nach 1776 in Deutschland die Gold- und Rosenkreuzer, so wie deren Ableger und strebten, den Geist, der nach Mündigkeit strebte, in neue Fesseln zu schlagen, und traten in Frankreich die alchymistischen Gesellschaften zu Avignon, im Rit Ecossais philosophique, zu Montpellier u. s. w. auf, und lockten die Suchenden an. Ihre Bestrebungen wurden bis zum Ausbruch der französischen Revolution selbst durch das neu aufgehende Licht einer auf rationellen Grundsätzen ruhenden Chemie nicht wankend gemacht. Dagegen wurden gleichzeitig viele sonst verständige Menschen von einer andern geistigen Epidemie ergriffen, die namentlich in Italien längst im Geheimen existirte, und nunmehr vielleicht geflissentlich nach Deutschland und Frankreich übersiedelt wurde; es war dieses das Streben mit der Geisterwelt zu verkehren, und über diese Wesen der Phantasie Herrschaft zu erlangen. Aufrichtige religiöse Ueberzeugungen und der gebührende Respect vor dem Fürsten der Finsterniß mögen die Mehrzahl der Gläubigen vor Kraftäußerungen, wie sie alles Ernstes dem Schrepffer, unerachtet seines Endes, zugeschrieben wurden, abgehalten haben, sich auf dessen Bahn fortzubewegen. Cagliostro's Betrügereien schreckten nur den großen Haufen ab. Man griff daher zu dem ebenfalls aus Italien dargebotenen Mittel, zur sogenannten Weißen Magie, um die Wünsche des Herzens zu erreichen. Ja es lebten und operirten noch im 19. Jahrhundert Anhänger der weißen Magie. — Der von Mesmer wieder eingeführte Magnetismus schien um 1784 eine unschädliche Vermittelung des Verkehrs mit dem Uebersinnlichen zu bieten. Anfänglich schloß man die Operationen und erlangten Beobachtungen in geheime Verbindungen ab (3175 ff.), bis daß die französische Revolution die Blicke der Zeitgenossen auf die Begebenheiten des Tages ablenkte. Nicht Frankreich allein, sondern auch Deutschland, Schweden und England betheiligten sich hierbei, und Chastanier bereicherte die Geheimschule mit Lehrsätzen aus Swedenborgs Geisterkunde. Eine andere Richtung der Hochgrade war der mystischen Theosophie zugewendet; gleich wie Stark für seine Clerikerr aus Persien und Indien die Geheimlehre holte, so suchten Andere Aufschlüsse in der Cabbala und in metaphysischen Träumen. Gewöhnlich war der Endpunkt der Cabbalisten-Arbeiten Alchymie, oder diese deutete beim endlichen Aufschluß auf die Cabbala hin. Unbefriedigt blieben begreiflicherweise Alle." (S. 235.)

Erst die Revolution machte dem Unwesen ein Ende.

Digitized by Google

Der Antheil der Freimaurerei an der Revolution reducirt sich nach vorliegendem aktenmäßigen Geschichtswerke auf Null. Je mehr die Bewegung der Revolution vorschritt, desto leerer wurden die Logen. Die Brüder hatten draußen wichtigere Dinge zu thun und schwebten in Gefahr, weil sie der höheren Classe angehörten. Die schottische Mutterloge wurde schon 1791 geschlossen. Der Herzog von Orleans selbst kümmerte sich nicht mehr um die Maurerei. Er sagte in einem merkwürdigen Schreiben vom 24. Febr. 1793: „Ich hatte mich zu einer Zeit, in welcher wahrlich noch Niemand unsere Revolution voraussah, der Freimaurei angeschlossen, welche eine Art von einem Bilde der Gleichheit bietet, gerade wie ich mich den Parlamenten angeschlossen hatte, welche eine Art von einem Bilde der Freiheit boten. Ich habe unterdessen das Phantom gegen die Wirklichkeit aufgegeben." Wenn man nun sieht, wie die Logen als solche sich entleerten und auflösten, sobald die Revolution einbrach, so kann man ihnen wenigstens einen direkten Einfluß auf die Revolution nicht zuschreiben. Auch waren die Tändeleien und Geldschneidereien der Schotten aristokratischer Natur und hatten nichts mit den moralischen Hebeln der Volkspartei gemein. Herr Kloß hat also wohl recht, wenn er die ungemessenen Beschuldigungen, denen die Maurerei als eine die Revolution fördernde Macht ausgesetzt gewesen ist, auf den Haß der Emigration gegen den Herzog von Orleans zurückführt, dessen maurerische Großmeisterwürde die Verleumdung ausgebeutet haben soll, um den Maurern Bestrebungen anzudichten, die ihnen ferne lagen. Wenn die Maurerei der modernen Aufklärung huldigte, der damals alles huldigte, und wenn die drei allein übrig bleibenden Logen in Paris sansculottisirten, so hat das nicht mehr Bedeutung, als was gleichzeitig überall, in den Theatern und selbst in den Kirchen geschah. Jeder glaubte mit den Wölfen heulen zu müssen. Die Logen folgten dem allgemeinen Impulse, gaben ihn nicht.

In Bezug auf das Werk des Abbé Barruel scheint uns Herr Kloß doch insofern nicht ganz gerecht zu urtheilen, als dieser Abbé, abgesehen von der Maurerei, die nur vom Zeitgeist beherrscht war, sehr wahrheitsgemäß die in der französischen Gesellschaft, Bildung und namentlich in der französischen Presse wirksamen Tendenzen geschildert hat, die, wenn nicht zur Revolution geführt, doch deren Charakter vergiftet haben. Man hat den Freimaurern zu viel in die Schuhe geschoben, woran sie unschuldig sind. Damit wird aber nicht widerlegt oder beseitigt, was Barruel mit gutem Grunde von der Gottlosigkeit des gebildeten Frankreichs vor der Revolution geschrieben hat. Was die Freimaurerei betrifft, so war in Frankreich wie in Deutschland ihr oberster Grundsatz, sich nicht in Angelegenheiten des Staats und der Kirche zu mischen und über diese Dinge nie in den Logen zu verhandeln. Als in Deutschland die Illuminaten eine Ausnahme machten, waren es die echten Freimaurer, namentlich die Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin, die energisch dagegen einschritten und die Logen von den Illuminaten reinigten. So machte auch der erste Paragraph der Statuten des Großen Orients in Paris den Maurern nur zur Pflicht: Wohlthätigkeit, Pflege der Wissenschaften und Künste und Uebung aller Tugenden. Zu Staat und Kirche verhielten sie sich neutral. Die unter den Schotten thätigen Juden spekulirten mehr auf die Geldbeutel, als daß sie das Christenthum angegriffen hätten, was damals im Schooß der Christen selbst und außerhalb der Logen seine gehässigsten Widersacher fand.

Erst im Jahr 1796 sammelten sich die beiden Großlogen wieder und strebten nach Vereinigung, die jedoch selbst unter Napoleons Gewaltherrschaft nie zur Uniformität führte, indem die Eitelkeit immer neue Geheimgrade und Geheimsysteme zum Vorschein brachte. Im Jahre 1810 wurde Cambacérès, Napoleons vielgebrauchtes Werkzeug, auch Großmeister der französischen Maurerei, um dieselbe zu beaufsichtigen. Auch öffnete man den Damen die sogenannten Adoptionslogen. Napoleon wollte die Maurerei noch unschädlicher machen, als sie es in seinen Augen ohnehin war.

(Schluß folgt.)

Dichtkunst.

Habana. Lyrisch-epische Dichtung von Adolf Böttger. Leipzig, Costenoble, 1853.

Die Gründung der Havanna, Hauptstadt der Insel Cuba, nach einer spanischen Sage behandelt. Der Gegenstand des Gedichts ist rührend und die Pracht der tropischen Natur im Hintergrunde sehr reizend. Der Verfasser hat dies zu benutzen verstanden und doch ist sein Gedicht durch eine Einfachheit ausgezeichnet, die wir nur loben können.

Die Spanier haben sich auf Cuba niedergelassen. Ein reichbevölkertes Indianerdorf liegt in ihrer Nähe. Der junge Spanier Sanchez faßt eine zärtliche Leidenschaft für ein Indianermädchen, die schöne Guara. Hier eine Abendscene.

Digitized by Google

Als der letzte Kahn der Wilden
Ruderte vom Felsgestade,
Glichen schon die Ersten kleinen
Schwarzen Vögeln, deren Schwingen
Hastigen Flugs die Wogen schlugen,
Daß die phosphorgoldnen Tropfen
Wie ein Schwarm von Feuerfliegen
Spritzend auf und nieder tanzten.

Im Versteck der Bucht doch schaukelt
Leis ein Kahn noch läß'gen Spieles;
Unsern stand ein Insulaner,
Der sich Tabacksblätter drehte,
Feuer schlug, die Roll' entflammte
Und sie an die Lippen bringend
Duft aus Nas' und Mund hervorblies.
In dem Kahn wiegt sich ein Mädchen,
Blickte schweigend bald zur Meerflut,
Bald zur rothen Mondesscheibe,
Die in vollem Glanz emporstieg.

Auf den Wellen lag ein Goldnetz
Märchenduftig, sehnsuchtweckend,
Und als gält's ein Herz zu schmelzen
Schwang sich durch die nächtige Wonne
Aus den Laubgehegen Regla's
Ein verführend Liebesliedchen
Sanft zu Mandolinenklange:

„Vom Ruder tropft der goldne Schaum,
Der Nachen schaukelt her und hin,
Und drin, im süßen Sommertraum
Wiegst du dich, braune Schifferin
So ganz allein, so ganz allein? —
Die Wog' ist falsch, o nimm mich ein,
Nicht kos' ich wie das Meer mit dir,
Bin ein getreuer Gondolier!"

„Es küßt den vollen, rothen Mund
Leichtsinnig dir der Mond so bleich,
Du blickst hinab zum Meeresgrund;
Macht dir das kleine Herzchen weich
Sein holder Schein, sein holder Schein? —
Der Mond ist falsch, o nimm mich ein,
Nicht kos' ich wie der Mond mit dir,
Bin ein getreuer Gondolier!" —

Sanchez und Guara finden sich. Der Haß ihrer Verwandten gegen die Spanier hindert sie nicht, ihn aufs zärtlichste zu lieben. Die Folgen bleiben nicht aus. Ein schreckliches Gericht wird über das Mädchen gehalten, und Macabo, ihr früherer Liebhaber, doppelt erbittert über die Spanier, weil er eine Zeit lang bei ihnen gefangen war, ergreift ihr unglückliches Kind und zerschmettert es am Felsen. Die junge Mutter wird wahnsinnig, steckt das Dorf in Brand und stürzt sich selber in die Flammen. Die Indianer, die nicht im Brande umgekommen, werden von den Spaniern grausam ausgerottet und an der Stätte des Dorfes wird die berühmte Stadt gegründet, welcher der trauernde Sanchez den Namen Habana gibt, der „ein wahnsinniges Mädchen" bedeutet.

Dicht am Hafen glänzt ein steinern Bild
Eines Mädchens mit dem Schicksal ringend,
Aufgelöst das Haar und flatterndwild,
Wahnumnachtet Schwert und Fackel schwingend.

Weithin starrt Habana's Bild in's Land,
Eine Rächerin aus düstern Tagen,
Die Europa's Flaggen sieht vom Strand
Ihren Fluch von Land zu Lande tragen:

Daß der Wahnsinn, wuchernd im Gemüth,
Zwietracht in die fernsten Reiche schütte,
Neid und Gier nach Reichthum, der hier blüht,
Thron' und Völker wahnsinniglich zerrütte.

Der Fluch der Indianer, gegen die Christen ausgesprochen, bildet die tragische Spitze der Dichtung. Von einem Segen des Christenthums ist dabei nicht die Rede. Die Bekehrer, die Mönche, werden nur als Henker aufgefaßt.

„Ergib dich Häuptling — oder stirb!
Du schüttelst? — mir; wohlan erwirb
Vergebung dir bei Jesu Christ!"

Drauf Hatuey rasch: „Was kann ein Gott,
Der an dem Kreuz gestorben ist?
Der große Geist ward nie zum Spott,
Die Sonne, die im Weltall schwebt,
Sie ist mein Gott, der ewig lebt!"

Diese Contrastirung, entsprechend den „Göttern Griechenlands" von Schiller, ist durch keine spätere Wendung versöhnt, was wir nicht zu billigen vermögen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, №. 76. 21. September 1853.

Kirchengeschichte.

Hippolyt und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Von Chr. C. Jos. Bunsen, Dr. der Phil. u. der Rechte. Erster Band. Die Kritik. Mit dem Bildnisse des Hippolytus. Leipzig, Brockhaus, 1852.

In diesem gelehrten Werke wird ein lange verloren geglaubtes, kürzlich aber in Paris wieder entdecktes und im Jahr 1851 zu Oxford durch Emman. Müller edirtes Buch über die Häresieen, angeblich von Origenes, dem h. Hippolytus zugewiesen. Es ist für die Kirchengeschichte insofern von großer Wichtigkeit, als es das Buch, welches Irenäus über die Sekten geschrieben hat und das zum Theil aus ihm geschöpft ist, vielfach ergänzt. Photius hat das Buch bereits und zwar unter dem Namen des Hippolyt gekannt und in seiner Bibliothek c. 121 beschrieben.

Hippolyt lebte am Anfang des dritten christlichen Jahrhunderts unter dem Kaiser Alexander Severus, stand also dem apostolischen Zeitalter noch sehr nahe und sein Zeugniß wird oft wichtig gegenüber der modernen Kritik, die als unhistorisch bezeichnet, was gleichwohl historisch ist. Hier ein interessantes Beispiel, betreffend den berüchtigten Erzketzer Simon Magus. „Sehen wir von den neuen Thatsachen aus, die nun vor uns liegen, auf den gegenwärtigen Stand der Untersuchungen über diesen dunkelsten Punkt in der ganzen ältesten Kirchengeschichte zurück, so finden wir, daß sie in vieler Hinsicht mit den Annahmen der neuern Tübinger Schule — Baur's, Strauß', Schwegler's und Anderer — in Widerspruch stehen. Vor Allem kann ich nicht zugeben, daß man Simon selbst als eine mythische Person betrachte, als eine mythische Personification eines Gliedes der großen Familie: Sonne, Mond und Sterne, und seine Helena als die Selene oder Luna. Daß sie in den Clementinischen Homilien so genannt wird, beweist nur, daß sie in den spätern Stadien der Simonischen Häresie so angesehen ward, was mit dem ganzen Charakter des geistreichen, aber etwas weitschweifigen Romans in den Clementinischen Homilien und Recognitionen übereinstimmt. Simon aus Gitta, der Zauberer der Apostelgeschichte, erscheint uns nach dem, was wir bei Hippolyt von ihm hören, als eine geschichtliche Person, als ein Zauberer und Magnetiseur von sehr zweideutigem moralischen Charakter, der aber, nach dem Zeugniß der alten Väter, in Samaria als Prophet und als Verkörperung der höchsten Kraft verehrt wurde und eine Zeit lang die Römer in Staunen setzte, ob in Rom oder in Asien, bleibt ungewiß. Ferner war er ein häretischer Christ: er verdrehte das Evangelium und die heiligen Schriften der Juden, aber er erkannte sie als Offenbarungen an. Mit Unrecht hat ihn daher Neander als einen Mann, der mit dem Christenthum gar nichts zu thun gehabt hätte, aus der Liste der Häretiker gestrichen. Unzweifelhaft hatte er, wie alle Anführer der jüdischen oder heidnischen Partei dieser Zeit, die da eigenthümliche Ansichten über Christum und das Christenthum aufstellten, ein eigenes speculatives System, in diesem aber bildete das Christenthum keinen blos zufälligen Bestandtheil. Im Gegentheil, Christus und die Evangelien und die Verkündigung derselben gaben den Anstoß zu den unter Simons Namen eingeführten Speculationen, und die Person Christi bildete den Mittelpunkt derselben. Ich glaube eben so wenig, daß er ein speculatives Werk geschrieben hat, als Pythagoras oder Sokrates; aber da wir wissen, daß Menander, sein Schüler und das Haupt seiner Schule, der zu Antiochia lebte und lehrte, ein Schriftsteller war und die Simonianische Lehre ausbreitete, so scheint es mir ganz natürlich, anzunehmen, daß die ‚große Verkündigung‘, das Evangelium der Simonianer, wiewohl es den Namen des Simon trug, von Menander oder wenig-

Digitized by Google

stens von einem Zeitgenossen desselben verfaßt worden sey.“ (S. 42.)

Wie interessant immer die einzelnen Bemerkungen über die Häresien der ersten Jahrhunderte und wie frappant hin und wieder die neuen Aufklärungen sind, so wollen wir doch nicht tiefer in die gelehrte Arbeit des Herrn Bunsen eingehen, sondern uns begnügen, sie den Freunden der ältern Kirchengeschichte zu empfehlen. Hier nur noch eine kleine Notiz, aus welcher hervorgeht, welche Rolle damals schon der Somnambulismus spielte. „Die Montanisten (eine berühmte Sekte) führten ihre Entstehung auf einen Mann, Namens Montanus, zurück und wurden durch zwei Weiber, ihre Prophetinnen (Hellseherinnen), Namens Priscilla und Maximilla, betrogen, die, wie sie behaupteten, mancherlei vermöge des in ihnen wirkenden Paraklets besser sahen, als Christus selbst. Daß das Ganze ein gewöhnlicher magnetischer Vorgang war, scheint mir aus Montanus eigenen Worten über sich selbst hervorzugehen (Epiph. Haer. 28. §. 4, p. 405): ‚Sieh, der Mensch ist wie eine Leier, und ich spiele auf ihm (wörtlich: umfliege ihn) wie das Plectron. Der Mensch schläft und ich wache. Siehe, der Herr ist's, der die Herzen der Menschen entrückt („Ekstase“) und den Menschen Herzen gibt (sie wieder ins Bewußtseyn bringt)‘.“ S. 83.

Sowohl in der Einleitung als am Schluß ergeht sich der Verfasser in Betrachtungen über die neuesten Entwicklungen des Christenthums. Ueber die protestantische Kirchenverfassung spricht er ein in seinem Munde überraschend strenges Urtheil aus: „Unser bisheriges kirchliches Leben ist, mit wenigen Ausnahmen, eine Dictatur der Fürsten gewesen, ausgeübt von Ministerien, Consistorien und andern Verwaltungsbehörden. Ihr verdankt die deutsche Kirche zuerst Schutz, dann eine hohe nationale Bildung, endlich die Union. Aber als dauerndes System gedacht, ruht sie auf den einseitigen und unfreien Ansichten des siebenzehnten Jahrhunderts, welches das Siegel der Unwahrheit und Sklaverei auf das große und begeisterte Werk des sechszehnten gedrückt hat. Nach diesen Ansichten hat der Fürst das Recht, die Kirche zu regieren als Landesherr, und falls er evangelisch ist, als Oberbischof dazu, dessen Pflicht es sey, die Wahrheit zu erhalten. Mit andern Worten: Polizei und Cäsaropapismus sind die Grundelemente des bisherigen Kirchenregiments, und Polizeidruck und Verfolgung seine unvermeidlichen Folgen. Es tödtet das kirchliche Leben, wenn es sich auch mit den schönen Namen landesherrlicher Rechte oder heiliger Schirmvogtei der Kirche schmückt.“ Vorrede XXV. Man sollte demnach glauben, der Verfasser erkenne der katholischen Kirche ihrer verhältnißmäßig spätern Autonomie wegen einen Vorzug zu; allein das ist nicht der Fall. Er tritt aufs stärkste ihrer hierarchischen Tendenz entgegen: „Die römische Kirche, wie alle Priesterkirchen, erlaubt keine selbstständige Mitwirkung des gläubigen Volkes, weil sie wesentlich die Regierung einer hierarchischen Körperschaft ist, an deren Spitze absolut regierende und vom Papst wiederum absolut regierte Bischöfe stehen. Hierbei ist vom Volke und seinen politischen Vertretern, wie von den Regierungen, nur darauf zu sehen, daß diese regierende Körperschaft nicht eine staatliche Herrschaft gewinne, namentlich in der nationalen Erziehung. Die römisch-katholische Bevölkerung wird hierbei den Kammern und der Regierung immer zur Seite stehen, sobald es ihr klar ist, daß die weltliche Macht die geistliche nicht zu ihrem eigenen despotischen Vortheile schmälern oder einziehen will.“ XXIV. Man muß demnach annehmen, der Verfasser bevorworte eine amerikanische Kirchenverfassung, die weder cäsaropapistisch, noch hierarchisch, sondern mehr oder weniger demokratisch ist.

Ein sehr gutes Wort sagt der Verfasser über den Volksunterricht: „Deutschland, und Preußen insbesondere, hat eine solche organisirte Maschinerie von Volksschulen und Schullehrer-Seminarien, daß sie jedenfalls einen ungeheuern Einfluß auf Staat und Kirche ausüben muß: allein es fragt sich, ob zum Heile oder zum Verderben! Man mache die Geistlichkeit so aufgeklärt als möglich, man lasse die Kirche sich so national ausbilden als thunlich: aber man trenne die Volksschule nie von der Kirche, und die Volkserziehung nie von der Bibel. Man hüte sich, die Volksschullehrer mit einem hohlen Wissen aufzublähen: denn sie platzen davon und werden Phantasten, oder es dient ihnen zum Bösen und sie enden als Demagogen.“ XXXIV. Aber gemäß den schon gemachten Bemerkungen gegen den Einfluß des Staats auf die Kirche, wie gegen die Hierarchie, wird der Verfasser in Verlegenheit kommen, wie er die Volksschule mit der Kirche verbinden soll. Die Schule steht der Kirche nun einmal feindlich gegenüber, das Volk selbst wird von der Demokratie unterwühlt. In den Gemeinden fehlt der Wille und die Autorität. Es scheint uns daher eine bischöfliche Autorität und selbst eine cäsaropapistische kaum entbehrt werden zu können, wenn unten nicht alles in Anarchie aufgelöst werden soll.

Tiefsinnig, aber auch furchtbar schwermüthig ist eine Aeußerung auf S. 320: „Diejenigen Nationen, welche sich an den Buchstaben und die Autorität klammern, werden nothwendig früher oder später in Zweifelsucht verfallen. Wenn Alles durch Autorität wahr ist, so ist

Digitized by Google

nichts wahr. Wenn man jede Ueberlieferung zu glauben hat, weil sie gemeldet wird, so wird nichts geglaubt. Der Zeichendeuter des philosophischen Rom lachte, wenn er sich im Spiegel seines Genossen erblickte: so der Derwisch. Dann aber lachen auch der griechische Philosoph und der Sufi auf ihre Weise, und außerdem haben sie ihre eigene Philosophie, welche sie und ihre Gegner überlebt. Indeß erschrickt der Gläubige. Die Einen denken, es geht mit der Religion zu Ende, wenn nicht mit der Welt; Andere, es gibt keine Wahrheit. So bleibt ein caput mortuum von Deismus und Pantheismus. Allgemeiner Zweifel nimmt überhand. Die Nation stirbt vielleicht ab, gerade wenn sie meint, ein neues Leben zu beginnen.“ Wir möchten so finster nicht sehen. Das in unserer Zeit herrschend gewordene Extrem des Zweifels, Unglaubens, der Impietät und Auflehnung gegen jede Autorität wird allerdings erst aufhören müssen, aber die Autorität wird zuverläßig hergestellt werden durch sittliche Größen, durch Männer, gegen die sich freilich die meisten heutigen Inhaber der Autorität sehr klein verhalten.

Freimaurerei.

Geschichte der Freimaurerei in Frankreich aus ächten Urkunden dargestellt (1725—1830). Von Georg Kloß, Med. Dr. und Prof., Sächs. Altenb. Medicinalrath. Darmstadt, Jonghaus. Erster Band 1852. Zweiter Band 1853.

(Schluß.)

In Constants Memoiren lesen wir: „Der Kaiser hatte sich zur Zeit, da er nur noch erster Consul war, nicht allein der Wiedereröffnung der Maurerlogen nicht widersetzt, sondern es ist selbst erlaubt anzunehmen, daß er sie unter der Hand begünstigt habe. Er war wohl versichert, daß aus diesen Vereinigungen nichts für seine Person gefährliches, oder der Regierung widerstrebendes hervorgehen könne, weil die Freimaurerei die höchstgestellten Personen im Staate zu ihren Geweihten zählte, selbst zu ihren Chefs hatte. Es würde überdem durchaus unmöglich gewesen seyn, daß in diesen Gesellschaften, in welche sich falsche Brüder einschlichen, ein gefährliches Geheimniß, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, der Wachsamkeit der Polizei sich hätte entziehen können. Der Kaiser sprach zuweilen von der Freimaurerei, als von einem bloßen Kinderspiel (enfantillage), gut zur Unterhaltung der Albernen; und ich darf versichern, daß er herzlich lachte, wenn ich ihm erzählte, daß der Erzkanzler Cambacérès, in seiner Eigenschaft als Chef des Gr. Orient, bei einem maurerischen Banquet mit nicht geringerer würdevollen Haltung den Vorsitz führte, als wenn er als Präsident den Senat oder den Staatsrath dirigirte.“

Begreiflicherweise konnte Napoleon auch keinen Anstoß daran nehmen, daß sich die Schotten abermals mit einer neuen großen Charlatanerie aufthaten. Solche Spielereien gönnte Napoleon denen, die daran Vergnügen fanden, recht wohl. Sie schienen ihm die Menschen von ernsteren Dingen abzuziehen. Diesmal kam der Unfug aus Amerika herüber, im Jahr 1804. Man trieb es bis auf 33 Hochgrade, worin sich die meisten ältern wiederfanden: „1. 2. 3. Lehrling, Geselle, Meister; 4. Maitre secret; 5. Maitre parfait; 6. Secrétaire intime; 7. Prévôt et juge; 8. Intendant des bâtimens; 9. Maitre élû des neuf; 10. Maitre élû des quinze; 11. Sublime chevalier élû; 12. Grand maitre architecte; 13. Royal-Arche; 14. Gr. Ecossais ou Gr. élû; 15. Chevalier d'Orient ou de l'Epée; 16. Gr. Prince de Jérusalem; 17. Chevalier d'Orient et d'Occident; 18. Souverain Prince Rose-Croix; 19. Gr. Pontife ou sublime Ecossais; 20. Vénérable Gr. Maitre ad vitam; 21. Noachite ou chevalier Prussien; 22. Chev. Royal-Hache ou Prince du Liban; 23. Chef du Tabernacle; 24. Prince du Tabernacle; 25. Chev. du Serpent d'airain; 26. Prince de Mercy; 27. Gr. Commandeur du Temple; 28. Chev. du Soleil; 29. Ecossais de Saint-André; 30. Chevalier Kadosh; 31. Gr. Inquisiteur Commandeur; 32. Prince du Royal Secret; 33. Souv. Gr. Inspecteur Général. Diese ganze Herrlichkeit war die Erfindung von fünf pfiffigen Juden. „Alles, was heutigen Tages erwiesen zu seyn scheint, ist, daß der Rit Ecossais ancien et accepté nicht vor das Jahr 1801 zurückdatirt, daß er in diesem Jahre von fünf Juden John Mitchell, Friedrich Dalcho, Emanuel de la Motta, Abraham Alexander und Isaak Auld errichtet war, die, lediglich aus mercantilen Absichten, sich die Stellen eines Gr. Commandeur, Lieutenant Gr. Commandeur, Schatzmeister, Secretair u. s. w. angeeignet hatten, und die gesammte Administration in ihren Händen behielten; daß in jener Anfangsperiode die Grade noch nicht genau bestimmt waren, und daß das System beiläufig in der Gestalt, in welcher es heutigen Tags gebildet ist, erst 1802 festgestellt wurde.“ Nach einem Bericht von Clavel. S. 418. Es kam sogar zu einem Concordat zwischen diesen edeln Schotten und dem Großen Orient, welches sich aber wieder auflöste.

Digitized by Google

Die Indifferenz der Logen gegen die Politik wiederholte sich im Jahr 1814. Die bisher von Napoleon protegirten Logen zeichneten gleich für die Statue Heinrichs IV. Die Emigration erneuerte ihre Beschuldigungen gegen die Maurerei, allein die Beschäftigungen der letzteren waren doch zu unschuldiger Natur, um eine Verfolgung möglich und räthlich zu machen. Doch hatte die Ungunst der Kirche gegen den Orden eine abermalige Fusion der beiden Großlogen im Jahr 1819 zur Folge. Inzwischen war schon im Jahr 1817 der neue Ritus von Migrain aufgetaucht mit 90 Graden, gegen welche Ungeheuerlichkeit der Große Orient mehrmals Dekrete erließ. Bedeutungsvoller erscheint eine allmählige bürgerliche Opposition gegen die Bourbons in einigen Pariser Logen und ihre Beziehung zu dem damaligen Prinzen von Oranien (nachmaligen König Wilhelm II.), welche sogar noch mit gewissen Erwartungen in den Tagen nach der Julirevolution zusammenhängt, wie man in Brüssel noch nicht vergessen haben wird. „Allerdings wurde die Verfolgung der Freimaurerei in vielen Logen besprochen, doch am energischsten trat, ihrem ausgesprochenen System zufolge, in mehrfachen Vorträgen die Loge des Trinosophes zu Paris auf, welche unter Leitung ihres ausgezeichneten Meisters Desétangs sich eben zur ansehnlichsten Loge in Paris emporgeschwungen hatte. Voran ging als Einleitung seine Rede über den gegenwärtigen Zustand der Maurerei auf der Erde, die er am 17. Januar 1824 hielt (2023, 5018). Am Johannisfeste, 4. Julius, sprach Philipp Dupin über den Einfluß der Erziehung auf die Geschichte des Menschen, wobei er die philosophischen und moralischen Gesellschaften als das beste Erziehungsmittel der Völker pries. Desétangs benutzte am 6. Julius das Ereigniß, daß der Prinz der Niederlande, nachheriger König Wilhelm II., als Hammerführender Meister die Arbeiten der Loge l'Espérance zu Brüssel geleitet hatte, um darzuthun, daß die Maurerei nicht aller Orten auf Erden mit Verwünschungen belegt werde. Dabei wies er nach, daß der Kaiser von Brasilien und der Herzog von Sussex Großmeister seyen. Die Loge schickte dem Kronprinzen und der Loge zu Brüssel Blumensträuße nebst dem Bruderkusse. Letztere erwiederte das brüderliche Entgegenkommen durch eine Deputation, die am 30. August (5022) feierlich in der Loge des Trinosophes eingeführt wurde, wobei man den Allianzvertrag unterzeichnete. Der Prinz hatte den Deputirten ein Schreiben mitgegeben: ‚Geliebte Brüder. Ich habe Ihre Zeichnung vom 6. Julius nebst den Beilagen erhalten. Ich fühle mich stets geschmeichelt durch den Beifall unterrichteter Brüder, und freue mich, daß sie wissen meinen Grundsätzen und meinen Handlungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich werde stets einen hohen Werth auf Ihre Achtung setzen, und hoffe dieselbe zu verdienen, dadurch daß ich unsere alten und edeln Einrichtungen befolge, und den Gesetzen und dem Regenten des Staats Respect und Gehorsam zolle. Ich danke Ihnen für die schmeichelhaften Ausdrücke, die Sie am 6. des vorigen Monats mir gewidmet haben. Ich grüße Sie d. d. u. h. Z. Unterzeichnet: Wilhelm, Prinz von Oranien'."

Die Vereinigung des Großen Orients mit den Schotten ist wiederholt 1826, 1835, 1841 versucht worden, aber kann nie gelingen, weil den Schotten das Bedürfniß neuer Moden zu Statten kommt, das nun einmal in der französischen Gesellschaft nicht auszurotten ist.

Gedichte.

Seerosen. Sammlung von Liedern, Sagen und Geschichten des Bodensees und seiner Umgebung. Herausgegeben von Ottmar Schönhuth. Constanz, W. Meck, 1853.

Seitdem der Bodensee durch eine Eisenbahn mit dem Herzen des Schwabenlandes in Verbindung gesetzt ist und nach dem Anschluß der württembergischen Bahn an die badische und bayerische auch die weiter nordwärts Wohnenden schnell seine reizenden Ufer werden erreichen können, gewinnt er ein neues Interesse. Das vorliegende Büchlein, aus vielen, meist schwäbischen Dichtern von einem Manne gesammelt, der in der Gegend heimisch ist und ihre Geschichten und Sagen wie ihre Natur genau kennt, wird Reisenden und Badgästen am Bodensee eine willkommene Gabe seyn, ihnen die einzelnen Orte, an denen sie verweilen, noch anziehender machen, indem es sie die daran haftenden poetischen Erinnerungen und Volkssagen kennen lehrt. Bei diesem Anlaß empfehlen wir ihnen auch das ältere treffliche Handbuch für Bodenseereisende vom verstorbenen Gustav Schwab.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 77. 24. September 1853.

Biographie.

Geschichte König Ludwigs des Heiligen. Aus dem Französischen des Herrn von Joinville ins Deutsche übertragen von N. Driesch. Trier, Lintz, 1853.

Joinville war Seneschall des Königs, begleitete ihn auf seinem Kreuzzug und schrieb die Erlebnisse desselben nieder. Seine Handschrift wurde im Jahr 1309 vollendet. Der Uebersetzer ist das Alterthümliche des Styls im Deutschen wiederzugeben mit vielem Glück und Geschick bemüht gewesen.

Das Werk enthält eine Menge Einzelnheiten von hohem Interesse und in naivster Unbefangenheit erzählt. Hier eine Verhandlung des heiligen Königs mit den französischen Bischöfen: „Wiederum ein andermal sah ich ihn zu Paris, damals als sämmtliche Prälaten Frankreichs ihm entboten, daß sie mit ihm sprechen wollten und der König in den Palast ging, sie anzuhören. Und da war der Bischof Guido von Auxerre, der ein Sohn des Herrn Wilhelm von Mello war, und sprach zum Könige Namens aller Prälaten in solcher Weise: ‚Herr, diese hier versammelten Herren, Erzbischöf' und Bischöfe, haben mir gesagt, Euch zu sagen, daß die Christenheit unter Euren Händen sich verderbt.' Der König bekreuzete sich und sprach: ‚Saget mir demnach, wie geht das zu?' ‚Herr, antwortete Jener, das kommt daher, daß man heutzutage so wenig auf Bannflüche achtet, daß die Leute lieber im Banne sterben, denn sich lossprechen lassen und der Kirche Genugthuung leisten wollen. Sie ersuchen Euch daher, daß Ihr Euern Landrichtern und Amtleuten befehlet, daß man Alle, so Jahr und Tag im Banne zu verharren sich nicht entblöden, durch Einziehung ihrer Güter zwinge, sich lossprechen zu lassen.' Darauf antwortete der König, daß er es denselben ohne Anstand in Betreff aller Derer befehlen werde, von welchen man ihn überzeugete, daß sie Unrecht hätten. Und der Bischof entgegnete, sie seyen durchaus nicht gewillet, ihm die Erkenntniß ihrer Sache zuzugestehen. Und der König sagte, anders thät' er's nicht; denn es wäre ja wider Gott und Vernunft, wenn er das Volk zwänge, sich lossprechen zu lassen, wann die Geistlichen ihnen Unrecht thäten. ‚Und will ich Euch hievon, sagte der König, ein Beispiel am Grafen von Bretagne vorführen, der, ganz gebannt, wie er war, sieben Jahre lang mit den Prälaten von Bretagne rechtete, und es endlich dahin brachte, daß der Papst sie alle verdammte. Hätte ich demnach den Grafen im ersten Jahre gezwungen, sich lossprechen zu lassen, so würd' ich mich an Gott und ihm vergriffen haben.' Und da stunden die Prälaten ab, und hörte man ferner nie wieder, daß von obgesagten Dingen Klage wäre geschehen." S. 15. Ein König hat leicht mit renitenten Bischöfen tractiren, wenn er den Papst auf seiner Seite weiß und selber heilig ist.

Als der König mit einem Kreuzheere nach Aegypten zog, fand er daselbst die Türken und wilden Beduinen schon in dem nämlichen Zustand, wie sie sechshundert Jahre später Napoleon wieder gefunden hat. Auch das Klima war den Franken auf gleiche Weise gefährlich. Die Ueberlegenheit des Kriegsgeschicks war aber damals nicht bei den Franken, sondern bei den Sarazenen. Als die französischen Ritter zum erstenmal von dem griechischen Feuer beschossen wurden, geriethen sie in nicht geringes Erstaunen und große Angst. Ein Befehlshaber sprach: „So rathe und empfehl' ich Euch, daß jegliches Mal, so sie das Feuer auf uns schleudern, wir uns auf die Knie und Ellbogen werfen und unsern Herrn bitten, daß er uns aus dieser Gefahr errette. Sobald sie den ersten Wurf thaten, warfen wir uns auf die Knie und Ellbogen, so wie er uns anempfohlen hatte. Des griechischen Feuers Art war solche, daß es nach vorne einer Mostkufen dick herankam; und der Feuerschweif, so von selbem ausging, war wohl so lang, wie ein langes Schwert: es machte solches Getöse bei seinem Kommen,

Digitized by Google

daß es schien, als sey's der Donner des Himmels; es schien ein Drache, der durch die Luft fliegt; es verbreitete eine solche Helle, daß man im Lager sah, wie wenn es Tag wäre, wegen der großen Menge Feuers, das die große Helle verbreitete. Zu dreien Malen schleuderten sie uns das griechische Feuer an selbigem Abende; auch warfen sie es uns vier Mal mit einer Stellbrust. Jedes Mal, wenn unser heiliger König hörte, daß sie das griechische Feuer auf uns schleuderten, richtete er sich in seinem Bette auf und erhob die Hände zu unserm Herrn und sagte weinend: „Schöner Herr Gott, bewahre mir mein Volk!" und ich glaub in Wahrheit, seine Gebete leisteten uns guten Dienst in der Gefahr." S. 48.

Die unglückliche Katastrophe des Kriegs wird in Folgendem geschildert: „Die ganze Fastenzeit aßen wir im Heere keine andern Fische denn Aalraupen; die fressen todte Leiber, weil sie gar gefräßige Fische sind; und so wohl ob dieser schädlichen Nahrung, als auch ob der ungesunden Luft des Landes, worin es niemals auch nur einen Tropfen regnet, brach die Krankheit des Heeres über uns herein, welche solche war, daß uns das Fleisch an den Beinen zusammenschrumpfte und die Haut an unsern Beinen schwarzröthliche Flecken zeigte, wie ein abgenutzter Stiefel. Wir, so an dieser Krankheit litten, hatten faule Stellen im Zahnfleische; und entging Niemand dieser Krankheit, und mußte man gemeinhin an selbiger sterben. Das Vorzeichen des Todes war dies, daß man, sobald sich Nasenbluten einstellte, sterben mußte. Vierzehn Tage später nahmen die Türken, um uns auszuhungern, zu nicht geringer Verwunderung vieler Leute, die meisten ihrer Schiffe oberhalb unseres Lagers weg, und ließen sie über Land schleppen, und in den Fluß, der nach Damiette fließt, wohl eine halbe Stunde unterhalb unseres Lagers, bringen." In dieser Noth suchte das Heer den Rückweg, aber der König war schwer erkrankt und der Feind ihm auf den Fersen. „Als wir dieser Gefahr entgangen waren und flußabwärts fuhren, hätte sich der König, der an der Heereskrankheit und an sehr heftigem Durchfalle litt, leicht, wenn er's nur gewollt, in die Schiffe retten gekonnt; allein er sagte, daß er, wenn's Gott gefalle, nie sein Volk verlassen würde. Am Abend ward der König mehre Male ohnmächtig, und ob dem starken Durchfall, den er hatte, mußte man ihm jedes Mal, wenn er bei Seite stieg, um sich zu Stuhle zu begeben, den Sitz seines Niederkleides ausschneiden. Man schrie uns, die wir bereits von dannen schifften, wir möchten den König abwarten; und da wir ihn nicht erwarten wollten, schnellte man auf uns Pfeile von der Armbrust ab, weßhalb wir gezwungen waren, so lange zu verweilen, bis sie uns Erlaubniß gaben, weiter zu fahren. Nun will ich Euch vermelden, wie der König gefangen ward, so wie er selbst es mir erzählte. Er sagte mir, er habe sein Treffen verlassen, und sich mit Herrn Gottfried von Sergines in das Treffen Herrn Walters von Chatillon, der die Nachhut hielt, begeben; und erzählte mir der König, er habe eine kleine mit seidener Schabrake bedeckte Stute geritten, und sagten mir, daß hinter ihm von allen Rittern und Knechten nur Herr Gottfried von Sergines verblieb, der den König bis nach Kasel brachte, wo der König gefangen ward, in solcher Weise, daß der König mir erzählte, es habe Herr Gottfried von Sergines die Sarazenen von ihm weggescheucht, wie ein emsiger Diener die Mücken von dem Becher seines Herrn wegscheucht; denn so oft die Sarazenen sich ihm näherten, ergriff er sein Schwert, das er zwischen sich und dem Knopfe seines Sattels hatte, that's unter die Achsel, und sprengte auf sie an, und verjagte sie vom König: und führte so den König bis nach Kasel, und setzte man ihn dort in einem Hause ab und legte ihn einem Bürgersweibe von Paris so gut wie todt in den Schooß; und dachte man, er würde den Abend nicht mehr erleben. Dorthin kam Herr Philipp von Montfort und sagte dem Könige, er sehe den Befehlshaber, mit dem er Betreffs des Waffenstillstandes unterhandelt hatte; er würde, wenn er wollte, sich zu selbigem hinbegeben, um auf's Neue den Waffenstillstand in der Weise abzuschließen, wie's die Sarazenen verlangten; der König bat ihn hinzugehen; denn er sey's zufrieden. Der kam zum Sarazenen; und der Sarazen, der sein Rolltuch vom Haupte abgethan, zog seinen Ring vom Finger, zum Zeichen, daß er den Waffenstillstand halten wolle. Inzwischen kam ein so groß Mißgeschick über unser Volk, daß ein verrätherischer Knecht, so Marcel hieß, anhub unserm Volke zuzurufen: ‚Ihr Herren Ritter, ergebet Euch, der König verlangt es so, und hütet Euch, durch Weigerung des Königs Leben zu gefährden!' Alle glaubten, der König habe so befohlen und überreichten den Sarazenen ihre Schwerter. Da der Befehlshaber sah, daß die Sarazenen unser Volk gefangen führten, sagte er zu Herrn Philipp, es erkleck' ihm nun nicht mehr, unserm Volk den Waffenstillstand zu gewähren; sehe er ja doch, daß sie gefangen seyen. Jetzt war der Fall, daß Herr Philipp, obgleich unser ganzes Volk gefangen war, es dennoch nicht hätte seyn dürfen, darum, daß er Gesandter war. Nun aber besteht im Heidenlande der entgegengesetzte schlechte Brauch: nämlich, wenn der König seinen Boten an den Sudan sendet, oder der Sudan die seinen an den König, und nun der Sudan oder der König stirbt, bevor die Boten

Digitized by Google

obruckgekehrt sind, so sind die Boten Gefangene und Sklaven, welchem Theile sie auch angehören mögen.

Der König hatte seine Gemahlin in Ptolomäus gelassen. Ueber sie gibt Joinville eine merkwürdige Nachricht: „Voranstehend habt Ihr die Drangsale vernommen, welche der König erlitten, welchen Drangsalen die Königin nicht entging. Denn drei Tage vor ihrer Niederkunft kam ihr die Mähre, daß der König gefangen sey, ob welcher Mähre sie sich so sehr entsetzete, daß, so oft sie in ihrem Bett' einschlief, es ihr vorkam, es sey ihr Gemach ganz mit Sarazenen angefüllt; und schrie sie alsdann: ‚Hülfe, Hülfe!' Und damit das Kind nicht sterben möchte, mit dem sie schwanger ging, ließ sie vor ihrem Bett' einen betagten Ritter von achtzig Jahren liegen, der sie bei der Hand hielt; so oft die Königin aufschrie, sagte der: ‚Meine Frau, seyd ohne Furcht, denn ich bin hier.' Bevor sie niederkam, hieß sie all ihr Gesinde das Gemach räumen, den Ritter ausgenommen; und kniete sie vor selbigem nieder und bat ihn um eine Gnade; und der Ritter bewilligte ihr Begehren mit einem Eide. Und sie sagte ihm: ‚Ich verlange von Euch, sagte sie, daß Ihr, im Falle sich die Sarazenen dieser Stadt bemächtigen, mir alsdann das Haupt abschneidet, bevor sie mich ergreifen.' Und antwortete der Ritter: ‚Seyd versichert, daß ich's ohne Bedenken thun werde; denn ich hatte schon bei mir beschlossen, daß ich Euch tödten würde, bevor sie unser habhaft werden möchten.' Die Königin ward eines Sohnes entbunden, der den Namen Johann erhielt, und nannte man selbigen Tristan, d. i. Schmerzenreich, ob dem großen Herzeleid, worin sie ihn gebar."

Zu den vielen interessanten Einzelheiten, die hier erzählt werden, gehört unter andern, daß der Alte vom Berge dem König Ludwig sein Hemd sandte als Pfand der Treue, „so wie das Hemd das nächste am Leibe, so sey der König der nächste in seiner Liebe." Der heilige König litt keine Lüderlichkeit im Lager und das geringste Vergehen in dieser Beziehung wurde auf grausame Art bestraft (S. 120). Von den Sitten des Lagers hier noch einen merkwürdigen Bericht: „Die Ritter unseres Treffens verfolgten ein Wild, so man Gazelle nennet und aussieht wie ein Reh. Die Brüder des Spitals vertraten ihnen die Bahn, drängten sie zurück und stachen sie aus. Und ich führte darob Klage bei dem Meister des Spitals; und der Meister des Spitals antwortete mir, er wolle mir Genugthuung verschaffen nach Recht und Brauch des heiligen Landes, welche solche waren, daß er den Brüdern, so den Schimpf verübt, auf ihren Mänteln zu speisen gebieten würde, bis Die, an welchen sie den Schimpf verübt, sie aufstehen hießen. Der Meister hielt ihnen Wort; und als wir sahen, daß sie eine Zeit lang auf ihren Mänteln gespeiset hatten, ging ich zum Meister, und traf ihn beim Essen, und bat ihn, er möge die Brüder, so vor ihm auf ihren Mänteln speiseten, aufstehen heißen rc." S. 121. Unterwegs schloß der König einen Vertrag mit den Kumanen ab. „Da ließen sie einen Hund zwischen ihrem Volke und dem unsern zwischen durch gehen; und hieben den Hund in Stücke mit ihren Schwertern, und mußt' auch unser Volk desgleichen thun, und sagten dann, also müßte man in Stücke zerhauen werden, wenn Einer dem Andern bundbrüchig würde." S. 118. Man sieht aus diesen kleinen Proben, welchen reichen Inhalt Joinville's Buch darbietet.

Politische Literatur.

Gervinus und die Zukunft der Slawen. Von Prof. Dr. Volkmuth. Halle, Pfeffer, 1853.

Mit dem vielsagenden Motto: Va dire à ta patrie, qu'il est quelque savoir aux bords de la Scythie.

Der Verfasser spottet ein wenig über die Allwissenheit des deutschen Professors, welcher der Weltgeschichte ihre Ziele abstecken will und die Menschen nicht kennt. Gervinus, der sich so völlig in der Bedeutung verrechnet, die er dem Rongeanismus zugeschrieben, versteht von dem Einfluß der Religion auf die Völker aber auch gar nichts. Mit Hülfe der westlichen Demokratie und bloßen Humanitätserziehung hofft er die ganze alte „Barbarei" der Kirchen in Europa über den Haufen zu werfen, und weiß und merkt nicht, daß er mit solchen Tendenzen gerade die Macht jener alten Kirchen stärkt, denn die Völker würden sich wohl Dynastien und Staatsformen entreißen lassen (wie in der französischen Revolution), niemals aber die Kirche. Jeder Angriff auf die Kirche schwächt die Partei, die ihn unternimmt.

Herr Volkmuth macht auf die Stärke aufmerksam, die Rußland gerade aus seiner Kirchlichkeit schöpft: „Und das ist eben die furchtbar drohende Macht des Slawenthums in der europäischen Geschichte, eine politisch-kirchliche Macht, die sich nach der Eroberung von Constantinopel in derselben Gradation concentrirt hat, als sie den westlichen Völkern, denen es seit jener Eroberung gefallen, Staat und Kirche bis zur völligen Trennung auseinander gehen zu lassen, mehr und mehr abhanden gekommen ist. Seltsame Fügung! Mit vereinten Kräften arbeiten wir an unserem Ruine, indem wir schon

Digitized by Google

seit vier Jahrhunderten bemüht sind, die ‚fremdländische Pflanze‘ des Christenthums vom Boden unserer Geschichte zu entfernen, um endlich nach Beseitigung alles Autoritätsglaubens den ‚reinen Humanismus‘ der germanischen Nationalität als die Quintessenz unserer Geschichte auf den Altar Gottes setzen zu können: während die slawischen Völker die Substanz des Christenthums heißhungrig in sich aufsaugen, den religiösen Glauben mit dem innersten Nationalbewußtseyn verschmelzen, und sich so als national und religiös geschlossene Massen dem Willen eines unbeschränkten Selbstherrschers zur Verfügung stellen. Und dieser von Einem Geist beseelte monarchische Völker-Koloß, der in unserer Todesstunde erst recht zu leben anfängt, soll dem westlichen Europa, welches mit seiner ‚politischen und geistigen Aufklärung‘ immer mehr an Einheit und Zusammenhang verliert, so gar keine Sorge machen können?“

Dem steht die Schwäche Deutschlands gegenüber: „Der deutsche Geist zerfiel in den Gegensatz seiner beiden Momente, die streitenden Mächte traten auseinander, dergestalt, daß der deutsche Katholicismus, welcher bei den Traditionen der römischen Kirche blieb, sich nun den romanischen Völkern anschloß, indeß der deutsche Protestantismus, vom Selbstbewußtseyn der germanischen Nationalität getragen, dem Romanismus entsagte, den Blick nach der andern Seite warf und in die Richtung der russisch-griechischen Staatskirche hineingezogen wurde. Der Zerfall des Nationalen mit dem Religiösen, der die unwiderstehliche Weltmacht der mittelalterlichen Germanen zerstörte, mußte aber nach und nach zur Auflösung des deutschen Reiches selbst führen: und seitdem geht die zweiseitige Vermittlungs-Geschichte der Deutschen auch überhaupt ihrem tragischen Ende entgegen. Deutschland hat die Bedingungen seines socialen Lebens eingebüßt, und kein Sieyes wird Einbildungskraft genug haben, um ihm eine Leib und Seele zusammenhaltende Constitution zu erfinden.“

Indem der Verfasser einen Blick auf die traurige Spaltung in der deutschen Nation wirft, zeigt er, welchen unermeßlichen Vortheil Rußland mit seiner kirchlichen Einheit vor uns voraus habe, und er hält nicht für unmöglich, daß sich diese so mächtige griechische Kirche dereinst die katholische assimiliren werde, der sie ohnehin in Dogma und Cultus so nahe stehe. „Eigentlich welthistorisch liegt der große Widerstreit, der alle andern in der europäischen Geschichte von jeher bedingt hat, immer noch unversöhnt zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche da: von diesem wird daher die künftige Gestaltung der Dinge in Europa, und namentlich auch das Verhältniß der Germanen zu den Slawen, zuletzt ausgehen müssen. Und dahin zielt unsere Geschichte auch wirklich; das ist der Gang, den sie im Großen und Ganzen zu gehen hat. Die Slawen werden die mittelalterliche Frage, welche die griechische Kirche von der römischen ausgeschieden, nochmals zur Lebensfrage der europäischen Geschichte machen, und die Wiedervereinigung wird zugleich zu einer Vereinigung des slawischen Ostens mit dem germanischen Westen führen, die an Großartigkeit nur mit dem Auftreten des alten Römerthums bei der Ankunft des Christenthums verglichen werden kann. Auch kann sich jetzt schon Niemand verhehlen, was Europa von den weitausgreifenden Consequenzen der ‚morgenländischen orthodoxen Kirche‘, seitdem diese unter Rußlands Protektorat getreten, zu erwarten hat, wenn er begreift, was es mit der griechischen Staatskirche nach der Kirchenspaltung im Abendlande durch die Reformation auf sich hat. Was Deutschland dereinst in der Geschichte des Christenthums gewesen, das will Rußland noch werden.“ — Der Verfasser gibt noch zu erwägen, daß die Bevölkerungen im ganzen Westen des deutschen Gebirgs ursprünglich Slawen waren, die Böhmen es noch sind. „Was mag mit diesen bis jetzt in die germanische Civilisation hereingezogenen westslawischen Völkern geschehen, wenn das Slawenthum einmal den Kampf um die Herrschaft in Europa mit dem Germanenthum zu bestehen haben wird? Wohin werden diese im Laufe der germanischen Geschichte um ihre nationale Selbstständigkeit gekommenen Völker sich wenden, um vielleicht den Ausschlag zu geben, wenn sie im Drange der Ereignisse zu der entscheidenden Wahl zwischen slawischer Nationalität und germanischer Kirche hingedrängt werden? — Wer fühlt nicht das Gewicht dieser inhaltschweren Frage, an der vielleicht die Wendung der europäischen Geschichte hängt? Die Westslawen fühlen es selbst sehr wohl, denn sie begreifen ihre kritische Stellung zwischen Deutschland und Rußland vollkommen.“

Wenn die abendländischen Kirchen durch die antikirchliche Revolution immer mehr ins Gedränge kämen, so würden sie gerade dadurch in die Arme Rußlands geführt werden. Auch bleibt die französische Demokratie vor der Kirche stehen, nur deutsche Professoren und Schulmeister halten sich für weise und stark genug, die abendländischen Kirchen sammt dem Czaren bemeistern zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 78. 28. September 1853.

Reisen.

Matth. Alex. Castren's Reisen im Norden, enthaltend: Reise in Lappland 1838, im russ. Karelien 1839, in Lappland, im nördl. Rußland und Sibirien 1841—1844. Aus d. Schwed. von H. Helms. Mit einer Karte. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, 1853.

Der schwedische Reisende öffnet uns hier den Blick in Länder, die zu den unbesuchtesten der Erde gehören. Wie sonderbar es erscheinen mag, er berichtet uns, von Jugend auf habe er eine unwiderstehliche Neigung in sich gefühlt, die Heimathländer der Lappen und Finnen kennen zu lernen und er habe deren Studium zu seinem „Lebensberufe" gemacht. Wir übrigen Sterblichen können ihm für diese seltsame Vorliebe nur Dank wissen, denn in hundert Jahren wird sich kein gebildeter Europäer finden, der einen jahrelangen Aufenthalt in den Einöden des äußersten Nordens aushielte und uns Kunde aus jenen Regionen brächte.

Castren begann seine Reise auf eine sehr poetische Weise, nämlich am Johannistage, auf dem Berg Aawa bei Tornea. Dieser Berg liegt schon so weit nördlich, daß hier am längsten Tage im Jahr die Sonne nicht untergeht und man von seinem Gipfel aus um Mitternacht noch immer von der am tiefen Horizont stehenden Sonne mit magischem Lichte beschienen bleibt. Hier endet der botnische Meerbusen und bildet der gradaus vom Nordpol herkommende Fluß Tornea die lange Grenze zwischen Schweden und (dem jetzt russischen) Finnland. Diesen Fluß nun fuhr Castren hinauf, bis wo er links abweicht. Sodann verließ er denselben, um auf dem Fluß Muonio, der in den Tornea fällt und die gerade nördliche Richtung beibehält, weiter zu fahren zu der Stadt Muonionifka, dem einzigen Sitz der Civilisation in diesen weiten Länderstrecken. Am Ufer der beiden Flüsse fand der Verfasser viel Naturschönheiten. Namentlich rühmt er bei dem Eisenwerk Kengis am Einfluß des Muonio in den Tornea einen prachtvollen Wasserfall von 72 Fuß Höhe bei 2000 Fuß Breite.

Von Muonionifka aus drang Castren östlich auf dem großen Landrücken vor, der die Ostsee vom Eismeer und vom weißen Meere trennt. Hier scheiden sich zugleich die Völkergebiete der Lappen und Karelen, die einander zu berauben pflegten. Bei den Lappen haben sich noch Erinnerungen an alte Helden erhalten, welche siegreich die Karelen oder vielmehr die Russen, denn so werden sie jetzt genannt, bekämpft haben. Daran schließen sich die Erinnerungen an große Schamanen (Beschwörer, Zauberer). Wir haben inzwischen zu bedauern, daß Castren uns in der Regel nur berichtet, welche Schätze von Sprachforschungen, alten Sagen, alten Liedern 2c. er überall eingesammelt habe, von denen er aber nur sehr selten etwas mittheilt. Ohne Zweifel hat er diese Schätze in einem eigenen Werk für seine schwedischen Leser gesammelt und es wäre sehr zu wünschen, daß die deutsche Verlagshandlung auch dieses Werk deutschen Lesern zu vermitteln übernähme. Denn die Ergebnisse und Funde einer Reise haben mehr Werth als die bloße Beschreibung der Reiseabenteuer.

Castren reiste dem Fluß Iwalo und seinen herrlichen Wasserfällen nach zum großen Enaresee, der auf jeder Karte von Europa in die Augen fällt als der größte im äußersten europäischen Norden. Von Wegen ist in diesem ganzen Lande nicht die Rede, eben so wenig von Städten oder Dörfern. Die Berglappen nomadisiren in einzelnen kleinen Horden (Familien). Die Fischlappen am See sind schon etwas mehr an die Ufer gebunden. Alle sind bei träger Gutmüthigkeit entsetzlich unreinlich.

Man kann sich denken, welche Aufopferung dazu gehört, sich mitten unter dieses arme Volk hineinzu-

Digitized by Google

setzen. Dieses Opfer hat ein finnischer Prediger und mit ihm seine liebenswürdige und gebildete Gattin gebracht. „Um die Zeit unserer Ankunft im Pfarrhofe zu Utsjoki lebte dort eine finnische Predigerfamilie, die schon viele Jahre in dieser öden Wildniß, getrennt von Freunden und Verwandten, weit entfernt von der Heimath und der ganzen gebildeten Welt verbracht hatte. Das Haupt dieser Familie war der Prediger J. S., ein Mann von vieler Bildung und energischem Charakter. Eine innere Stimme hatte ihn zu dem Entschlusse geführt, sich in Lappland niederzulassen, nicht um durch neue Entdeckungen im Reiche der Wissenschaft Lorbeeren zu ernten, noch weniger um sich einen kürzern Weg zur künftigen Beförderung im Staatsdienste zu bahnen, sondern um mit redlichem Ernst seinem mühsamen Berufe der geistlichen Mission bei den wilden Söhnen der Berge obzuliegen. Um jedoch einigermaßen seinen Aufenthalt in dieser freudelosen Gegend erträglich zu machen, war S. gleich nach seiner Ankunft in Lappmarken darauf bedacht gewesen, dem einsamen Eremitenleben zu entsagen, welches die meisten der Missionäre vor ihm dort geführt hatten. Zu dem Ende reparirte und richtete er die alte Wohnung der Missionäre mit möglichster Sorgfalt ein — eine Wohnung, die nur in einer kleinen elenden Hütte am Mandusee, dicht an der Kirche zu Utsjoki, bestand. Darauf begab er sich nach Finnland und führte von dort eine junge, liebenswürdige Gattin heim, die ihrer schwächlichen Gesundheit ungeachtet, ohne Bedenken ihren Mann fast bis an das Ende der Welt begleitete. Und ihr folgte in edler Selbstaufopferung Fräulein E. R., die um jene Zeit nur ein fünfzehnjähriges Mädchen war. In der strengsten Winterszeit bahnte die kleine Familie sich einen Weg über die gefürchteten Felsen Lapplands. Hier mußten die jungen Damen darauf bedacht seyn, den kleinen schwankenden Schlitten (Pulka) zu balanciren, während das vorgespannte Rennthier in rastloser Fahrt die steilen Felsen hinan- und hinabeilte. Tag aus, Tag ein sahen sie sich genöthigt, wie in einem Gefängniß in dieser unbequemen Equipage zu verweilen, die ihnen nicht den geringsten Schutz gegen die eisigen Bergwinde gewährte; und wenn die Nacht einbrach, wie oft mußten sie sich nicht mit einem Obdach begnügen, wie es die großen Schneewehen oder ein elendes Lappenzelt gerade darboten. Außer dergleichen Mühseligkeiten, mit denen jeder Lapplandsfahrer zu kämpfen hat, sahen sich unsere Reisenden noch vielen zufälligen Gefahren und Abenteuern ausgesetzt, die ihnen gar leicht das Leben hätten kosten können. Die schützende Hand der Vorsehung führte sie jedoch ungefährdet zum Ziele. Sie erreichten glücklich den Ort ihrer Bestimmung, und wie klein und niedrig auch die Hütte war, die nun ihre Heimath bildete, so fühlten sie sich doch unendlich glücklich bei dem Gefühle, den Stürmen und Gefahren der Felsen entgangen zu seyn und ruhig am warmen Herde zu sitzen. Diese Freude war leider von kurzer Dauer, denn bald nach ihrer Ankunft in Utsjoki wurde die kleine Wohnung ein Raub der Flammen." Erst nach fünf Jahren gelang es ihm, ein neues wohnliches, wenn auch kleines Haus fertig zu bringen.

Auf der zweiten Reise nach dem russischen Karelien fand Castren das ursprünglich finnische Volk schon sehr russisch gefärbt. „Nach meiner Erfahrung sind ein nicht geringer Theil der Sagen, die in Karelien von Mund zu Munde gehen, Uebersetzungen russischer Sagen, denn sie beziehen sich meist auf Zaren, Zarensöhne und Zarentöchter, Bojaren und Bogatyre u. s. w. Einige von ihnen verrathen eine Verwandtschaft mit den Erzählungen in ‚Tausend und eine Nacht', andere wiederum tragen ein germanisches Gepräge. Als eine seltene Erscheinung verdient es bemerkt zu werden, daß ich im russischen Karelien sogar eine Sage antraf, die an Ulysses in der Grotte Polyphem's erinnerte. Der Held der karelischen Sage ist in einer Burg eingeschlossen, woselbst ein an dem einen Auge erblindeter Riese ihn bewacht. Um aus der Burg zu gelangen, bedient sich der karelische Held derselben List wie der griechische. Er sticht in der Nacht dem Riesen das Auge aus, und als dieser am folgenden Morgen die Schafe auf die Weide sendet, verbirgt der Gefangene sich unter einem derselben und gelangt in solcher Weise glücklich durch das Burgthor. Wahrscheinlich sind sowohl diese wie viele andere allgemein verbreitete Sagen durch russische Mönche nach Karelien verpflanzt worden. Die Mehrzahl dürfte jedoch theils aus russischen, theils aus skandinavischen Volkssagen bestehen, wenn es auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß es im russischen Karelien manche Sagen gibt, die einen mehr einheimischen Charakter tragen." Der Verfasser sammelte besonders Zauberlieder, die am meisten Aechtes und Volksthümliches enthalten. Auch theilt er einen Varianten zum ersten Gesang des berühmten Gedichtes Kalawala mit, das bereits ins Deutsche übersetzt ist (S. 101).

Castrens dritte Reise war die längste, weiteste und beschwerlichste. Zunächst kam er wieder zum Enaresee und fährt daher fort, von den dortigen Lappen zu reden, von ihrem Aberglauben, ihren Seibas (Götzen, Fetischen, ungewöhnlich geformte Steine), ihrer Zauberei, von ihren Rennthierfahrten ꝛc. Er selbst fuhr mit Rennthieren über den Schnee nach Kola, welches unfern vom Eismeer zwischen dem Nordcap und dem Eingang des weißen Meeres im äußersten Norden Eu-

Digitized by Google

ropa's liegt und von Russen colonisirt ist, die ein recht lustiges und trauliches Leben führen (S. 161 ff.).

Die Einförmigkeit der rauhen nordischen Natur entbehrt doch nicht mancher eigenthümlichen Schönheit. „Wir befinden uns jetzt auf dem See Imandra; vor uns liegen seine unzähligen Buchten, bei denen das Auge vergeblich nach irgend einer andern Begrenzung als dem dunkelblauen Horizonte sucht; zur Linken erheben sich die finstern, nebelhaften Umrisse des Riesenfelsens Umptek. So einförmig und chaotisch nun auch dieser Anblick ist, so wirkt er doch mit wunderbarer Gewalt auf das menschliche Gemüth. Trotz alles Philosophirens ist und bleibt der Mensch doch so, daß er die Hand des Schöpfers deutlicher in dem Großen und Kolossalen erkennt, wenn auch die Form darin nicht so sorgfältig ausgeprägt ist, als in dem Kleinen und Zwerghaften, wenn dieses auch eine noch so große Formvollendung zur Schau trägt. Aber sollte Jemand glauben, daß eine Natur wie die lappländische, todt und von drückender Wirkung auf das Gemüth seyn müsse, so mag man nur nicht vergessen, daß der Wind über die weitgedehnten Buchten spielt, daß der Donner auf den himmelhohen Felsengipfeln ertönt — und man wird kein Leben vermissen. Derjenige aber, dem ein solches Leben nicht zusagt, mag hier in einer schönen Winternacht reisen, wenn der Himmel in Sternenpracht und Nordlichtern flammt. So weit das Auge reicht, bemerkt man an jedem Punkt der unermeßlichen Schneedecke eine eigenthümliche unbedeutende Bewegung, ein feines Zittern, das so bezaubernd ist, daß unser Wesen bei dem Beschauen desselben dahinzuschmelzen droht. Richtet man wiederum den Blick auf die Felsengipfel, so findet man diese von einem flackernden Schein umgeben, der sich dem Auge darstellt, als erhebe er sich aus dem Felsen selbst, wie die Flammen aus dem Krater eines feuerspeienden Berges. Dieser Schein verbreitet sich über den ganzen Himmel, flackert einige Zeit und verschwindet, um sich nach einer Weile wiederum auf dieselbe Weise zu erheben, und — zu verschwinden.“ Die Fahrt ging südwärts nach Kem am weißen Meere.

Hier stoßen wir auf den bedeutungsvollen Namen der Tschuden. „Die Tradition unterscheidet zwischen Finnen, welche von den Russen gewöhnlich Schweden genannt werden, Karelen und Tschuden. An der Südwestküste des weißen Meeres kommen nur Traditionen von Karelen vor; auf der Süd- und Westküste aber sollen die ältern Einwohner des Landes Tschuden gewesen seyn, mit welchen die Traditionen noch Ingern und Esthen in Verbindung bringen. Ohne mich hier in weitläufige Argumentationen der mit genügenden Gründen unterstützten Hypothese einzulassen, daß der finnische Stamm in frühern Zeiten sich bis an die Küsten des weißen Meeres erstreckt habe, will ich nur die schwer zu lösende Frage aufnehmen: Wohin sind diese ältern Bewohner des Küstenlandes gerathen? Daß sie von den Russen nach Lappland und von dort nach Finnland zurückgedrängt worden seyen, scheint eine ungenügende Erklärung zu seyn. Nach der Wahrscheinlichkeit, nach hier und da gangbaren Traditionen und der noch schwachen russischen Bevölkerung in den nördlichen Theilen des Gouvernements Archangel zu schließen, sind die Russen nicht mit Heeresmacht oder in größern Massen in diese öden und unfruchtbaren Gegenden gedrungen, sondern gewöhnlich hat die Noth, die Hoffnung auf bessern Lebensunterhalt, der Drang nach Abenteuern oder andere zufällige äußere Gründe einzelne Familien vermocht, sich hier niederzulassen. Das Recht des Stärkern dürfte somit nur selten zur Anwendung gekommen seyn, wenigstens nicht in den Zeiten, in welchen dieselbe Religion und eine gemeinsame Regierung, als ein Band der Vereinigung, die ältern Einwohner und die neuen Ansiedler umschlang. Indessen entstand ein nothwendiger Conflict zwischen den durch Sprache, Sitten und Denkweise verschiedenen Völkern und Nationalitäten. Dieser mußte an den Küsten des weißen Meeres mit dem Untergang der finnischen Nationalität endigen, weil diese Gegend, was ich sogleich in den folgenden Zeilen nachweisen werde, solche Nahrungszweige darbietet, die zwar die Russen, aber nicht die Finnen zu einer zahlreichen Ansiedelung verlocken konnten. Daß die russische Bevölkerung in friedlicher Weise bis hierher gedrungen ist, und anstatt den finnischen Volksstamm zu vertreiben, ihn in sich aufgenommen hat, findet ferner eine Bestätigung in der mit Fennicismen überfüllten russischen Sprache im Gouvernement Archangel, und in den unverkennbar finnischen Gesichtszügen, die man dort unaufhörlich unter dem russischen Hute erblickt.“ S. 182. Unter den Russen am weißen Meer fand der Verfasser viele Roskolniken (Altgläubige) von großer Strenge.

Castren verfolgte das Ufer des weißen Meeres nach Onega und Archangel. Von hier aus unternahm er mehrere Fahrten, darunter eine sehr gefährliche. Auch der Tschuden wird hier wieder gedacht und der Verfasser zweifelt nicht, daß es Finnen gewesen seyen (S. 210). Die nähere Beweisführung fehlt aber hier. — Weiter ostwärts vordringend zu den Samojeden, die den Lappen sogar verwandt sind, fand Castren das Heldenthum noch viel besser erhalten, als auf der europäischen Seite, wo Schweden und Russen schon länger eingewirkt haben. Eine der sonderbarsten Sitten ist der Gebrauch der Sa-

Digitized by Google

mojeden, wenn sie einen Vertrag schließen und keinen Götzen bei der Hand haben, geschwind einen aus dem Schnee zu formen und vor ihm das Gelübde abzulegen (S. 234). Uebrigens ist der Hauptgötze des Volkes der Branntwein. Castren kam zu einer Hochzeit und fand Alle besoffen. „Bei unserer Ankunft im Hochzeitszeitszelte war die Handlung bereits so weit vorgeschritten, daß sämmtliche Gäste wohl bewirthet worden waren; einige von ihnen lagen schon ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblößtem Haupte; die Köpfe waren tief in den Schnee gedrückt und die Gesichter vom Winde mit Schnee bedeckt. Doch sieh! dort kommt ein Ehemann, tappt von einer Leiche zur andern, erkennt endlich seine Gemahlin, ergreift sie an dem Kopfe, wendet sie mit dem Rücken gegen den Wind und wirft sich dann neben sie hin, Nase auf Nase. Dort läuft ein Anderer mit einer Kaffeekanne umher, sucht seine Geliebte, findet sie und gießt ihr etwas Branntwein in den Hals. Hier stößt Jemand auf seinen Feind, versetzt ihm einige hinterlistige Schläge und entfernt sich rc." An dieser Branntweincorruption sind allein die Russen schuld, die überhaupt jene armen Naturvölker des Nordens ausbeuten und nach und nach ausrotten. Mit List und Gewalt eignen sich die Russen je mehr und mehr die Rennthierheerden, den einzigen Reichthum der Lappen und Samojeden, zu.

S. 303 gibt Castren ein gar schönes samojedisches Märchen von der Mutterliebe zum besten. Der weise Urier, heißt es, fand den Aufenthalt auf der Erde zu traurig, die Natur zu arm, die Menschen zu schlecht, und entschloß sich, mit seinen mehreren Frauen sich in Rennthierschlitten zu setzen und gen Himmel zu fahren. „Als man ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, begannen Urier's Rennthiere zu schwanken und sich niederwärts zu neigen. Urier, der die Veranlassung ahnte, frug seine Frauen, ob sie, wie er befohlen, die Kleider und das Geschirr der Rennthiere aus lauter neuen Stücken zusammengenäht hatten. Jetzt gestand die zweite Frau Urier's, daß sich in ihrem Anzuge ein kleines Band vorfinde, welches schon früher in Gebrauch gewesen sey. Zugleich bat und flehte sie mit thränenden Augen, er möge sie doch zur Erde zurückkehren lassen, woselbst sie ihre beiden Söhne habe zurücklassen müssen. Sie wolle lieber die Sorgen der Erde ertragen, wenn sie dieselben mit ihren Kindern theile, als die Glückseligkeit des Himmels genießen, wenn die Kinder sie nicht mit ihr theilen würden. Erweicht durch die Bitten der Frau sandte Urier sie wieder zur Erde zurück, fuhr aber mit seiner ersten Frau zum Himmel empor."

Der Glaube, man könne leicht zum Himmel fahren, herrscht überall am nördlichen Theil des Uralgebirges, welches Castren durchreiste, indem er den weiten Weg von Mesen bis nach Obdorsk durchmaß, der Mündung des großen Flusses Ob im Norden von Sibirien. Hier wohnen die Ostjaken, ein gleichfalls den Lappen und Samojeden verwandtes Volk, welches gleichfalls von den Russen arg ausgebeutet wird. „Die Russen haben ein verderbliches Creditsystem eingeführt und es verstanden, den Ostjaken allerlei überflüssige Gegenstände aufzubringen, welche sie fast ohne Wissen des Abnehmers zu einem beliebigen Preise taxirt haben. Dadurch hat die Schuld der Ostjaken so zugenommen, daß sie jetzt gar nicht mehr vollständig zu tilgen ist. Im Gegentheil, sie steigert sich mit jedem Jahre, weil die Bedürfnisse im Wachsen sind, ohne daß der Arbeitsfleiß in wesentlichem Grade zunimmt. Was der Ostjake wenigstens jetzt nicht entbehren kann, ist die Brodnahrung, welche der Kaufmann ihm darbietet. Außer Stande, die Waare sogleich bezahlen zu können, weil er schon alte Schulden hat, ist er genöthigt sich zu verpflichten, dem Gläubiger im darauf folgenden Jahre seine Fische abzuliefern. Ist er aber auf diese Weise ganz und gar in den Händen des Kaufmanns, so taxirt dieser sowohl seine eigene Waare, als auch die des Ostjaken, wie es ihm beliebt. Die Regierung hat zwar versucht, diesem sowohl den Ostjaken als auch den übrigen Völkerschaften Sibiriens verderblichen Handel durch Gesetze und eigene von ihr angelegte Mehlmagazine zu steuern; aber das Uebel hat bereits zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß diese schnell auszurotten seyen." Man vergleiche Wrangels berühmte Reise in den äußersten Nordosten des russischen Sibirien und Ledebours Reisen am Altai, wo gezeigt wird, wie Sibirien sich von den einheimischen Völkern fast entleert hat, weil alle aus Furcht vor der russischen Habgier unter den chinesischen Schutz geflohen seyen.

Wir bemerken noch, daß Castren seinen großen Anstrengungen erlegen und vor Kurzem gestorben ist. Eine der von ihm gesammelten nordasiatischen Sagen ist uns durch einen nordischen Freund in deutscher Uebersetzung zugesandt worden und wird im Morgenblatt erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, **N° 79.** 1. Oktober 1853.

Mythologie.

Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum. Von Prof. Dr. Sepp. Drei Theile. Regensburg, Manz, 1853.

„Wer wird uns die Mythologie von der Seite erklären, daß in ihr alle christlichen Wahrheiten vorbildlich erfüllt scheinen?" Diese Worte de Maitres hat der Verfasser zum Maßstab ausersehen und sein Werk führt auf eine geniale Weise den Gedanken durch, daß im Christenthum nicht bloß die Verheißungen des Judenthums, sondern auch die des Heidenthums erfüllt worden seyen, und daß in Bezug auf Vorbildlichkeit der heidnischen Vorzeit nicht geringerer Werth beizulegen sey, als der jüdischen.

Hier die Motivirung: „Wenn Christus selbst wegen der Ueberzeugungstreue und Folgewilligkeit der Heiden in seinen Parabeln mehr als einmal sie den Juden vorzieht (Matth. XXI, 28. u. a.), und bekennt, einen solchen Glauben habe er in Israel nicht gefunden, ja das Volk in Jerusalem selbst eine Zeit glauben machte, er werde zu den Griechen gehen und ihnen predigen (Joh. VII, 35.); wenn Petrus in seinen Briefen namentlich des ‚Tartarus' gedenkt, wo Gott die gefallenen Engel zum Gerichte aufbewahre, während Christus in die Vorhölle (den Hades) hinabgestiegen, um noch den in der Sündfluth Umgekommenen das Heil zu verkünden (II. Petr. II, 4.), und außerdem Ausdrücke der heidnischen Mysterienlehre adoptirt; wenn endlich Paulus nicht ansteht, auf die religiösen Aussprüche heidnischer Dichter und Philosophen sich zu berufen, und insbesondere seine Rede an die Athener mit einer Stelle aus Sophokles eröffnet, wo dieser von dem Einen wahren Gotte spricht:

> der rings den Himmel und die Erde schuf,
> und nicht im Bilde wohnt von Holz und Stein,
> im Kunstidol von Gold und Elfenbein:

ja wenn er Christum geradezu den großen Ungenannten oder den unbekannten Gott nennt, und ihn so mit Dionysos vergleicht, dessen Namen die Griechen, wie die Aegyptier den des Osiris, als einen ἱερὸς λόγος behandelten oder verschwiegen, wenn es galt, sein Leiden und Sterben und sein Begräbniß zu berühren — so mag uns dieß die Augen öffnen, daß die Naturreligion und zumal die Mysterienlehre der Heiden doch nicht so gänzlich diabolisch war, sondern vielmehr reine Elemente symbolischer Wahrheit in sich trug." I. 7. „Das Christenthum wird nicht in seiner Katholizität erkannt, wenn wir nicht auch seine Beziehung zu den Naturreligionen des Alterthums begreifen, wenn die Gottesfeier, welche an die Natur selbst sich knüpft, und die höhere heidnische Offenbarungslehre mit ihren Anknüpfungspunkten an die ewige Wahrheit, die ihnen unter der Hülle der Symbole mitgetheilt war, nicht mit Berücksichtigung finden. Ist das Credo richtig, so liegt darin auch die Nothwendigkeit der universalen Beziehungen. Alles, was wirklich Religion ist, muß uni versum, d. h. dem Einen zugewendet erscheinen. Die göttliche Heilsökonomie im alten Bunde oder die Vorbereitung des Erlösungswerkes läßt sich nicht durch die ganze Geschichte verfolgen, wenn die mythologischen Religionen, wozu es nie gekommen seyn würde, wenn der Mensch nicht von Natur aus ein religiöses, von Gottes Wegen abhängiges und selbst in seinem verkehrten Dichten und Trachten noch immer an diese erste und oberste Causalität der Erkenntniß gebundenes Wesen wäre." I. 15. „Das Christenthum ist ja nicht blos das Ziel und Ende des Mosaismus, sondern nicht minder der Schlußstein der Mythologie. Wie will man ohne die rechte Würdigung der messianischen Parallelen jenen antworten, welche in dem Heiland der Christen nur einen unter den verschiedenen Messiasen des Orients sehen? Christus ist der verborgene Inhalt aller religiösen Mythen; mit seiner Revelation ist der Schleier oder die Decke aller vorbildlichen Religionen

Digitized by Google

gefallen, und ihr Prophetismus offenbar geworden. Er ist der wahre Oedipus der Mythologie, und muß als solcher erkannt werden." I. 20. „Das Christenthum ist keine bloße formale Lehre, keine leere Abstraktion, sondern es hat in seinen Gründen als göttliche Offenbarung an die Menschen auf dem Wege der Natur seit Urbeginn der Welt bestanden. Das Erlösungswerk ist von dem Schöpfungswerke und dessen Fortgang im Kreislauf des Alls absolut nicht zu trennen, sondern wie aus Abend und Morgen ein Tag wird, so sind die alttestamentlichen Gottesbündnisse wohl die Religionen der Nacht, das Judenthum dem leuchtenden Mond, das Heidenthum dem Heer der Gestirne vergleichbar: aber sie haben ihren Schein vom Tagesgestirn empfangen, und waren erst bestimmt, zu verschwinden, als die Sonne des Christenthums in hellem Aufgange war." I. 29.

Mit direkter Bezugnahme auf die moderne Theologie, die das Christenthum selbst in Mythen auflösen wollte, zieht der Verfasser die heidnischen Mythen in's Christenthum hinein. „Die Kirchenlehrer, ein Clemens, Origenes, Justin und zum Theil Augustin, sowie noch Boëthius fühlten von Anfang den Beruf und stellten sich die Aufgabe, das Christenthum mit der Philosophie und den vorangegangenen Völkerreligionen in ein systematisches Verhältniß zu setzen, und die Gegenwart, die dieß ignorirte und davon Umgang nahm, hat die Erfahrung gemacht, wie man Christus für die Mythologie in Anspruch genommen, gleichsam zur Strafe dafür, daß man versäumte, die Mythologie wissenschaftlich für das Christenthum zu erobern." I. 35.

Indem der Verfasser das weite Gebiet der heidnischen vorchristlichen Mythologie überblickt, stellt er folgende Unterscheidungen fest: „Nach einer dreifachen Seite hat das Heidenthum sich entwickelt. Die Betrachtung des Schöpfungswerkes und all' der Wunder Himmels und der Erde motivirte den Polytheism, indem der Mensch in jedem Wesen und Naturmomente das Symbol der waltenden Gottheit erblickte. Der Opferdienst im Zusammenhang mit der Erlösungslehre führte sie zum Pantheismus; die Ethik oder Heiligungslehre endlich ward auf den Grundsatz des Dualismus gebaut. Somit manifestirten sich in Dogma, Cult und Disciplin der Heiden drei falsche Richtungen; gleichwohl aber liegt diesem dreifachen Systeme in Wahrheit die Theorie der Offenbarung des Vaters, Sohnes und Geistes zu Grunde. Wie sich der Mensch physisch, geistig und ethisch entwickelt, so tritt im gesammten religiösen Leben der Menschheit der Idealismus, Realismus und Empirismus hervor, und die drei Grundstämme, Semiten, Chamiten und Japhetiden, sind nach einander die Träger dieser drei Grundrichtungen geworden. In diesem Heidenglauben, welcher mit seinen Gestalten zugleich den Hintergrund der Weltgeschichte einnimmt, haben Millionen Menschen über mehr als zwei Jahrtausende gelebt, und sind mit diesem einzigen Troste gestorben: deßhalb allein schon verdient die Mythologie Beachtung. Das Verständniß der vorchristlichen Religionen bildet das nothwendige Complement der Theologie. Wer möchte es z. B. glauben, daß den Mittelpunkt des Heidenthums das Opfer, und zwar das Opfer in der eucharistischen Auffassung bildet? Ohne die Mythologie kann die Geschichte der Häresieen nicht begriffen werden, indem darin eben das Anklammern der Heiden an ihren früheren Nationalglauben sich kund gibt."

Es kann hier nicht unsere Aufgabe seyn, in die gelehrte Entwicklung im Einzelnen einzugehen und überall die christlichen Spuren zu verfolgen, die der Verfasser im Heidenthum gefunden hat. Es gilt hier, nur den Grundgedanken seines originellen Werkes zu charakterisiren. Die Hauptsache dabei ist nicht die Vergleichung der Symbole und symbolischen Handlungen im Heidenthum und Christenthum, etwa wie im alten und neuen Testamente, sondern die frappante Behauptung, daß im Heidenthum nicht Dämonismus, sondern der Geist Gottes gewirkt habe. „Jene irren weit, welche glauben, daß die Götter der Heidenwelt aus leerer Einbildung hervorgegangen. Nicht von einer bloßen Fiktion hat Christus die Menschheit erlöst, sondern wie Jehova im alten Bunde häufig durch Engelserscheinungen sich manifestirte, so waren die Panim oder Götter der Heiden wirkliche Gewalten und Gestalten, zur Prüfung und Versuchung der Sterblichen im Allgemein, wie Gott dem Satan wider Hiob z. B. insbesondere die Macht gibt. Das Alterthum stand unter dem Banne des Fatalismus; der mythologische Gedanke war, nachdem die erste Entfremdung des Gottesbewußtseyns eingetreten, keineswegs mehr freie Wahl, sondern sowie es in die Materie sich versenkt und sinnlich geworden, auch an die Entwicklung dieser Materie, oder an die objektive Bewegung dieser geschöpflichen Welt gebunden. Die Ideen der Mythologie sind darum wesentliche kosmogonische, sowie die Götter des Heidenthums tellurische Potenzen." I. 354. „Hier entsteht die Frage, inwieferne auf dem Boden des Heidenthums neben den Weissagungen auch Wunder Platz greifen mochten? Die Antwort fällt mit jener auf die Frage über die außerkirchlichen Propheten und Heiligen zusammen. Das Heidenthum erscheint durchaus zweideutiger Natur. Einerseits läßt sich der vorbildliche Charakter nicht verkennen, anderseits tritt bis zur Karrikatur das Gegenbild dessen zu Tage, was

Digitized by Google

uns im Christenthume geboten wird. Dieß gilt von dem eucharistischen Leben der Heiden, ihren Opfern, Prozessionen und ascetischen Uebungen, wie von ihrem ganzen Priesterwesen, ihren Anstalten für Jungfrauen und Mönche u. s. w. Das katholische Christenthum ist die alleinseligmachende Religion, ohne daß damit denen, die außerhalb der Kirche stehen, das Verdammungsurtheil gesprochen ist; denn wenn diese ihr Seelenheil gewinnen, so geschieht es nur vermöge der Wahrheiten und gottesdienstlichen Handlungen, die ihnen vom allgemeinen Christenglauben zugekommen oder geblieben sind, falls und soweit ihnen diese anders zur Seligkeit gereichen, d. h. noch hinreichen und genügen, worüber keinem Sterblichen ein Urtheil zusteht. So war auch die Heidenwelt im Besitze relativ christlicher Wahrheiten, welche Beseligung denen verliehen, die daran hingen. Ihren Opfern und Gebeten wohnte in dieser Beziehung eine Kraft ein, ihren Priestern war Begeisterung und eine geheimnißvolle Weihe verliehen, die nicht bloß von unten sich ableitete oder in dämonischer Praxis sich kund gab. Was nun zunächst die wunderbaren Heilungen betrifft, welche in den Tempeln vor sich gingen, so ergaben sich dieselben meist unter Vermittlung des Hellsehens, indem dem Kranken oder dem Visionär nach vorausgängigen Fasten und Opfern im Traume das Heilkraut angegeben wurde, von dessen Gebrauch die Genesung abhing. Außer dem in so vielen Heiligthümern üblichen Tempelschlafe waren schon den ägyptischen Priestern die Manipulationen der heutigen Magnetiseure keineswegs fremd. Den heidnischen Priestern schrieb man großentheils die Kraft, zu binden und zu lösen, zu, d. h. sowohl Krankheiten als Gewitter zu bannen und unschädlich zu machen, oder auch Regen herbeizuzaubern, und wie die röm. aquileges Quellen zu erwecken; und daß einzelnen gebetskräftigen Männern die Macht, gewisse Störungen im Natur- und Leibesleben aufzuheben, einwohnte, wer dürfte dieß bezweifeln? Aber nicht allein die priesterliche Gewalt ist unter den Heiden keineswegs gering anzuschlagen, sondern auch das Königthum tritt schon mit einer eigenthümlichen Weihe auf." III. 239.

Daher endlich der kühne Gedanke: „Das eigentliche Heidenthum steht dem Christenthume unendlich näher, als der moderne Protestantismus und abgestandene Katholicismus; denn dort war wohl vieles verfehlt und mißverstanden, bei der jetzt dominirenden Freigeisterei und anmaßlichen Aufklärung aber ist die Grundlage falsch. Die Heiden negirten nicht die göttliche und priesterliche Autorität: die Armen an Geiste aber, die nach heutigem Zeitgeschmack für die Gebildeten gelten wollen, haben eben jenen Orient wieder aufgegeben, der den Alten als desiderium desideratum erschien, und vom Lichte der Wahrheit sich abkehrend, ihr suffisantes Ich dafür zu ihrem Götzen erhoben. Den Heiden war es mit ihrer Religion heiliger Ernst, sie zerstörten nicht die Fundamente der Glaubens- und Sittenlehre, sondern entstellten nur die Wahrheit und geriethen so in Irrthum: unsere Zeit ist an sich gottlos." I. 13.

Aus Obigem wird zur Genüge erhellen, was der Verfasser will. Er spricht eine große Wahrheit aus, streift aber hart an die gefährlichste Grenze desselben modernen Pantheismus hin, den er bekämpft. Es ist vorzugsweise die Lichtseite der Weltordnung, die er behandelt, es sind Lichtkeime auch in der unchristlichen Welt, die er in ihren Beziehungen zum Christenthum auffaßt; aber dahinter liegt eine schwarze Nacht, in der nicht blos Karrikaturen des Heiligen gespenstisch umgehen, sondern ein dem Christenthum direkt entgegengesetzter Dämonismus waltet. Die Rücksicht auf diesen Dämonismus, den Görres in seiner Geschichte der Mystik behandelt, vermissen wir bei Sepp. Seine Auffassung ist unendlich geistreicher, die Fülle des weltgeschichtlichen Lebens erschöpfender, seinem reichen innern Rhythmus adäquater, als es die meisten modernen Philosophien der Geschichte sind, aber er theilt doch mit den Rationalisten und Pantheisten die Verallgemeinerung des guten und göttlichen Princips und trägt zu viel Optimismus in die Geschichte ein. Das Dämonische, gegen welches die alten Propheten vergeblich ankämpften, und das nur durch das heiligste Opfer überwunden werden konnte, mußte stärker hervorgehoben werden. Der Sieg des Lichts über diese uralte Verfinsterung war nicht so leicht, als es die im Heidenthum liegenden Symbole der Zukunft Christi scheinen lassen. Der Beweis läßt sich auch rückwärts durch die Häresieen führen. Der alte Dämonismus wirkte auch noch nach seiner Ueberwindung fort, in dem Maße, in welchem das Christenthum nicht begriffen oder absichtlich entstellt und mißbraucht wurde. Vom Muhamedanismus lesen wir hier Theil III. S. 96: „Daß in den Augen des erwählten Volkes schon auf Moses, ihren gottgesandten Führer, ein Strahl des Lichtes fällt, welcher die wahre Glorie des Messias ausmacht, darf uns so wenig befremden, als daß die Araber noch nach der Zeit der Erfüllung aller alten Verheißungen einen Abglanz jener Herrlichkeit ihrem Propheten zueigneten, obwohl ihm selber die Wunderbeglaubigung abging. Sind sie doch auch von den Kindern Abrahams, von den Stämmen der priesterlichen Semiten, und gewisse Wundersagen bis auf diese Stunde ihr Halt und religiöser Trost geblieben." Das scheint uns eine

Digitized by Google

zu milde Auffassung zu seyn. Die außerhalb der christlichen Kirche Stehenden verhalten sich nicht wie Ehrienst auf niederer Stufe, wie Erleuchtete in niederem Grade, sondern sie sind von einer positiven Finsterniß beherrscht, in der Gewalt eines der göttlichen Wahrheit direkt feindlichen Dämonismus. Das Christenthum gewinnt, wenn man es als Weltreligion von Anfang an auffaßt, nur an räumlicher und zeitlicher Ausdehnung, aber nicht an innerer Kraft und Weihe. Das specifische Christenthum steht direkt dem Heidenthum, wie dem Judenthum, wie den Häresieen und der spätern Philosophie entgegen. Und in dem, worin sie dem Christenthum widerstreben, liegt ein innerer Zusammenhang, der nicht durch jene symbolischen Lichtspuren, die zum Christenthum führen, erklärt wird, sondern seine eigenthümliche Construction hat, deren innerstes Princip die Sünde ist. Der vorbedeutende Opfertod in den heidnischen Systemen, der auf das Christenthum hinweist, und vieles dem Aehnliche ist nicht das specifisch Heidnische, eben weil es zum Christenthum neigt. Das specifisch Heidnische liegt auch nicht einmal in einer Karrikatur des Christlichen, sondern in etwas demselben schlechthin Entgegengesetzten, es liegt mit einem Wort in der Anbetung des Bösen. Während nach der einen Seite hin die Menschheit unter der Herrschaft des Heidenthums sich zum Christenthum ahnend und sehnend aufringt, wie die Pflanze im dunkeln Keller zum Licht, äußert sich doch die Macht der Finsterniß nicht blos lichthemmend, sondern setzt an die Stelle des Heiligen direkt das Unheilige, den wüstesten Sinnencultus und Orgiasmus. Das Heidenthum wie die spätern Häresieen ließen den Menschen keineswegs in einer unschuldigen Indifferenz und naiven Natürlichkeit, sondern zogen ihn hinab ins Thierische und Dämonische, seiner bessern Anlage zuwider, während das Christenthum eben diese bessere Anlage allein ausbildete. Den symbolischen Spuren, die aus dem Heidenthum zum Christenthum hinführen, stehen mithin im Heidenthum entgegengesetzte Wege zum finstersten Abgrund entgegen und durchkreuzen sich mit ihnen, und darauf hätte Herr Sepp hinweisen sollen. Sein ganzes Werk wird dann erst wissenschaftlich und kirchlich gerechtfertigt erscheinen, wenn er ihm ein Zweites nachfolgen läßt, worin jene Tendenzen zum Dämonischen auseinandergesetzt werden.

Das vorliegende Werk hat neben seiner allgemeinen Bedeutung für christliche Leser auch noch das Verdienst einer außerordentlich gelehrten Durchforschung der heidnischen Mythengebiete, und mancher Freund mythologischer Studien wird darin neue Combinationen und glänzende Gedanken finden, wenn auch in einzelnen Fällen Sepp's Erklärungen zum Widerspruch herausfordern.

Schrift über Shakespeare.

Ueber Shakespeares religiöse und ethische Bedeutung. Eine praktische Studie von J. J. Rietmann. St. Gallen, Huber u. Comp., 1853.

Wir legen sehr wenig Werth auf die gesammte moderne Shakespeare-Literatur, so wenig wie auf die noch viel unförmlicher angeschwollene Göthe- und Schillerliteratur. Wenn man die Erfindung der Buchdruckerkunst preisen muß, weil durch sie die Werke großer Dichter vervielfältigt und weitverbreitet werden können, so möchte man sie doch wieder verwünschen, sofern sie zugleich jene unselige Literatur der ästhetischen Lakaien, literarischen Parteimacher und Marktschreier befördert, die einen berühmten Namen ausbeuten. Wer wird nach fünfhundert Jahren noch den voluminösen Büchern über Shakespeare, über Göthe, über Schiller ꝛc. nachfragen? Wer wird sich noch die Mühe geben, den Vorurtheilen, Abgeschmacktheiten und Eitelkeiten nachzuspüren, in denen unsere kleinen Geister befangen waren gegenüber den großen Geistern, über die sie ihr einseitiges Urtheil abzugeben sich angemaßt haben?

Herrn Rietmann soll indeß unser Vorwurf nicht treffen. Erstens ist sein Büchlein kurz und zweitens hat es den löblichen Zweck, einer unvernünftigen Ansicht der modernen Kritik entgegen zu treten. Shakespeare wird nämlich als der Schöpfer und Beginner der modernen, von der Kirche völlig emancipirten Poesie betrachtet und die Blasirtheit unserer eitlen Generation auf ihn übergetragen. Dagegen weist nun Herr Rietmann mit großer Sachkunde nach, daß Shakespeare ein guter Christ gewesen sey und daß die gesunde Natur, die man an ihm bewundert, hauptsächlich in seiner echt volksthümlichen Gläubigkeit wurzelte, im Gegensatz gegen die Unnatur und Unfähigkeit unseres Cultus des Genius.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 80. 5. Oktober 1853.

Culturgeschichte.

Geschichte des Kostüms. Die Tracht, die baulichen Einrichtungen und das Geräth der vornehmsten Völker der östlichen Erdhälfte. Von Hermann Weiß. Erste Abtheilung. Geschichte des Kostüms der vornehmsten Völker des Alterthums. Berlin, Dümmler, 1853.

Ein Pendant zu Klemms Culturgeschichte mit ausschließlicher Rücksicht auf Häuslichkeit, Tracht, Möbeln, Geräthe. Der vorliegende Band (406 Seiten stark) handelt blos von den rohen Völkerstämmen Afrika's und von Aegypten. Demnach dürfte das Werk eine große Ausdehnung erhalten, eine vielleicht zu große. Der Verfasser hätte sich wohl in einigen Beziehungen kürzer fassen können. Dagegen wären in Holz geschnittene Vignetten zur Veranschaulichung sehr wünschenswerth gewesen. Verfasser und Verleger hatten deßfalls ein treffliches Vorbild an dem englischen Werke von Wilkinson. Indem der Verfasser aber darauf ausging, mehrere ältere Culturvölker nacheinander vergleichend zu besprechen, so konnte er sogar noch mehr leisten als Wilkinson, wenn er in treuen Abbildungen auch die Kleider, Hausgeräthe, Farbenmuster ꝛc. der verschiedenen Völker und Zeiten vergleichend zusammenstellte. Auf den altägyptischen Wandgemälden und in den großen Bildwerken, auf denen sie wenigstens zum Theil copirt sind, findet man höchst elegante Formen von Möbeln und Instrumenten, reizende Muster von Wollen- und Linnenstoffen ꝛc. Das alte Indien bietet Aehnliches dar, noch Mannigfacheres aber China. Ein illustrirtes Handbuch, worin nur die charakteristischen Hauptsachen dieser Art enthalten wären, dürfte sich der besten Aufnahme erfreuen und auch praktischen Einfluß auf Industrie und Mode haben, wie es im Anfang des Jahrhunderts in Bezug auf das antike Kostüm der Fall war.

Abgesehen von dem Mangel an Bildern ist das Werk des Herrn Weiß sehr reichhaltig und gründlich, in den philosophischen Einleitungen fast zu gründlich. Es wäre nicht nöthig gewesen, die verschiedenen Einflüsse des Klima's, der Religion, des Staatslebens ꝛc. so ausführlich und in so philosophischer Schärfe zu charakterisiren. Das Meiste davon versteht sich so sehr von selbst, daß der Verfasser immerhin gleich hätte in medias res eingehen dürfen, wodurch viel Papier gespart worden wäre.

Aus der sehr gründlichen Charakterisirung des altägyptischen Kleiderwesens heben wir das Grundsätzliche hevor. „Ganz entblößte Figuren kommen nicht häufig auf ägyptischen Monumenten vor; selbst auf den ältesten Gräbersculpturen gehören sie zu seltenen Ausnahmen. Der Hüftschurz, das wesentlichste Kleid der afrikanischen Urbevölkerung überhaupt, war auch im alten Aegypten die vorherrschende Tracht der Männer. Ausgehend von dem einfachen Gürtel läßt sich die Ausbildung des Schurzes bis zu seiner künstlichsten Gestaltung in ähnlicher Weise verfolgen, wie die allmälige Erweiterung der, der afrikanischen Urbevölkerung eigenthümlichen Schurzbekleidungen. — Den monumentalen Darstellungen zufolge gehörten Obergewänder fast ausschließlich zur Tracht der höheren Stände, während Personen niederen Ranges sich meist mit den oben betrachteten Schurzgewändern begnügten.“ So die Männer. Anders verhielt es sich mit den Frauen. „Diese bekleideten sich meist mit einer Ober- und Unterkörper zugleich bedeckenden Gewandung. Ja, es ist eigenthümlich, daß, während die Weiber aus den unteren Kasten in undurchsichtigen Stoffen gingen, die Vornehmen dagegen zwar langherabfließende, doch fast immer fein gewebte, die reizenden Körperformen nur leicht verhüllende Zeuge wählten.“ In Bezug auf die Kopfbedeckung gilt als

Digitized by Google

allgemeiner Grundsatz: „Während die kappenförmige Kopfbedeckung der Männer vornämlich den Zweck hatte, den Kopf zu schützen, so zeigt sich an dem Kopfputz der ägyptischen Weiber schon frühzeitig das Bestreben, diesen auf zierliche Weise — als Schmuck — zu gestalten. Besondere Veranlassung dazu gab, wie es scheint, das lange, stets sorgfältig gepflegte Haar, das, im Gegensatz zu dem kurzen, meist ganz vertilgten Haar der Männer, selbst für die einfachste Bedeckung eine von der enganliegenden Männerkappe abweichende Form bedingte."

Das reichste und interessanteste Kapitel handelt von den Geräthschaften und Werkzeugen zur Feld- und Hausarbeit, zum Handwerk, zum Kochen und Essen 2c. Hier besonders vermissen wir die Bilder. In Bezug auf die Baukunst hätte der Verfasser sich viel kürzer fassen und nur auf die längst bekannten Werke hinweisen sollen. Die Auseinandersetzungen über das Labyrinth z. B. und was man bis auf die jüngste Erklärung von Lepsius davon gehalten habe, gehört gar nicht in ein Kostumwerk.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Ignatz V. Zingerle. Innsbruck, Wagner, 1853.

Derselbe Tiroler Gelehrte, dem wir bereits ausgezeichnete Sammlungen von Märchen und Sagen aus dem Munde des Tiroler Volkes verdanken, gibt hier ein Bändchen eigener Gedichte heraus, die denselben feinen Sinn für die Tiroler Natur kund geben. Sehen wir von den patriotischen Gedichten ab, z. B. auf Radetzki, und von einigen Gelegenheitsgedichten, Mailiedern, so finden wir als besonders charakteristisch in dieser kleinen Sammlung die elegische Genrebildnerei hervortreten, die auch wirklich die geeignetste Form ist, um die heimathliche Natur und Volksthümlichkeit recht klar und tief zu spiegeln. So spiegelt uns der Dichter in einem einzigen Gedicht nicht nur eine echte Tiroler Waldlandschaft, sondern auch die Frömmigkeit des Volksstammes und zugleich seine großen geschichtlichen Erinnerungen, indem er uns zu dem „Tummelplatze" führt, wo im Jahre 1809 die Tiroler Bauern die in ihre Berge eingedrungenen Franzosen und Bayern schrecklich niederschmetterten.

Ein waldumhegter Plan. Die Fichten halten Wacht
Um's stille Heiligthum und lispeln leis' und sacht,
Wie wenn ein Freund zum Freunde flüstert;
Es ist ein eig'ner Platz, das hab' ich oft gefühlt,
Wenn in dem Fichtengrund die Luft des Abends wühlt,
Und sich das weite Thal umdüstert.

Im freien Waldesreich da liegen sie in Ruh',
Die Feinde und den Freund deckt eine Scholle zu,
Da sammeln sich die frommen Beter;
Da liegen sie und fleh'n auf den gebengten Knie'n,
Da schwebt der nasse Blick zur Flur der Sterne hin,
Der Blick der Mütter und der Väter.

Und in der Runde steht, den Stürmen ausgesetzt,
Auf Gräbern manches Kreuz, verwittert und zerfetzt,
Wie eine morsche Oriflamme.
So blickt oft altersgrau im Abendsonnenstrahl,
Der längst versunknen Zeit ein ernstes Todtenmal,
Die Zinne von des Hügels Kamme.

Ein Kreuz nur überragt, wie niedern Strauch der Baum,
Ganz hell und unversehrt die Bilder in dem Raum,
Vor dem die waise Lampe schimmert:
Da hab' ich oft gelauscht, wie Christ den Segen spricht,
Wie er Entzweites eint, das schwache Rohr nicht bricht,
Und nicht erlöscht den Docht, der flimmert.

Da fühlt' im dunkeln Wald ich seinen Odem weh'n,
Der einst die Schläfer ruft zum großen Aufersteh'n 2c.

Das Gedicht ist zu lang, als daß wir es hier ganz wiedergeben könnten, aber das Angeführte genügt, um darzuthun, welcher Reichthum von Gefühl an ein einfaches Landschaftsbild geknüpft ist.

Wer je in den Alpen war und unter der Schneelinie auf dem weichen Rasenteppich geruht hat, wird die zarte Poesie des nachfolgenden Gedichtes durchfühlen.

Röslein weben einen Teppich
Auf des Solsteins karges Grün,
Ranken sich, wie schlanker Eppich,
Ueber Fels und Stein dahin;

Blühen jubelnd an der Stätte,
Eines lauscht dem andern zu:
„Spreiz dich nur in lust'ger Wette,
Schöner blühe ich als du."

Doch der Röslein still Gekose
Schweigt, wie auch der Himmel lacht,
Denn des Berges schönste Rose
Nahet sich in stolzer Pracht.

Denn die Sennin kommt gegangen
Rosenhold und lilienschlank;
Knabe, schau ihr üppig Prangen!
Und dein Herz wird liebeskrank.

Digitized by Google

Von solcher Art nun begegnen uns mehrere sehr liebliche Bilder in Zingerle's Gedichten. Auch einige sagenhafte Dichtungen und Romanzen. Eine der rührendsten z. B.:

Es spielt der kühle Abendwind
Mit dunkeln Epheuschlingen,
Der Knabe möcht' dem holden Kind
Ein liebes Ständchen bringen;

Er pflückt sich einen Rosenstrauß,
Er nimmt die helle Zither,
Und schleicht vor's stille Bauerhaus
An's grüne Fenstergitter.

Die Saite klingt, manch Liedlein steigt,
Es lauscht der sel'ge Knabe,
Doch lautlos ist's; es ruht und schweigt
So stille, wie im Grabe.

„Ist's ja so licht im Stübchen drinn,
Es flimmern hell die Kerzen;
Was hast, Liebliebchen! du im Sinn,
Willst mit der Liebe scherzen?"

Der Bursche denkt es, zieht geschwind
Vom Fenster die Gardinen,
Da schlummert sanft das schönste Kind,
Das je der Mond beschienen.

Den Rosmarin im blonden Haar,
Im Kleid' aus weißen Linnen 2c.

Das Mädchen, dem er das Ständchen bringen wollte, war todt und lag nach Landessitte, von Kränzen umgeben, auf der Bahre.

Einige Elegien sind in Distichen verfaßt und verrathen ein glückliches Studium des Tibull und Properz, so wie der Göthe'schen Elegien. Z. B. ein Bild aus Südtirol (Löwenberg).

Duft'ges Zitronengebüsch und der Myrthen blühende Sträuche
Säuseln vom Winde gekos't, hauchen berauschenden Duft.
Feurig dazwischen erglüht hoch flammende Glut der Granate,
Und die Cypresse wiegt träumend das sinnende Haupt.
Seliges Wonnegefühl, umduftet von südlichen Bäumen
Durchzuschwärmen in Lust sterneverklärete Nacht.
Machtvoll klinget das Lied; hell sprudelt der Nektar im Kelchglas,
Welches im fröhlichen Kreis wandelt von Rosen bekränzt.
Ist es wieder geleert, knallt himmelan fliegend der Pfropfen,
Zischend entsprudelt der Gischt, schäumet wie tobende Flut.
Ringsum lautes Gejauchz' und weithin schallt das Gelächter,
Wenn der flüchtige Schaum Zecher und Blumen bespritzt;
Droben doch wandelt der Mond in ewig göttlicher Ruhe,
Lächelnd bestreut er des Thals Treiben mit magischem Licht.

2) Gedichte von Adolf Pichler. Daselbst, 1835.

In demselben Verlage gleichzeitig erschienen sind diese Gedichte auch der Tendenz nach mit denen von Zingerle nahe verwandt. Sie unterscheiden sich indeß dadurch, daß etwas Martialisches aus ihnen hervorleuchtet, was nicht zu verwundern ist, da der Verfasser als Tiroler Schützenhauptmann sein Vaterland im letzten Kriege gegen die Italiener hat vertheidigen helfen. Auch bei Pichler herrscht der Sinn für das Landschaftliche vor, und nicht minder das Elegische, immer aber macht sich dabei ein gewisser männlicher Stolz und Trotz geltend, der sich auch im Schmerze nicht verläugnet. So in der schönen Hymne S. 97, die ganz geeignet ist, das poetische Talent und die Gefühlsweise unseres Dichters zu charakterisiren:

Früh naht der Abend schon und hüllt
In mattes Grau die schwellende Beere
Des Weinstockes, das goldene Korn.
Ferne steigen am Abhang
Des Berges düstere Föhren, darüber
Wie aus der Asche des Tages auf Brandaltären
Lodern purpurn die Gletscher.

Mild weht dein Hauch mich an wie Duft
Der letzten schönsten Blume im Herbste
Und voll Innigkeit leuchtet dein Blick.
Könnt ich wandeln mit dir einst
Von Rosen heiter die Stirne umschlungen,
Wallende Nebel zu Füßen im Thal, hoch oben
Schweben Adler im Lichte.

Dem Menschen jedoch blieb es versagt
Lange zu steh'n auf seliger Höhe,
Oder gleich Göttern mit leichtem Tritt
Von olympischer Spitze empor zu schweben.
Ob das Morgenroth die stolze Stirne umfließt,
Ob du hinschleichst in trüber Dämmerung:
Bald schauen still und ernst auf Moder
Mit ewig klarem Auge die Pilger des Himmels
Und wallen vorbei in heiliger Nacht!

Sehr gut ist der Gedanke: auch da, wo die Ruhe der Mannesseele aufgestört wird, soll sie sich wieder sammeln und befestigen, und wenn auch das Schicksal ihn ohne Rast fortreißt, soll er in sich selbst zu ruhen

Digitized by Google

wissen — in folgendem Gedicht „Vorfrühling“ ausgedrückt:

Ein leises Frühlingsahnen weht
Mit unsichtbarem Flügel,
Es bricht das Eis, der Schnee zergeht,
Das Veilchen keimt am Hügel.

Zerrissen ist das Nebelgrau
Wie eine Knospenhülle,
Vom Himmel klar und wonnig blau
Strömt neuen Lebens Fülle.

Auch mir erwacht in tiefster Brust
Wie mit der Schwalbe Schwingen
Des Wanderns sehnsuchtsbange Lust
Ins Weite fortzubringen.

Schneeglocke hebt die Blüthe fein
Am Haag aus grünem Moose,
Ich werde in der Fremde sein
Bricht auf die erste Rose.

Und wenn das letzte Blatt entfliegt
Verweht von Herbstes Winden,
Mag dein Gedanke sturmgewiegt
Mich auf dem Meere finden.

Und schwimmt das letzte Blatt vorbei
An meinem Kiel, dem schnellen,
So frage ich, was treuer sei:
Ob Lieb', ob Meereswellen?

Daß auch in trüber Zeit der tüchtige Mann, das tüchtige Volk seinen inneren Werth bewähre, ist schön gesagt in dem Liede von der Linde:

Auf ödem Feld steht traurig eine Linde
Zum Himmel auf mit hochgehobnen Zweigen,
Daß er gebiete mild dem rauhen Winde
Und bald den Frühling heiße niedersteigen.

Da flicht der Winter in den stolzen Wipfel
Um sie zu trösten seine Strahlenkrone,
Von Ferne grüßen sie der Alpen Gipfel
Gleich Königen auf hohem Sternenthrone.

Sie aber denkt, wie einst beim lauen Weste
Die Blüthen sich aus brauner Knospe hoben,
Die zarten Blätter um die schlanken Aeste
Das leicht bewegte Frühlingskleid ihr woben.

Und wie die Wellen dann mit leichten Kosen
Ihr Bild verklärt am Maientage zeigten,
Das Veilchen nickte und die wilden Rosen
Sich ihr zu Füßen leise flüsternd neigten.

Und als ihr süßer Athem sich ergossen,
Da schwebten froh die Bienen auf und nieder,
Die Vögel bauten in den jungen Sprossen
Und sangen um das Nest die Liebeslieder.

Sie denkt zurück wie bei des Juli Brande
Die Wolken dunkel durch den Himmel zogen,
Die Blitze weithin leuchtend durch die Lande
Vergebens in die grüne Krone flogen.

Es schwieg der Sturm, da schwebt' im Abendrothe
Der Friede traulich durch die dunkeln Räume,
Am Berge stieg der Mond, sein liebster Bote,
Und wob um ihre Zweige Märchenträume.

Sie denkt zurück und steht im tiefen Leide
Gleich jener hehren Mutter schmerzbefangen,
Unwillig schüttelt sie das Eisgeschmeide
Vom Stamme und die lichtbeglänzten Spangen.

In beiden Tiroler Dichtern, deren lyrische Blüthenkränze vor uns liegen, überwiegt schon die Reflexion der Bildung, hängt aber noch mit dem poetischen Urgefühl des Volksstamms zusammen und kann sich nicht losreißen von der Objectivität der unmittelbarsten Naturwahrheit. Vom eigentlichen Volksliede schon losgerissen, bleibt diese lyrische Reflexion doch in den Zauberkreis der heimathlichen Natur gebannt. Bei vielen andern Dichtern Oesterreichs finden wir das nicht mehr, viele sind mit ihrer Reflexion schon ganz ausgewandert und haben in der Berliner oder Pariser Schule die Alpenheimath, das trauliche Volksgefühl und die ehrwürdige alte Kirche vergessen. Ein unermeßliches poetisches Kapital liegt in den deutschen Alpen und ihrer Volksthümlichkeit; wie mögen österreichische Dichter in ärmeren Landen borgen und geistig betteln gehen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, **N° 81.** 8. Oktober 1853.

Biographie.

Das Klosterleben Kaiser Karls des Fünften. Aus dem Englischen des William Stirling. Von Dr. A. Kaiser. Leipzig, T. O. Weigel, 1853.

Bekanntlich hat Kaiser Karl V. dem Throne freiwillig entsagt und noch einige Jahre als Mönch im Hieronymitenkloster Yuste in Estremadura verlebt. Sein Aufenthalt daselbst wird nun im vorliegenden Werke aktengemäß und genau geschildert. Das Buch ist gut geschrieben und sehr interessant, wenn es auch der englische, reformirte und moderne Standpunkt dem Verfasser unmöglich machte, die Frömmigkeit des alten Kaisers zu begreifen.

Die Aeußerlichkeiten sind Nebensache. Wir erfahren, wie unglücklich sich das kaiserliche Gefolge, sonderlich die Niederländer gefühlt hätten, als sie aus der alten Weltlust und Herrlichkeit heraus im rauhen Gebirge mit dem Kaiser die Einsamkeit eines Klosters hätten beziehen sollen. Wir erfahren ferner, was der Kaiser außer der mönchischen Andacht noch getrieben, was er gelesen oder sich habe vorlesen lassen, und wie er seine Gichtschmerzen vermehrt habe durch gute Mahlzeiten, denen er nicht habe entsagen können. In dieser Beziehung erinnert er an Friedrich den Großen, dem seine Aerzte ebenfalls im Alter vergebliche Vorstellungen in Betreff seiner reichen Mahlzeiten gemacht haben.

Wichtiger ist, was über den Antheil, den Karl noch immer an der Politik nahm, gesagt wird. Dabei widerlegt der Verfasser die irrige Voraussetzung, es habe den Kaiser je gereut, die Krone niedergelegt zu haben; er sey mit seinem Sohne Philipp II. in üblem Vernehmen gestanden ꝛc. Von alledem war nie die Rede, der Verfasser rühmt sogar an Philipp (indem er ihn fast in allen andern Beziehungen verabscheut) seine kindliche Verehrung des Vaters. Nur mit des Sohnes Nachgiebigkeit gegen den Papst war der Vater nicht einverstanden, ohne daß es jedoch deßhalb zu einem Unfrieden gekommen wäre.

Stirling hebt mit sichtbarem Behagen hervor, wie energisch Karl V. gegen den Papst aufgetreten und wie tolerant er im Ganzen gegen die reformirte Partei seiner Zeit gewesen sey. Wie er selbst Clemens VII. in Rom gefangen hielt, so verlangte er auch wieder von seinem Sohn, er solle gegen Paul IV. hart und unbeugsam verfahren. Der Herzog von Alba war ganz der gleichen Ansicht. Nicht ohne eine kleine Beschämung erzählt Stirling, wie dieser bei den Reformirten so übel berüchtigte Herzog doch ein großer Feind des Papstes gewesen sey. „Er hatte bei seinem Verhalten gegen den Papst die Befehle seines Souverains pünktlich erfüllt, obgleich er dessen Politik nirgends billigte. Den Pantoffel Paul's im Namen seines Herrn zu küssen erschien ihm wie eine Art von persönlicher Herabwürdigung und in des Papstes Audienzsaal äußerte er sogar gegen einige vornehme Italiener: ‚wenn ich König von Spanien wäre, hätte mir der Cardinal Caraffa nach Brüssel kommen und auf seinen Knieen thun sollen, was ich heute dem Papst gethan habe.‘ Nachdem die schimpfliche Huldigung geschehen, überschüttete ihn der Papst mit Auszeichnungen und Schmeicheleien. Er lud ihn zur Tafel und erbot sich, ihm alle Patronatsrechte des heiligen Stuhles in des Herzogs Besitzungen in Spanien abzutreten. Alba lehnte indessen dies Anerbieten mit dem Bemerken ab, daß Gewährung wie Annahme desselben dem Argwohne preisgegeben seyn würden, was besser sey zu vermeiden. Wenn dem Kaiser diese edle Selbstverleugnung und der Widerwille bekannt gewesen wäre, mit welchem sein alter Waffengefährte den Vertrag unterzeichnet hatte, so würde er ihn zuverlässig mit andern Augen betrachtet haben. Da es aber für Alba ein Leichtes gewesen wäre, jene Thatsachen zu des Kaisers Kenntniß zu bringen, so ist es billig anzunehmen, daß er den unverdienten Tadel aus

Digitized by Google

einem Gefühle ritterlicher Ehre gegen den König ertrug, welchem er diente."

Jener Papst Paul IV. ging freilich auch übel mit Philipp II. um. Während der ganze reformirte Norden Europa's nichts Ultramontaneres, Fanatischeres, Bigotteres kannte, als jenen zweiten Philipp von Spanien, that der Papst eben diesen König in den Bann und verband sich wider ihn nicht nur mit den Franzosen, sondern auch mit den Türken. Diese ungeheure Unnatur erklärt hinreichend, warum Karln V. das Regieren und die ganze Welt verleidet seyn mußte. Während er alle Kräfte anstrengte, um mit Weisheit und Milde das deutsche Reich und die Kirche beisammenzuhalten, waren es die Päpste selbst, die ihn viel mehr als die Ketzer anfeindeten und genirten. Zwanzigmal von den katholischen Mächten seiner Zeit belogen, weil sie ihn zum Vorkämpfer ihrer Kirche machten und doch stets im Stiche ließen; von unnatürlichen Bundesgenossen mehr verrathen als vom offenen Feinde gedrängt, dazu frühe gealtert und von der Gicht gefoltert, erkannte er, es sey ihm unmöglich, länger die Last des Regierens zu tragen. Aber zu ernst, um einem frivolen Trost sich hinzugeben, ging er ins Kloster, um die Irrthümer seiner Regierung zu büßen und für das Reich zu beten, das seinem Willen nicht mehr gehorchte. „Während der Fastenzeit, die er zweimal in Yuste erlebte, erschien er alle Freitage regelmäßig im Chore auf seinem Platze, löschte am Ende der bestimmten Gebete die Kerze aus, die er gleich allen Andern in der Hand hielt, und geißelte sich mit so vorsätzlichem Ernste, daß die Ruthe blutig wurde und die Frommen außerordentlich davon erbaut waren. Nach seinem Tode wurden mehrere solche blutige Geißelruthen in seinem Zimmer gefunden und wurden kostbare Erbstücke des Hauses Oesterreich und hochgeehrte Reliquien des Escorial."

Schließlich gibt Stirling folgende allgemeine Charakteristik des Kaisers, die ihn wie billig hoch stellt. „Die große Ausdehnung seiner Lande in Europa, die Reichthümer seines überseeischen Reiches, die scharfsinnige Klugheit seines Geistes und die Energie seines Charakters vereinten sich, ihn zu dem Berühmtesten unter den Nachfolgern Karl des Großen zu machen. Ueberwiegend der Mann seiner Zeit, fehlt sein Name selten einem Denkmale jener Tage. Er stand zwischen dem Zeitalter des Ritterwesens, das zu Ende ging, und dem Zeitalter der Buchdruckerpresse, welches anhob, ehrte die Ueberlieferungen des einen und erfüllte viele von den Erfordernissen des andern. Leute vom Degen erfanden ihn als kühnen Cavalier, und Diejenigen, deren Waffen ihre Zungen und Federn waren, lernten ihn bald als einen schlauen und vollendeten Politiker achten. Gleich seinen Vorgängern Don Juan oder Don Sancho führte er seine Ritter mit eingelegter Lanze und dem Rufe ‚Santiago für Spanien!' unter den Oliven von Goletta wider das maurische Heer; noch in seinem letzten Feldzuge in Sachsen war sein hellfarbiges Spanierroß stets im vordern Treffen zu sehen. Einige Geschichtschreiber haben Karl seinem prunkenderen und vielleicht ansprechenderen Nebenbuhler Franz dem Ersten gegenübergestellt, indem sie beide Monarchen als die Verkörperung entgegengesetzter Eigenschaften und Ideen auffassen; den Kaiser von politischer Herrscherkunst und Schlauheit, den König von kriegsmännischen Vorzügen und Galanterie. Ohne Zweifel war Franz öfter in schimmernden Waffen und als Zierde königlichen und kriegerischen Pompes zu sehen; allein Karl war öfter in den Laufgräben und auf dem Schlachtfelde, die alleinigen Schauplätze, wo er seine abgenutzte Rüstung und unscheinbaren Wehrgehänge anzulegen besorgt war. Seine Reise durch Frankreich, um den Aufstand in Gent zu unterdrücken, war ein schöneres Beispiel von Wagniß, von überlegtem Trotzen einer großen Gefahr um eines großen Zweckes willen, als in der ganzen Geschichte des glänzenden Kämpen des goldenen Lagers (wo 1520 bei Guines Franz mit Heinrich VIII. von England zusammenkam) anzutreffen ist. Im Rathe war er bereit mit Jedem, der da kam, sich geistig zu messen, mit dem für die protestantischen Fürsten Gewissensfreiheit verlangenden Gesandten aus Norden, wie mit dem die Treulosigkeit Venedigs entschuldigenden Magnifico, oder dem noch schlauern Priester, der in rothen Strümpfen auftrat, um die noch ärgeren Unbilden des heiligen Stuhles zu beschönigen. Bei der Verfolgung seiner Plane und Behauptung seines Einflusses scheute Karl vor keiner geistigen Arbeit oder leiblichen Strapaze zurück. Wo andere Souveraine einen Gesandten geschickt und eine Unterhandlung eröffnet hätten, machte er einen Besuch und schloß einen Vertrag. Von Gröningen bis Otranto und von Wien bis Cadix war kein untreuer Verwalter des Hauses Oesterreich sicher, daß seine Missethaten von dem kalten Scharfblicke des unermüdlichen Kaisers an Ort und Stelle unentdeckt bleiben würden. Karls Name ist aber nicht blos mit den Kriegen und der Politik, sondern auch mit den friedlichen Künsten seines Zeitalters verschwistert. Er knüpft sich an den Grabstichel eines Vico, den Meißel Leoni's, den Pinsel Titian's und die Leier Ariost's, und sein Ruhm als Freund und Patron der Kunst war gleich groß in Venedig und Nürnberg wie in Antwerpen und Toledo."

Digitized by Google

Unterhaltungsliteratur.

1) Drei Märchen. 1. Das Heimelchen; 2. Aus den Papieren eines Spatzen; 3. Mondkönigs Tochter. Mit 11 Illustrationen. Neue Ausgabe. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags, 1853.

Das erste Märchen ist sehr ergötzlich. Prinz Ohnesündchen hat seine Eltern verloren und steht unter der Leitung seines Haushofmeisters, des getreuen Staubkamm. „Prinz Ohnesündchen ward ernst und ernster, und warum sollte er auch nicht? er nahte sich ja seinem 14ten Jahre und der allgemeine Weltschmerz fing an sich zu regen. Es drückte ihn ein unendliches Etwas, ja es war ihm oft besonders Morgens vor dem Frühstück und Abends in stillen Dämmerungsstunden recht übel und weh um's Herz. — Majestätchen, sagte da Staubkamm, dem's eine Freude war, seinen Herrn so anzureden, Sie leiden an der Zeitfrage: Was war, was ist und was wird! — und zuckte traurig die Achseln und ging auf Socken umher, den jungen Herrscher im Werden nicht zu stören." Draußen im Walde hat der sinnige Prinz ein seltsames Abenteuer. „Und die Bäume beugten sich und schwankten ineinander, und die Weihmuthskiefer ließ große Thränen aus ihren weichen Haaren fallen, die Edeltanne aber duftete lieblich auf, und sieh! aus ihren beiden verbundenen Stämmen trat ein Kindlein hervor, das herniedersprang zu ihm ins dichte Gras, und dem armen Ohnesündchen in die dunkeln sehnsüchtigen Augen sah, indem es leis' sagte, wie der Bäume Rauschen nachdenklich und sanft: ‚Ich bin das Heimelchen und habe keinen Heller Geld'." Hierauf entspinnt sich eine zarte Liebe. Aber „die Hanebüchne Kälte," eine garstige Fee, stört das Glück der Liebenden und stellt dem jungen Prinzen nach, um ihn mit ihrer Tochter, dem „Haidegeldche," zu vermählen. Dieses Töchterchen ist ungeheuer reich. „Von vorn, da schauts gar niedlich drein mit seinem Röckchen von Tresorscheinen mit Falbelas von Eisenbahnaktien, das Schürzchen von Metalliques; das goldgestickte Mieder mit Brüßler Rentenspitz und Schleifen und fliegende Bänder von allerlei Coupons, und die Perlenschnur um den Hals und der fliegende Federstrauß im goldigen Haar." Der arme Prinz wird weggelockt. Heimelchen stirbt aus Gram und wird begraben. Ohnesündchen kommt in gute Gesellschaft und wird Sündchen. Aber Heimelchens Herz lebt noch im Grabe und sie steht mit dem Frühling wieder auf. Die Hanebüchne Kälte verliert ihre Macht, die Liebenden finden sich wieder. Es ist ein echtes Wintermärchen, verwandt dem Schneewittchen und Dornröschen, nur daß der Liebende hier nicht wie in den ältern Märchen als der Retter und Erlöser, sondern als der Erlös'te erscheint. Zugleich paßt das Märchen auf alle Zeiten, indem es die liebreiche Armuth mit dem lieblosen Reichthum contrastirt.

Auch die beiden andern Märchen sind anziehend, die Spatzenmemoiren mehr satirisch, des Mondkönigstochter wieder recht empfindsam. Ein armer Bauernknabe wird hier vom Mondschein geliebt und aus der bösen Welt hinauf gehoben in des Mondes Reich.

2) Der verlorene Sohn. Eine Handwerkergeschichte für Jedermann. Von Th. Meyer-Merian. Berlin, Springer, 1853. Basel, Schweighäuser.

Das ist aufs Haar die nämliche Geschichte wie die vom Ohnesündchen und vom Heimelchen, nur aus der dämmernden Märchenwelt in die Prosa des gemeinen Lebens versetzt. Christian, der junge Geselle, verläßt mit der Heimath und seinem geliebten treuen Marelli auch die Unschuldswelt, fällt in allerlei Verführung und soll sich zuletzt mit einer gewissen Aurora, die den höheren gebildeten Ständen angehört, verloben, wird aber glücklich wieder frei und kehrt reuig in die Heimath zurück, wo er die treu Harrende wiederfindet.

Gedichte.

Mainsagen. Gesammelt und herausgegeben von Alexander Kaufmann. Mit einem Titelkupfer von A. Lucas. Aschaffenburg, Krebs, 1853.

In diesem kleinen Buche sind die anmuthigsten Sagen des Spessart, Würzburgs, Bambergs, des Fichtelgebirgs u. s. w., kurz des Maingebietes zusammengetragen „aus dem Munde deutscher Dichter." Der Herausgeber ist so billig, in der Einleitung den Grundsatz anzuerkennen, daß es den modernen Dichtern nicht erlaubt sey, echte Volkssagen willkürlich zu verändern, weil das so viel bedeutet, als sich an einem heiligen Schatze des Volkes vergreifen. Wir können unter dieser Bedingung das buntbewimpelte Schifflein der Romantik behaglich den Main hinunterschwimmen sehen und sind weit entfernt, den modernen Dichtern ihre Romanzenlust zu verleiden, oder den Werth vieler einzelnen Romanzen verkennen zu

wollen. Auf dem Standpunkt indessen, auf dem die deutsche Sagenforschung gegenwärtig steht, wäre wohl zu wünschen, daß die Mainsagen auch in schlichter Prosa treu aus Volksmunde gesammelt würden.

Die Sammlung enthält einiges schon Bekannte, Volkslieder, Romanzen von Rückert, Kopisch, Simrock, Bechstein, Schwab, Kerner, Stöber, Wetzel rc., und vieles Neue vom Herausgeber, von Braunfels, Freiholz rc. Durchgängig gut ausgewählte und auch gut behandelte Stoffe, nur daß ein paar Romanzen uns doch gar zu lang scheinen. Aus dem Spessart und Fichtelgebirge sind viele Wald-, See-, Berg- und Burgsagen aufgenommen, aus Würzburg und Bamberg Legenden, auch einige historische Stoffe.

Wir geben hier eine Dichtung von J. A. Bilfinger, „der stille Gast", eine echtdeutsche Volkssage in glücklicher Behandlung:

Hoch auf dem Schottensteine war einst ein stilles Haus;
Da gingen Lieb' und Treue beständig ein und aus.

Auch war ein stilles Wesen im Hause immerdar,
Man wußte nicht von wannen, noch wie sein Name war?

Man ließ es geh'n und walten, der Bauer und der Knecht,
Die Mutter und die Kinder; denn was es that, war recht.

So wie der Morgen graute, da ging es ab und zu,
Und reinigte die Ställe und fütterte die Kuh.

Dann sprang es in den Garten, begoß die Pflänzlein zart,
Dann wieder in die Küche, nach ems'ger Frauen Art.

Fiel etwas um, jetzt stand es, und ging das Wasser aus,
Zum Brunnen lief's behende und trug den Krug ins Haus.

Dem unverschämten Bettler, dem Heuchler und dem Dieb,
War Haus und Hof und Garten nicht heimlich, drum nicht lieb.

Es hütete die Schwelle bei Tage und bei Nacht,
Und hatte auf die Kindlein besonders gerne Acht.

War Alles auf dem Felde, wie es ja oft geschieht,
Dann saß es an der Wiege und sang ein leises Lied.

Und kehrte heim die Mutter, dann lächelte ihr Kind,
Und Alles war zufrieden, der Mann und das Gesind'.

Am Sonntag und am Feste — da mahnete es All'
Im Hause still zu folgen der Glocken heil'gem Schall. —

Da stach sie einst der Vorwitz: „Wer mag es doch wohl sein,
Der gar so hold und freundlich bei uns geht aus und ein?"

Sie sahen und sie lauschten, sie riethen hin und her,
Und her und hin — und wußten am Ende doch nicht, wer?

Jetzt rieth der kluge Velten, der junge Knecht im Haus:
„Wir streuen heute Asche, dann bringen wir's heraus."

Und in der Morgenfrühe, da sahen sie die Spur,
Fürwahr! von baaren Füßen, doch eines Kindes nur.

Die führten hin und wieder, doch zeigend nicht, woher?
Und daß Baarfüße waren, das jammerte sie sehr.

Und Mutter sprach: „Geschwinde will ich nach Schühlein seh'n
Damit das liebe Wesen nicht baarfuß müsse geh'n."

So stellt sie hin am Wege, die Schühlein, neu und nett,
Sie betet still und dankbar, und geht darauf zu Bett.

Beim ersten Hahnenrufe erwachte Jung und Alt,
Drauf wird voll Neubegierde zum Stalle hingewallt.

Hier steh'n die Schuhe — Alles ist, wie man's sonst auch trifft,
Und an der Thüre lesen sie diese Wunderschrift:

„Das stille Walten Gottes, so huldvoll und so reich,
Will stets nur seyn verborgen und unbelauscht zugleich.

Die Dankbarkeit ist edel; doch was er ferner will,
Ist keine Erdengabe, ist Liebe, rein und still."

Darin liegt ein gar tiefer und zarter Sinn, und es macht dem Volke Ehre, das noch viele solcher Sagen bewahrt. Unter den noch weniger bekannten Stoffen zeichnet sich „das Glöckchen von Klingenberg" aus, das Ludwig Köhler sehr gut bearbeitet hat:

Das war der Graf von Klingenberg
Der zog zum heil'gen Krieg.
Er sprach zu seiner Frauen:
„Ade, woll' Gott vertrauen
Und unsrer Jungfrau gnadenreich,
Die gibt uns schönen Sieg!"

Ein silbern Glöcklein gab er ihr.
„Nimm's in dein Kämmerlein;
So lang es stumm wird hangen,
Darfst du um mich nicht bangen,
Doch wenn es einstens läuten wird,
Werd' ich gestorben sein.

Und wenn du mir die Treue brichst,
Das Glöcklein sagt dir's an!
Ich starb zur selben Stunde
An tiefer Herzenswunde;
Das Glöcklein hat die Stromesfei
Geschenkt einst meinem Ahn!"

Die Frau schwört ihm Treue, bricht sie aber, und indem ihr Liebhaber die verhaßte Glocke ins Wasser wirft, klingt sie dreimal und zugleich stirbt der Graf im fernen Morgenlande. — Mögen diese kleinen Proben genügen, das Buch poetischen Lesern zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 82. 12. Oktober 1853.

Geschichte.

Das russische Reich seit dem Wiener Congreß, vom Grafen de Beaumont-Vassy. Leipzig, Lorck, 1853.

Obgleich nur in oberflächlicher Zusammenstellung, enthält dieses Buch doch interessante Dinge. Es gibt nämlich eine Uebersicht über die russische Politik in den letzten Jahrzehnten.

Nachdem der Verfasser die Politik und das Ableben des Kaiser Alexander geschildert hat, geht er zum Kaiser Nikolaus über und entwirft von ihm folgendes Portrait: „Wer Gelegenheit gehabt hat, diesen ungewöhnlichen Charakter in der Nähe zu beobachten, wird von demselben gewiß in seinem Gedächtniß eine unauslöschliche Erinnerung behalten und niemals hat eine menschliche Physiognomie mehr dem Bilde entsprochen, welches sich die Phantasie im Voraus nach den von der Geschichte berichteten Worten und Thaten dieses Monarchen machen mußte. Dies rührt daher, daß diese von einer düsteren Größe erfüllte Physiognomie, trotz des ebenso verschiedenartigen und veränderlichen Ausdruckes, trotz der kalt offiziellen Maske, welche die Politik ihr oft aufzwingt, beständig den Charakter energischer Entschlossenheit und systematischer Strenge beibehält, den man von ihr erwartet. Mitten aus seinen Generälen heraus wird man gewiß den Czaren Nikolaus erkennen, ohne ihn vorher gesehen zu haben, und man wird bestätigen, daß die Natur nie mehr der Politik entgegengekommen ist und ihr nie mehr gedient hat, als indem sie einen solchen Mann für eine solche Stellung geschaffen hat. Seine hohe Stirn, auf welcher das Alter das Haar gelichtet hat, seine Augen voller Feuer und Stolz, sein Mund, um den ein leichtes sarkastisches Lächeln schwebt, sein hoher Wuchs, damals noch nicht so voll, wie jetzt, und eine entschieden militärische Haltung, überhaupt das ganze Aeußere des neuen Kaisers war dazu geschaffen, das Auge der Massen auf sich zu ziehen und ihre Theilnahme zu erregen. Nikolaus I., in seinem Aeußern energischer, als der verstorbene Czar Alexander, und weniger roh, als sein Bruder Konstantin, war entschieden der Mann, um einem so eindrucksfähigen Volke, wie dasjenige ist, welches er zu beherrschen bestimmt war, zu gefallen. Seine körperlichen Vorzüge unterstützten ihn in diesem schwierigen Werke ebensosehr, wie die Festigkeit seines Charakters und die Entschiedenheit seines Geistes. Niemals hätte man sich eine Individualität denken können, welche ein getreuerer Ausdruck der Monarchie Peters des Großen im neunzehnten Jahrhundert gewesen wäre. Selten ist ein ganzes politisches System von einem Manne vollständiger vertreten worden, und es scheint auch, als ob dieser große, halb europäische und halb asiatische, halb civilisirte und halb barbarische Staat unter den bestehenden Verhältnissen niemals ein anderes Oberhaupt hätte besitzen können. Wenn es historisch wahr ist, daß Kaiser Alexander zuweilen einige Zweifel über den Werth der despotischen Regierungsform hegte, so ist es nicht weniger gewiß, daß Nikolaus I. niemals an etwas Anderem Geschmack fand, als an der absoluten Gewalt, deren mögliche Größe er bewundert und wohl auch übertreibt. Kein Menschenwerk kann vollkommen seyn, und höchstens kann man sagen, daß die Anwendung gewisser Regierungssysteme auf gewisse Völker, nach ihren Sitten, ihren Verhältnissen und ihrer Geschichte, mehr oder weniger glücklich ist. In dieser Hinsicht muß man nun gestehen, daß noch Niemand so vollständig und so glücklich auf Rußland die Regierungsform angewendet hat, welche bis jetzt die Urheberin seines Gedeihens und seiner Größe war, als der Czar Nikolaus. Jemand hat von ihm gesagt, daß er vollkommen für den Despotismus sey und wir setzen zu diesem summarischen Charakterbilde nur hinzu, daß der aufgeklärte Despotismus, bei den unermeßlichen Hülfsmitteln, über die Rußland verfügt, im

Digitized by Google

Innern zu dem fruchtbarsten Principe, und gegen das Ausland zur gefährlichsten Waffe werden kann." S. 69.

Vom russischen Staatsprincip unter der gegenwärtigen Regierung heißt es S. 155: „Zwei Gedanken beherrschten den Geist des Kaisers Nikolaus: die politische Verschmelzung der verschiedenen Theile des Reichs, um eine Einheit zu bilden, und die religiöse Verschmelzung der verschiedenen Confessionen. Alle seine Maßregeln in diesem Zeitabschnitt tragen diesen doppelten Charakter an sich. Ein neues Civil- und Strafgesetzbuch für Polen, ganz dem Geiste der russischen Gesetzgebung entsprechend redigirt, wurde trotz der Protestationen einer in Warschau niedergesetzten Specialcommission polnischer Rechtsgelehrten verkündet. Auf der andern Seite hatten Streitigkeiten zwischen den höheren Mitgliedern der russischen Geistlichkeit und den Römischkatholischen einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu der römischen Curie herbeigeführt. Herr von Butenieff wurde abgeschickt, um diesen Streit zu schlichten, und der Kaiser selbst, unter dem Vorwand, die Kaiserin begleiten zu müssen, die zur Herstellung ihrer erschütterten Gesundheit den Winter in Palermo zubrachte, hatte mit dem Papst Gregor XVI. eine Zusammenkunft, welche günstige Erfolge hatte."

In der That ist die politische und kirchliche Verschmelzung aller Theile seines großen Reiches der Grundgedanke, der aus der Regierungsgeschichte des Selbstherrschers hervorleuchtet. Sein Bruder Alexander war mehr auf äußere Erwerbungen bedacht, weniger auf die Befestigung des Reichs in seiner inneren Organisation. Nun unterscheidet sich aber Kaiser Nikolaus auffallend von Peter dem Großen und Katharina II., die gleichfalls auf innere Organisation das schwerste Gewicht legten. Nikolaus nämlich geht darauf aus, alle fremdartigen Elemente im russischen Reich zu russificiren und zu gräcisiren, während seine Vorgänger seit Peter dem Großen umgekehrt jene fremden, namentlich deutschen Elemente überwiegen ließen, um das noch rohe Volk der Russen dadurch auf eine höhere Stufe der Civilisation zu erheben. Dieser wichtigen Veränderung in der russischen Politik hat der Verfasser zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Kaiser Paul I. hatte kaum die Regierung angetreten, als er, seine beiden Söhne Alexander und Konstantin an der Hand, zum Gefängniß des Thaddäus Kosciuszko eilte und demselben persönlich seine Freiheit ankündigte. Derselbe Kaiser Paul nahm, obwohl griechischer Christ, die Großmeisterwürde des katholischen Maltheserordens an und war der erste, der mit dem Papst Pius VII. in Unterhandlungen trat, um den Jesuitenorden für Polen wiederherzustellen (was auch geschah, dreizehn Jahre vor der allgemeinen Wiederherstellung des Ordens im Jahre 1814). So Paul, und von dieser Politik, die Polen durch Erhaltung ihrer Nationalität und ihres Katholicismus zu gewinnen, ist auch Kaiser Alexander nicht abgewichen. Erst Kaiser Nikolaus hat ein anderes System befolgt und nicht nur das katholische Polen, sondern auch das protestantische Livland wird allmählig unter seiner Regierung russificirt. Alle diese neuen und großartigen Maßregeln erklären sich zur Genüge aus der Gefahr, welche für Rußland entsteht, wenn es, nach außen immer weiter ausgebreitet, nicht auch zugleich nach innen eine homogene Masse bildet. Ein so kolossales Reich muß zerfallen, wenn seine Bestandtheile nach Nationalität, Sprache, Sitten und Glauben heterogene Massen bilden. Es kann sich auf längere Dauer nur behaupten, wenn es (wie das altrömische) die Völker uniformirt.

Inzwischen liegt in dieser Uniformirung eine andere Gefahr verborgen, an die man bis jetzt noch nicht zu denken scheint. Peter der Große erkannte tief die Inferiorität der moskowitischen Race und suchte sie zu veredeln nicht nur durch Beimischung edlerer Racen, sondern auch durch eine abendländische Civilisation, die der halbbarbarischen und morgenländischen der Russen diametral entgegengesetzt war. Kaiser Nikolaus glaubt dagegen, gerade jene moskowitische Race sey berufen, über die reicher organisirten und gebildeteren Völker zu herrschen und beugt den stolzen deutschen Ritter an der Ostsee mit all seiner Ehre unter den schmutzigen Bojaren, den katholischen Bischof und lutherischen Pastor mit all ihrer Schulweisheit unter den unkultivirten Popen. In vielen Beziehungen hat allerdings der gemeine Russe Tugenden des Naturstandes bewahrt, die der Abendländer bei seiner Hypercultur verloren hat. Allein die Russen, die Slaven überhaupt, sind doch kaum würdig oder fähig, auf die Dauer den übrigen Völkern ihr Joch aufzudrücken. Man unterwirft sich ihnen nicht, wie man sich einem geistig und sittlich überlegenen Volk unterwirft, sondern immer nur mit dem Vorbehalt, sie als Barbaren geringzuschätzen. Die Slaven sind viel zu leichtsinnig, um ein System consequent durchführen zu können. So lange Rußlands Herrscher nicht mehr waren, als bepelzte Bojaren mit halbbarbarischen Sitten, spielte Rußland keine Rolle. Es trat erst gewaltig in die Weltgeschichte ein, als Peter der Große sich der Deutschen und in geringerem Maße auch der Franzosen, Engländer und Schweden zu bedienen anfing, um die Naturkräfte seines Reichs in die Zucht der abendländischen Cultur zu nehmen, zu welchem Zwecke er

Digitized by Google

schonungslos dem barbarischen Altrussenthum Bart und Haar stutzte. Auch unter seinen genialen Nachfolgerinnen waren es immer charaktervolle deutsche Staatsmänner und Generale, die sein Werk fortsetzten, ein Ostermann, ein Münnich 2c. Respect vor diesen Männern! Als die Dolgoruki 2c. eine slavische Reaction gegen die germanische Zucht wagten, wurden sie von den stolzen deutschen Günstlingen der Selbstherrscherin zu Boden geschmettert und mit Füßen getreten. Dadurch aber wurde Rußland groß. Wäre die alte Bojarenwirthschaft wieder aufgekommen, so würde es keine Katharina II., keinen Alexander I. und keinen Nikolaus I. gegeben haben.

Das germanische Element hat ein so natürliches Uebergewicht über das slavische, daß es die größte Mühe kostet, um die Unnatur durchzusetzen, die es unter das slavische beugen soll. Selbst der gewaltige Wille des Czaren hat den Deutschen in Rußland noch nicht den Gebrauch der russischen Sprache und Sitten anzaubern können. Wo dies durch besondere persönliche Stellung, eine russische Heirath 2c. schneller erreicht wird, ist die Folge unausbleiblich die Degenerirung des deutschen Adels oder Bürgerstandes. Wer um zeitlichen Vortheil seine Nationalität und seinen Glauben opfert, wird darum noch kein guter, sondern gewiß ein schlechter Russe. Gelänge es endlich, jede Erinnerung an die deutsche Bildung im russischen Adel auszurotten und die ehrenhaften, stolzen germanischen Ritter in verschmitzte Bojaren zu verwandeln, so würde das für Rußland keineswegs von Vortheil seyn. Die Monarchie würde früher oder später im Sumpfe der Aristokratie erstickt werden, wie es in Polen und wie in ältern Zeiten oft in Moskovien selbst geschehen ist.

Wir halten demnach die panslavistische Tendenz für eine dem kaiserlich russischen Herrscherhause selbst nicht zuträgliche und glauben auch nicht an eine lange Fortsetzung der erst von Kaiser Nikolaus begründeten Politik, welche der früher von Peter dem Großen an bis auf Alexander gültigen schnurstracks entgegengesetzt ist. Augenblickliche große Erfolge können blenden, aber nicht immer wird jeder Czar die Kraft des gegenwärtig regierenden besitzen, die schlaffen und stets zur Decentralisirung neigenden Launen des slavischen Nationalcharakters in strenger Zucht zu halten. Der erste schwächere Regent würde schon das Opfer des Panslavismus werden müssen.

Dichtkunst.

Schwedens Dichterhain oder Gedichte aus dem Schwedischen, gesammelt und metrisch übersetzt nebst einer Geschichte der schwedischen Poesie, verfaßt von Dr. F. L. Bömers, Pastor zu Frille bei Bückeburg. Bückeburg, Wolper. Hannover, Schlüter'sche Hofbuchdruckerei, 1853.

Da so wenig aus dem Schwedischen übersetzt wird, müssen wir diese Gabe mit Dank anerkennen. Der Herausgeber hätte jedoch besser gethan, wenn er sich auf die neueren Dichter Schwedens beschränkt hätte. Die Stücke aus der alten Edda, aus der Regnar Lodbrogssaga und andern alten Schriftdenkmälern des Nordens, mit denen er beginnt, sind längst bekannt und übersetzt und auch dem Inhalte nach so durchaus verschieden von den späteren schwedischen Dichtungen, daß sie hier ganz überflüssig erscheinen. Um so mehr, als sie keineswegs hinreichen, den Reichthum der älteren skandinavischen Dichtkunst darzulegen, und es des Herausgebers Absicht weder war noch in einem so beschränkten Raume seyn konnte, eine vollständige Uebersicht über die Geschichte derselben zu geben. Er hätte statt jener älteren Stücke noch einige neuere mittheilen und das Ganze lediglich als eine Blumenlese aus neueren schwedischen Dichtern betrachten dürfen.

Auch seine historische Einleitung, denn mehr ist die im Titel angekündigte „Geschichte der schwedischen Poesie" nicht, läßt viel zu wünschen übrig. Sie ist eigentlich nur ein Panegyrikus und lobt alles durcheinander, was nur von einem Schweden gesungen worden ist. Unter anderem sagt der Verfasser von Atterbom: „Die unverwelklichen Schönheiten, welche Atterbom (geb. 1790, Professor in Upsala) schuf, jene tiefen Töne, die er sang, jene ‚Insel der Glückseligkeit', wohin er das schwedische Volk führte, jener Kranz von ewigen Blumen, den er auf Schwedens Boden wand, werden für alle Zeiten das schwedische Volk aufs innigste erfreuen." Wir müssen zu unserem Bedauern bemerken, daß wir Atterbom von romantisch seyn sollender Unnatur strotzend gefunden haben. Ueberhaupt ist die neue schwedische Poesie nur ein schwacher Nachklang der deutschen, und man kann nicht rühmen, daß den Schweden und Dänen ihre rauhere nordische Natur vor den Verirrungen der Hypercultur bewahrt haben, die in der deutschen Poesie um sich gegriffen. Doch wandelt den Herausgeber eine Ahnung von Mißgriffen und Fehlgängen des poetischen Schöpfungstriebes an und er sagt zuletzt: „Gleichwie

Digitized by Google

Odysseus von Ilion zur Heimath steuert, so scheint es, als ob nun der Gesang von jenem tiefsinnigen, sentimentalen, so wie auch von dem äußern, stürmenden Leben heimziehen wolle zum stillen, friedlichen Kreise des Hauses, um fern von den oft bittern Schicksalen des Lebens neue Kräfte zu sammeln. So ist denn unter dem, was in der letzten Zeit von der schwedischen Dichtkunst geschaffen ist, dasjenige am schönsten, was im Privatleben und in dem traulichen, stillen Hause seine Zuflucht hatte." Da wird nun Runeberg, Böttiger und vor allen Friederike Bremer gepriesen, welche Namen, beiläufig gesagt, weit mehr deutsch als schwedisch klingen. Ob in den modernen Idyllen der Friederike Bremer die ganze Naturtiefe der Skandinavier offenbar werde, ob hier nicht sehr viel fehlt, was nur ein Mann durchfühlen und leisten kann, wollen wir den Schweden selber zu beurtheilen überlassen. Böttiger ist viel zu weich für das schwedische Steinland. Hier eines seiner Lieder, das an die Zeiten des kranken Hölty mahnt, „das Gärtnermädchen".

Blümlein ist mir hold,
War stets treu, wie Gold,
Unschuld wohnt in seinen Blicken.
Blumen tausendfach,
Neue jeden Tag,
Sich mit Himmelslicht erquicken.
Gleich der ältern Schwester zart verpfleg' ich sie.
Wohl vergißt die Sonne — ich vergaß sie nie.
Blümlein ist mir hold,
War stets treu, wie Gold,
Unschuld wohnt in seinen Blicken.

Kleine Blume blau,
Wache, horch' genau
Jetzt der Lerche zartem Sange:
Kleine Blume roth,
Bist vielleicht schon todt?
Es ist noch zu früh am Tage.
Freundlich über Thal und See die Sonne steht;
Sterben magst du dann erst, wenn sie untergeht.
Kleine Blume blau,
Wache, horch' genau
Jetzt der Lerche zartem Sange.

Selbst ein Blümlein ich,
Trifft Verwelkung mich;
Einst ergeht's mir, wie euch Allen.
Frühlingstag entflieht,
Schnell auch mein Tag' zieht,
D'rum laßt liebend fort uns wallen.
Schwarz und trübe wird die Nacht herüberzieh'n;
Laßt uns froh denn eine kurze Zeit noch blüh'n.
Selbst ein Blümlein ich,
Trifft Verwelkung mich;
Einst ergeht's mir, wie euch Allen.

Schweden ist reich an echten Volksliedern. Es scheint unbegreiflich, wie Herr Pastor Bömers solchen herrlichen Volksliedern gegenüber nur irgend einen Werth hat legen mögen auf die modernen unwahren Lieder, die von irgend einem Stubengelehrten dem Volk angedichtet wurden und die sich verhalten, wie die Kartoffellieder des weiland ehrsamen Johann Heinrich Voß. So läßt Lindblad einen Skutsjungen auf dem Rückwege singen:

Hopp! Hopp!
Sieh so! Sieh so!
Nur froh! Nur froh!
Hopp! Hopp!
Sieh so!
Nur froh!
Klingt zum Walde, munt're Weisen!
Heim geht heute nun mein Zug.
Vater wird die Fahrt nicht preisen;
Denn das ging im raschen Flug.
Fallera! Fallera! Fallera! Fallera!
Und hi und hei!
Nicht wein' ich, nein!
Grolle, hopp, mein Junge, laß uns munter fahren!
Du und ich — sind g'rad' ein rasches Paar, wir zwei.
Peitsche hoch empor! Die Schnur doch will ich sparen,
Daß sie nur zum lust'gen Spiel erhoben sei.
Schwing' ich starken Schlag,
Daß es klinget laut im Walde,
Berge hallen's nach,
Auerhahn wird wach.
Klatsch denn, noch ein Mal!
Ist die Schnur fort?
Flog zum Busch dort.
Das macht mir Nichts aus;
Es geht doch nach Haus.
Hopp! Hopp!
Sieh so! Sieh so!
Nur froh! Nur froh!
Hopp! Hopp!
Sieh so! Sieh so!

Man vergleiche damit die von Mohnike übersetzten echten Volkslieder.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 83. 15. Oktober 1853.

Aesthetik.

Aesthetik des Häßlichen. Von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1853.

Im Allgemeinen ist die Schule des Philosophen Hegel nicht glücklich in ihren ästhetischen Bestrebungen, obgleich sie lange Zeit das Uebergewicht auf den Universitäten behauptet hat und zum Theil noch behauptet, und obgleich es ihren Vorkämpfern weder an Geist noch Kenntnissen gebricht. Aber ihr Princip ist dem Aesthetischen abhold. Wie diese Philosophen sich drehen und wenden, immer werden sie durch den Schwerpunkt ihres Princips dahin gezogen, wo das Schöne nicht ist. Der Eine gelangt nur zum Komischen, der Andere nur zum Häßlichen. Es ist absolut unmöglich, daß je ein Hegelianer eine Aesthetik des Heiligen schreiben könnte. Vom positiv Schönen magnetisch abgestoßen, fällt er unvermeidlich dem negativen Pole zu. Diese Schule hat sich vom Licht des Christenthums abgekehrt, wie sollte sie das Schöne in seinem Allerheiligsten begreifen?

Herr Rosenkranz rühmt vor allem, daß die deutsche Philosophie zuerst den Muth gehabt habe, das Häßliche als ein integrirendes Moment des Aesthetischen zu erkennen. Dieser Ruhm ist nicht groß. Schon die Alten, und nicht minder die christliche Kunst des Mittelalters bediente sich des Häßlichen zu ästhetischen Zwecken und nahm nicht den geringsten Anstand, es als Dissonanz oder Schatten zu einer schönen Gesammtwirkung zu benutzen. Die Philosophie hatte nichts weiter zu thun, als anzuerkennen, daß dem so sey, woran weiter nichts zu rühmen ist.

Es versteht sich bei einem Hegelianer von selbst, daß er „die supernaturalistische Hypothese vom Ursprung des Häßlichen durch das Böse" verwirft, obgleich sie in einer indirekten Weise immerhin zugelassen werden könnte. Der Philosoph wenigstens sollte sich nicht sträuben, dem tieferen Zusammenhang der physischen und geistigen Welt in ihren Ursprüngen, wie in ihren Zielen nachzuspüren. Es fällt auf, daß Herr Rosenkranz, eine vorragende Leuchte unseres philosophischen Zeitalters, sich in Bezug auf das Häßliche in der Natur nicht einmal die Frage aufgeworfen hat, die unsere heidnischen Vorfahren schon vor zwei Jahrtausenden in schlichter und naiver Weise eines alterthümlichen Volksglaubens beantwortet haben. Diesen unseren Voreltern fiel nämlich in der Thierwelt der Gegensatz zwischen äußerst häßlichen, aber unschädlichen, und sehr schönen, aber schädlichen Thieren auf, und sie erklärten sich denselben durch eine Beziehung zur höheren sittlichen Weltordnung vermittelst des elbischen Charakters in den Thieren. Unter dieser Voraussetzung stellten sie z. B. für die häßlichen, aber durchaus unschädlichen Kröten den Begriff der Verwünschung fest und sahen in ihnen ursprünglich gute, ja höhere Wesen, nur in einem traurigen Stande der Verbannung und Verwünschung. Diese Auffassung hat eine psychologische Tiefe und Wahrheit. Es gibt eine Gattung von Häßlichkeit in der Natur, die zwar abschreckt, aber zugleich zum Mitleid auffordert. Eine Nuance, an die Herr Rosenkranz gar nicht gedacht hat.

Auch ist es für einen Philosophen nicht ganz genügend zu sagen (S. 30): „daß die Natur in manchen Thieren das Häßliche allerdings unmittelbar und positiv hervorbringt, daß der Mensch aber die ihm gegebene Naturschönheit von Innen heraus durch das Böse zu entstellen und zu verzerren vermag, ein Werk der sich selbst vernichtenden Freiheit, dessen das Thier unfähig ist." Der Philosoph muß forschen, warum die Natur in manchen Thieren das Häßliche unmittelbar und positiv hervorbringt. Diese Frage wird ihn dann nothwendig zu einer Physiognomik der Thiere führen, in der sich die Häßlichkeit der menschlichen Seele auf wunderbare und doch ganz natürliche Weise abspiegelt. Der Philosoph mag alsdann sogar so weit gehen, zu be-

Digitized by Google

haupten, es gäbe gar keinen Affen in der Natur, wenn es nichts Aeffisches in der menschlichen Seele gäbe.

Die Introduktion des Buchs verräth nicht viel Stärke des philosophischen Geistes, dringt nicht tief ein, bewegt sich vielmehr in einer bequemen Kathedermanier vor Zuhörern, deren Beifall uns sicher ist, wenn wir uns auch nicht sehr anstrengen.

Mehr Fleiß hat Herr Rosenkranz auf die Classifikation der Häßlichkeitsattribute verwendet. Wir vermissen jedoch bei ihm Umsicht in den bildenden Künsten, er nimmt seine Beispiele meist nur aus der Poesie her, da doch das Häßliche für das Auge immerhin die Hauptsache bleibt und selbst der Poet mehr oder weniger Maler zu werden strebt. Aber auch aus den Werken der Poesie ist nicht immer das Gehörige herbeigezogen. Während Rosenkranz mit auffallender Vorliebe bei sehr untergeordneten Poeten der Neuzeit verweilt, bleibt ihm der für sein Thema ergiebigste Dichter Rabelais bei Seite unbeachtet liegen, wie auch der Maler Hogarth. Wir zählen hier Alles auf, womit der Verfasser im Einzelnen das Häßliche charakterisirt: die Formlosigkeit als Gestaltlosigkeit, Ungestalt und Mißeinheit, die Inkorrektheit, Desfiguration (Verbildung), das Gemeine, Kleinliche, Schwächliche, Niedrige, Gewöhnliche, Zufällige und Willkürliche, Rohe, Widrige, Plumpe, Todte und Leere, Scheußliche, Abgeschmackte, Ekelhafte, das Böse im Verbrecherischen, Gespenstischen und Diabolischen.

Es gereicht dem Verfasser sehr zur Ehre, daß er das Häßliche im Bösen culminiren läßt, obgleich er es zu schwächlich auffaßt. Er sieht sich genöthigt, bei diesem Punkte dem großen Hegel entgegenzutreten und den ästhetischen Werth des Teufels zu rechtfertigen. Sehr erbaulich für den, der vor einigen Jahrzehnten zusehen mußte, wie die Schule Hegels den Teufel in Berlin gerade mit eben so viel philisterhaftem Ernste begrub, als einst die Schule Gottscheds den Hannswurst in Leipzig. Jetzt auf einmal ist der arme Teufel wieder ausgegraben und der Schüler wirft ihn dem todten Meister an den Kopf. Hegel hat gesagt: „Das Grausame, Unglückliche, die Herbigkeit der Gewalt und Härte der Uebermacht läßt sich noch in der Vorstellung zusammenhalten und ertragen, wenn es selber durch die gehaltvolle Größe des Charakters und Zwecks gehoben und getragen wird; das Böse als solches aber, Neid, Feigheit und Niederträchtigkeit sind nur widrig, der Teufel für sich ist deßhalb eine schlechte, ästhetisch unbrauchare Figur, denn er ist nichts als die Lüge in sich selbst, und deßhalb eine höchst prosaische Person.“ Hier ruft Rosenkranz aus: „Halten wir einen Augenblick an. Daß das Böse ethisch und religiös verwerflich ist, versteht sich von selbst. Haben doch die Neuplatoniker es sogar nur als das, seiner empirischen Existenz ungeachtet, Nichtseiende genommen. Daß das Böse ästhetisch widrig ist, bejahen auch wir in solchem Grade, daß unsere ganze Abhandlung des Widrigen im Begriff des Bösen und Diabolischen culminirt. Ist deshalb aber das Böse ästhetisch unbrauchbar? Ist in der Welt der Erscheinungen nicht das Negative mit dem Positiven, das Böse mit dem Guten in einem Comrex, der das Wesen des einen immer durch die Erscheinung des andern illustrirt? Nun sagt Hegel auch wohl nicht ohne Vorsicht: der Teufel für sich sey eine schlechte, ästhetisch unbrauchbare Figur. Der Teufel für sich soll doch wohl so viel bedeuten, als allein, als losgerissen von dem gesammten Weltzusammenhang, als isolirtes Object der Kunst. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Wir haben in der Einleitung schon auseinandergesetzt, daß das Böse und Häßliche nur als in Totalität der großen, göttlichen Weltordnung verschwindende Momente gedacht werden müssen. Allein innerhalb dieser Bedingung, ist da das Teuflische auch so durchaus unästhetisch? Wer dies behaupten wollte, müßte von der Kunst nur moralische Exhibitionen verlangen, müßte von ihr gar nicht fordern, daß sie das Bild der Welt in ihren Schöpfungen so abspiegele, daß wir durch den Kampf der Erscheinungen hindurch auf den sich ewig gleichen Grund der schlechthin affirmativen Idee blicken. Es ist richtig, daß das Böse uns leer läßt, daß es uns von sich zurückstößt; es ist richtig, daß die Sophistik der Leidenschaft die innere Hohlheit des Schlechten nicht verdecken kann. Aber die Darstellung des Schlechten, die jenes Urtheil als ein Resultat in uns werden läßt, kann sie nicht ästhetisch interessant seyn? Ist der formale Geist, den das Böse heuchlerisch entwickelt, ist die formale Energie, mit welcher es seine Zwecke verfolgt, ist die tyrannische Größe, mit der es rücksichtslos Verbrechen auf Verbrechen häuft, ist das Alles ästhetisch unbrauchar?“ S. 358. In dieser Rechtfertigung des Teufels vom ästhetischen Standpunkt aus vermissen wir nur, daß kein anderer Standpunkt gegeben oder zugelassen ist. „Das Böse läßt uns leer, stößt uns von sich zurück“ ist ein doch gar zu vager und unwahrer Ausdruck, denn das Böse pflegt gewaltig anzuziehen und den Menschen auch zuweilen ganz voll zu machen.

Durch die Karrikatur geht das Häßliche ins Komische über, wovon uns der Verfasser schließlich unterhält. Darin liegt die eigentliche Versöhnung mit dem Häßlichen und es thut wohl, im Behagen des Komischen vom Ekel und Grausen auszuruhen.

Digitized by Google

Das Beste an dem vorliegenden Werke sind die gelegentlichen Durchbrüche des gesunden Urtheils, unbekümmert um das krankhafte Princip der Philosophie, welcher der Verfasser huldigt. Eines solchen Durchbruchs erfreut sich das Auge des Lesers S. 382: „Aus den unruhig ermatteten, genußgierig impotenten, übersättigt gelangweilten, vornehm cynischen, zwecklos gebildeten, jeder Schwäche willfahrenden, leichtsinnig lasterhaften, mit dem Schmerze kokettirenden Menschen der heutigen Zeit hat sich ein Ideal satanischer Blasirtheit entwickelt, das in den Romanen der Engländer, Franzosen und Deutschen mit dem Anspruch auftritt, für edel gehalten zu werden, zumal diese Helden gewöhnlich viel reisen, sehr gut essen und trinken, die feinste Toilette machen, nach Patschouli duften und elegante weltmännische Manieren haben. Aber diese Noblesse ist nichts als die jüngste Form der anthropologischen Erscheinung des satanischen Princips. Der ‚schöne Ekel' in dieser Diabolik, die sich absichtlich in Sünde stürzt, um nachher den süßen Schauder der Reue zu genießen, die Menschenverachtung, die Hingabe an das Böse, nur um in dem wüsten Gefühl der universellen Verworfenheit zu schwelgen, die geniale Frechheit, welche die Moral den Philistern überläßt, die Angst vor der Möglichkeit einer wirklichen Geschichte, der Unglaube an den lebendigen Gott, der in Natur und Geschichte sich offenbart, die ganze Häßlichkeit der zerrissenen und verschlissenen Weltschmerzler ist von J. Schmidt in seiner Geschichte der Romantik, 1848, II., 385—89, vortrefflich charakterisirt worden. Den Anfang dieser ästhetischen Satanerie findet er im Lovelace ꝛc." Sollte man glauben, daß dieses strenge Urtheil, welches hauptsächlich den Göthe'schen Faust trifft, ohne daß er genannt wäre, aus der Feder von Rosenkranz habe fließen können? Das Princip, aus welchem alle sentimentalen Donjuans der Neuzeit ihre Selbstüberhebung über das Sittengesetz schöpfen, ist kein anderes, als das Hegel'sche. Hierin begegnet sich Hegel mit Göthe. Für beide steht der Mensch so hoch, daß das Böse nur höchstens einen Schatten auf seine sicher zum Olymp wandelnden Füße zu werfen vermag. Die tiefe Ironie aber, die wie durch alles hoffärtige Treiben der Menschen, so auch durch die vielgepriesenen Goldzeiten der modernen Poesie und Philosophie geht, zwingt die Poeten, gerade an die erhabensten Ansprüche des Menschen dessen gemeinste und niedrigste Lüsteleien zu knüpfen und den Vergötterten immer in schmutziger Wäsche zu zeigen. Je höher sie den Menschen in absoluter Geistesfreiheit und Genialität über die sittliche Verantwortlichkeit stellen, um so gewisser versenken sie ihn augenblicklich wieder in den tiefsten Sumpf thierischer Lust und kleinlichster, ja philisterhafter Eitelkeit. Das ist der Fluch der modernen, vom Boden des Christenthums und der gesunden Volksthümlichkeit losgerissenen Poesie.

Indem Herr Rosenkranz seinen großen Meister Hegel bekämpft und doch immer wieder mit Lorbeeren krönt, macht er sich und ihn zugleich lächerlich. Er spricht von dem unvernünftigen Urtheil, welches Hegel über Shakespeare's König Lear gefällt, indem er ihm vorgeworfen, daß er „das Böse in seiner ganzen Gräßlichkeit vorführe. Nun schilt Hegel auf den alten Mann, daß er so thöricht gewesen, sein Reich zu theilen, Cordelia zu verkennen, und findet es consequent, daß so verrücktes Handeln endlich die Verrücktheit selber zur Folge haben müsse. Wir wollen davon absehen, ob nicht der große Homer schon im Thersites uns doch den Anblick jener Niederträchtigkeit gegeben; die aus Neid und Haß gegen das Edle entspringt. Wir wollen von einigen Charakteren des Euripides absehen, weil Hegel diesen Dichter vielleicht nicht mehr zu den großen des Alterthums zählt. Sollten wir aber im Ernst glauben, daß Hegel Shakespeare den großen Dichtern des Alterthums in der Art habe entgegensetzen wollen, als wenn derselbe mit der Vorführung ‚des Bösen in seiner ganzen Gräßlichkeit' ein ästhetisches Vergehen sich habe zu Schulden kommen lassen? Dieser Meinung würden die zahllosen Stellen der Aesthetik widersprechen, in denen er sich für die Bewunderung Shakespeare's gar nicht genug thun kann und für den vorliegenden Fall die bestimmte Aeußerung III., 571 ff. Was sollen wir also denken? — Wir müssen ferner zugeben, daß er zwar der abgesagteste Feind alles strohernen Moralistrens, namentlich des sophistischen Geschwätzes der schlaffen, verzeihungslüsternen Moral eines Iffland und Kotzebue, aber doch und eben deswegen ein Mann der äußersten ethischen Gravität war, dem in einem dem Platonischen Genius verwandten Sinne das Unsittliche bis zur Unerträglichkeit empörend war und dem für die komische Behandlung des Bösen, die während des christlichen Mittelalters sich ausbildete, der Sinn fehlte. Auch die Ironie der romantischen Schule zerfiel ihm wesentlich in ‚platte Späße'." Aus alledem geht nur hervor, daß der große Hegel eben nicht für die Aesthetik organisirt war und daß die Welt des Schönen durch die Jahrhunderte fortrollen wird, wenn längst die Laterne, mit der er sie so ungeschickt beleuchtet hat, zerbrochen am Boden liegen wird.

Das Auge des Herrn Rosenkranz ist durch seine Philosophie nicht geschärft, vielmehr verdunkelt worden. Wenn er sich überall nur dem natürlichen Gefühl über-

Digitized by Google

lassen und nicht auf die Consequenzen seiner Schule Rücksicht genommen hätte, würde er etwas viel Vollendeteres haben schreiben können. Es erscheint auffallend, daß er das Ungünstige seines Standpunktes nicht besser begriffen hat. Das Häßliche im eigentlich Diabolischen z. B. kann nur der Christ durchfühlen und richtig auffassen, nicht ein Philosoph, der weder an Gott noch an den Teufel glaubt. Wenn der Verfasser z. B. einer höllischen Persiflirung des Meßopfers und des Genusses im Abendmahl erwähnt, die Callot gemalt hat, so läßt er sich dieselbe als Satire auf katholische Gebräuche gleichsam gefallen und ist weit entfernt, hier die ganze Tiefe der Ruchlosigkeit zu ermessen, weil ihm das Auge des Glaubens fehlt. Nur dem, der an das Sakrament des Altars glaubt, enthüllt sich die ganze Bedeutung des Gemäldes. „Auf einem Absatz des Felsens über der Höhle des Eremiten hat sich eine sonderbare Gemeinde versammelt. Eine nackte vogelartige Gestalt mit dickem Bauch, langem Hals und einem nicht menschlichen und doch menschlichen Gesicht liest aus einem Meßbuche vor. Man kann sich nichts Heuchlerisches vorstellen. Um diesen Pfaffen herum sind allerhand Teufel, keiner dem andern gleich und doch alle in einem widrigen Zuge der gemeinsten Sinnlichkeit und Heuchelei sich ähnlich. Einer faltet die Hände. Einer, auf eines Reiseesels Rücken knieend, scheint Ablaß zu verkünden. Einige spielen auf ihren langgezogenen Nasen Clarinette; andere haben an Stelle des Gesichts einen After, auf welchem sie trommeln. Ganz zur Linken des Bildes, von uns aus, erblicken wir einen Felsen, der sich mit mehreren Einschnitten hoch hinaufwölbt. Auf einem Vorsprung steht hier ein ganz und gar verschrobenes, kriegerisch angethanes Wesen, das nach Oben blickt, von wo ihm ein Ungethüm Koth in den schmunzelnd geöffneten Schlund fallen läßt. Es fühlt sich durch solche Herablassung und Mittheilung beseligt. Ganz im Vordergrunde steht ein vierfüßiges, ganz aus Panzerstücken und Armaturen zusammengesetztes, längliches Thier, aus dessen aufgesperrtem Rachen so eben Lanzen, Gewehre, Pfeile, Kugeln aller Art entstürzen, weil ein leichtsinniger Bursche mit einer Lunte den Hintern angezündet hat. Voran rennt ein obscuranter Krebs mit einer qualmenden Laterne." S. 378.

Das Kriterium des Häßlichen ist nicht der Verstand allein. Wie es in der Bibel einmal heißt, die Macht des Glaubens hänge ab von der Reinheit des Gewissens, so heißt es auch, die Weisheit hängt ab vom Glauben, und das Urtheil eines philosophischen Aesthetikers würde ohne Zweifel an Schärfe gewinnen, wenn er das Böse, wie es von christlichen Künstlern anschaulich gemacht worden ist, auch mit christlichen Augen ansehen wollte.

Altgriechische Dichtkunst.

Ueber die Dionysiaka des Nonnus von Panopolis von Reinhold Köhler. Halle, Pfeffer, 1853. 8. S. 95.

In dieser kleinen Schrift wird der spätere griechische Dichter Nonnus besprochen, der immer noch sehr wenig bekannt ist. Sein Werk enthält eine Beschreibung des Zuges, den Bachus nach Indien unternommen. Herr Köhler weist nach, daß die Voraussetzung, Nonnus habe die großen epischen Dichtungen der Inder gekannt, durchaus irrig und daß die Kenntniß des indischen Wesens bei Nonnus nur eine äußerst dürftige sey. Auch charakterisirt er die Nachläßigkeiten, Wiederholungen, Ostentationen und Künsteleien des Nonnus sehr gut, fällt aber doch im Ganzen ein zu ungünstiges Urtheil über ihn. Alle Fehler dieses griechischen Spätlings zugegeben, so bleibt in den Dionysiaka immer noch viel Schönes, psychologisch Feines, Malerisches und poetisch Pikantes übrig, worüber Herr Köhler nicht so geringschätzig hätte hinweggehen sollen. Dahin gehört z. B. im Eingang des 13ten Buchs die schüchterne Erscheinung der Iris unter den wilden Korybanten, welche sie (die Göttin des Regenbogens, der immer nur Wasser trinkt) zum erstenmal nöthigen Wein zu trinken. Ferner im 14ten Buch die lustige Dupirung der Inder, die an einem Fluß angelangt sich in den Wellen desselben berauschen, indem Dionysos das Wasser in Wein verwandelt. Im 23sten die sehr originelle Schlacht der Inder mit dem satiresken Gefolge des Dionysos in einem Flusse, den der Gott zuletzt, indem er seine Fackel hineinhält, in Feuer verwandelt; im 26sten das Erschrecken der Amazonen vor dem auf dem Elephanten daherreitenden Dionysos 2c. Auch die Episoden, in denen die Buhlereien des Gottes behandelt werden, mit der Ariadne, Nikäa, Aura, Pallene sind sehr reizend geschildert. Wir sehen keine Nothwendigkeit, an solche spätere schon halbromantische Malereien noch den streng klassischen Maßstab legen zu müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 84. 19. Oktober 1853.

Reise.

Spanisches für die gebildete Welt. Von Alban Stolz. Freiburg im Breisgau, Herder, 1853.

Im Titel liegt ein Doppelsinn. Was der Verfasser hier spricht, das, hofft er, soll der gebildeten Welt spanisch, d. h. fremd und ungewöhnlich vorkommen. Wie Bogumil Goltz ist auch Alban Stolz ein Todfeind aller modernen Unnatur, die sich für Bildung ausgibt, und legt er es mit vollem Behagen darauf an, die Modewelt und das Philisterium zu ärgern. Dem derben Humor aber, dem er sich in dieser Beziehung hingibt, liegt ein tiefer und frommer Ernst zu Grunde. Er zeigt, wie viele Tugenden sich im Volke, sonderlich im spanischen da erhalten haben, wo die moderne Schule und Bildung noch nicht hingedrungen sind. Hinter seinem Spott verbirgt sich eine heilige Achtung der Natur, des Reinmenschlichen und Volksthümlichen.

Der Verfasser reiste von Freiburg im Breisgau durchs Münsterthal über Neuenburg, Genf, Lion, Avignon nach Marseille. Von da nach Perpignan, Barcellona, Valencia, Madrid 2c. Gleich auf den ersten Seiten gibt er sich ganz wie er ist. „Wenn ich zurückdenke über mein Leben, soweit es nun schon abgelaufen ist, und die glücklichsten Augenblicke herauslese, so finde ich sie stets in der Einsamkeit, und zwar meist in einsamer Kirche, oder in der freien Natur, besonders im Wald. Es erweckt nichts so sehr Andacht in mir, als der Gang im einsamen Wald, auch nirgends versöhnt sich Naturlust und Gottseligkeit so aufrichtig, als hier. Wenn Mittagssonnenschein das Waldesgrün durchdringt, und jeder Baum ein Leuchter ist und jedes Blatt ein Lichtlein, wie grün, wie sonnig, wie warm, wie duftig! Wo ist ein Bau so herrlich, wie ein Gewölb von hohen Baumzweigen und Sonnenschein und Sommerhimmel darüber! Wo sind Arabesken wie das Laubwerk des Waldes, das anmuthig sich bewegt und schwankt von Schatten zu Licht, von Licht zu Schatten! Und wo ist Weihrauch, wie dieser süße Duft aus Busch und Thal! Und wo ist Musik, wie das leise Wehen des Augustwindes im Geweb von Millionen Blättern und Zweigen, und wie das heimliche Rauschen des Waldbaches! In solchem Tempel steht der Mensch so arm und sündig, viel geringer als das letzte welke Laubblatt, das an ihm vorüberweht; es fällt nur ausgelebt vom Zweig, aber er ist so oft durch seine Schuld von Gott abgewelkt und abgefallen. Und doch in diesem Naturtempel drängt sich der religiösen Seele alsbald nach dem Kyrie eleison das Gloria auf, und wenn auch unwürdig will sie das Lob des Herrn verkünden." Unmittelbar darauf bemerkt er, die Leser würden wohl von ihm als einem Priester (und Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit) mehr specifisch Kirchliches erwarten. Aber, sagt er, „ich mag in dieser Ferienreise mir nicht den Rauchmantel einer Frömmigkeit umhängen, die ich nicht besitze. Und ich denke, gerade die Leser, welche ich meiner Schrift wünsche, werden auch ungeläutert Menschliches ertragen können und es verzeihen, wenn nicht Alles darin von jener Salbung duftet, womit in neuester Zeit gewisse Bücher, selbst Gedichte und Reisebeschreibungen parfümirt sind."

Manche Züge in dieser Reisebeschreibung mahnen an das Poetische in Yoriks Reisen. So versenkt sich der Verfasser, indem er auf der Reise einen Heidelberger trifft, in Erinnerungen an die Jugendjahre, die er in Heidelberg zubrachte und erzählt unter anderem: „Ich stand einmal am Fenster meines Zimmers, während es sehr stark regnete. Ein Mädchen von etwa 9 oder 10 Jahren ging vorüber; es hatte keinen Regenschirm, wohl aber einen Korb, in welchem es irgend etwas überbringen mußte. Vor meinem Wohnhaus blieb es nun plötzlich stehen und betrachtete ein halbgewachsenes Huhn, welches auf der Thürschwelle war. Nun zog das Kind

Digitized by Google

die Schelle an der Hausthür und wartete, immer im Regen stehend, bis Jemand die Thür öffnete, und bat dann: ‚Lassen Sie doch das Hinkele hinein, es wird sonst naß.‘ — In dem Hause, wo ich mit mehreren Studenten Mittagkost hatte, war ein Mädchen von gleichem Alter ungefähr, wie das oben erwähnte. Dasselbe war uns immer scheu aus dem Weg gegangen und redete niemals mit einem von uns. Eines Tages aber erwartete es uns unten an der Hausthüre und bat jeden von uns mit einer wahren und warmen Beredsamkeit um eine Beisteuer für einen armen Bauern, der auf der Staffel stand und dem das Hagelwetter die Erndte zerstört habe.“

Gelegentlich lobt der Verfasser die alte Sitte des Wallfahrens beim katholischen Landvolk. Bekanntlich hat der aufgeklärte Despotismus seit Joseph II. das Wallfahren als der Oekonomie schädlich, superstitiös und unvernünftig längst verdammt. Näher besehen jedoch ist nicht nur die Andacht, die zum Wallfahren treibt, etwas sehr Löbliches, sondern es thut auch, rein menschlich angesehen, dem Landvolk gut, zuweilen den engen Kreis der Heimath zu verlassen und sich mit jenen höheren romantischen Gefühlen zu erfüllen, die allein im Stande sind, der Gemeinheit des Alltagslebens das Gegengewicht zu halten. „Deßhalb ist es, abgesehen von manchen andern Gründen, Unverstand und Rohheit, unbedingt das Wallfahren verbieten zu wollen. Der arme Bauer, das ganze Jahr geplagt und geärgert oft, verläßt da seine schmutzige Stube, und das Kindergeschrei und Weibergebell, und die Gasse, wo sein Gläubiger wohnt, und die Kirche, wo der Anblick des Nachbars, der mit ihm Prozeß führt, oder des anrüchigen Pfarrers ihm die Andacht verderbt. Und wann er aus dem Ortsbann hinaus ist, kommt er erst wieder zur rechten Besinnung über sich selbst und sein Leben, und Gott ist ihm gegenwärtiger und sein müdes Herz athmet wieder auf, und ihm ist, wie dem Vogel, der halbersticht im Garn, losgelöst nun wieder in freien Himmelsraum hinausfliegt; er ist jetzt nicht mehr der Serpetoni, sondern nach langer Zeit ist er jetzt zum erstenmal wieder nur ein Mensch.“

Indem der Verfasser am katholischen Volk im Süden die Lebhaftigkeit rühmt, mit der es sich allem Religiösen hingebe, so daß sein ganzes Leben, seine Häuslichkeit, selbst seine Vergnügungen niemals ganz den heiligen Grundton verlieren, billigt er zugleich den gesunden Frohsinn desselben Volkes und daß es sich durch keine moderne Kultur und Kritik um seine alte gute volksthümliche Natur betrügen lasse. Der ganze katholische Süden Europa's tanzt, öffentlicher Tanz ist die Hauptbelustigung des Volkes, wobei es überaus anständig, ritterlich und galant zugeht und wahre Grazie sich entwickelt. An Sonn- und Festtagen ist diese Volkslustbarkeit nicht verboten, sondern sie dient vielmehr, die Feier des Tages zu erhöhen. Der Verfasser sah sogar eigentlich religiöse Tänze an einem Marienfeste. Alles athmet dabei Gesundheit, Heiterkeit, reine Natur. Ist ein solches Volksleben nicht bei weitem unseren nordischen Sonntagsvergnügungen vorzuziehen? Wir verbieten den Tanz, und haben statt dessen das roheste Saufen und Schreien im Wirthshause. Auch bei uns war es noch im vorigen Jahrhundert ländliche Sitte, um die Dorflinde zu tanzen. Die Jugend vergnügte sich öffentlich im Beiseyn der Alten. Damals war das Volk zugleich frömmer, indem es natürlicher seyn durfte. Man vergleiche einen Sonntagsnachmittag in Spanien und in London. In Spanien wird im Freien getanzt, wobei die edelste Sitte waltet. In London wird in einer Ginstube, deren Vorhänge herabgelassen sind, ein Kerl bezahlt, auf der Drehorgel eine geistliche Melodie zu spielen, während die Gäste sich in Branntwein berauschen oder noch schlimmere Dinge treiben. „Wenn ich,“ sagt der Verfasser, „an jenen fröhlichen Tanz in der Straße von Gerona zurückdenke, so kommt mir ein deutscher Tanzboden und Walzerball dagegen ungesund und anrüchig vor, wie eine Berliner Kellerwohnung, wo Halbbranntwein und Doppelschnaps ausgeschenkt wird, gegen eine Felsenquelle, um die sich eine Schaar fröhlicher Kinder zum Spiel versammelt hat.“ Aber das Häßliche kam in den deutschen Tanz nur durch die Kultur und Polizei, nur durch die Einschränkung auf dumpfe Stuben. Es gab eine Zeit, wo man auch in Deutschland im Freien tanzte, wo selbst Kaiser und Fürsten die öffentlichen Tänze der Bürger auf den Märkten mittanzten, wo die Bewohner jedes Dorfes um ihren uralt heiligen Baum tanzten. Der Volkstanz der Spanier würde eben so entarten, wie der deutsche, wenn ihn eine übelverstandene Sittenpolizei auf wenige erlaubte Tage im Jahre und auf verschlossene Räume einschränkte.

Ein schönes Lob spendet der Verfasser S. 100 den spanischen Frauen wegen ihrer anständigen und kleidsamen Tracht. Sie sind zu stolz und haben zu viel Schönheitsgefühl, um sich der ewig wechselnden und an Unnatur und Häßlichkeit einander überbietenden Pariser Mode zu unterwerfen und bleiben bei ihrer reizenden Mantilla, die zugleich vorzugsweise das christliche Frauenkleid ist. „Uebrigens mag man kaum acht Tage lang diese Mantillen auf allen weiblichen Köpfen gesehen haben, so kommt man zum Gefühl, der Schleier ge-

Digitized by Google

zieme jeder Frauensperson und es sey unanständig, ohne denselben öffentlich zu erscheinen. Es gibt auch eine eigene Verordnung in Spanien, daß keine weibliche Person ohne den Schleier in der Kirche erscheine. Merkwürdig ist es, daß alle Somnambulen, wenn sie in höherm Grad des magnetischen Schlafes Geister wahrnehmen, in ihrer Aussage über die Bekleidung derselben übereinstimmen. Sie behaupten nämlich alle, daß die Geistererscheinung jeder weiblichen Person ohne Ausnahme einen Schleier auf dem Haupt habe, und beschreiben dessen Anordnung ungefähr so, wie die Spanierinnen den ihrigen tragen; über der Stirne zertheile er sich nach beiden Seiten des Gesichtes. Sollten auch diese Erscheinungen ohne objektive Realität bloß erzeugt seyn aus derselben geheimnißvollen, gleichsam plastischen Kraft, durch welche der Traum dramatisch und farbig ausbildet, was im Wachen nur als bleiche Gedanken durch die Seele zieht: so wäre dennoch dieser Umstand, daß allen Somnambulen die weibliche Person, deren Geist sie zu sehen glauben, nie ohne den Schleier erscheint, von entschiedener Bedeutung. Es wäre ein Zeichen, daß der Seele selbst die Idee angeboren ist, dem Weibe gezieme der Schleier, und daß diese im somnambülen Zustand aus der Seele aufsteigt und sich selbst gemäß alle weibliche Gestalten, welche zur Traumerscheinung sich bilden, mit dem Schleier bekleidet. Gewiß hat es einen geheimnißvollern Sinn, als die Ausleger gewöhnlich finden, wenn der Apostel I. Cor. 11, 10. sagt, daß das Weib den Schleier auf dem Haupt haben solle, um der Engel willen."

Dem Zeitalter, in welchem Lieder wie „Reißt die Kreuze aus der Erde" mit dem rauschendsten Beifall begrüßt wurden, wagt der Verfasser eine Lobrede des Kreuzes entgegenzuhalten S. 129. Er findet die Wegkreuze schön und erbaulich. „Ich sehe die Krucifixe gerne am Weg, sie scheinen mir ein religiöses Bedürfniß für das Volk, oder mit andern Worten, für die Christen zu seyn. Auch der Geist des bessern Menschen wird fort und fort abwärts der Erde zugezogen, er leidet unaufhörlich an Vergeßlichkeit für Gott und Christus; deßhalb ist es von vielem Werth, wenn die Sinnenwelt selbst ihn erinnert, sein Denken nach Innen und nach Oben zu richten. Da der letzte italienische Krieg noch um Venedig sich zusammendrängte, begegneten mir bei Treviso an der Straße Karren und Wagen voll kranker Soldaten, die von der Belagerung kamen. Die Fuhrwerke zogen langsam; deßhalb wankten einige Kranke zu Fuß voraus oder hintennach, vielleicht weil es sie im Sitzen fror. Da traf ich einen solchen kranken Soldaten, welcher müde sich auf die Straße niedergesetzt hatte; er hatte das Gesicht einem Kreuze zugewandt, das jenseits des Grabens stand. Der arme Mensch saß auf der harten Erde, müde, krank, verlassen in einem fremden feindseligen Lande; im Anblick des Krucifixes am Weg fand seine traurige Seele die einzige Heimath und das Andenken an ein erbarmungsreiches Herz, das auch im fremden Lande dem Christen mit Trost und Hülfe nahe ist."

S. 147 vertheidigt der Verfasser die spanischen Stiergefechte. Die Wildheit des Blutvergießens scheint ihm die Seele, zumal einer männlichen und kriegerischen Nation, viel weniger zu verderben, als es die weichliche Unzucht auf unsern Theatern im Norden thut. Die Schaulust des Spaniers wird in eine männliche Leidenschaft, in einen Trotz des Kriegers hineingelenkt, die Schaulust des deutschen Publikums vorzugsweise in eine weibische Leidenschaft, in die Schwäche, die das sechste Gebot nicht mehr halten kann. Herr Alban Stolz hat in diesen Betrachtungen nur zu sehr Recht. Das Zartgefühl, das sich gegen die Stiergefechte sträubt, zeugt weniger von sittlicher Reinheit, als von Nervenschwäche. Die Verführung auf unsern Theatern ist etwas viel Verwerflicheres, als die sogenannte Verwilderung des Gemüths durch die spanischen Stiergefechte. Es ist besser, die Seele zum Tiger, als zur Metze machen. Der Verfasser sagt S. 147: „Der Geschmack am Stiergefecht ist etwas sehr Natürliches und Gesundes: die wilde Thierkraft mit menschlicher Gewandtheit und Verstand kämpfen sehen in stets neuen Wechselfällen, sagt einem tapfern Menschen zu; er kämpft im Aug' und in der Phantasie auch mit. Hingegen, was wird auf unsern Theatern aufgeführt und in allen Stücken gepredigt? Gerade das, was die ärgste Verweichlichung des Menschen ist, die Geschlechtsliebe. Diese ewige Buhlerei auf den Brettern, diese unaufhörliche Brunst zu allen Jahreszeiten (ich rede hier nicht einmal von rohsinnlicher Ausartung) — ist das Nämliche für Charakter und Lebenstüchtigkeit des Menschen, was die Gehirnerweichung für seine Intelligenz ist. Und davon ist unsere Generation so infizirt, daß Schiller, ich weiß nicht aus eigenem Geschmack oder um dem Publikum schmackhaft zu werden, seinen Tell mit einer ganz gemeinen Liebesgeschichte verunreinigte, und die Jungfrau von Orleans, diese wunderbar edle Gestalt der Geschichte, verschönern will, indem er sie als ein verbuhltes Weibsbild enden läßt*). Das kräftige gesunde Volk der Spanier, wie

*) Diese Wendung ist ohnedieß ein psychologischer Unsinn, indem eine reine Jungfrau, die in höchster religiöser Begeisterung und in der mächtigsten Aufregung für die Rettung des

es der Tapferkeit der Kämpfer zusieht, ist mir unendlich achtungswerther, als ein zahmes Theaterpublikum, das siech und sanftfühlend an Komödiantenliebkosungen sich erlabt und im Geist mit-liebschäftelt, und dann zu Haus warmen Thee trinkt."

Auf der Rückreise durch Frankreich spricht der Verfasser sich sehr entschieden gegen die Voraussetzung aus, als ob der Katholicismus in Frankreich mehr im Aufkommen sey, als in Deutschland. „Ein Pfarrer in Schwaben seufzt sogar nach dem neuen Napoleon, damit er hüben auch Alles so fromm mache, wie es drüben schimmert. Was ist nun an der Sache? Das läßt sich summarisch mit den paar Worten bezeichnen: ‚Gerade das Gegentheil.' Ich bin schon mehrmal in Frankreich nicht blos gereist, sondern habe auch einige Zeit da zugebracht, und habe ziemlich fleißig besonders bei Geistlichen über religiöse und sittliche Zustände ausgefragt. Das Resultat übereinstimmender Berichte ist, daß in ganz Europa nicht eine einzige katholische Gemeinde zu finden ist, wo die Lossagung und der innerliche Abfall von der Kirche so allgemein ist, wo so wenige Menschen mehr die Sakramente empfangen oder den Gottesdienst besuchen, als in manchen Gegenden von Frankreich der Fall ist. Der französische Klerus wird mit Recht gerühmt wegen seiner Frömmigkeit und Disciplin, und in England geht das richtige Sprichwort: in Frankreich seyen die frömmsten Priester und die gottlosesten Laien zu finden. Suchen wir einen gleich frommen Klerus in einem andern Lande, so wird solcher vorzugsweise in Westphalen und Tirol zu finden seyn. Gerade hier aber blüht das Christenthum so gesund und allgemein, wie vielleicht gegenwärtig in keinem Theil der ganzen katholischen Kirche auf Erden. Woran liegt es nun, daß der fromme Klerus in Frankreich so wenig wirkt, und der fromme Klerus in Westphalen und Tirol so viel? Die Theologen in Westphalen bekommen eine sehr gründliche wissenschaftliche Bildung, und die Geistlichen in Tirol haben außer einer guten theologischen Schule auch viele Umgänglichkeit und bleiben dem Volke, aus welchem sie hervorgegangen sind, im guten Sinne des Wortes ganz familiär. Beides scheint der französischen Geistlichkeit im Allgemeinen zu fehlen. Schon als Kinder werden die künftigen Priester in Seminarien gleichsam hermetisch von der Welt abgesperrt, in scholastischen Satzungen zerstückelt wird ihnen die Theologie zugerichtet, mit mosaischer Strenge werden Frömmigkeitsübungen und Ceremonien betrieben, mit dem Leben und den Meinungen der gegenwärtigen Zeit sind vielleicht oft selbst die Seminarienlehrer nicht genug bekannt. So treten dann die jungen Priester aus dem Seminar gewappnet mit den Hellebarden und der Lehrweise vergangener Jahrhunderte und wollen die gottlose Welt erobern, während sie nicht wissen, daß das Pulver erfunden und eine andere Kriegsführung aufgekommen ist. Wenn dann dazu noch eine jansenistische Strenge in manchen Diöcesen kommt, so daß der Priester auf jeden Theaterbesuch die Absolution verweigert und darauf besteht, daß selbst gesetzliche Zinsen wie gestohlenes Gut zurückerstattet werden, so wird man sich nicht verwundern, daß der geistig geweckte weltlich gesinnte Franzose sich nicht nur abgestoßen fühlt, sondern auch entschuldigt glaubt. In manchen Gemeinden nehmen daher fast nur noch Kinder und Sterbende die kirchlichen Heilmittel an, und die Wenigen, welche noch gläubig sich erweisen, gelten mit ihrem Abbé der übrigen Gemeinde gegenüber für ein Häuflein Separatisten. Man muß zwar anerkennen, daß die Kirche in Frankreich auch in letzter Zeit opferwillige entschiedene Orden und Vereine erzeugt und organisirt hat; allein damit hat das Evangelium vom guten Hirten umgekehrt sich gestaltet; einige wenige Schäflein werden sorgfältig gehütet, hingegen laufen 99 tausend hirtenlos in der Wüste; und mancher rigoröse Priester spricht dazu in großer Gerechtigkeit: c'est égal." Wir haben Grund zu vermuthen, daß hier die Schattenseite zu grell hervorgehoben ist.

Vaterlandes glüht und flammt, durchaus unfähig ist, sich auf die erste Sicht hin geschwind in einen Engländer zu verlieben; das Verlieben braucht eine gewisse Leerheit der Seele und etwas Müßiggang zum Gedeihen. Selbst während unserm Revolutiönchen haben die zarten Verhältnisse Noth gelitten, weil Stärkeres die Gemüther aufgestürmt hatte. Herr Schiller hat aber auch historisch die Jungfrau von Orleans verfälscht, indem aktenmäßig nachgewiesen ist, daß sie selbst nie Blut vergoß und in ihrer Sendung solches auch nicht lag; auf dem Theater wird aber das Blutvergießen als ihr Geschäft dargestellt, und das Unterlassen als ihre Sünde. Der Dichter mag einen historischen Stoff dichterisch verschönern, wenn er aber das schlechtere Gegentheil von der geschichtlichen Wahrheit daraus macht, [illegible] dichtet er nicht mehr, sondern er lügt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, **N° 85.** 22. Oktober 1853.

Biographie.

Biografie des k. k. Feldzeugmeisters Julius Freiherrn von Haynau von einem seiner Waffengefährten. Zweite Auflage. Gratz, Hesse, 1853. 8. S. 132.

Kurz und bündig, eine schlichte Aufzählung von Haynaus Schicksalen und Thaten mit einer treuen, freimüthigen, echt soldatischen Charakteristik.

Haynau war 1786 geboren, ein natürlicher Sohn des Landgrafen (später Kurfürsten) Wilhelm IX. von Hessen. Im Jahr 1801 gab ihm Kaiser Franz II. eine Lieutenantsstelle im k. k. Heer und 1805 machte er den ersten Feldzug mit, jenen unglückseligen Feldzug Macks, mit dem er auch bei Ulm gefangen wurde. Im Jahr 1809 nahm er als Hauptmann an allen großen Schlachten Theil. Eine Tochter des bei Aspern gefallenen Feldmarschalllieutenants von Weber wurde Haynaus Gemahlin, von der er eine einzige Tochter hatte, die noch lebt. Im Jahr 1813 und 1814 war er als Major beim Feldzug in Italien, 1815 zog er mit nach Frankreich. Aber erst fünfzehn Jahre später (1830) stieg er bis zum Obersten auf. An diesem langsamen Avancement war seine Unverträglichkeit Schuld. Er konnte mit keinem Vorgesetzten auskommen, benahm sich gegen alle trotzig, stieß alle vor den Kopf. So namentlich den General Frimont, der nicht der Mann war, Ungehorsam zu dulden. Der Kaiser selbst machte Haynau väterliche Vorstellungen, aber es war ihm unmöglich, sein Temperament zu zähmen. Am besten verstand es der alte Radetzki, ihn zu behandeln. „Im Jahr 1835 wurde Haynau endlich zum Generalmajor befördert, und erhielt die Bestimmung nach Mailand. Anfangs ging es mit Haynau ganz gut. Allein ohne Opposition konnte er nun einmal nicht leben. So bekämpfte er mit Halsstarrigkeit die taktischen Verbesserungen, an denen damals der Feldmarschall Graf Radetzki mit dem ihm eigenen Feuer arbeitete, behauptend: daß diese Verbesserungen überflüssig seyen, da er mit dem alten Reglement jede geforderte Aufgabe lösen könne. Haynau war ein guter Exercirmeister und verstand das Reglement vollkommen. Unterdessen wartete der Feldmarschall eine günstigere Gelegenheit ab. Bei einem Brigadeexerciren gab er Haynau einige Aufgaben, das Wie der Ausführung ihm überlassend. Es versteht sich, daß Haynau das alte Reglement anwendete. Unterdessen verwickelte er sich dergestalt, daß er sich überwunden bekennen mußte, worüber der Feldmarschall eine, wie man zu sagen pflegt, kindische Freude hatte." Aber auch Radetzki war genöthigt, Haynau wieder zu versetzen, was ihm noch mehreremal begegnete, weil er immer wieder mit seinen Obern Streit anfing. Zuletzt kam er nach Temeswar in Ungarn, wo er sehr mißvergnügt lebte, ohne zu ahnen, daß sein Ruhm sich einst gerade an diese Stadt knüpfen sollte. Er war inzwischen schon im Jahre 1844 Feldmarschalllieutenant geworden. Der Herausgeber bemerkt, Radetzki habe wesentlich dazu mitgewirkt, seinen großen militärischen Talenten Anerkennung zu verschaffen.

Die Revolution von 1848 rief Haynau endlich auf den Schauplatz großer Thaten. Es ist aller Welt bekannt, mit welcher Energie er die Stadt Brescia bezwang. Hier waren österreichische Soldaten, Wehrlose und Verwundete, mit unmenschlicher Grausamkeit von den Italienern gemartert und ermordet worden. Die Zahl der Aufrührer war sehr groß, indem die Bevölkerung der Stadt durch zuströmendes Landvolk und Freischaaren aus der Schweiz herüber verstärkt wurde. Radetzki konnte diese revolutionäre Macht in seinem Rücken nicht dulden, es lag alles daran, schnell mit ihr zu Ende zu kommen, und Haynau erwarb sich mit geringer Mannschaft den unsterblichen Ruhm, diese ganze feindliche Masse innerhalb einer verbarrikadirten Stadt zu überwältigen. Indem Haynau hier nur dem Befehl seines

Digitized by Google

Feldherrn gehorchte und eine militärische Pflicht erfüllte, vollbrachte er ein Wunder der Tapferkeit in der Besiegung einer ungeheuern Uebermacht. Er that dies mit deutschen Truppen, in deutschem Interesse gegenüber jenen Welschen, die sich anmaßten, Italiens Grenzen bis zum Brenner auszudehnen, und die zugleich in allen Gassen „Tod den Deutschen" brüllten. Welcher Deutsche müßte nicht stolz seyn auf einen General, der den welschen Uebermuth so kraftvoll und so gerecht gezüchtigt hat! Es ist daher schmählich, daß dem ritterlichen Haynau der Uebelname „Hyäne von Brescia" nicht blos in Italien und in dem gegen das deutsche Interesse mitverschworenen perfiden England gegeben worden ist, sondern auch von einer Partei in Deutschland selbst nachgesprochen wird. Deutschland könnte froh seyn, wenn alle seine Generale im Kampf gegen das übermüthige Ausland allezeit so tapfer und gut deutsch gewesen wären, wie Haynau! Elendes Schreibervolk, das gegen seinen eigenen Helden grinst und Affenzähne fletscht!

Dieselbe Energie wie gegen Brescia handhabte Haynau auch gegen Venedig, und hier mit der zähesten Ausdauer unter unglaublichen Schwierigkeiten. Dieses sein Verdienst ist weniger erkannt worden, weil er noch vor dem Fall Venedigs zur Kriegführung nach Ungarn abgerufen wurde. Was er in Ungarn geleistet, ist über alles Lob erhaben, denn hier fand er eine zerrüttete, entmuthigte Armee, einen überaus kecken Feind und einen übermüthigen, ihm unaussprechlich lästigen Freund. Der Herausgeber rechtfertigt Haynau in dessen Differenzen mit Paskiewitsch. Des ersteren Kriegsplan scheint ihm sachgemäßer gewesen zu seyn, als die Zumuthungen des letztern. (S. 72 f.) Der Erfolg krönte Haynaus Plan, er siegte bei Temeswar und brachte die ungarische Armee in die Lage, sich entweder ihm oder den Russen ergeben zu müssen. Görgey wählte das letztere, um Haynau vor Paskiewitsch, Oesterreich vor Rußland zu demüthigen. War das wohl ein weise gewähltes Mittel, um das Strafgericht, das nothwendig über die ungarischen Rebellen von Seiten des rechtmäßigen Königs verhängt werden mußte, zu mildern? Sollte Oesterreich seine Autorität in Ungarn mit Achselzucken und einer verlegenen Miene herstellen? Wir würden uns nicht wundern, wenn das Blutgericht in Ungarn noch weit mehr Opfer verlangt hätte. Wir finden es verhältnißmäßig am Schluß einer so großen Revolution und so maßloser Untreue sehr mild. Wir würden Haynau für einen Schwächling und nicht für einen deutschen Feldherrn halten, wenn er zu Arad blos Dinte und kein Blut hätte fließen lassen. War etwa Lambergs und Latours und Henzis Blut keiner Sühne werth? Durfte das neunzehnte Jahrhundert das Beispiel aufstellen, daß Generale und Obersten zu fremden Fahnen überlaufen dürfen ungestraft? Kann das alte Kriegsrecht in solchen Beziehungen jemals verjähren? Oder gibt es keine Ehre mehr in der Welt, die vor der modernen Parteisophistik noch bestehen könnte? Wehe den Parteien, die kein Recht und keine Ehre mehr anerkennen. Gerade sie sind es, die zur Säbelherrschaft führen, denn aus der Erbärmlichkeit und Verlogenheit der Civilparteien gibt es am Ende keine Erlösung mehr, als durch die stramme Soldatenehre.

Nachdem Haynau seinem Kaiser Ungarn ritterlich wiedererobert hatte, traf ihn das Mißgeschick, zum Administrator Ungarns bestimmt zu werden. Zu administriren war seine Sache nicht, er taugte nur auf die Schlachtfelder. Er kam mithin bald in Zwist mit den Ministern und wurde in deren Folge seines Dienstes entlassen. Das nahm die dem deutschen Interesse feindliche Presse als ein Desavouement auf. Man machte glauben, Oesterreich schäme sich seines grausamen Generals, seiner „Hyäne", und man verdoppelte nun die ungerechten und unwürdigen Angriffe auf den greisen Helden.

Er selbst beging nun die Thorheit, nach England zu reisen. Sofern er, abgesehen von seiner altdeutschen Ritterlichkeit und seiner Verdienste um die deutsche Waffenehre, wegen seines Eigensinns und bizarren Wesens zu tadeln ist, hat er es in London auf schwere Weise büßen müssen. Es war überaus unklug von ihm, in das Bereich des treu- und rücksichtslosesten Feindes zu gehen, den nicht blos Oesterreich, sondern ganz Deutschland jemals gehabt hat — Palmerstons. Der Herausgeber vorliegender kleiner Biographie bemerkt, indem er davon schweigt, daß Palmerston dem mißhandelten General jede Genugthuung verweigert, kurz folgendes: „Lord Palmerston, der damals das englische Kabinet leitete, fand in seinem Codex kein Gesetz, das einen Reisenden, der im Vertrauen auf die Gesetze der Civilisation den Boden Englands betrat, gegen die Anfälle eines wüthenden Pöbels schützen konnte. Dieses Benehmen war es, was die Aufregung gegen Englands Politik auf den höchsten Grad steigerte. Was hat Lord Palmerston dem Pascha von Smyrna vorzuwerfen? Ist dieser nicht bei weitem eher zu entschuldigen, als der Minister Englands? Wenn der Pascha Smyrna's sich mit Mangel an Kraft und Energie seiner Regierung entschuldigt, so mag er Recht haben; aber der Minister Englands, der um eines portugiesischen Betrügers willen die Flotten seines Landes in Bewegung setzt, wird uns doch nicht glauben machen wollen, daß es ihm an einem Gesetz und Mittel fehlte, die infamen Unbilden zu strafen,

Digitized by Google

die dem Heerführer einer befreundeten Macht auf englischem Boden widerfuhren, den dieser Fleck auf ewig brandmarkt!" Haynaus Schatten wird eine glänzende Genugthuung erleben. Der Haß, den Palmerston Oesterreich gewidmet hat, die Politik, kraft welcher er Oesterreich auf alle Weise zu schaden gesucht hat, kommt nur dem gefährlichsten Feinde Englands, nämlich Rußland zu Gute und nur zu bald wird England einsehen, wie nöthig ihm Oesterreich ist, dessen Freundeshand es mit Schmach, aber nur zu seiner eigenen Schmach, von sich gestoßen.

Die letzte Bizarrerie Haynaus war seine Wasserkur in Gräfenberg. Der passionirteste Hydropath unter der Sonne ruinirte er durch den übertriebensten Gebrauch des Wassers seinen Körper gänzlich und konnte sich kaum wieder in Italien etwas erholen, als ihn ein Schlagfluß tödtete. Von seiner Persönlichkeit sagt der Herausgeber: „Haynau erreichte ein Alter von 67 Jahren, er war von starkem nervigen Körperbau und trotzte gerne großen Anstrengungen, im Vertrauen auf diesen robusten Körperbau. Er hatte blonde Haare, eine hohe Stirne, blaue Augen, eine Adlernase und trug einen, in letzter Zeit sehr lang gehaltenen, weißen Schnurbart. Es war etwas Auffallendes in seiner Miene, allein sie hatte durchaus nicht den Ausdruck der Wildheit. Er konnte sehr gemüthlich seyn, und ward leicht zu Thränen gerührt. Er besaß eine große Energie des Charakters, dessen war er sich bewußt, sie artete aber sehr häufig in Starrköpfigkeit aus, daher war er gutem Rathe unzugänglich, er sah dieses oft selbst ein, aber häufig zu spät. Er war ehrgeizig, ja selbst eitel. Das Bewußtseyn seines Werthes und seiner Leistungen verführten ihn oft zu Aeußerungen, wodurch er sich in der Meinung von Menschen, die ihn nicht näher kannten, schadete. Haynau gehörte ein wenig zur Gattung der Sonderlinge, und gefiel sich oft Manches auf eine Weise zu thun, wie andere es nicht zu thun pflegen. Diese Bizarrerien seines Wesens waren der Grund der schiefen Urtheile, die über ihn gefällt wurden, denn nie ist ein Mensch so falsch und ungerecht beurtheilt worden, wie Haynau."

Gedichte.

Gedichte von Pater Gall Morel. Einsiedeln, Gebr. Benziger, 1852.

Des Verfassers Portrait in schwarzem Mönchskleide blickt uns gegenüber dem Titelblatt entgegen. Auch sind die Lieder vorzugsweise religiösen Inhalts. Einige älteren Kirchenliedern nachgebildet, eines nach altdeutschem Vorbilde von rührender Naivetät, wovon hier nur zwei Strophen zeugen mögen:

Komm Nachtigall her,
Mach dem Kind ein Bett zurecht.
Es ist gebettet gar so schlecht
Und seufzet oft und schwer.
Komm' das Kind mit sanften Flügelschlägen
Zu wärmen und zu pflegen.
Das ist, Vöglein, dein Beruf,
Daß du Den, der dich erschuf,
Erquickst, und von Ihm weichest nimmermehr.

O liebliches Kind!
Sieh, es kommt das Vögelein
Geflogen aus dem Wald herein
Durch Regen, Schnee und Wind.
Sieh, es flieget über Thal und Hügel
Und schwingt die kleinen Flügel,
Und auf seiner luft'gen Bahn
Schwingt es sich zu Dir heran,
Und schmiegt sich an Dich so sanft und so lind.

Zuweilen überraschen uns kühnere Bilder, z. B. S. 29 im Liede vom „starken Helden."

Von Edom kommt ein starker Held,
Sein Gang ist Riesengang;
Kein schön'rer wandelt durch die Welt,
Sein Wort ist Donnerklang.

Er hat in seiner Heldenkraft
Den Arm emporgestreckt,
Und hat sich männlich aufgerafft,
Sein Kleid ist blutbefleckt.

Sag an, was ist dein Kleid so roth,
So roth von Menschenblut?
„All' meine Feinde schlug ich todt,
Zertrat sie in der Wuth.

„D'rum bin ich roth von Traubenblut,
Wie wer die Kelter tritt;
Mein Kleid ist roth, weil ich voll Muth
Auf Feindesleichen schritt."

Der alte Drache ist besiegt,
Gesprengt des Himmels Thor;
Des Sieges Purpurfahne fliegt
Im Morgenglanz empor.

Und ringsum wie mit Donnerklang
Erklingt's: Allelnja!
Der durch den Tod den Tod bezwang,
Ist Herr, Alleluja!

Diese Vorstellung erscheint uns etwas zu kühn, wenigstens hätte der Anklang an die bekannte schottische Ballade: Edward, warum ist dein Kleid so roth? sollen vermieden werden. Ein paar Dichtungen hätte der Ver-

Digitized by Google

fasser jedenfalls besser feilen und auf die Reime mehr Rücksicht nehmen sollen. Hier ein Beispiel S. 41:

Nein, ich kann, ich will nicht weichen
Von der lieben, todtenbleichen,
Innig traurenden Gestalt,
Die umringt von rohen Rotten,
Hingebeugt auf ihren Todten,
Ihm den Zoll der Thränen zahlt.

Gerade weil das lateinische stabat mater sich durch den herrlichsten Wohllaut auszeichnet, darf eine deutsche Bearbeitung es ja nicht an Wohlklang fehlen lassen, der hier leider gänzlich gestört wird durch die falschen Reime Gestalt und zahlt, Rotten und Todten.

Von solchen kleinen Mängeln abgesehen enthält das Büchlein viel Schönes, namentlich fromme und volksthümliche Bilder aus dem Kloster Einsiedeln und dem schönen Alpenland umher. Die Pilgerfahrten werden beschrieben:

Vom hohen Münsterthurm herab erschallet
Durchs Land der Glocken Klang so laut und hehr,
Von allen Höh'n und allen Straßen wallet
Das Volk — es zieht mit raschem Schritt einher,
Den Stab zur Hand, den Quersack umgeschnallet,
Und nimmer wird die weite Straße leer,
Und immer neue Schaaren ziehen wieder
In dichten Massen in das Thal hernieder.

So rauschen, wenn der junge Lenz erwachet,
Von hoher, waldumkränzter Alpenwand
Die Ströme wild, die Wettertanne krachet,
Die Wasser brausen in das tiefe Land:
Ein See ist, wo noch jüngst die Flur gelachet,
Und fern umgränzet ihn ein Hügelrand;
So kam ein fremdes Volk, wie Meereswogen,
In dieses stille Thal hinabgezogen.

Mit Recht erfreut sich der Dichter des biedern und frommen Volkes in den kleinen Kantonen, die der Radikalismus und die Vielwisserei aus den Tieflanden noch nicht verdorben haben. Dem Unterwaldnerländchen ruft der Dichter S. 112 zu:

Bleibe getreu dem Gesetz und den besseren Sitten der Alten!
Laß durch flimmernden Tand nicht dir bethören den Sinn,
Nicht die Franken sind's jetzt, die Gefahr dir bringen und Siechthum,
Aergeres wartet auf dich, wenn du dem Schelmen vertraust,
Der in der eigenen Brust dich verlockt zu Pracht und zu Hoffart
Und zu erkünsteltem Tand flimmernder Staatenreform,
Dort der Titlis mit silbernem Haupt ist dein Siegelbewahrer,
Und um den Bruder Klaus eint sich die Centralität.
Treusinn ist dein Assisengericht und Verstand deine Hochschul' —
Wahrest du diese getreu, wahrst du dein eigenes Glück.

Aeußerst lieblich ist das Gedicht auf den Tod eines frommen Landmädchens, das unter unsäglichen Schmerzen sterbend doch an nichts anderes dachte als an Dankbarkeit gegen Gott.

Ich sah sie, sah die stille Halbverklärte,
Sie, die noch Lust im höchsten Schmerze fand;
Ja sie, die fast von Qualen Aufgezehrte,
Die nur ein Fädchen noch an's Leben band,
Sie sprach von Gnaden, die ihr Gott gewährte,
Vom Herrn, der tröstend ihr zur Seite stand,
Sie sprach — noch seh' ich ihre Blicke glühen —
Von Siegeskranz und Engelmelodien.

So spielen Engel um des Grabes Pforte
Und singen um der Frommen Qualenbett;
Die Weisheit gibt der stummen Einfalt Worte,
Aus denen Paradiesesodem weht,
Und wo die Erdenblume schon verdorrte,
Da blüht die Himmelsros' in Majestät.
Zum Tempel wird die dumpfe Bauernkammer,
Zur süßen Engellust des Menschen Jammer.

Wir Männer prahlen mit der Thaten Flitter,
Mit Volksbeglückerei und Staatenbau,
Und wähnen fest zu stehn im Ungewitter,
Uns klammernd an des Hochmuths Ankertau;
Doch mehr als Mannesthaten kühner Ritter
Wiegt einst der stille Duldersinn der Frau.

O Herzenseinfalt, süßer Kinderglaube,
Du sichrer Bote einer schönern Welt!
Du bringst den Oelzweig wie dort Noahs Taube,
Wenn uns des Zweifel Sündfluth überfällt!
Du hebst den Staubgebornen aus dem Staube
Empor zu Welten, die kein Seraph zählt,
Und fliehst vor roher Männerthat und Kriegen,
Und weilst am Krankenbett und Kinderwiegen.

Zu den schönsten Dichtungen dieser Sammlung gehört noch das schlummernde Kind auf der Eisenbahn S. 161.

Kind, wie schlummerst du süß zur Seite der sorgenden Mutter,
Zugeschlossen das Aug, sanft in die Ecke gelehnt!
Tiefer wird, immer tiefer dein Schlaf und sanfter dein Athem.
Hörst du es nicht, wie's kocht, dort in dem eisernen Bauch,
Nicht, wie verborgene Kraft hinreißt die gewaltigen Wagen,
Daß sie rollend im Sturm eiserne Bahnen durchziehen?
Siehst den Wald dort nicht und die Häuser im Fluge verschwinden?
Ach so schnell ist der Zug, ach und die Reise so kurz!
Du aber schlummerst, und erst am Ziele des Laufes erwachst du,
Erst wenn die Gluthen verglüht, wenn sich die Dämpfe verziehn,
Also rollet der Mensch dahin im Wagen des Lebens,
Schnell wie der nächtliche Blitz, welcher die Wolke zerreißt rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 86. 26. Oktober 1853.

Italienische Dichtkunst.

Italiens Franziskaner-Dichter im dreizehnten Jahrhundert von A. F. Ozanam, Prof. der Lit. in Paris. Deutsch mit Zusätzen herausg. von N. H. Julius. Münster, Theissing, 1853.

Ozanam gab früher schon ein schätzbares Werk über Dante heraus, welches auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Die vorliegende Arbeit hängt mit jener früheren zusammen, indem sie die poetischen Vorläufer des großen Dante einer genauen Betrachtung unterzieht. Wie aber in Dante selbst das poetische Element ganz durchdrungen ist von einem religiösen, so erscheint das letztere vorherrschend in den Dichtern, die ihm vorangingen. Ihre gemeinschaftliche Wiege ist Umbrien, ihr geistiger Vater der h. Franciscus von Assisi. Hier emancipirte sich zuerst der italienische Volksgesang von der lateinischen Kunstsprache, hier entfaltete die christliche Malerei ihre schönsten Blüthen. Von hier ging auch die musikalische Harmonie aus, denn Guido von Arezzo war der nächste Nachbar der Schule von Perugia und der Sänger aus dem Orden von Assisi.

Ozanam geht jedoch, um den Unterschied des italieschen Mittelalters vom antiken Rom noch anschaulicher zu machen, bis in die Anfänge der römischen Christenheit zurück. „Das italienische Volk beginnt in den christlichen Katakomben. Man muß in diese hinabsteigen, um die Ursprünge alles dessen zu finden, was später so groß werden sollte. Ich sehe schon in ihnen das Volk, im wahren Sinne des Wortes, mit Einschluß der Frauen, der Kinder, der Schwachen und der Geringen, das von den alten Geschichtschreibern verachtet und für nichts gerechnet wurde. Ich erblicke in ihnen ein neues, mit Fremden, mit Sklaven, mit Freigelassenen, mit Barbaren vermischtes Volk, von einem Geiste beseelt, der nicht mehr der Geist des Alterthums ist. In dieser neuen bürgerlichen Gesellschaft lebt ein Gedanke, den sie zu Tage bringen möchte, der aber noch allzu neu, allzu ergreifend und allzu reich ist, als daß die übliche Sprache ihm genüge, denn er bedarf hiezu noch der Mitwirkung jeder Art von Kunst. Die Dichtung ist daher in diesem ersten Bildungszustande, noch nicht genau, scharf abgeschnitten oder in derjenigen Gestaltung, nach welcher sie strebt. Man findet sie aber in Allen, in der Baukunst, in der Malerei, in der Bildnerei, in den Inschriften, weil in diesen das Symbolische lebt, so wie die bilderreiche Sprache, die Bemühung, den Gedanken unter der Hülle des Bildes wiederzugeben, das Ideale im Realen." S. 2.

Die völlige Emancipation der neuen italienischen Christengemeinde von den antiken Erinnerungen fand noch nicht in Rom, auch noch nicht in dem mehr oder weniger byzantinischen Venedig statt, sondern erst in Umbrien, indem sich hier gleichzeitig die Volkssprache mit der kirchlichen Kunst zu eigenthümlicher Blüthe entwickelte. „Schon seit längerer Zeit hatte jede Landschaft, ja jede Stadt, ihre besondere Mundart; aber der lombardische Bund verknüpfte die Städte, brachte die Landschaften in Wechselverkehr, und es entwickelte sich aus den genäherten Mundarten eine Sprache, welche die der Höfe, der Feierlichkeiten, der öffentlichen Feste und die des ganzen Volkes wurde. Dieß ist das Werk der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts. Zu Anfang des 13ten erschien der heil. Franciscus, und wollte in seiner Begeisterung für die Armen nur in der Volkssprache singen; er dichtete sein Sonnenlied in Italiens Zunge. Dieser erste Ruf erweckte bald vielfachen Widerhall, der nicht wieder schweigen sollte. Ein Franciscaner aus Verona, Fra Giacomino, gab in venezianischer Mundart zwei kleine Gedichte, die Hölle und das Paradies, und erwarb dadurch die Ehre, dem Verfasser der Göttlichen Komödie den Weg gebahnt zu haben. Ein anderer Mönch, Giacopone da Todi, dichtete, in Umbriens Bergen umherirrend, in der

Digitized by Google

ungebildeten Landesmundart nicht blos einfältige Lieder, sondern lange Gesänge, in denen die ganze mystische Theologie des heil. Bonaventura, und die ganze Strenge rächender Satyre enthalten war, die sowohl die Unordnungen des Volkes als die Schwachheiten der Geistlichkeit geißelte. Dieser kühne Dichter hatte eben so viel gewagt als Dante, dem er voranging, und den er vielleicht angeregt hat." S. 22.

Das Sonnenlied, schon früher in der schönen Abhandlung über den h. Franciscus von Görres in Uebersetzung mitgetheilt, wird auch hier wiedergegeben. Als eigentlich christlicher Minnesänger gibt sich der h. Franciscus kund in einem glühenden Liebesliede, dem wir nur einige Strophen entheben:

In Glut mich Liebe senkte,
Mein Bräut'gam jung erblühend,
Als er den Ring mir schenkte:
Das Lamm in Liebe glühend
Den Stahl ins Herz mir senkte,
Mit Banden mich umziehend:
Der Brand das Herz mir sprengte:
In Glut mich Liebe senkte.

Gekräftigt, neuerstanden,
Mit Christo schnell zum Kriege
Nahm Waffen ich zu Handen:
In sein Gefild' ich fliege,
Und neue Kämpf' entbrannten:
Die Arm' um ihn ich schmiege,
Mich rächend so zuhanden:
In Glut mich Liebe senkte.

Nun Rache mich erquicket,
Uns Friede süß umwande:
Das Herz mir, neu entzücket,
In aller Glut entbrannte:
In Christi Huld beglücket,
In sel'gem Liebesbrande
Ewig in ihm verzücket:
In Glut mich Liebe senkte.

Die fromme volksthümliche Dichtung lebte im Franciscanerorden fort. Unter den nächsten Jüngern der Heiligen thaten sich bedeutende Dichter hervor. Der erste derselben, rex versuum (König der Verse) zubenannt, lebte noch in Weltlust, hörte einmal den h. Franciscus predigen, der als närrischer Bettler überall verschrien war, wurde aber durch seine Beredsamkeit gefesselt und erblickte denselben auf einmal verklärt, kreuzweis von zwei ungeheuern Schwertern durchbohrt. Da warf er sich vor ihm nieder, wurde ein Bruder seines Ordens und gleich ihm ein heiliger Sänger unter dem Namen Bruder Pacifico. Noch berühmter ist der zweite, der h. Bonaventura, der auch die Legende des h. Franciscus schrieb. Der dritte ist Giacimo di Verona, von dem sich ein merkwürdiges geistliches Rittergedicht erhalten hat, in dem sich das Jahrhundert des Ritterthums spiegelt. Maria thront im Himmel als große Lehensherrin. „Dann verleiht diese edle Jungfrau, welche die Himmelskrone trägt, ihren Rittern Rosse und Zelter, denen gleiche es niemals auf Erden gab. Die Rosse sind falb und die Zelter weiß, schneller als Hirsche und überseeische Sturmwinde. Ihre Steigbügel, Sättel, Sattelbögen und Zäume glänzen von wundervoll verarbeitetem Golde und Smaragden, und die Rüstungen dieser großen Barone vollendend, gestattet sie ihnen ein weißes Fähnlein, auf welchem ihr Sieg über Satan, den treubrüchigen Löwen dargestellt ist. Dieses sind die Ritter, deren ich zuvor gedacht. Der Vater, der Sohn und der heilige Geist haben sie der Herrin des Himmels gewährt, um stets ihr zu dienen, so daß diejenigen sich selig preisen können, die auf Erden genug des Guten gethan haben, um ewiglich in der Gemeinschaft der blumengekrönten Heiligen, im Dienste einer solchen Gebieterin zu leben." S. 139. Der vierte Dichter aus dem Franciscanerorden ist Thomas von Celano, der Verfasser des berühmten dies irae. Der fünfte Giacopone da Todi, von dem ein schönes Lied über die Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt mitgetheilt wird (S. 179) und ein anderes über die Armuth (S. 257), dem aber auch das berühmte stabat mater angehört. Endlich bespricht der Verfasser noch ein anonymes Büchlein „die Blümlein des h. Franciscus", welches aus jener Zeit stammend die zartesten Blumen der geistlichen Poesie in sich vereint.

So viel von den Dichtern, über die das vorliegende Buch die genauere Auskunft gibt. An sie reihen sich nun aber die Künstler an. Zum Aufbau und Ausschmuck des großen Mutterklosters der Franciscaner in Assisi vereinigten sich die damals größten Künstler, von denen eine neue Epoche der Kunst ausging. „Der Kirchenbau von Assisi sollte die Wiege eines neuen Kunstlebens seyn, dessen allmähliche Fortschritte dort zu schauen sind. Dort rissen sich Guido da Siena und Giunto da Pisa allmählich von ihren griechischen Lehrern los, deren Trockenheit sie milderten und deren Unabänderlichkeit sie abschüttelten. Dann kam Cimabue. Er stellte die ganze heilige Geschichte in der Oberkirche in einer Reihe von Gemälden dar, welche die Zeit verstümmelt hat. Sechs Jahrhunderte haben aber nicht vermocht, den Farbenglanz der Köpfe des Heilandes, der Jungfrau und des heiligen Johannes zu bleichen, die er zu oberst im Gewölbe gemalt hat, noch die Bildnisse der vier großen Doctoren der Kirche, in welchen die byzantinische Ge-

Digitized by Google

meſſenheit bereits einen Anſtrich von Lebendigkeit und ewiger Jugend gewonnen hat. Endlich erſchien Giotto, und eines ſeiner Werke war der Triumph des h. Franciscus in den vier Abtheilungen des den Hochaltar der Unter-Kirche krönenden Gewölbes. Dieſe Fresken ſind weltberühmt.“ S. 95. In Bezug auf die bildende Kunſt hätte Ozanam wohl noch etwas mehr ſagen können, doch iſt der Gegenſtand ſo reich, daß er ein beſonderes Buch erfordert. Eine Monographie jener mittelalterlichen Kunſtſchule in Umbrien fehlt noch. Wer ſie künftig einmal ſchreibt, möge nicht vergeſſen, auch die altitalieniſche Muſik ſeit Guido von Arezzo herbeizuziehen. Die Glocken in jener Gegend ſind harmoniſch geſtimmt und nirgend in der Welt hört man ein ſo ſchönes Geläut als auf dem Wege von Fuligno bis Florenz. Das trägt nicht wenig bei, den eigenthümlichen heiligen Eindruck des Landes zu erhöhen, den der Herausgeber dieſer Blätter ſchon in ſeiner „Reiſe nach Italien 1835“ nach Gebühr gewürdigt hat.

Naturkunde.

Mikroſkopiſche Bilder. Naturanſichten aus dem kleinſten Raume. In Briefen an Gebildete von Prof. Dr. H. Klencke. Mit 430 in den Text gedruckten mikroſkopiſchen Figuren. Leipzig, J. J. Weber, 1853.

Da dieſes populäre Handbuch wirklich eine verdienſtliche Arbeit iſt, ſo hätte der Verfaſſer nicht nöthig gehabt, ſie im Vorwort auf ſo beſondere Weiſe herauszuſtreichen. Auch irrt er, wenn er vorausſetzt, mit der ſogenannten Kosmosliteratur habe das Populärmachen der Naturwiſſenſchaften begonnen. Darauf hat der deutſche Buchhandel nicht ſo lange warten laſſen. Schon geraume Zeit vor Humboldts Kosmos wimmelte unſer Büchermarkt von populären Handbüchern der Aſtronomie, Botanik, Phyſik ꝛc., von gemeinnützigen Naturgemälden, Briefen an Damen über Chemie, Anatomie ꝛc., phyſikaliſchen Experimenten für die Jugend ꝛc. Und ebenſo irrt der Verfaſſer, wenn er meint, es werde der modernſten Kosmosliteratur beſchieden ſeyn, die wiſſenſchaftliche Naturkenntniß dem Volke zu vermitteln. Das Volk, der Bauer und die arbeitenden Klaſſen, werden dieſen wiſſenſchaftlichen Disciplinen nach wie vor ferne bleiben und z. B. von dem vorliegenden Werke nicht mehr capiren, als das finniſche Mädchen, dem der italieniſche Reiſende Acerbi einmal einen Floh unter dem Mikroſkope zeigte.

Herrn Klencke's Buch darf aber unter den gebildeten Klaſſen auf um ſo mehr Theilnahme rechnen, als es bisher noch kein überſichtliches Handbuch mikroſkopiſcher Forſchungen gab, ſondern nur ausgezeichnete Einzelwerke über ſpecielle Naturgebiete. Zudem machen die zahlreichen und guten Holzſchnitte dem Leſer alles verſtändlich.

Zuerſt geht der Verfaſſer mit dem Vergrößerungsglaſe die anorganiſchen Bildungen des Kriſtall durch und gelangt alsdann zu den organiſchen Formen, deren Bildung er aus der durchaus räthſelhaft bleibenden Lebenskraft ableitet. „Betrachten wir eine lebende Pflanze oder ein lebendiges Thier, ſo erkennen wir, daß alle Stoffe, welche den organiſchen Körper bilden, alle Veränderungen in ihnen und ſämmtliche chemiſche wie phyſikaliſche Kräfte beherrſcht werden von einer geheimnißvollen Macht, welche planmäßig die Stoffe zum Zwecke des Organismus verwendet, ihnen Eigenſchaften und Geſtaltung gibt, die alle Eigenthümlichkeiten und Kräfte, welche den aus der unorganiſchen Natur entnommenen Elementen innewohnen, gänzlich verwiſcht oder dem organiſchen Zwecke unterwirft und aus ihnen ganz neue, ſpeciſiſche Stoffe bildet, die, wie z. B. Holz, Stärke, Eiweiß, Fleiſch, Leim, Zucker, Fett u. A., wir nicht künſtlich nachzubilden im Stande ſind, wie wir es mit den Kriſtallen bei allen auflösbaren unorganiſchen Körpern vermögen. Dieſe geheimnißvolle Macht, welche nach innerem Plane den Organismus bauet, alle Materialien dazu heranzieht oder ſelbſt bereitet, und ſo zu ſagen alle chemiſchen und phyſikaliſchen Prozeſſe bevormundet, nennt man die Lebenskraft, und ihr Produkt in der Erſcheinungswelt iſt der Pflanzen- oder Thierorganismus, deren charakteriſtiſche Eigenſchaften bekannt ſind. Stirbt der Organismus aber ab, entweicht die Lebenskraft aus ihm, dann erwacht die während des Lebens gebundene unorganiſche Natur wieder in den Elementarſtoffen, welche die Lebenskraft heranzog und bezwang, dann erwachen chemiſche und phyſikaliſche Prozeſſe, welche keine andere Tendenz haben, als den Bau der Lebenskraft zu vernichten und in das Mineralreich als ein Häufchen Aſche zurückzuführen, indem alle organiſchen Stoffe ſich löſen, ihre Elemente freigeben, die entweder ſich verflüchtigen als Luftarten oder ſich neu geſtalten zu Kriſtallen — und endlich alle Spuren einer einſt hier herrſchenden Lebenskraft verwiſchen.“ Eine gute und klare Auffaſſung.

Die ganze anorganiſche Natur iſt Kriſtall, in Winkel eingeſchloſſen, die organiſche geht aus der Kugelform der Zelle hervor. Die Kriſtalliſation beginnt in den kleinſten Dimenſionen unter dem Mikroſkop, bis ſie dem bloßen

Digitized by Google

Auge sichtbar wird. Auch sie ist ursprünglich ein Wunder. „Wer jemals unter dem Mikroskope den Akt der Kristallisation im kleinsten Raume beobachtet hat, der wird die andächtige Erhebung des Gemüthes verstehen, welche uns beim Anblicke der unmittelbar erschlossenen göttlichen Bildungswerkstatt so unwillkürlich ergreift, wenn wir sehen, wie im verdunstenden Tropfen mit einem Male die zarteste, mathematische Körpergestalt in die Erscheinung tritt, wie die einmal vorgezeichnete Winkelbestimmung und Flächenrichtung immer sich wiederholt im vergrößernden Fortwachsen des Kristalles, der nun bald auch dem unbewaffneten Auge sichtbar wird."

Den Uebergang zu den organischen Bildungen machen die Licht-, Farben- und Tonbewegungen, die sogenannten Klangfiguren, elektrische und magnetische Wahrnehmungen, z. B. „vollkommen starkes Licht ist weiß und ihm entsprechen die stärksten und längsten Wellen der feinsten Theilchen im Aether und in den Körpern. Von den sieben Farben, wie sie uns der Regenbogen darstellt, nimmt die Stärke der Wellen sowohl wie ihre Länge von der rothen bis zu der violetten Farbe immer mehr ab, so daß die Wellenlänge des rothen Lichtstrahls die größte, die des violetten aber die kürzeste ist; da aber lange Wellen langsamer als kurze Wellen sich bewegen, so ist auch die Schwingung des violetten Lichtes bedeutend schneller, als die des rothen — und so entspricht die Verschiedenheit der Farben auch der ungleichen Höhe und Tiefe der Töne."

Eigenthümlich faßt Herr Klencke die Generation zunächst in den Pflanzen auf: „In dieser Thätigkeit der Lebenskraft erkennen wir zwei besondere Tendenzen, einmal, daß sie immer, gleich einem denkenden Wesen, nach einem bestimmten Plane bildet, zweitens aber auch, daß sie ihr letztes Ziel in periodischen Umläufen immer wieder in neuer Darstellung des Anfangs erstrebt. Es wird uns dieses bei näherer Betrachtung eines Pflanzenlebens recht vor die Augen geführt. — Das Samenkorn entwickelt sich immer in derselben Mischung und Gestaltung der Elemente, wie die Mutterpflanze, von welcher dies Samenkorn stammt — in ihm liegt also die Idee, das Vorbild der vollendeten Pflanze, der Traum der künftigen Blüthe, die Lebenskraft wirkt bestimmend auf alle zur Bildung der Pflanze dienenden chemischen und physikalischen Kräfte, zwingt sie, sich so zu bethätigen, daß aus ihrem Zusammenwirken eine ganz ähnliche Pflanze hervorgeht, wie diejenige, welche das Samenkorn hervorbrachte — aber das endliche Ziel dieser Bildung ist wieder das neue Samenkorn, welches nun abermals die Idee einer gleichen Pflanze in sich birgt. Man könnte sagen, die Lebenskraft ist ein im Samenkorn schlummernder Traum eines bestimmten Pflanzenbildes, der durch alle Lebensregungen hindurch wirkt, das träumerisch vorschwebende Bild vollendet und dann wieder in einen tieferen Schlaf verfällt, um bei abermaligem Halbwachen dasselbe Bild fortzuträumen." S. 104.

Die mikroskopischen Enthüllungen aus der Pflanzenwelt sind sehr interessant. Der Verfasser läßt die Urzelle, alle weiteren aus ihr hervorgehenden Bildungen und zuletzt die Reproduktion der Pflanze im Samen vor unsern Augen vorübergehen, den ganzen inneren Prozeß des Pflanzenlebens, und fügt eine Menge theils eigenthümlicher, theils krankhafter Bildungen hinzu. Auch zeigt er die Grenze des Thier- und Pflanzenlebens in den zartesten Geschöpfen, die mit bloßen Augen nicht sichtbar sind. Eine Identität beider existirt nicht, die Pflanze ist vom Thier immer verschieden und zwar ursprünglich nur durch das Vorhandenseyn eines Magens und durch die Contractilität der Oberfläche.

Noch mannigfacher als die mikroskopischen Pflanzen sind die mikroskopischen Thiere und Thiertheile, weil der Organismus überhaupt hier reicher wird. Von besonderem Interesse werden hier die Abbildungen des Blutes, der Milch, der Nerven ꝛc. Blut und Milch sind unter dem Mikroskop keine Flüssigkeiten, sondern ein Haufen Körnchen oder Sand, aus unzähligen Einzelzellen zusammengehäuft. Bei jedem Thiere sind die Blutkügelchen anders gestaltet und von anderer Größe, daher man bei Criminaluntersuchungen aus wenig Blutspuren mittelst des Mikroskops zu erkennen vermag, ob das Blut von einem Menschen oder Thier ist. Auch die Milchkügelchen verändern sich mit dem Alter der Milch ꝛc. Eben so belehrend erscheinen die Mißformen der Zellenbildung in den verschiedenen Krankheiten. Es gibt darüber schon eigene größere Werke, aus denen alle möglichen Krankheitsformen in allen Farben uns entgegenschillern, eine Aesthetik des Häßlichen im Kleinen. Endlich behandelt der Verfasser die parasitischen Geschöpfe, die Schwämme und Eingeweidethiere, die sich an Pflanzen und Thieren ansetzen und häufig selbst wieder noch kleinere Parasiten auf sich sitzen haben; und die zahlreichen Infusorien, die im Meer zu Massen anschwellen, dann im Niederschlag ganze Erdschichten bilden, wie unterhalb der Stadt Berlin nach Ehrenbergs berühmten Entdeckungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 87. 29. Oktober 1853.

Geschichte.

Neuere Geschichte der Magyaren von Maria Theresia bis zum Ende der Revolution, von Johann Grafen von Mailath. Zwei Bände. Als 4ter und 5ter Band von dessen Geschichte der Magyaren. Regensburg, Manz, 1853.

Wir beeilen uns, dieses lehrreiche Buch zur Anzeige zu bringen. Graf Mailath, Ungarns erster Geschichtschreiber, verläßt die Sphäre alterthümlicher Forschungen, um uns mitten in die lebendigste Gegenwart zu versetzen. Er bemerkt über seinen Beruf, die neueste Geschichte Ungarns zu schreiben, in der Vorrede Folgendes: „Als die große Opposition begann, bin ich, noch sehr jung, in die Magnatentafel als Pair des Reichs eingetreten; von da an bin ich mitten im stets wachsenden Sturm der politischen Bewegung gestanden; ich darf sagen, daß ich nicht die letzte Persönlichkeit in meiner, der konservativen königlichen Partei war; außer den Sitzungssälen stand ich in freundschaftlichem Verkehr mit vielen vorragenden Männern der Opposition; ich habe die wachsende Gefahr, ich habe den Ausbruch nicht nur mit eigenen Augen gesehen, ich rede als mithandelnder Augenzeuge. Mein ganzes Leben über königlich und konservativ gesinnt, habe ich die magyarische Revolution von Anfang an mißbilligt; aber ich hoffe, daß man finden wird, daß ich unparteiisch und mit Mäßigung schreibe. Absichtliche Beleidigung ist mir fern; ebenso ist mir jede Beschönigung fremd. Was ich schreibe, ist meine historische Ueberzeugung; ich spreche sie ohne Rückhalt aus. Ich spreche nichts als Wahrheit, die ganze Wahrheit, wie ich sie gefunden habe."

Im ersten Bande wird die gute Zeit Ungarns unter Maria Theresia geschildert. Für diese Herrscherin ist bekanntlich das ungarische Volk im Jahr 1740 voll Begeisterung unter die Waffen getreten und seiner Energie hauptsächlich hat sie die Erhaltung ihres wankenden Thrones zu verdanken gehabt. Ihr Sohn Joseph II. beging, wie überall, so auch in Ungarn Mißgriffe, allein er unterlag und das beste Verhältniß zwischen dem ungarischen Volk und dem Kaiserhaus in Wien wurde wiederhergestellt und in der langen Zeit der Kämpfe gegen die französische Revolution und Napoleon nicht getrübt. Die Ungarn hielten treu zu Oesterreich und brachten große und wiederholte Opfer.

Erst nach der Restauration trübte sich das Verhältniß des Volkes zur Regierung. Die Bequemlichkeit der Diplomatie hatte auf dem Wiener Congreß und im zweiten Pariser Frieden Zustände gegründet, welche den wahren Bedürfnissen der Völker Europa's nicht genügten, zum Theil direkt widersprachen. Dadurch wurde langsam ein neues Feuer der Revolution entzündet, dessen Feuerheerd abermals Frankreich war. Auch Ungarn wurde davon ergriffen. Das ganze fehlerhafte System der Regierungen im damaligen Europa läßt sich darauf zurückführen, daß sie in der Militärmacht, Polizei und Bureaukratie allein das Heil erkannten und damit alle die volksthümlichen Sympathien, natürlichen Berechtigungen und Bedingungen eines wahren Volkswohlstandes und der Volkszufriedenheit mißachteten, deren wohlverstandene Pflege auch den Dynastien allein ihren Bestand zu sichern vermag. Es ist nicht zu verkennen, daß gerade in Oesterreich Fürst Metternich diese fehlerhafte, geistlose, unfruchtbare Politik am consequentesten durchgeführt hat. Graf Mailath sagt Theil I. S. 210 nur kurz: „Die österreichische Monarchie war ein dikasterial gut gegliederter Staat; man hielt die Beamten für die Rippen des Staates, die das Ganze zusammenhalten. Man beachtete nicht, daß die Verwaltungsbehörden die extremsten Organe des Staates, nicht aber seine Basis sind." Der Verfasser läßt sich auf keine nähere Erörterung ein, indem er nur auf sein 1850 erschienenes

Digitized by Google

Werk „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates" hinweist.

Die Gesinnung und Gesittung, die sich im vorigen Jahrhundert unter dem Namen der Aufklärung und unter dem Einfluß der klassischen, d. h. heidnischen Bildung sowohl vom kirchlichen, als auch vom volksthümlichen Boden losgerissen, machte in der Katastrophe der französischen Revolution und des Napoleonischen Kaiserreichs Bankerott. Durch schreckliche Erfahrungen gewarnt, hätten die Regierungen der Restauration nun vor allen Dingen wieder jenen festen Boden der Kirche und Volksthümlichkeit zu gewinnen suchen sollen. Allein es war keine wahre Restauration, die sie zur Schau trugen, und keine wahre heilige Allianz, in der sie sich zur Wiedergeburt des tiefzerrütteten Europa verbanden. Wenn sich gleichwohl seit dem Sturze Napoleons in der germanischen, wie in der romanischen Welt die Kirche regenerirte, eine glaubenstreue Theologie voll Geist und Würde die dämonischen Gewalten in der Schule und Presse immer siegreicher bekämpfte, in allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst die Wiedergeburt des religiösen Ernstes bemerklich wurde, so geschah das alles viel weniger durch, als trotz der Regierungen. In den meisten Staaten nahm vielmehr die Bureaukratie heimlich oder offenbar für die frivole Richtung Partei.

Für Oesterreich war nach der Restauration ein Aufschwung des kirchlichen Geistes und Lebens die erste Bedingung. Es ist der erste unter den katholischen Staaten, Frankreich nur der zweite, Spanien der dritte. Oesterreich hätte das in der katholischen Kirche erwachende neue Leben, wie es nach und nach immer reger im benachbarten Bayern, in Schwaben, am Rhein und Westphalen, in Belgien und Frankreich sich offenbarte, nicht abwarten, noch ignoriren, sondern selber zuerst und am meisten in seinen eigenen Grenzen fördern sollen. Das war sein natürlicher historischer Beruf und dafür wuchsen ihm im eigenen Lande gesunde und unermeßlich reiche Kräfte zu. Namentlich das deutsch-österreichische Alpenland darf sich eines Fonds von volksthümlicher Treue, Biederkeit und kirchlicher Gläubigkeit rühmen, aus welchem wie aus einer urkräftigen Wurzel die herrlichsten Blüthen der Bildung sprießen könnten, reichere gewiß, als aus der anrüchigen Wurzel der seit lange her durch die destructive Schule und Presse verderbten Volksstämme. Aber Metternich verwahrloste diese edle Bevölkerung gänzlich, brachte eine künstliche Stagnation in die Kirche, machte die Geistlosigkeit zum Princip der Schule und ließ dort nur das Theater, die Venus vulgivaga und die spaßmachenden Tagesblätter auf die Menge wirken. Die braven Oesterreicher blieben auf diese Weise unbekannt mit allem, was in andern katholischen Ländern Großes für die Kirche und für die der Kirche verschwisterte Wissenschaft und Kunst geschah, und wurden nur mit dem bekannt, was ihnen die Wiener Literaturjuden als Lockspeise vorhielten. Das Frivolste und Frechste, was die destructive Presse außerhalb Oesterreich producirte, wurde dort eingeschmuggelt und von der mißbrauchten Einfalt als Evangelium genommen. Schlechte Tendenzen, die außerhalb Oesterreich schon überwunden waren, fanden dort immer noch Beifall; bankerotte Namen wurden dort immer noch angebetet.

Graf Mailath sagt in Bezug auf Ungarn: „Ein großes Unglück lag in dem Verhältniß der Gesammtmonarchie zur Wissenschaft und dem Unterricht. Gewisse Wissenschaften waren so gut als verpönt. Philosophie und Staatswissenschaft existirten für die Monarchie so gut als gar nicht. Die Geschichte war verdächtigt. Man wollte ihre Früchte, Liebe für das regierende Herrscherhaus, Anhänglichkeit, freudige Aufopferung — die Geschichte selbst wollte man aber nicht. Die staatsrechtlichen Kenntnisse der meisten Ungarn beruhten auf dem Rotteck-Welkerschen Staatslexikon und der Allgemeinen Augsburger Zeitung. Geschichtlich sprach man von Matthias Corvinus, den alten glänzenden Zeiten, den Revolutionen unter dem Haus Oesterreich, die man ausschließlich den schlechten Rathgebern des Regenten zuschrieb. Dieß war traditionell geworden und galt für unumstößliche Wahrheit. Der eigenen Sünden gedachte man nicht. Die Schule, der Unterricht beruhte auf einem fehlerhaften System. Alle Vorschläge zur Aenderung desselben blieben unerledigt, und das literarische Absperrungssystem der Monarchie erhöhte nur die Begierde nach der verbotenen Frucht. So verbreiteten sich im Stillen jene demokratischen Ideen zum Umsturz der Verfassung, die im Hitel des Grafen Széchényi ihren ersten Ausdruck fanden." Man rechne hiezu jene jüngste Wiener Dichterschule, die sich an Beranger, Heine und Herwegh begeisterte und „den kommenden Völkerfrühling", d. h. den Umsturz des Altars und Thrones besang. Die eigentliche Aufgabe dieser Dichter wäre gewesen, die Vorzüge des oberdeutschen Alpenlandes, die treubewahrten Tugenden und Gaben seiner Bevölkerung, die schöne Volksthümlichkeit und die ganze Fülle heiliger Poesie, die in seiner alten Kirche schlummert, geltend zu machen. Der wahre Völkerfrühling ist nur da zu finden, wo ein naturwüchsiges frommes Volk wieder gut macht, was die „Gebildeten" verdorben haben. Er kann nur aus der Unschuld und Gesundheit des Volkes blühen und ist am wenigsten da zu suchen, wo Philosophie und Poesie

Digitized by Google

in ihrer letzten Entartung gegen Gott selbst Revolution machen und im Todtentanze dahinrasen.

Die Jugend Oesterreichs würde in so thörichte Selbstvergessenheit nicht gefallen seyn, wenn Metternich Geister wie Möhler, Görres ꝛc. in Oesterreich hätte wirken lassen, denen er aber Kirche und Schule consequent verschloß. Die Geistlichkeit selbst fühlte, was ihr fehle. Graf Mailath bemerkt Theil I. Seite 212: „Die Geistlichkeit blieb fromm und wohlthätig; die Stiftungen der katholischen Geistlichkeit im 19. Jahrhundert kann man ohne Uebertreibung auf 20 Millionen Gulden schätzen, aber der politische Einfluß der Geistlichkeit nahm ab. Als sie nach dem Reichstag 1825 wieder den politischen Schauplatz betrat, vermochten alle Anstrengungen energischer Bischöfe und großer Kapazitäten nicht mehr der katholischen Geistlichkeit den früheren überwiegenden Einfluß zu verschaffen. Bei diesen Bemühungen wurden sie von der Regierung theils schwach, theils gar nicht unterstützt. Als im Neograder Komitat die Pfarrer, im Pester Komitat die Kapläne vom Stimmrecht gesetzwidrig ausgeschlossen wurden, nahm die Regierung Beides stillschweigend hin. Die Maßregeln des Kaisers schwankten zwischen den kirchlich-absolutistischen Ideen Kaiser Josephs und dem Gefühl, daß der Kirche eine andere Stellung gebühre. Der Kaiser errichtete neue Bisthümer, er stellte aufgehobene Klöster wieder her und vertraute ihnen Schulen. Er glaubte hiedurch dem Indifferentismus zu steuern, da aber die Kirche nicht freigegeben war, da die Orden im Schulunterricht den bestehenden schlechten Schulplan befolgen mußten, trugen die Maßregeln nicht die gehofften Früchte. Die magyarische Kirche war allerdings nicht so absolut unter der weltlichen Gewalt, wie in den deutsch-österreichen Ländern, aber doch war ihre Lage so, daß auf einem der spätern Reichstage einer der katholischen Redner, Graf Johann Mailath, unter dem beistimmenden Zuruf aller Bischöfe sich zu sagen veranlaßt fühlte: ‚Die katholische Kirche braucht keinen Schutz der Regierung, sie braucht nur Freiheit und nur jene Freiheit, derer sich die protestantische Kirche erfreut, sie braucht nur Freiheit der innern Verwaltung und der Lehre‘.“

So war es möglich, daß die politische Opposition in Ungarn bald das Feld allein behauptete, genährt mit der seichten Weisheit des Rotteck-Welkerschen Staatslexikons und mit den Reminiscenzen, welche die jungen ungarischen Enragés von ihren Rundreisen durch die Parlamente des Westens zurückbrachten. Es war von Anfang an viel Unnatur und Uebertreibung in der magyarischen Bewegung. Man täuschte sich selbst und Andere, indem man konstitutionelle Formen, die für England und Frankreich passend sind, ohne weiteres auch auf das ganz anders beschaffene Volk der Magyaren anwendbar finden wollte. Am unconsequentesten aber war die magyarische Opposition, indem sie eigene Rechte nationaler Selbstständigkeit ansprach und ihren nächsten Nachbarn dieselben Rechte nicht gönnen, sondern den zahlreichen Slaven und Deutschen in Ungarn die magyarische Sprache aufdrängen wollte. Graf Mailath bemerkt, daß durch diese Ungerechtigkeit all das viele Gute und Wohlberechtigte, das ursprünglich in der Opposition gegen das Metternich'sche System lag, vereitelt worden sey. Uebrigens war Metternich selbst am Hereinbrechen immer größerer Gefahren Schuld, denn er that nichts, um ihnen wirksam zu begegnen. Wir dürfen wohl hinzufügen: er konnte es nicht. Aus seinem unfruchtbaren System war keine Hülfe zu schöpfen. Die Dinge begannen so schief und verkehrt zu gehen, daß der junge Palatinus, Erzherzog Stephan, es gar nicht für unangemessen erachtete, der ungarischen Opposition zu schmeicheln und mit derselben gegen das alte System Partei zu nehmen.

Nach einem dreiunddreißigjährigen Frieden hätte Metternich die österreichische Monarchie einfach durch Entwicklung der in ihr ruhenden guten und gesunden Keime, durch Pflege alles Volksthümlichen und namentlich des kirchlichen Geistes in eine Verfassung gesetzt haben können, in der sie auf eine Revolution in Frankreich mit vollkommener Ruhe und Besonnenheit, Stolz und Sicherheit hätte herabblicken können, wie der gesunde Naturmensch auf den entnervten Sünder, der in den letzten Convulsionen zuckt. Statt dessen pflanzte sich die revolutionäre Bewegung von dem Pariser Pflaster binnen wenigen Wochen bis ins Herz der österreichischen Monarchie fort, und eigentlich waren es die Ouvriers und Gamins von Paris, die den alten Metternich abgesetzt haben. Metternich erlebte die Schmach, daß sein ganzes System durch eine bloße Zeitungsnachricht aus Paris zusammengeworfen, von einem Hauch aus Paris umgeblasen werden konnte.

Schon am 2. März 1848 erklärte Kossuth dem ungarischen Reichstage, er rieche den Leichengeruch der Metternich'schen Politik, und schon an diesem Tage wurden großartige Reformen für Ungarn verlangt. Am 15ten sollte eine Deputation beim Kaiser dieselben durchsetzen, als bereits die Revolution in Wien selber ausgebrochen war. Nun nahm die Reform rasch ihren Verlauf, mit kaiserlicher Zustimmung und unter Leitung des Palatin, der sich nur so erhalten zu können glaubte. Aber diesen ersten vornehmen Lenkern wuchs die Bewegung bald über den Kopf. Der Literat Kossuth wurde

Digitized by Google

Finanzminister und riß in Kurzem alle Gewalt an sich. Graf Mailath sagt im zweiten Theil S. 16: „Mit Recht fragt man, durch welche Mittel Kossuth zu so außerordentlichem Einfluß in Ungarn gelangt war. Es lag in seinen vielfachen, ausgezeichneten Geistesfähigkeiten; er ist ein außerordentlicher Redner, ein geborner Volkstribun, außer O'Connell hat das neunzehnte Jahrhundert Niemand, der durch die Gewalt des Wortes so auf die Massen wirken kann, wie er. Als Märtyrer der Freiheit, denn dafür galt er, flößte er edleren Gemüthern Theilnahme ein. Er wirkte selbst durch seine Schwächen, denn es sind die Schwächen des magyarischen Charakters in höchster Potenz in ihm vorhanden: Mangel an ruhiger Ueberlegung, eine in das Unendliche schweifende Phantasie, maßlose Ueberschätzung. Er faßte die Magyaren bei ihrem Nationalstolz und der Idee der Selbstständigkeit. Die Gefahren, die auf dieser Bahn lagen, verhüllte er sich und den Andern, und zeigte nur den leuchtenden Zweck in der Ferne. Seine Thätigkeit fand jene Mißstimmung vor, die auf der ganzen Monarchie lastete, und dieß erleichterte sein Wirken. Zudem ist er einnehmend, schmiegsam und gewann auf Umwegen Jene, die er auf geradem Wege nicht für seine Pläne stimmen konnte."

(Schluß folgt.)

Alterthumskunde.

Thor's Donnerkeil und die steinernen Opfergeräthe des nord-germanischen Heidenthums; zur Rechtfertigung der Volksüberlieferung gegen neuere Ansichten, von E. Kirchner. Mit einer Steindrucktafel. Neustrelitz, Barnewitz, 1853. Groß Oktav. S. 100.

Auf überzeugende Weise wird hier dargethan, daß die keil- oder hammerförmigen Steine, die man so häufig in heidnischen Gräbern findet, und die in der Volkssprache Donnerkeile heißen, keineswegs, wie viele Gelehrte noch bis auf die jüngste Zeit angenommen haben, als Waffen oder Werkzeuge gedient haben, sondern daß sie lediglich eine Bedeutung für den altheidnischen Cultus hatten und in die Gräber nur als Amulete gelegt wurden. Damit hängt zusammen, daß jene Steine auch keineswegs, wie man geglaubt hat, aus unvordenklicher ältester Zeit rohester Kultur stammen, sondern daß sie noch in sehr später Zeit einzig zum religiösen Gebrauch verfertigt wurden. Die Steine sind nämlich sehr häufig viel zu klein, um als Waffe oder Handwerksgeräth gebraucht werden zu können. Ferner sind sie meistens so scharf und genau zugehauen und polirt, daß nothwendig zu ihrer Verfertigung eiserne Instrumente erforderlich gewesen sind. Endlich findet man die Steine in Gräbern neben den feinsten Metallarbeiten einer schon späteren Zeit, neben Bronze, Eisen und Stahl. Der schwedische Professor Nilsson, der dies nicht zu leugnen vermag, nimmt gleichwohl an, die Steine seyen nicht in späterer Zeit mit besseren Instrumenten verfertigt worden, sondern stammen immer noch als Heiligthümer aus der Vorzeit, ja er steht nicht an, die alten Skandinavier, von denen die Steine herstammen, mit den Wilden zu vergleichen. Dagegen nun erklärt sich Herr Kirchner aufs entschiedenste und vertheidigt die ohne Zweifel einzig richtige Ansicht, derzufolge jene Steine bis zum Ausgang des Heidenthums verfertigt worden sind als Gegenstände, die man den Todten gewöhnlich mit ins Grab gab.

Ihre Bedeutung im Grabcultus ist längst bekannt. Nach dem alten Heidenglauben besiegte Thor (der Donnergott) mit seinem Hammer (dem Blitz) die bösen Winterriesen und weckte die Natur im Frühling auf. Nach der Edda machte er mit diesem Hammer einen todten Bock wieder lebendig, segnete damit die Leiche Baldurs (zur Auferstehung) ein und brauchte den Hammer auch zur Einsegnung bei einer Trauung (um die Ehe fruchtbar zu machen). Der Thorshammer als Amulet in Gräbern bedeutet mithin eine glückliche Wiederauferstehung der Todten, eine symbolische Fruchtbarmachung des Todtenackers, damit die in die Erde als Saat gelegten Leichen im himmlischen Frühling wieder hervorsprossen mögen.

Die hier besprochenen Donnerkeile sind mit den gleichfalls Donnerkeil (auch Teufelsfinger) benannten Belemniten nicht zu verwechseln, obgleich auch sie den Hammer Thors bedeuten. Von den Belemniten nämlich glaubt das Volk, es seyen die Reste von Blitzen, also gleichsam abgesprungene Stücke von Thors Steinhammer. Immer werden sie nur auf die Blitze bezogen, die Thor in Gewittern gegen die Riesen über der Erde schleudert, während die oben besprochenen Donnersteine sich nur in Gräbern finden und eine rein symbolische Bedeutung haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 88. 2. November 1853.

Gewerbewesen.

Die Elemente der Gewerbebeförderung nachgewiesen an der belgischen Industrie von Dr. F. v. Steinbeis, k. württemb. Regierungsrath ꝛc. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1853.

Der Verfasser hat im Auftrage seiner Regierung Belgien bereist und gibt hier das Resultat seiner Forschungen über die berühmte Industrie dieses Landes. Mit Recht bemerkt er: „Gegenüber so mannigfachen Versuchen unserer Tage, die Frage der Gewerbebeförderung von dem Standpunkte örtlicher Bedürfnisse, oder einer abstracten Anschauung, oder der frommen Wünsche aus zu erörtern und zu behandeln, ist es gewiß am Platze, dieselben auch von dem entgegengesetzten Standpunkte von demjenigen der bereits geschaffenen Resultate aus zu beleuchten, mittelst der Demonstration an den Ergebnissen eines in der gewerblichen Thätigkeit vorangeeilten Landes."

Zuerst gibt der Verfasser eine Geschichte der belgischen Industrie, indem er mit der französischen Occupation des Landes in der ersten französischen Revolution beginnt, die Periode Napoleons, dann nach der Restauration die der niederländischen Regierung und endlich nach der Revolution von 1830 die Periode der Selbstständigkeit Belgiens charakterisirt. Erst in der letztern Periode entwickelte sich die Industrie zu der hohen Blüthe, in der wir sie gegenwärtig finden, nachdem früher die belgischen Interessen mehr oder weniger hinter denen Frankreichs und Hollands hatten zurückstehen müssen.

Hierauf geht der Verfasser ins Spezielle der Gewerbepflege ein, der Arbeitsbeschaffung und Arbeitscultur, der Arbeitsfürsorge, der Gewerbeordnung, der Kreditanstalten, der Anerkennung gewerblicher Leistungen und der Fürsorge für den Ausfuhrhandel. Ferner behandelt er den gewerblichen Unterricht von den Elementarschulen bis zu den Gewerbe-Hochschulen; die Behörden für Handel und Gewerbe, Handelskammern u. s. w. Zuletzt erörtert er die aus allem Bisherigen resultirenden Gewerbebeförderungs-Maximen in Bezug auf die Suchung und Findung des Rohstoffes, in Bezug auf die Beschaffung der Betriebskräfte, die Erleichterung des Absatzes, die Associationen, Kreditanstalten ꝛc. und weist darnach wie dem Staat, so den Gemeinden und Privaten ihre Aufgabe an.

Beinahe jedes Kapitel dieses Buches gewährt ein lebhaftes Interesse. In jedem liegt Stoff zur Kritik der anderwärts bestehenden Verhältnisse. Namentlich sind es die kleineren Staaten Deutschlands, die viel von Belgien lernen könnten. Herr von Steinbeis sagt in dieser Beziehung: „Wir lernen aus der gewerblichen Entwicklung Belgiens, daß die ganze Klage über die üblen Folgen der Kleinstaaterei in Deutschland, wenigstens was die Staaten mittlerer Größe anbelangt, eine unbegründete ist. Das kleine Belgien liefert den deutlichen Beweis, daß auch im Staatenleben eine kleine Haushaltung leichter zu ordnen ist, als eine große, daß auch der kleine Staat eben so rasch prosperiren kann, wie der große, wenn er nur seine Aufgabe richtig erkannt hat. Gleichwie der große Fabrikant nur im großen Betriebe, in der Quantität, in der Massenproduktion, und der kleine nur in der Qualität, in der Entwicklung der größten Sorgfalt für das Einzelne seine Prosperität begründen, dann aber Letzterer recht gut neben Ersterem emporkommen kann, so ist auch den kleinen Staaten eine blühende Existenz neben den großen gesichert, wenn sie, während letztere in der Machtentfaltung ihre Stütze suchen, die ihrige in sorgfältigem Ausbau ihrer innern Verhältnisse begründen. Wäre Belgien ein Großstaat, so hätte eine Regierung und seine ganze Gesetzgebung nimmermehr Zeit und Muße gefunden, um mit solcher Sorgfalt die innern Verhältnisse zu ordnen und, was die Hauptsache ist, sich für die Pflege und Fortbildung dieser Verhält-

Digitized by Google

nisse in so hohem Grade, wie es geschehen ist, auszubilden. Man erstaunt insbesondere in den belgischen Kammerverhandlungen und selbst in den belgischen Journalen aller Farben, die Fragen des Erwerbs mit einem Eifer, einer Sachkenntniß und einem Takte behandelt zu sehen, welche aufs deutlichste zeigen, daß auf diesem Felde hauptsächlich in Belgien die Lorbeern gesucht und gepflückt werden. Der Kampf der Meinungen mag noch so lebhaft entbrannt seyn, die positiven Interessen gewinnen am Ende doch immer wieder die Oberhand. Die zum Selbstbewußtseyn gekommene Industrie verlangt zwar den Fortschritt und begünstigt deßhalb den gährenden Entwicklungsprozeß, aber sie verlangt auch eine sichere Bürgschaft für Recht und Besitz; sie verzichtet deßhalb, sobald diesem Gefahr droht, auf den Parteikampf und schaart sich einmüthig und treu um das geheiligte Oberhaupt des Staats, in welchem sie die Interessen aller Landesangehörigen vereinigt sieht. Dieses Alles ist für die Bewohner deutscher Mittelstaaten um so nachahmungswerther, als die Stellung dieser Staaten in einem großen politischen Verbande sie der Mühen um die Gestaltung der äußern politischen Verhältnisse enthebt und ihre Genossenschaft an der großartigsten commerciellen Staatenverbindung ihnen den Markt für die ausgedehnteste Nutzbarmachung ihrer produktiven Kräfte ohne besondere Anstrengung von ihrer Seite eröffnet, sobald sie es nur an der innern Entwicklung derselben nicht fehlen lassen. Fassen wir also unsere Interessen richtig in's Auge, so werfen wir uns, welches auch unser Standpunkt seyn möge, Angesichts so sprechender Beispiele und eingedenk der abmahnenden Resultate unserer letztjährigen politischen Bestrebungen mit unserer ganzen Kraft auf die Hebung der Erwerbsthätigkeit, und schaffen als praktische Patrioten die angestrebte freie Existenz des Einzelnen durch seine Befreiung von den Sorgen der Nahrung, um ihm zugleich auch jene höhere Stufe der Freiheit genießbar zu machen, deren nur Derjenige sich erfreuen kann, welcher über mehr, als über die nächsten Bedürfnisse des Lebens zu gebieten hat."

Obgleich unser Blatt nicht den materiellen und industriellen Interessen gewidmet ist und wir ihnen auch eine ausschließliche Geltung nicht zuerkennen möchten, so sind doch auch wir durchdrungen von der hohen Bedeutung einer richtigen und praktischen Behandlung der Industrie von Seiten des Staats, der Gemeinden und Associationen, und von der Umsicht, der Erfahrung in diesen Dingen scheint auch das Wohl und Wehe der um die äußere Existenz ringenden Bevölkerungen zunächst abzuhängen.

Geschichte.

Neuere Geschichte der Magyaren von Maria Theresia bis zum Ende der Revolution, von Johann Grafen von Mailath. Zwei Bände. Als 4ter und 5ter Band von dessen Geschichte der Magyaren. Regensburg, Manz, 1853.

(Schluß.)

Inzwischen beleidigte Kossuth die Slaven und Ungarn aufs tödtlichste und schwächte somit die Macht des kaum erst reformirten Reichs in seinen wichtigsten Lebensnerven. Nur mit den Slaven vereinigt, waren die Magyaren stark genug, ohne sie mußten sie unterliegen. Das verkannte aber Kossuth gänzlich und ließ einer serbischen Deputation nur die Wahl, die Serben müßten die magyarische Sprache annehmen, oder das Schwert solle entscheiden. Das war nun eine hinreichende Warnung auch für die Kroaten im Südwesten, wie für die Rumänen im Osten, die sofort Front machten gegen die Magyaren. Auch in dieser Frage beging die kaiserliche Regierung große Mißgriffe. Aus Furcht vor den Magyaren nämlich ließ sie die Slaven im Stich, gab dem kaiserlichen General in Ungarn Befehl, mit den Magyaren gegen die Slaven zu kämpfen und nahm sogar, als die magyarische Partei einen im Namen des Kaisers nur fingirten Absetzungsbefehl gegen den Ban von Kroatien, Jellachich, drucken ließ, diesen Befehl Wochen lang nicht zurück. Indeß hielt sich Jellachich durch die Popularität, in der er stand, und gingen ganze kaiserliche Regimenter in Ungarn zu ihm über. Die Serben im Süden kamen zuerst mit den Magyaren in Kampf. Von beiden Seiten übte man große Grausamkeiten. Die Art, wie die Serben fechten, ist sehr merkwürdig. „Die Serben hatten keine Kavallerie, sie ersetzten den Mangel durch Wägen, die ordentlich disciplinirt, einexerzirt und so vervollkommet wurden, daß sie förmliche Evolutionen vornahmen. Sie fuhren mit ungeheurer Schnelligkeit einher, hielten plötzlich, das Fußvolk auf den Wägen feuerte; gelang der Angriff nicht, so fuhren sie mit Windesschnelle davon, so daß selbst die Husaren nicht im Stande waren, sie einzuholen. Es wurden von beiden Seiten große Strecken in kaum glaublicher Schnelligkeit zurückgelegt. So geschah es wiederholt, daß ungarische Truppen von Pest nach Baja auf dem Dampfschiff und von dort nach Versetz auf eine Strecke von nahezu 30 Meilen binnen 48 Stunden befördert wurden. Dies ist nur in einem Land möglich, welches so viele und so ausdauernde Rosse hat wie Ungarn, und wo es im Sommer keine Terrain-

Digitized by Google

hindernisse gibt. Das serbische Wagenwesen war aber besser ausgebildet als das ungrische. Die Ungarn brauchten die Wägen nur als Transportmittel, während die Serben mit ihnen in den Kampf fuhren. Die Serben entfalteten überhaupt in dem ganzen Krieg viel Energie und Thätigkeit. Sie führten den defensiven Krieg mit offensiven Rückschlägen auf meisterhafte Weise."

Kossuth trotzte fort, und weit entfernt eine Versöhnung mit den Slaven einzugehen, hoffte er alles von der Entwicklung der magyarischen Nationalkraft allein. Es schien ihm genug, sein Volk auf alle mögliche Art zu fanatisiren, wobei ihm jedes Mittel recht war. Er sagte: „Zur Rettung des Vaterlandes ist Geld da, wird Geld da seyn. Die Nation wird uns nicht verlassen, und wenn uns der Himmel verläßt, schaffe ich es aus der Hölle herbei." Er ließ nun Banknoten in Menge drucken und ausgeben, die aber in Ungarn selbst nicht gerne genommen wurden und schlechter standen, als die österreichischen. Er half sich ferner mit Lügen, indem er öffentlich versicherte, nicht nur England, sondern auch Rußland stünden mit ihm in Verbindung (S. 57).

Damals wurde auch die liebenswürdige Mission nach Frankfurt am Main abgeschickt, um mit dem deutschen Parlamente zu fraternisiren. Kopfloseres kann nicht erdacht werden, als die sentimentale Parteidemonstration, die den Boten Kossuths im deutschen Parlamente einen herzlichen Empfang verschaffte. „Die Abgeordneten wurden vom Frankfurter Parlament zuvorkommend aufgenommen, und traten sofort mit Gagern, dem Präsidenten der Frankfurter Versammlung, in Verbindung. Pazmandy kehrte bald nach Ungarn zurück, weil er von den Ministern zum Präsidenten des Unterhauses bestimmt war. Das Frankfurter Parlament war einem Bündniß mit Ungarn geneigt. Als nun die provisorische Centralgewalt für Deutschland am 29. Juni eingesetzt, Erzherzog Johann zum Reichsverweser gewählt war, überschickte Szalai dem Minister des Aeußern, Heckscher, sein Beglaubigungsschreiben als Bevollmächtigter Ungarns. Der Erzherzog empfing ihn huldvoll. So war die Sachlage, als der Gegenstand bei dem ungarischen Reichstag zur Verhandlung kam. Der Reichstag billigte das Verfahren der Minister und Szalai's, und beschloß, daß Ungarn dem Kaiser nicht beistehen werde, wenn er in Krieg mit Deutschland gerathen sollte; das Aufgeben der deutschösterreichischen Provinzen in Deutschland wurde als politische Nothwendigkeit betrachtet. In diesem Sinn trachtete Szalai ein Bündniß zwischen Frankfurt und Ungarn zuwege zu bringen. Die Hauptbedingnisse sollten seyn: Ungarn und Deutschland verpflichten sich gegenseitig zur Aufstellung einer Hülfsarmee von hundertausend Mann als Maximum, für den Fall, daß die Grenzen des deutschen Reiches oder Ungarns durch das slavische Element oder durch eine andere mit dem slavischen Element verbundene Macht angegriffen werden sollte. Ferners: die betreffenden Heerschaaren dürfen nicht zur Unterdrückung der Freiheit irgend eines Volkes gebraucht werden, und die Pflicht der Hülfeleistung tritt nur gegen einen angreifenden äußern Feind, oder wenn sich Bestandtheile des betreffenden Landes ,trotzdem, daß die konstitutionelle Freiheit des Reiches, des Mutterlandes, auch auf sie ausgedehnt wurde, sich von demselben durch offenkundigen Aufstand zu trennen suchen sollten.' — Zugleich drängte Szalai das deutsche Ministerium zur Absendung eines Bevollmächtigten nach Ungarn. Aber eben damals wurde dem Ministerium der deutschen Centralgewalt von Wien aus mitgetheilt, daß der Kaiser am 14. August die statthalterliche Vollmacht zurückgenommen, mit welcher der Erzherzog-Palatin bisher bekleidet gewesen, Minister Heckscher und nach ihm Schmerling erklärten also Szalai, daß sie auch seine Vollmacht als erloschen betrachten müssen. Nach vergeblichem Versuch, diese Ansicht zu widerlegen, verließ Szalai Frankfurt." Erzherzog Johann und Schmerling führten „die juten Jungen, die Democraters", wie der selige Ernst August sagte, mit aller Höflichkeit hinter das Licht. Dem deutschen Parlament aber macht es ewige Schande, sich nur je in so elende Unterhandlungen mit Ungarn gegen Deutschösterreich eingelassen zu haben. Diese würdigen Vertreter deutscher Nation in der Paulskirche hätten wohl auch die Lombardei „bis zum Brenner" dem re perfido oder dem großen Mazzini abgetreten und sich noch im Hochgefühl der Deutschheit berauscht, nachdem sie alle alten Reichsmarken dem hohnlachenden Ausland preisgegeben!

Kossuth trat so direkt gegen den Kaiser, als rechtmäßigen ungarischen König auf, daß sich die kaiserliche Regierung am Ende ermannte und den Grafen Lamberg als Obercommissär nach Ungarn schickte. Der ungarische Minister Batthyanyi fügte sich und verließ Ungarn, als seine friedlichere Ansicht nicht durchdrang. Kossuth aber ließ den arglos ankommenden Lamberg grausam ermorden, während seine Agenten in Wien den Pöbel daselbst bearbeiteten, um die kaiserliche Regierung aus ihrem eigenen Sitze auszuheben. Seine Anschläge gelangen nur zu wohl. Der Wiener Pöbel ließ sich zu allem brauchen (wieder ein Beweis, wie arg Metternich während seiner langen Regierung den guten Geist im Volke hatte verkommen lassen). Der edle Minister Latour wurde in Wien selbst in seinem eigenen Amtslokal noch grausamer als Lamberg ermordet; der Kaiser mußte flüchten.

Digitized by Google

In dem nun beginnenden offenen Kriege nimmt Arthur Görgey die vorragende Stelle ein. Graf Mailath behandelt sein Wirken mit großer Klarheit und Unparteilichkeit. „Arthur Görgey, einer schon im 14. Jahrhundert geschichtlich vorkommenden altadeligen Familie in der Zips angehörig, hatte seine militärische Ausbildung in der königlich ungarischen Leibgarde zu Wien erhalten, war dann in kaiserliche Militärdienste getreten, hatte aber den Dienst bald quittirt, lebte hierauf eine Zeit in Prag dem Studium der Chemie, später in seiner Heimath, der Zips. Als die Märzbewegung ausbrach und die Honveds organisirt wurden, schloß er sich dem magyarischen Ministerium an, und wurde Hauptmann im 5. Honved-Bataillon.“ Seine rücksichtslose Kühnheit machte ihn bald bemerklich. Er war es, der den Grafen Zichy hängen ließ; er, durch dessen Geschicklichkeit 8000 Oesterreicher unter den Generalen Rott und Philippowich gefangen wurden. Allein gerade seine Siege und sein Kriegsgenie erschreckten Kossuth, der in ihm einen Militär-Diktator auftauchen sah und alles that, ihn zu deprimiren und ihm Schwierigkeiten zu machen. Der Verfasser ist der Ansicht, Kossuth würde sich nie den polnischen Flüchtlingen hingegeben haben, wenn ihn nicht die Eifersucht gegen Görgey in ihre Arme getrieben hätte. Er wollte um jeden Preis Görgeys Ruhm durch den Ruhm anderer Generale in Schatten stellen und die ungarische Armee deßfalls lieber einem Fremden anvertrauen. Aber die Polen schadeten ihm unendlich, weil ihre Einmischung den Anmarsch der Russen veranlaßte.

Ohne den interessanten Krieg in den hier sehr klar entwickelten Einzelheiten zu verfolgen, heben wir nur hervor, wie Görgeys Haß gegen Kossuth durch die treulose Art, wie dieser die Republik proklamirte, noch gesteigert wurde. Während nämlich Görgey im Felde lag, mißbrauchte Kossuth sein Uebergewicht auf dem Reichstage zu Debreczyn, um das Haus Habsburg-Lothringen der ungarischen Krone für verlustig zu erklären, und betheuerte, das sey der Wunsch der Armee. Görgey hatte aber gerade im Gegentheil stets von so extremen Schritten abgerathen und Kossuth konnte wissen, daß ein großer Theil der Armee nur in der guten Meinung focht, es gelte die Wiederherstellung des Kaiser Ferdinand, welcher durch eine revolutionäre Partei in Oesterreich widerrechtlich und gewaltthätig der Krone beraubt worden sey. Als Görgey herbei eilte, war es schon zu spät und Kossuth hatte vorsichtig den Reichstag entlassen. Görgey wollte Gewalt brauchen und die Verfassung sammt dem rechtmäßigen König wiederherstellen, aber dazu hätte er nothwendig des nicht mehr versammelten Reichstags bedurft. Er entschloß sich also, List mit List an Kossuth zu rächen (S. 236).

Kossuth überbot sich an Unverschämtheit, indem er, je näher die Gefahr rückte, um so kolossaler log und den Muth der Ungarn durch die fabelhaftesten Nachrichten von auswärtiger Hülfe aufrecht zu erhalten suchte. Türkische, englische, französische Hülfe wurde als ganz nahe und sicher erwartet (S. 244). Statt ihrer aber kamen die Russen, durch Kossuth selbst herbeigerufen, denn sie wären wohl nicht gekommen, wenn Kossuth sich nicht mit Polen umringt und stets mit der Insurrektion Polens gedroht hätte. Man begreift kaum, wie Kossuth je hat hoffen können, der Gefahr die Stirne zu bieten, die er so leichtsinnig heraufbeschwor. Bei aller Tapferkeit war die ungarische Armee viel zu schwach, um den Oesterreichern und Russen widerstehen zu können.

Görgey, welcher das vollkommen begriff, würde sich wahrscheinlich mit den Oesterreichern verständigt haben, wenn damals nicht gerade Haynau den Oberbefehl erhalten hätte. Haynau ließ zwei ehemalige kaiserliche Offiziere, die an der Revolution Theil genommen hatten, hinrichten. „Die beiden Hingerichteten waren Görgeys Freunde aus früherer Zeit, und ihre Hinrichtung dürfte auch einer der Faktoren gewesen seyn, die Görgey bestimmten, sich nicht Haynau, sondern den Russen zu ergeben.“ S. 270. Görgey wartete nur die Niederlage des von Dembinski befehligten Heeres durch Haynau bei Temeswar ab, um sich mit den Russen zu verständigen.

Graf Mailath hat schon im Laufe der Geschichtserzählung viel Irrthümer widerlegt, die sich in die bisherigen Darstellungen des ungarischen Kriegs eingeschlichen hatten, und stellt noch am Schluß ein langes Verzeichniß aller Werke über diesen Krieg zusammen, jedes mit einer längeren oder kürzeren Kritik begleitend. Natürlicherweise schuf die Industrie der Buchhändler und Literaten eine Menge höchst oberflächlich nur aus den Zeitungen zusammengestoppelte Kriegsgeschichten und die Lesewelt wurde dadurch mit Lügen aller Art überschwemmt. Das Werk des Grafen Mailath hat das große Verdienst, hier zu reinigen und zu lichten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, N° 89. 5. November 1853.

Spanische Literatur.

Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1853.

Wie berühmt auch Calderon ist, so sind doch seine Autos sacramentales noch keineswegs bekannt genug. Sobald man etwas Duft der Kirche an ihnen roch, legte man sie bei Seite. Auch sind sie voller Allegorie und es genügt, zu wissen, wie Allegorien etwas Abgeschmacktes seyen, um auch in dieser Beziehung die geistlichen Dichtungen Calderons, wie aller Spanier, verächtlich bei Seite liegen zu lassen. Erst in neuerer Zeit hat man dem Gegenstande wieder mehr Aufmerksamkeit bewiesen, nicht ohne Zuthun der großen Bewegung, die überhaupt die Geister der Kirche wieder zuführt. Bisher glaubten auch die Freunde Calderons, seine Autos noch gleichsam entschuldigen zu müssen mit der Glaubensgluth der Spanier, als ob die armen Spanier mit ihrer Glaubensgluth im Unrecht oder auf einer niedern Stufe der Bildung zurückgeblieben, oder dumm oder wahnsinnig wären. In dem Maaß aber, in welchem der christliche Glaube auch in Deutschland wieder in die Herzen zurückkehrt, lernt man begreifen, daß jene spanischen Dichtungen anstatt der Entschuldigung zu bedürfen, vielmehr Bewunderung verdienen.

Der vorliegende Band enthält sechs geistliche Schauspiele Calderons, die wir in kurzem Ueberblick zu charakterisiren versuchen wollen. Das erste „der göttliche Orpheus" macht den antiken Orpheus zu einem Vorbilde Christi. Seine geliebte Euridike ist „die menschliche Natur", die Unterwelt, in die Euridike durch den Tod entrückt und aus der sie Orpheus durch die Zaubergewalt seiner Töne erlöst, ist die Versündigung und Verschuldung, in welche die menschliche Natur geräth, Orpheus aber ist Christus. Hier die Ankunft desselben in der Hölle. Der Fürst der Finsterniß, Charon und der Neid hören ihn kommen.

Orpheus (singend).
Schließe auf, schließ' auf die Pforten,
Finstres Reich verworrner Schatten,
Thuet Thor und Riegel auf
Eurer düstern Kerkerkammern!

Fürst.
Charon, welch ein Schwan durchzieht
Deine Wellen mit Gesange?

Charon.
Hoher Schwan, der durch sein Sterben
Hat den Tod gefällt, um Andre
Zu beleben: er der Todte,
Ich der Leichnam hier im Rachen.

Fürst.
Was bedeutet, Neid, dieß Wunder?

Scheelsucht.
Ich ergründ' es nicht; die Natter
Brachte Gift — und Gegengift
Bringt nun eine andre Schlange.

Orpheus.
Schließe auf, schließ' auf die Pforten.

Fürst.
Mich erschreckt sein Ruf und Anblick. —
Wer befiehlt das?

Orpheus.
Euer Herr.

Fürst.
Fahr' nicht fort — es gnügt die Harfe.
Das ist nicht das erstemal,
Daß sie finstre Geister bannet,
Da ein Vorbild dieser Harfe
Einst den Saul erzittern machte. —
Weßhalb hast du mich beschworen,
Hoher Orpheus, was verlangst du?

Orpheus.
Daß du mir die Braut zurückgibst,
Die in deinen Höhlen schmachtet

Digitized by Google

Im zweiten Stück „der Maler seiner Schande“ will Lucifer den Schöpfer verhöhnen, indem er sein Geschöpf dergestalt verführt und schändet, daß Gott, indem er sich einbildet, ein schönes Bild nach seinem Ebenbilde gemalt zu haben, nur seine eigene Schande gemalt haben soll. Abermals ist es „die menschliche Natur“, die von den höllischen Mächten in Beschlag genommen wird. Da klagt „die Welt“ bitterlich, daß ihr die Menschheit entrissen und in die Hölle geführt werden solle, und bittet „den Maler“, ihr wenigstens ein Bild jenes Bildes zu malen, um sich in der Einsamkeit mit ihm zu trösten. (Ein sehr schöner Gedanke!) Der Maler ist bereit dazu und läßt sich von „der Liebe“ die Farben reichen.

Die Liebe (ihm ein Farbenkästchen reichend).
Da nimm sie hin.
Der Maler.
Alles roth!
Die Liebe.
Andre Farben hab' ich nicht.
Der Maler.
Laß dich's Liebe, nicht gereuen,
Denn nur Blut ja kann erneuen
Das von Schuld verlöschte Licht.
Doch die Pinsel?
Die Liebe (gibt ihm die Nägel).
Hier.
Der Maler.
O Schmerz!
Alle spitz und scharf wie Dolche.
Welches wär' das Blatt für solche
Pinsel wohl?
Die Liebe (ihm eine Tafel in Form eines Herzens reichend).
Ein Herz.
Der Maler.
Von Erz?
Die Liebe.
Ja.
Der Maler.
Betrübt und kummervoll
Muß ich so verhärtet schauen
Dieses Blatt, dem ich vertrauen
Nun das zweite Bildniß soll.
Gib den Malerstock.
Die Liebe.
Nimm hin.
(Sie reicht ihm einen kleinen Speer.)
Der Maler.
Eine Waffe zum Verwunden?
Die Liebe.
Nur durch Wunden kann gesunden
Der erkrankte Erdensinn.
Der Maler.
Lieblicheres Werkzeug gaben
Unschuld, Gnade und Verstand,
Als ich einst das Bild erfand.
Die Liebe.
Staune nicht, wenn diese Gaben,
Damals hold, jetzt blutig sind;
Doppelter Natur entstrahlet,
Hast du dort als Gott gemalet,
Und malst hier als Menschenkind. —

So wird aus Adams Bild das Bild des Gekreuzigten und der Maler selber geht in das Bild über und tödtet vom Kreuz herab Lucifer und die Schuld, um die menschliche Natur zu befreien.

Das dritte Schauspiel „die eherne Schlange“ zeigt in dieser Schlange, durch welche Moses die von Schlangen in der Wüste Gebissene heilte, das Vorbild des Crucifixes. Als böser Dämon, welcher die Juden durch die Wüste geleitet, erscheint hier „die Idolatrie“, die sich bemüht, ihnen jedes Wunder, welches Moses und Aaron durch Jehovahs Gnade verrichten, als eine Täuschung auszureden. Nachdem das Manna gefallen ist, raisonnirt sie ihnen vor:

Sehen wir nicht häufig Regen
Niederstürzen, der erzeugt
Aus den flücht'gen Elementen
In der Region der Luft?
Doch nicht Tägliches erwähnen
Will ich hier, nicht Wasser, Schnee
Oder Hagel; ich gedenke
Nur des seltnern Falls, wo's Asche
Oder Blut vom Himmel regnet.
Kann nun aber rother Erde
Oder den aschgrauen Felsen
Solch ein dichter Duft entsteigen
Und fernab sich unverändert
Wieder senken wie er stieg:
Warum sollten dann nicht jene
Körner gleichfalls nur ein Dunst seyn,
Aus dem Reichthum weitentlegner
Felder mannigfacher Früchte
Stoff und Wesen in sich bergend?
Ihr verschiedener Geschmack
Schon bezeugt es. Ein'gen trefflich
Mundend, während es dem Gaumen
Andrer widrig scheinet. Wär' es
Wirklich eine Gottesgabe,
Nimmer seht Ihr's, so vergänglich,
Denn kaum trifft's der Sonne Blick,
So zerrinnt es, und wer dessen
Viel gesammelt, hat nicht mehr,
Als wer wenig aufgelesen.
Spart Ihr es für Morgen auf,
Morgen findet Ihr nur eller
Würmer Brut &c.

Digitized by Google

Das ist der ausgesprochenste Rationalismus und man sollte glauben, Calderon habe das Leben Jesu von Paulus gelesen.

Im vierten Schauspiel „Amor und Psyche“ ist die menschliche Natur als Psyche aufgefaßt, die anfangs identisch ist mit Fides (dem Glauben) und daher in eine innigste Gemeinschaft mit Amor (die göttliche Liebe, Gott selber) tritt. Aber das Geheimniß des göttlichen Wesens bleibt ihr, als einem irdischen Wesen, dunkel, sie genießt jede Wonne durch ihren Geliebten, nur bleibt er ihr unsichtbar. Da wird sie durch höllische Mächte zu sträflicher Neugier verlockt und will nicht mehr allein glauben, sondern auch schauen. Kaum aber hat sie die Lampe auf den schlafenden Amor gerichtet, als er verschwindet und der herrliche Palast, in welchem sie bisher mit ihm gelebt, zum rauhen Berge wird. Durch ihre Buße jedoch gewinnt sie Amors Verzeihung. In diesem geistvollen Schauspiele kommt „der freie Wille“ als ein Mann vor, der sich immer vordrängen möchte, aber ganz charakterlos lediglich abhängig ist entweder vom Glauben oder vom Unglauben unter den Versuchungen des Bösen.

Das fünfte Stück „der Waldesdemuth Krone“ wird ausschließlich von Bäumen und Pflanzen gespielt, welche berathschlagen, wem unter ihnen die Krone gebühre. Nachdem allerlei stolze Ansprüche sich als ungenügend erwiesen, wird die Krone zuletzt den demüthigsten zuerkannt, nämlich der Aehre und der Rebe, Sinnbildern des Fleisches und Blutes Christi.

Das letzte Stück „der Sünde Zauberei“ ist ein sogenanntes Frohnleichnamsspiel, aufgeführt am Frohnleichnamsfeste. Auch hier wird der Mensch wieder durch die höllischen Mächte verführt und zwar vermittelst der Sinne, jedoch durch Buße wieder gerettet. Der Nachdruck liegt auf einer Vergleichung der irdischen und der himmlischen Speise. Alle Wollüste und Delikatessen von irdischem Ursprung schwinden dahin, als Vergängliches, als Schein, während nur Brod und Wein des Abendmahls als ewige Speise dauern.

> Siehe, wie die Speisen alle,
> Hier vom Wind verweht, in Rauch,
> Staub und Nichts sind aufgegangen,
> Zeigend, wie's so gar erbärmlich
> Um des Menschen Lust beschaffen.
> Denn nur eine einz'ge ew'ge
> Speise gibt's! der Seele Nahrung,
> Das gebenedeite Brod,
> Das du siehst auf dieser Tafel,
> Und die Buße ist's allein,
> Die ihm darbeut diese Gabe,
> Nimmer würd' er ohne sie
> Je gewürdigt solchen Anblicks.
> Und doch, Sinne! ist's nicht Brod,
> Sondern edleren Gehaltes,
> Fleisch und Blut ist's, denn verschwunden
> Sind des Brodes Eigenschaften,
> Und von ihnen in der Hostie
> Blieb die äußere Gestalt nur.

Die Sünde, aufs tiefste beschämt und geängstet, zertrümmert nun selbst alle die herrlichen Paläste und Gärten, welche sie zur Verführung des Menschen hergerichtet hatte.

> Durcheinander stürzt Paläste!
> Werdet wieder, was ihr waret:
> Wüstenei'n, worin von allen
> Lebenden nur ich noch athme,
> Da die benedeite Buße
> Den, den ich verzaubert hatte,
> Meinem Arm entführt kraft jenes
> Himmelsbrods, das Fleisch sie nannte.
> Dessen Wunderkraft mit tausend
> Festen freudig sie begangen,
> Und vor allem in Madrid,
> Diesem edlen Herzen Spaniens,
> Das in der Fronleichnamsfeier
> Leuchtet über alle Lande.

Biographie.

Napoleon III., Kaiser der Franzosen, nach seinem Leben und Charakter dargestellt von Ottmar Schönhuth. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn, 1853. Zweite Auflage.

Eine Darstellung, die den ausgezeichneten Eigenschaften des französischen Kaisers volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. In der That ist er früher fast immer unterschätzt worden. Die ihm feindliche französische Presse hat alles gethan, um das Vorurtheil zu erwecken, er sey ein Idiot. Aber die Kammer, die sich in dieser Verleumdung gefiel, hat übersehen, daß sie sich dadurch nur selber schadete. Es kam dem Prinz-Präsidenten ohne Zweifel zu Statten, daß man ihn für unfähig ausgab. Seine Feinde halfen ihn dadurch maskiren.

Herr Schönhuth schildert mit vieler Wärme die Jugend seines Helden, seine früheren Beziehungen zu Napoleon dem Großen, die schönen Hoffnungen und Vorbedeutungen, die ihm schon in frühen Jahren wurden. Namentlich im Jahr 1815, als der König von Rom fehlte, mußte ihn Louis Napoleon in den Armen seines Oheims ersetzen. Da der Verfasser lange Zeit im Hegau,

Digitized by Google

ganz in der Nähe von Arenenberg lebte, wohin der junge Prinz seiner Mutter, der Königin Hortense, folgte, hätten wir mehr Anekdoten aus jener Zeit von ihm zu hören gewünscht. Wir theilen das Wenige mit, was er berichtet. „Um es in der Schwimmkunst zu einer Fertigkeit zu bringen, dazu hatte er alle Gelegenheit, denn den Fuß seines geliebten Wohnsitzes umspülten ja die blauen Fluthen des See's, der für die Badenden wie kaum einer im Süden Deutschlands geeignet ist. Er wurde auch wirklich fertig, wie Wenige, ja er wurde im Schwimmen ein kühner Wagehals. Ein Pröblein davon gab er, als er etwa in seinem fünfzehnten Jahre stand, und sich bei seiner Tante, der Großherzogin Stephanie, in Mannheim auf Besuch befand. Da machte er sich eines Tags bei einer Spazierfahrt den Spaß, eben als er auf der Mitte der Neckarbrücke fuhr, plötzlich den Wagenschlag zu öffnen und Angesichts der ihn begleitenden Prinzessinnen, wie er war, in den Neckar zu springen. Noch hatten sich die entsetzten Fürstentöchter von dem fürchterlichen Schrecken nicht erholt, da saß der muthwillige Wagehals bereits triefend wieder an ihrer Seite im Wagen. Er war im Nu an das Ufer geschwommen und rasch dem Wagen wieder zugeeilt, um seine liebenswürdigen Bäschen von ihrer Todesangst zu befreien. Im Reiten und Pferdetummeln brachte es der Prinz zu einer seltenen Fertigkeit. Er war ein eben so zierlicher als gewandter und kühner Reiter, der, wo es darauf ankam, keiner Gefahr achtete. Da es später weniger mehr an Ort und Stelle seyn möchte, Anekdoten zu erzählen, so lassen wir eine folgen, die freilich in eine etwas spätere Zeit gehört, die aber beweist, daß er seine Fertigkeit nicht nur dazu anwendete, um Späße oder sogenannte Streiche zu machen, sondern daß er auch damit bei der Hand war, wo es darauf ankam, der Menschheit zu nützen. Ludwig Napoleon, gewohnt, häufig auf den benachbarten Höhen spazieren zu reiten, hörte eines Tages bei dieser Gelegenheit das Geschrei einer bestürzten Menge Menschen. Zwei Pferde an einem Wagen waren scheu geworden, gingen durch und jagten in vollem Lauf einem Abgrunde zu. Der Kutscher war abgeworfen, und eine Dame mit ihren zwei Kindern im Wagen stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus. Kaum hatte Ludwig Napoleon die Gefahr wahrgenommen, so spornte er sein Pferd an, und ritt über Felder und Graben, um den durchgegangenen Pferden einen Vorsprung abzugewinnen; er erreichte sie an dem Rand eines Abgrunds, ergriff eines der wilden Pferde am Zügel und riß es so kräftig zurück, daß es sich überschlug und er den Wagen dadurch zum Stehen brachte. Lauter Jubelruf und Beifallsgeschrei der Menge, welche herbeigeströmt war und den Auftritt mit angesehen hatte, lohnten den kühnen Reiter, der durch seine Entschlossenheit und seinen ritterlichen Muth drei Menschenleben gerettet hatte. Eine Entschlossenheit und Kaltblütigkeit liegt dieser edlen Handlung zu Grunde, die ihn in seinem ganzen Leben nicht verließ und die er bis in die neueste Zeit an den Tag legte."

Dann folgt die Schilderung der ersten mißlungenen Versuche des Prinzen, in Frankreich einzudringen, und seiner Gefangenschaft in Hamm, wo seiner Fassung und dem eisernen Fleiß, mit dem er dem Studium oblag, gebührend Anerkennung gezollt wird. Den durch eine kühne Flucht frei Gewordenen sehen wir sofort plötzlich eben so vom Schicksal begünstigt, wie es ihn früher niederhielt. Er wirft sich in die Revolution des Jahres 1848, er tritt bedeutsam in derselben hervor, er wird endlich ihr Erbe, die einzig von ihr übrig bleibende Größe. In dieser Periode charakterisirt ihn am besten Laguerronière (S. 112).

Die Ruhe, Festigkeit und Würde, mit welcher der Prinz-Präsident stets vor der Kammer, vor andern Versammlungen und Behörden und in den Provinzen auftrat, erscheint bewunderungswürdig und gereicht den Parteien, die gegen ihn lärmten, zu nicht geringer Beschämung. Denn er allein wußte, was er wollte, und er allein handelte, während alle andern schwatzten und geiferten.

Der Verfasser schließt mit der Verheirathung des Kaisers und spendet ihm zuletzt sein Lob in Versen. Ob ein Deutscher und insonderheit ein Schwabe seine Leier zu solchem Lobe stimmen sollte, möchten wir bezweifeln, so lange noch immer von Frankreich herüber Gefahr droht. Napoleon III. hat in allen seinen öffentlichen Aeußerungen, namentlich in seinen Proklamationen und Reden an die Soldaten, zwar immer zuerst die Ordnung und Ruhe Frankreichs genannt, als das, was ihm am Herzen liege, aber auch nie verfehlt, in zweiter Linie von der Größe und Ehre Frankreichs zu reden und auf eine nebelgraue Ferne hinzuweisen, in der die neue Sonne des Waffenruhms und der Eroberungen, d. h. die alte Sonne von Austerlitz, aufgehen soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 90. 9. November 1853.

Geschichte.

Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms darstellt. Mittelrhein. Der 1sten Abtheilung 2ter, der 2ten 3ter, der 3ten 1ster Band. Coblenz, Hergt, 1853.

Herr Chr. von Stramberg fährt rüstig fort, den reichen Schatz seiner Sammlungen und Erinnerungen vor uns auszubreiten. Die Herausgabe der letzten Bände wurde etwas verzögert durch einen unglücklichen Fall, den der Verfasser im Eifer seiner Untersuchungen bei Aushebung eines schweren alterthümlichen Steines that, Gott sey Dank ohne schlimmere Folgen.

Der Punkt, von welchem Herr von Stramberg ausgeht, ist Coblenz. Hier kennt er jedes Haus und dessen Antecedentien. Von da breiten sich seine antiquarischen Spaziergänge weit in die Umgegend aus. Er pflegt alle strengere Anordnung des Stoffs zu vermeiden und wie ihm die Oertlichkeit Anlaß gibt, alle Erinnerungen, die sich daran knüpfen, von der ältesten bis auf die neueste Zeit mitzutheilen. Dabei kommt es ihm keineswegs blos auf Vaterländisches an. Wenn z. B. einmal Napoleon durch Coblenz gereist ist, so gibt ihm das Anlaß, sich in Erinnerungen an Napoleon zu verlieren. Weil Lameth in der französischen Zeit hier Präfekt wurde, bekommen wir das ganze Leben Lameths zu lesen. Weil hier ein Franciscaner- und Dominikanerkloster stand, wird Leben und Leiden der beiden Ordensheiligen ausführlich mitgetheilt rc. In dieser Abwechslung liegt allerdings ein großer Reiz, aber wir müssen doch die schon bei Anzeige der ersten Bände geäußerte Bemerkung wiederholen, daß das Werk durch diese langen und fremdartigen Episoden einestheils überhaupt im Volumen allzuweit ausgedehnt wird und andererseits auch den ausschließlich heimathlichen Charakter mehr verliert.

Im ersten der neuen drei Bände, der nur von Coblenz handelt, treten uns zuerst Erinnerungen an die Zeit der französischen Revolution, an die Angst der Coblenzer vor der ersten französischen Invasion, an die Flucht des Kurfürsten rc. entgegen. Gar lebendige Scenen. Dann fesselt uns das Bild des martialischen Prinzen von Nassau-Siegen, der mit Bougainville die Welt umsegelte, ins Innere Afrika's eindrang, in spanischen Diensten Gibraltar wiedererobern wollte, dann in russischen gegen die Schweden und Türken focht und von dem der geistreiche Fürst de Ligne sagt: „Hochgewachsen, wohlgeformt, zeigte der Prinz von Nassau wenig Ausdruck in der Physiognomie, und entsprachen sothaner Flachheit seine geistigen Fähigkeiten, die eben so beschränkt, als grenzenlos war die ihm von der Natur verliehene Unerschrockenheit. In der überraschenden Schnelligkeit seiner Kriegszüge ward er den Fahrten der Paladine der alten Zeit vergleichbar; kam er von Wahlstatt zurück, die vielleicht 500 Stunden weit entlegen, oder hatte er sich gerüstet, irgend eine ferne Gelegenheit zum Raufen zu ergreifen, dann gerieth man in Versuchung, in ihm einen Ritter von Arthurs Tafelrunde sich zu denken; er ward sichtbar, und es schwand die Fiction; ohne Haltung, ohne Glanz, ohne Leben, blieb er kalt in der ersten Begrüßung, gemein in seinem ganzen Wesen, flach im Gespräch.“

Von diesem abentheuernden deutschen Ritter springt der Verfasser plötzlich ab zu dem demokratischen Ungeheuer Bourbotte, welches die Revolution von 1793 ausspie, um wenige Jahre nachher die Rheinprovinzen auszuplündern. Das Schreckensystem des Pariser Convents dehnte sich übrigens niemals weit in das deutsche Gebiet aus, ohne in Humor überzugehen, was nur der unverwüstlichen deutschen Gutmüthigkeit und Passivität zuzuschreiben ist, Eigenschaften, die selbst den grimmigsten

Digitized by Google

Henker entwaffnen und zum Lachen bringen. So wurde Bourbotte, einer der grausamsten Gesellen Rossignols, in Coblenz nur zum Eulenspiegel. „Unter den unübersehbaren Forderungen Bourbotte's war einer Requisition von Schuhen wegen Mangel an Leder nicht zu genügen. Die städtische Behörde machte die Unmöglichkeit geltend; die Commissaires-gripe, auf Bourbotte's Autorität sich stützend, erwiderten in künstlich sich steigernden Drohungen: die Schuhe waren nicht zu beschaffen. Ein letzter Mahnbrief an die Municipalität, Executionen, Feuer und Schwert verheißend, ertheilte nebenbei, als mildernden Zusatz, den Rath, eine Volksversammlung zu veranstalten und ihr die Noth und die Gefahren des Augenblickes vorzutragen, vielleicht würde einer der vielen Befragten einen Ausweg anzugeben wissen. Hastig, wie der Sinkende den Strohhalm, ergriff die Municipalität den Vorschlag der Güte, es wurden die Comitien ausgeschrieben, und die ganze männliche Bevölkerung von Coblenz versammelte sich auf einem der Hauptplätze. Der Deliberation beizuwohnen, sie gegen jede Ungebühr zu sichern, fanden sich aber nicht nur Gripemänner, sondern auch Wachen in guter Anzahl ein. Als nach aller deliberirenden Versammlungen Brauch viel geplaudert, nichts gefunden worden, nahm der lange Alexandre, der berüchtigten Agence Oberhaupt, das Wort, um sich in ziemlich wohlgesetzten Ausdrücken der Anwesenden Schuhe und Stiefel zu erbitten. Hinreißend wirkte, durch die zahlreichen Bayonette unterstützt, seine Anrede auf das Auditorium, und hat nicht Einer der Einladung die Folge versagt. Barfuß ging das ganze männliche Coblenz nach Hause."

Hierauf Erinnerungen aus dem Leben des berühmten Oekonomen Schwerz, der in Coblenz geboren war. Sodann Etwas von den Coblenzer Stadtbrunnen aus den Jahren 1799 und 1809. „Lebhaft erinnere ich mich des Handels mit Lebensmitteln, der über Coblenz mit der ausgehungerten Besatzung getrieben wurde, und wie eines Morgens der französische Stadtkommandant sich in den Brunnen des heute von Hrn. Kehrmann besessenen Hauses stürzte; noch sehe ich den alten Mann, triefend, blutend, schwer verletzt dem Hause gegenüber auf einem Strohbündel liegen. — Der Brunnen an der Nagelsgasse Rand ist nicht der einzige unserer Stadt, an dem düstere Erinnerungen haften. Auch die Lehr hat ihren Schicksalsbrunnen, auf der Stelle, wo St. Georgenplatz in sie mündet. In diesen Brunnen stürzte sich am 9. August 1809 eine rosige Maid von zwanzig Jahren, Anna Maria Welter, aus Neuendorf. Dreiundvierzig Jahre sind an mir vorübergegangen, und noch bewahrt meine Phantasie das Bild des reizenden Geschöpfes und seiner auch im Tode strahlenden Schönheit. So viel gewinnt, wer zu rechter Zeit zu sterben weiß. Lebte noch heute die Maid, kein Schreiber würde ihrer gedenken, und wäre sie die beste Frau, die treueste Mutter geworden. Dazu hatte die Unglückliche aber vollen Beruf, sintemal sie das Opfer des edelsten Pflichtgefühls, das Opfer jungfräulicher Ehre geworden ist. Die Meisterin, bei der sie in Diensten stand, hatte ihr am Morgen vorgeworfen, sie habe es mit dem Meister: da ging in den Tod die gekränkte, reine Jungfrau. Die Frau von Fayel, nachdem der eifersüchtige Eheherr ihr des Geliebten Herz als Speise vorgesetzt, verschmähte jede Nahrung, um das Genossene nicht zu entweihen; das Wasser des Brunnens, in welchem jenes schöne Mädchen starb, wollte keiner mehr trinken. Eine Pumpe mußte an die Stelle gesetzt, der Brunnen weiter hinauf, in die Mitte des Georgenplatzes verlegt werden." Wie manchen solcher Züge aus dem Volksleben hat Deutschland aufzuweisen, aber nur selten denkt ein braver Mann an ihre Aufzeichnung.

Einigen Worten über das berühmte Geschlecht der Walbott folgt die Notiz, daß Henriette Sonntag in Coblenz geboren und Gertrudis getauft ist, welchen schönen deutschen Namen sie unbilligerweise erst später gegen die undeutsche Henriette hat fallen lassen. Unter den folgenden Portraits zeichnet sich das des General Sarrazin aus, eines unruhigen Kopfes, der aus Napoleons Armee desertirte. Dann das glänzende Charakterbild Championnets, dessen Liebenswürdigkeit die Geschichtschreiber nicht genug zu rühmen wissen. Die kurfürstlichen Erinnerungen aus dem sechszehnten bis achtzehnten Jahrhundert bieten viele interessante Züge zur Sittengeschichte dar, auch lassen sie den Leser tief in die Zerrüttung des deutschen Reichs wie der Kirche hineinsehen; sie erhalten aber etwas Langweiliges durch die Rechtsstreitigkeiten, die meistens jener Fürsten Geschichte ausfüllen.

Ein paar merkwürdige Anekdoten erzählt der Verfasser S. 235 f. von dem tiefen Volkshaß der Deutschen (selbst der Katholiken) gegen die Spanier, welche Karl V. zum erstenmal ins Reich brachte. Der erste Spanier, der sich in dem strengkatholischen Coblenz blicken ließ, noch dazu ein Hofjunker des Kaisers, wurde vom Volk verfolgt und mit Steinen todtgeworfen. In Oesterreich selbst mußte der Kaiser den spanischen Soldaten bei den schwersten Strafen verbieten, das Landvolk irgend zu reizen; als einige Spanier aus Hunger in Kärnthen Speise und Trank forderten, wurden sie von den Bauern angegriffen, getödtet, verwundet und verjagt, und bald darauf ein spanischer Graf mit seiner schwangern Gemahlin, die arglos daherkamen, ermordet. Das war im

Digitized by Google

Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, in einer Zeit, wo man noch gewohnt war zu glauben, die Kaiserlichen seyen Herren in der ganzen Welt, und wo jedes fremde Volk, wenn auch in des Kaisers Dienst, innerhalb des Reichs dem Volk als eine Beleidigung der Nationalehre vorkam. — Ergötzlich ist ein Modebericht aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, der Zeit der Perücken und Zöpfe, Reifröcke, Pochen 2c., dem ein weiterer über die Moden der Revolution und der Napoleonischen Zeit nachfolgt. Daran schließen sich Nachrichten von den alterthümlichen Martinsliedern und Kinderspielen in Coblenz.

Diese Stadt ist die Wiege zweier ausgezeichneten und verschwägerten Familien, von Lassaulx und Görres. Herr von Stramberg gibt ausführliche Nachrichten über beide, und nimmt davon Anlaß, namentlich Görres hervorzuheben und dessen großem Geist eine Huldigung darzubringen. Unter den übrigen Namen, die aus Coblenz stammen, ragt Lindpaintner als Componist hervor, und Sommer durch seine Abenteuer in Ostindien, indem er sich daselbst bis zum Fürstenrang erhob. Doch weit berühmter als er war seine Gemahlin Begum. Der Verfasser geht tiefer auf ihre Geschichte ein. Aus dem heißen Indien werden wir sodann wieder an den Rhein versetzt, um uns mit den Initien und Notabilitäten des fürstlichen Hauses von der Leyen zu beschäftigen. Hierauf die schon erwähnte Biographie Lameths, woran sich die Erinnerungen an die Vertreibung der Franzosen aus den Rheinprovinzen durch die Preußen im Jahr 1814, an Justus Gruner und Sack anknüpfen. Dazu noch das Leben des h. Franciscus, und endlich allerlei Aberglauben vom Andreasabend mit Schwänken ausgeziert. Aus diesem kurzen Inhaltsverzeichnisse, das noch bei weitem nicht alle kleineren Gegenstände umfaßt, kann der geneigte Leser ersehen, welchen reichen und mannigfachen Stoff zur Unterhaltung er im Rheinischen Antiquarius finden wird.

Der dritte Band des zweiten Theils beginnt mit dem berühmten Minister von Stein, dessen mannhaftem und patriotischen Charakter die gebührende Achtung erwiesen wird, dessen Gesetzgebung aber nicht mehr in dem Grade bewundert wird, wie es bisher zu geschehen pflegte. Da der Herausgeber dieser Blätter in seinem neuesten Werke*) ein ganz ähnliches Urtheil über Stein gefällt hat, so kann er sich über die Uebereinstimmung der Ansichten nur freuen. Sehr interessant ist das folgende Charakterbild des General von Thüngen, der in Deutschlands schmählichster Zeit, während der Uebergriffe Ludwigs XIV., unermüdet Wache hielt am Rhein und mit seiner Energie manche Schmach verhinderte, oder rächte. Dieser Ehrenmann, den jeder deutsche Schulknabe kennen sollte, wird in Geschichtswerken unbillig vernachläßigt. — Das Bad Ems und die Stammburg Nassau geben dem Verfasser Anlaß zu einer großen Menge von Erinnerungen an berühmte Namen. Die Biographie Wilhelms von Oranien erscheint uns doch zu weit herbeigezogen und zu lang. Indeß gewährt sie insofern ein lebhaftes Interesse, als sie von der obligaten Bewunderung, welche dem schweigsamen Wilhelm bisher immer gezollt worden ist, Umgang nimmt und seinen verschmitzten Charakter in einem weniger vortheilhaften Nimbus zeigt.

Zwischen diesen historischen Erörterungen einige sehr artige Volkssagen von den Hanselmännern, von der Frau von Marioth, die einer Nixe in Kindsnöthen beistand und dafür einen glückbringenden Ring bekam, von dem verlornen Junker von Langenau, den die Nixe in ihr schönes Reich hinabzog und erst als Greis wieder entließ.

Dann wieder historische Tableaux, die Geschichte des berühmten General Melander von Holzapfel, des Marquis de Favras 2c. Eine interessante Notiz über den Flecken Elz (S. 407): „Die Elb aufwärts ist Elz der nächste, und, ich muß meine Schwachheit bekennen, für mich ein gar merkwürdiger Ort, denn da sind vorzugsweise zu Hause die Seiltänzer und Harfenmädchen, deren Ruf von einem zum andern Meere reicht. Erinnere ich mich doch, den Patriarchen dieser Seiltänzer, den 87jährigen Müller, inmitten des von ihm ausgehenden feurigen Regens, seine halsbrechende Kunst in der Wolken Nähe treibend, gesehen zu haben. Jedoch glaube ich, daß der Harfenmädchen aus Elz Spiel noch weiter gedrungen ist, als der Seiltänzer Sprünge, und daß vornemlich durch sie die verworfene Spekulation auf Menschen-, besser Mädchenhandel durch englische Gauner im Nassauischen, absonderlich im Amt Usingen und im Kirchspiel Mengerskirchen betrieben, veranlaßt wurde. Einmal im Jahr, zur Zeit der Kirchweihe, im September, strömt all das lustige, springende, singende und klimpernde Völkchen der Heimath zu. Dann finden sich aus allen Enden der Welt zusammen die wandernden Elzer und Elzerinnen, und ein lustiges Leben beginnt im Ort; es wechseln fröhliche Gelage, Tanz und Saitenspiel, aufspielen wird aber keiner der Eingebornen, das finden sie unter ihrer Würde. Bedient wollen sie seyn in diesen Glanztagen, und den Dienst zu belohnen, werfen sie freigebig den fremden Spielleuten die blanken Thaler zu."

*) Geschichte Europa's, 1789—1815, von W. Menzel. Theil II. S. 97 f.

Digitized by Google

— Weiter folgen Erinnerungen aus der Geschichte Limburgs, aus der Woringer Schlacht ꝛc. Wir entheben diesem Bande noch eine Notiz über den Namen Philister: „In dem Mittelpunkte der Universitätsstadt Paris bestand ein zur Verpflegung von Pilgrimen bestimmtes Hospital, und empfingen die Hospitaliten, tagtäglich von den Studenten gesehen und belacht, in der Burschensprache den Namen Belistres, der veraltete Ausdruck für einen schmutzigen Tölpel, eine Vogelscheuche, und mögen wohl diese geduldigen Belistres die eigentlichen Stammväter des berühmten und weit verbreiteten Philistervolks geworden seyn.“ S. 677. Es gibt indeß noch eine andere Auslegung des Namens. Als auf der Universität Prag die hussitische Schwärmerei aufkam und die Neugläubigen sich ausschließlich als Volk Gottes zu denken liebten, gaben sie den außenstehenden Feinden oder Neutralen die Namen Philister, Ammoniter, Moabiter ꝛc.

Im ersten Bande der dritten Abtheilung wird uns zuerst alles mitgetheilt, was sich an Ehrenbreitstein knüpft, darunter eine ausführliche Biographie des großen Reitergenerals Johann von Werth, ferner die Erinnerungen der Häuser Sayn, Wittgenstein, Sponheim mit ihren Notabilitäten, unter denen der russische Feldmarschall Fürst von Wittgenstein die erste Stelle einnimmt. Sehr anziehend sind die Aufzeichnungen einer Nonne des Klosters Besselich aus dem dreißigjährigen Kriege. Die Noth der armen Nonnen, ihre Flucht unter den äußersten Schrecken des Kriegs sind höchst lebendig geschildert.

Gelegentlich macht der Verfasser gute Bemerkungen über die Taufnamen. Er spricht von dem Wahnsinn des republikanischen Kalenders während der französischen Revolution und fügt hinzu, in Deutschland sey man zwar nicht so weit gegangen, Ochs und Esel, Kartoffeln und Petersilie in die Kalender aufzunehmen, allein man habe doch die guten alten theils volksthümlichen, theils christlichen Namen aufgegeben, um heidnische und phantastische Mode-Namen an ihre Stelle zu setzen. „Einen Vater habe ich gekannt, der seine Söhne nach Paer'schen Opern Tancred, Achilles u. s. w. nannte. Ein anderer, hingerissen von Schillers Don Carlos und dem herrlichen Posa, ließ sein Söhnlein Posa taufen. Der Graf Joachim Karl von Malzan wird in Schillers Maria Stuart für seinen Sohn den Namen Mortimer gefunden haben. Statt des Kalenders bei der Taufe eines Knaben das Repertoire zu Rathe zu ziehen, mag noch hingehen, für eine Tochter ist der Gebrauch höchst bedenklich. Die beliebtesten Theaterstücke verschwinden mit der Zeit von der Bühne, und dann werden die ihr entlehnten Benennungen verrätherisch, wie ein Taufschein. Die Coras erinnern an Kotzebue's Glanztage, an die Sonnenjungfrau, die Huldas datiren von der Begeisterung für das Donauweibchen, die Virginien mahnen an eine perruque impériale, an Bernardin de Saint Pierre. Wiederum gibt es Väter, welche, die Bühne verschmähend, dem Heidenthum ihrer Kinder Namen entlehnen. Helden sind Oscar und Malvina. Viel schlimmer als ein Heide, ein Götze der heidnischen Preußen war Weidewuth, und in der h. Taufe empfing den Namen Weidewuth ein am 2. April 1794 geborner Graf von Kalnein, als dessen Geschlecht sich von irgend einem preußischen Edlen aus dem Heidenthum herschreibt, und tragt denselben Namen sein am 24. März 1846 geborener Neffe Karl Leopold Weidewuth Natango von Kalnein, obgleich eine Verordnung König Friedrich Wilhelms III. ausdrücklich untersagt, auf andere, als die in den christlichen Kalender aufgenommene Namen zu taufen. Für Weimar war solche Verordnung nicht gegeben, und hat deßhalb Salzmanns Schwiegersohn Lenz in der Wahl heidnischer Namen voller Freiheit genossen. In einer aus dem Jahr 1817 herstammenden Aufzählung seiner Kinder werden genannt Thusnelda, Iduna, ‚Wodan studirt Medicin in Jena‘ u. s. w.“ Herr von Stramberg hätte, indem er den republikanischen Kalender durchgeht, nicht unerwähnt lassen sollen, welch greulicher Blasphemie derselbe sich in der Aenderung bestimmter Tage befliß. Jener von 1794 bis 1802 offizielle französische Staatskalender gab dem Geburtstag des Heilands absichtlich den Namen chien, dem Tage Mariä Verkündigung den Namen poule, dem Tage Allerheiligen den Namen salsifis (Bocksbart) ꝛc.

In diesem Bande begegnet uns die Geschichte der „schönen Lhanda.“ Dieses arme Mädchen war so reizend, daß ein französischer Tresorier, de Portes, sie heirathete. Wittwe geworden, fand sie bald an dem Marschall de l'Hopital einen noch vornehmeren Gemahl, und als auch dieser starb, wurde sie gar noch eine Königin. „Der letzte Wasa, der letzte Erbe der Jagellonen nahm zu Weib die Tochter der Vorkäuferin von Grenoble, und empfingen die beiden Liebenden die priesterliche Einsegnung in der Hauskapelle des der Braut angehörenden Hotels rue des Fossés Monmartre, am 4. Novbr. 1672; ein Ereigniß zwar, dem nur um 6 Wochen der König überlebte: er starb den 16. Dez. 1672, seiner Wittwe alles, worüber er verfügen konnte, hinterlassend.“ Sie ging aber ins Kloster.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 91. 12. November 1853.

Sittengeschichte.

Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten Deutschlands, nach handschriftlichen Quellen von Dr. A. Tholuck. Erste Abtheilung, die akademischen Zustände. Halle, E. Anton, 1853.

Die Universitäten waren ursprünglich kirchliche Anstalten und trugen einen vollkommen geistlichen Charakter. Sie kamen auf in einer Zeit, in welcher die Kirche unbestritten herrschte. Sie genossen so sehr das Vertrauen und standen so gut unter der Aufsicht der Kirche, daß es neben ihnen keiner besonderen Priesterseminare bedurfte. Das muß vor allem festgestellt werden, wenn man die spätere Geschichte der Universitäten in Betrachtung zieht. Herr Tholuck beginnt deßhalb sein Werk mit den Worten: „Es kann befremden, in der Reformationsperiode die Bildung der zukünftigen Diener der Kirche Universitäten anvertraut zu sehen und nicht vielmehr Seminarien, wie ernstere Stimmen der Gegenwart dies für nöthig erachten. Zunächst bemerke man, daß die Reformatoren hierin nur dem Zuge der Zeit gefolgt sind, welcher auch die bischöflichen Seminarien in den Universitätsanstalten untergehen ließ. Die erneute Errichtung von Seminarien in der katholischen Kirche datirt erst von der Tridentiner Verordnung 1563 an, nachdem das von Loyola 1552 errichtete collegium germanicum in Rom das Vorbild gegeben."

Die Professoren wie Studenten trugen eine geistliche oder halbgeistliche Tracht. Viele Universitäten waren dergestalt kirchlich fundirt, daß ihre Professoren zugleich Stiftsherren und Pfründeninhaber waren. Neben dem frei von der Genossenschaft (Lehrern und Studenten) gewählten Rector stand der Kanzler als päpstlicher Commissär. Jeder Professor mußte sich zur strengsten Rechtgläubigkeit verpflichten rc. Von diesen älteren katholischen Zuständen wurde das Aeußerliche auch noch in der protestantischen Zeit beibehalten und erst nach und nach emancipirten sich die andern Fakultäten von der Theologie und nahmen die Universitäten einen immer weltlicheren Charakter an, so daß jetzt wieder die Frage entstehen konnte, ob nicht Anstalten zu treffen seyen, die wenigstens die theologische Fakultät wieder aus der Weltlichkeit ins kirchliche Leben zurückführen sollten, namentlich die besondere Erziehung der künftigen Geistlichen in Seminarien.

Das Verderben der Universitäten seit der Reformation hat zwei große Acte durchlaufen, zuerst die Verwilderung, die Einschweinung könnte man sagen, indem der Dämon, der in die gottentfremdete Schule fuhr, Lehrer und Schüler zur Bestialität knechtete. Dann die Vergiftung der Seele, das feinste Raffinement der Verführung, die Entnervung in der Schwelgerei der philosophischen Selbstvergötterung und in der Unzucht mit dem klassischen Heidenthum. Jener erste Akt lief ab im siebzehnten Jahrhundert, welches Herr Tholuck hier ausschließlich schildert; der zweite beginnt erst im folgenden Jahrhundert und scheint erst in unserer Zeit seinem Culminationspunkt genähert zu seyn.

Indem der Verfasser den Schleier von einem wahrhaft scheußlichen Gemälde wegzieht, bemerkt er gegen die katholischen Stimmen, die das Uebel auf Rechnung der Reformation setzen, Folgendes: „Von Döllinger ist eine mit Fleiß zusammengestellte Sammlung der Klagen der Zeitgenossen über den damaligen traurigen Sittlichkeitszustand der protestantischen deutschen Universitäten gegeben worden. Was dieser Geschichtschreiber damit beabsichtigt, ist die Beweisführung für den entsittlichenden Einfluß der reformatorischen Grundsätze. Braucht man indeß mehr, als was Luthers Vorrede zum kleinen Katechismus von den abschreckenden Resultaten der ersten

Digitized by Google

Kirchenvisitation sagt, um sich zu überzeugen, daß die verderbten Zustände nicht von der neuen Kirche erzeugt, sondern von der alten überkommen sind?" Das ist vollkommen wahr, sollte aber dem Verfasser nicht zur Beruhigung dienen. Denn einmal ist es kein Ruhm, wenn man reformirt, alles um- und umkehrt und die Sache doch am Ende nicht besser macht, als sie vorher war. Sodann muß man doch wohl die Frage aufwerfen, ob in dem neuen Princip der reformirten Gemeinschaften nicht auch eine neue Gefahr für die Universitäten lag. Die roheste Verwilderung des frühern katholischen Clerus, die Unwissenheit und Arroganz der geistlichen Fürsten und adeligen Stiftsherren, die silenenhafte Gemeinheit der niedern „Meßpfaffen", das ganze Bauchpfaffenthum war eine Thatsache kläglichster Art, ein Anlaß zu den bittersten Klagen, endlich zur Empörung der Laien. Aber unter der ekelhaften Verwesung der Disciplin lag immer noch der gesunde, unangetastete Grund der Glaubenseinheit und der Kirchenverfassung. Dagegen nahmen die protestantischen Universitäten nicht nur jenen alten Schmutz der äußern verwahrlosten Disciplin auf, sondern sie entsagten auch principiell der Glaubenseinheit und stellten die Kirchenverfassung in das Belieben weltlicher Herren. Thatsachen, die früher oder später nothwendig in einer Richtung zu Rationalismus und Hegelei, zum gänzlichen Lossagen vom Christenthum selbst, in der andern zur ausschließlichen Herrschaft der Juristen und zum Helotismus, d. h. zu einer äußern Herabwürdigung der Theologen führen mußten, die ihrer inneren selbstverschuldeten entsprach. Diese offenbaren Mißstände auf dem protestantischen Schulgebiet muß man in Erwägung ziehen, um zu begreifen, welcher großen Erfolge die Jesuitenschulen durch das Festhalten an der kirchlichen Einheit sich zu erfreuen hatten.

Der Krebsschaden der protestantischen Universitäten blieb fortwährend der theologische Zank, weßhalb auch Jakob Böhme die lutherische Kirche „die der Zänker" genannt wissen wollte. Jeder Professor oder Hauptpastor sprach für sich an, was er Papst und Concilien absprach, die Infallibilität. Herr Tholuck sagt über die Zänkerei der Theologen weniger, als er vielleicht hätte sagen sollen. Doch entschuldigt ihn, daß er hier nicht eine Geschichte der Theologie, sondern nur des akademischen Lebens schreibt. Die Schule wurde förmlich eine Antikirche. Alle christlichen Tugenden verwandelten sich in die ihnen gegenüberstehenden Laster. Die Demuth vor der über allen stehenden Autorität wurde zur Hoffahrt der Selbstüberschätzung, des persönlichen Anspruchs an die Autorität. Die Liebe wurde zum giftigsten Haß je des einen gegen den andern. Die Wohlthätigkeit, das Mitleid, die guten Werke wurden zum herzfressenden Neide. Die Mäßigung und Bescheidenheit zur unflätigsten Verthierung, ja fast teuflischen Raserei in den Streitschriften. Herr Tholuck hebt nur hervor, was die Privatverhältnisse betrifft. Im Jahr 1612 schreibt Einer: „So lebt denn auch jetzt noch, wie ich von Dir, mein Meisner, höre, die alte Vettel bei euch, der Neid, die Stiefmutter der besten Ingenien, welche mich aus Eurem Sitz vertrieben. Es hat mich auch bis jetzt nicht gereut, ihrer Wuth ausgewichen zu seyn, nachdem ich gehört, was auch Dir geschieht. So lange ich auf den Bänken der Studiosen lebte und zwischen den vier Wänden meiner Studirstube, war mir nichts angenehmer, als das akademische Leben, aber so wie ich meinen Fuß in das öffentliche — akademische Amt gesetzt, hat sich sogleich jene Süßigkeit in Bitterkeit verwandelt. — ‚Um seinen Schwiegersohn Feuerborn zu heben, schreibt Myslenta in seinen Reisebriefen 1617 (epp. ad Meisn. I. 319.), drückt Mentzer alle andern nieder, spricht vor seinen Zuhörern verächtlich von dessen Schriften und bringt diesen oder jenen zusammengelesenen Ausdruck an den Hof oder an den Rector'. — Ein Tübinger Dekret von 1675 beginnt: ‚Dieweil bei verschiedenen Jahren her zwischen den Proff. theol. mehrmalige Widerwärtigkeiten entstanden, darum solche Fakultät fast in- und auswärts um ihr Ansehen gekommen und deßhalb auch wenige studiosi mehr herkommen . . .' — Gleich widerlichen Anfeindungen begegnet man seit Mitte des Jahrhunderts in fast allen lutherischen Fakultäten — als die scandalosesten von allen sind die Königsberger allbekannt. — Kleinlicher noch und giftiger wird dieser Hader gegen das Ende hin, sobald der gefürchtete Pietismus auf ein oder das andre Mitglied Einfluß gewonnen hat. Die Leipziger acta publica (ms. v. 1701) berichten z. B.: ‚Am 15. und 17. Juni verlästerte der Superintendent und unser College Ittich mich (Joh. Olearius) und den D. Rechenberg und nannte uns eruca, welche mit ihrem Gift den edlen Rosengarten der Gnade Gottes beflecke. Wegen unserer Lehre vom terminus gratiae würden die Eltern abgehalten, ihre Kinder nach Leipzig zu schicken'. Aber auch auf Universitäten, wo jener Streit vor dem Ablauf des Jahrhunderts noch keinerlei Eingang gefunden, wie in Jena, eröffnet sich beim Einblick in die collegialischen Verhältnisse ein Kloak kleinlicher Klatschereien und persönlicher Anfeindungen."

Diese Selbstentehrung der Professorenwelt wurzelt in nichts anderem, als in dem Abfall von der Glaubenseinheit und in der Auflösung der Kirchenverfassung. Nach der einen Seite hin gewöhnte sich jeder, seine eigene Autorität als die höchste geltend zu machen. Nach

Digitized by Google

der andern Seite hin wurde er von fürstlicher Gnade, vom Gehalt und von den Collegiengeldern abhängig, Dinge, um die jeder den Andern beneidete. Der großen Mutter beraubt, mußten diese Kinder nothwendig verwildern und böse Buben werden oder irgend welches mütterliche Thier suchen, um an dessen Zizzen zu saugen. „Titelsucht — der Einfachheit der Sitten vor der Mitte des Jahrhunderts unbekannt, kehrt nach derselben wie überall auch in der Professorenwelt ein. Ehrenprädikate von der Regierung wurden an die Theologen noch sehr selten ertheilt, wie an Calixt der Titel Kirchenrath, dagegen wird mit den akademischen Prädikaten Prunk getrieben. 1669 und 1696 wird Klage erhoben, daß fast Jeder magnificus, nobilissimus, praenobilissimus titulirt werden wolle. — Von der Beschuldigung des Wuchers war bereits die Rede (S. 84) — ein desto sträflicheres Vergehen, da das Zinsnehmen überhaupt gegen die reformatorische Ansicht stritt; Sarcerius in seiner Schrift über die Disciplin 1555 nennt die Zinsforderung ‚ein kürzlich aufgekommenes' Laster. Hierher gehören auch die später zu erwähnenden Klagen über das wucherische Verhalten der Professoren gegen ihre Kostgänger. — Daß das eigentlich deutsche Laster der Trunksucht, von dem so Wenige am Anfange des Jahrhunderts befreit, auch der Professorenwelt nicht fremd gewesen, wurde bereits offenbar. Wir haben vernommen, wie Herzog Julius die Helmstädter verwarnt, keine ‚versoffenen Professoren' in Vorschlag zu bringen (S. 40), und Landgraf Moritz fürchtet, ‚daß viele Marburger Professoren zur Stadt würden hinaus müssen, wenn man es in dieser Hinsicht streng nehme' (S. 40). Ueber den Marburger Theologen Eglin schreibt J. R. Lavater 1609 aus Hanau: ‚Eglin steckt so in Schulden, daß er die Gläubiger nicht befriedigen könnte und wenn er jedes seiner Haare zu einem Dukaten verkaufte. Wie Paräus schreibt, gab er bei seinem neulichen Aufenthalt in Heidelberg so viel Anstoß, daß man ihn aufforderte, nach Marburg zurückzukehren, um der studirenden Jugend nicht ferner Anstoß zu geben.' Von einem Gliede des Jenaischen Kleeblatts, Himmel, den wir später noch als Eiferer für die Kirchenzucht kennen lernen werden, ist es peinlich zu lesen, was dem J. Schmid ein Freund aus Jena schreibt: ‚D. Himmel liegt an sieben Wunden darnieder. Er ist nämlich von Weimar in einem guten Rausch zurückgekommen und den Maidsteinweg herabgestürzt.' Das Kapitel von den Skandalen dehnt sich noch sehr weit aus. Auch die Weiber spielen ihre Rolle dabei.

Was die studirende Jugend betrifft, so kann man sie nur beklagen, aber ihr keinen Vorwurf machen. Wie hätte sie besser seyn können unter solchen Lehrern? Es gab Zeiten, wo die Herren Professoren sich so in ihre Zänkereien oder aber in die gemeinste Völlerei verloren, daß sie gar nicht mehr lasen und die Studenten ohne Collegien verwildern ließen. „In der schon angeführten Helmstädtischen Verordnung von Herzog Julius 1614 heißt es: ‚Es beschwert sich unsre getreue Wolfenbüttelsche Landschaft zum Höchsten, daß Ihr sammt und sonders (jedoch etwa 2 oder 3 ausgenommen, deren Fleiß wir mit Gnaden vermerkt) wohl in 16, 20 und mehr Wochen, ja wohl in Jahresfrist, nicht Eine Lektion gelesen und also die liebe Zeit verspielet und die studirende Jugend versäumet.' Ein Brief des Helmstädter Strube von 1619 nennt die dortigen Professoren ‚ein träges Drohnengeschlecht.' Evenius klagt 1640: ‚die Lektionen werden von manchen Professoren liederlich versäumt und dasselbe nicht Eine Stunde allein, sondern viele Wochen.' Fröreisen schreibt 1620 aus Straßburg: ‚die Straßburger sind jetzt damit beschäftigt, das Institut der Akademie zu reformiren, so daß die fast verfallenen Studien wieder aufgerichtet, die Trägen aufgeweckt, der Gehalte beraubt und erinnert werden, daß sie nicht zur Faulheit, sondern zur Arbeit gedungen sind.' Herzog Ernst eröffnet 1655 dem Ernst Gerhard in Jena: ‚er werde sich von seinem Consistorialrath und Beisitzer des Hofgerichts von Miltitz im Vertrauen Bericht thun lassen, welche professores ihre lectiones entweder gänzlich oder doch eine gute Zeit her unterlassen.' Fast fortgesetzt rügen die Dekrete diesen Unfleiß, ebenso Privatbriefe der Studirenden. Ein Jurist Landenberg meldet 1586 aus Genf: ‚die Professoren haben leider aus Mangel an Zuhörern alle ihr Amt aufgegeben,' und 1587 aus Basel: ‚Im Studium der Rechte können wir leider keine guten Fortschritte machen: alter ex Professoribus propter negligentiam rarissime docet, alter absque omni methodo coelum et terram miscere solet.' Metzger schreibt 1698 aus Tübingen: ‚Was ich von meinen Studien berichten soll, weiß ich nicht; ich habe mich zwar der Theologie gewidmet, sollte aber vielmehr stud. phil. de rebus divinis heißen. Wir können aber auch nicht einmal theol. Wissenschaft lernen, es gibt keine Vorlesungen, daher auch keine Gelehrsamkeit als aus Büchern. Aber warum kommen wir denn auf die Akademien? Unser Förtsch, der bisher allein den Namen eines Professors verdient hat, liest über Philosophie und Moral — mit einem Worte: wir leben in einem beständigen Müßiggange. In diesem ganzen Semester gab es keine 6 öffentlichen Vorlesungen zu hören.' Vgl. oben S. 105 und unten VI. 9 aus Leipzig. Deutlicher noch wird aus den eigenen Aeußerungen der Professoren

Digitized by Google

und ihren nichtigen Abhaltungsgründen klar, wie leicht selbst die bessern es mit dieser Pflicht nahmen. 1643 wird auf die Frage, ob ein jeder seine Profession mit Fleiß abwarte, von dem Jenaischen Professor und Superintendenten Major geantwortet: ‚das könnte er nicht wissen. M. Musäus hätte in 30 Wochen nicht gelesen, hätte das Werk contra Wedelium unter Händen, möchte dadurch verhindert worden seyn'."

Wo irgend noch ein wissenschaftlicher Eifer sich zeigte, betraf er die Zänkereien. Das waren aber fast nur noch Stürme in einem Glase Wasser. Jede Universität hatte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihre inneren Fehden. Wenn je eine theologische Meinung über diesen engen Horizont hinaus dem politischen Interesse der nächsten kleinen Fürsten Gefahr drohte, so kam eine Donnerwolke mit Platzregen von dorther und schlug den Lärmen der im Universitätssumpf quakenden Frösche nieder.

Herr Tholuck hätte hier auch das Kapitel von den gelehrten Hofnarren erschöpfen sollen, worüber die Taubmanniana, Gundlingiana etc. genügenden Aufschluß geben. In der Geschichte der Universitäten darf die Entehrung der Wissenschaft durch die Hofgunst so wenig fehlen wie die durch Hofungunst. Auf der andern Seite aber emancipirt sich in diesen Charakteren und Scenen ein Humor, der gewissermaßen als Würze gegen den Ekel dient, den uns das Zeitalter überhaupt einflößt.

Außer der theologischen Zanksucht war noch eine Triebkraft in den Universitäten, nämlich die Vorliebe für das classische Heidenthum. Was man aus der Fülle des christlichen Lebens beibehalten, war zu arm, um nicht der Ergänzung durch das classische Heidenthum zu bedürfen, ließ zu kühl, um nicht einer Erwärmung von unkirchlicher Seite her zu bedürfen. Schon im Jahr 1666 klagt eine Stimme bitterlich: „Die ganze Woche haben die alten heidnischen Hurenjäger und Schandlappen, Ovidius, Terentius, Virgilius in den meisten Schulen Raum, Christus aber auf seinem Esel mit dem catechismo und gottseliger Kinderzucht muß kaum auf den Sonnabend und Sonntag Raum einer Stunde haben. Nun hat es wohl sein Maaß, daß die Kinder die lateinische Sprache aus den Scribenten lernten, wenn man auch Christum zu rechter Zeit mit zuließe und nicht gar lateinisch würde. Und diese 2 Religionsstunden müssen auch noch dem linguistischen Zwecke als dem höchsten dienen: das älteste Spruchbuch ist dem Lossiusschen lateinischen Katechismus beigebunden, es beschränkt sich auf die Sprüche aus den Proverbien und Sirach, nebst den Sentenzen des Publius, verhehlt auch die Absicht nicht, nur das Lateinischlernen befördern zu wollen; ein Eislebener Lektionsplan von 1570 verbindet in den beiden untersten Klassen das Katechismuslernen mit dem Vokabellernen, und ganz naiv befiehlt die Württembergische Klosterordnung, sich in Erklärung des (lateinischen) Katechismus in quarta fleißig zu halten, ‚daß durch Verleihung göttlicher Gnad die Jugend zu rechter Erkenntniß und Uebung der lateinischen Sprach und (!) Gottesfurcht kommen möge.' — Gegen die Alleinherrschaft der Heiden wurde allerdings von einigen Seiten her Widerspruch laut, wiewohl erfolglos. Die älteste Stimme dieser Art ist die eines Freundes Melanchthons, des Arztes Placotomus in dem ‚Bericht von christl. lat. Schulen zu bestellen 1562' im Anhang, wo er das Urtheil nicht zurückhält, ‚daß man zu viel Heidnisches und zu wenige theologische Studia betreibe.' Nachdrücklicher trat der durch seinen Kampf gegen die Helmstädter bekannte Statius Buscher auf: die Rechtfertigung des Ramus hatte ihn auf dieses Feld geführt und beide Zwecke, die Heiden zu vertreiben und den Ramus einzuführen, verfolgt er zugleich in der Schrift: ‚Christlicher und nothwendiger Unterricht, wie die studia der lieben Jugend zu Gottes Ehren und der Menschen Wohlfahrt sollen gerichtet werden, auch ob man Ramaeam logicam hierzu in christlichen Schulen gebrauchen könne. Rinteln 1625.' Von Kapitel 8 an führt er aus: ‚die heidnischen studia in den Schulen sind dem wahren Christenthum hinderlich und derohalben ein gewisses Maaß und Vorsichtigkeit dabei von Nöthen. . . Es ist darin keine rechte Erkenntniß, Liebe, Furcht und Verehrung Gottes. Mag auch die Jugend hören, daß die großen Sünden in der Heiden Bücher Sünden sind, so gewöhnt sie sich doch an das Böse, was einem täglich vor Augen geführt wird, und wenn darin sonst nichts Böses vorhanden wäre, so ist doch das hochschädlichste Gift des Ehrgeizes durch und durch mit untergeschüttet. Sie sind allenthalben damit durchmachet'."

Wir sind sehr begierig, wie der Verfasser das achtzehnte Jahrhundert behandeln wird, in welchem das Heidenthum, nun schon auf den Universitäten eingekehrt, es sich so recht bequem darin zu machen und die Herrschaft im Hause ganz offen zu handhaben anfing.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, Nº 92. 16. November 1853.

Alterthumskunde.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moritz Haupt. Neunter Band. Leipzig, Widmann, 1853.

Möchte diese schätzbare Zeitschrift auch fernerhin der Zeiten Ungunst trotzen und die reichen noch verborgenen Schätze unserer deutschen Vorzeit ans Tageslicht zu befördern nie müde werden!

Den neunten Band eröffnet eine ausführliche Mittheilung des Prof. Pfeiffer über die von ihm in der k. öffentl. Bibliothek in Stuttgart aufgefundenen Bruchstücke aus geistlichen Schriften in Prosa, dem 13. Jahrhundert angehörig und verfaßt, wie der Herausgeber scharfsinnig nachweist, durch Bruder David von Augsburg, dem Lehrer des berühmten Prediger und Mystiker Berthold. Herr Pfeiffer macht es wahrscheinlich, daß derselbe David auch Verfasser des Schwabenspiegels sey. „Durch die Auffindung dieser neuen Schrift gewinnt Bruder Davids Verdienst um die deutsche Prosa noch eine weitere erhöhte Bedeutung. Wie allgemein bekannt, ist es bis zur Stunde noch nicht gelungen, den Verfasser oder Bearbeiter des sogenannten Schwabenspiegels auch mit nur einiger Wahrscheinlichkeit ausfindig zu machen. Wie wenn es kein anderer als gerade Bruder David wäre? In seiner vortrefflichen Ausgabe dieses Werkes, der einzig zuverläßigen und genauen, die es gibt, deren zweiter Band mit dem Lehenrecht und den versprochenen historischen und kritischen Abhandlungen leider noch immer auf sich warten läßt, hat W. Wackernagel zuerst die schwankenden Meinungen und Vermuthungen über Zeit und Ort der Entstehung theils beseitigt, theils berichtigt, und es wahrscheinlich gemacht, daß das Buch vor dem Jahre 1276 von einem Geistlichen in einer schwäbischen oder bayerischen Stadt abgefaßt worden sey. Alle drei Punkte treffen aufs Haar zu, wenn David der Verfasser ist. Und daß er es ist, dürfte eine Vergleichung des vorliegenden Tractates mit der Einleitung zum Schwabenspiegel mit ziemlicher Sicherheit ergeben. Die Anfänge beider stimmen in überraschender Weise so sehr wörtlich mit einander überein, daß ein bloßer Zufall unmöglich angenommen werden kann. Eben so wenig darf auf der einen oder der andern Seite an eine Entlehnung gedacht werden. Die Eingangszeilen in Davids Tractat sind so ganz in seiner Weise gehalten, und überdies so sehr im Einklang mit dem ganzen übrigen Inhalt, daß sie vollkommen an ihrem rechten Platze erscheinen. Aber auch die Einleitung zum Schwabenspiegel kann nicht daher entnommen seyn, indem die Ausführung der beiden zu Grunde liegenden Idee, trotzdem daß sie bald von der des Tractats abweicht und in anderer Weise angewendet wird, in Styl und Darstellung ganz Davidisches Gepräge trägt. Es ist mir hienach gar nicht zweifelhaft, daß der Verfasser der deutschen Abhandlung (die ich für älter halte) und der des Schwabenspiegels eine und dieselbe Person ist, David von Augsburg. Nun findet auch die Aufnahme einiger Stellen aus der Einleitung des Schwabenspiegels in Bertholdische Predigten (nicht umgekehrt), die Wackernagel zuerst nachgewiesen hat, ihre einfachste Erklärung: bei der zwischen beiden bestehenden innigen Verbindung hat Berthold diese seines Lehrers und Freundes Arbeit, vielleicht schon vor ihrer Vollendung, gekannt und für seine Zwecke benutzt, gerade wie den lateinischen Tractat, von welchem später die Rede seyn wird. Eben so leicht erklärlich ist der fernere Umstand, daß einzelne Kapitel des Schwabenspiegels in das im Jahre 1276, vielleicht auf Davids Anregung oder doch durch dessen Vorgang entstandene Augsburger Stadtrecht, das älteste Buch dieser Art in deutscher Sprache, Eingang gefunden haben.“

Hoffentlich wird Herr Pfeiffer uns bald einen zweiten Band seiner „Mystiker“ schenken. Die deutschen

Digitized by Google

Prosaiker des Mittelalters waren früher über Gebühr vernachläßigt. Herr Pfeiffer hat sich das Verdienst erworben, sie in nähere Betrachtung zu ziehen und die Schätze auszubreiten, die sie nicht blos in sprachlicher Hinsicht darbieten, sondern auch in Bezug auf den Inhalt.

Des vorliegenden Bandes zweite Abhandlung von Zarncke betrifft Vindlers Blume der Tugend, ein längst, auch schon durch einen alten Druck bekanntes Werk von didaktischem Inhalte, überaus reich an Stoff für die Sittengeschichte, auch früher schon von Jakob Grimm für seine d. Mythologie benutzt. Es wird hoffentlich bald wieder ein vollständiger Abdruck erscheinen.

Unter den folgenden kleineren und größeren Abhandlungen der Zeitschrift bemerken wir Geyders Anmerkungen zum Waltharius. Fauriel hat dieses lateinische Gedicht des Mittelalters, welches eine Episode aus dem weiten Sagenkreis der Nibelungen enthält, für französischen Ursprungs ausgegeben. Geyder widerlegt das und rettet die deutsche Herkunft.

Dietrich hebt die altnordischen und deutschen Mythen und Sagen hervor, die von einer Hölle unter dem Wasser handeln, denen er aber auch die von dem unterseeischen Paradiese hätte zur Seite stellen sollen. Derselbe gibt sehr interessante Nachrichten über ein angelsächsisches Gedicht von Christus (Cynevulfs Crist). — Müllenhoff mustert eine gute Anzahl „verderbter Namen bei Tacitus" durch. Wir wollen unsern Lesern hier nur Einiges über den wichtigen Namen Tuisto (Tuisco) zum besten geben. Dieser Stammvater der Germanen heißt wie das Volk selbst, er ist der Urdeutsche. Aber was bedeutet das Wort ursprünglich? Die neueste Erklärung leitet es aus dem Begriff und Worte Zwei, aus dem Dualismus ab. „Altnordisch tvist. agſ. tvist filum duplicatum und hochd. zwist, ndd. niederl. fries. twist lis sind wie tuisc swisc, wodurch Lachmann Tuisco erklärte, vom Zahlwort abgeleitet; die Dyas, Daus im Spiel heißt altn. tvistr, auch wohl agſ. tvist, wie heute die Karten mit zwei und drei Augen im Niederd. twischen und drischen; altn. tvistra in duas partes separare; Twistringen ein Ort in der Graffschaft Hoya; Twiste ein Bach, der in die Oste fällt, und ein Nebenflüßchen der Diemel, im alten pagus Hessi Saxonicus, mit einem gleichnamigen Orte, alt Tuistai reg. Sarach. nr. 179. 362. trad. Corb. §. 371; vergl. Tuistina, Tuischinûn trad. Corb. §. 28. 284. Unbedenklich ist auch dem Tuisto der Sinn von geminus, binus, zuzutrauen, so daß es im Grunde ganz einerlei ist, ob man Tuisto oder Tuisco liest. Denn ganz unhaltbar und nicht zu rechtfertigen ist die von Zeuß zuerst vorgetragene, dann von Grimm und Herrn Prof. Müller in Göttingen gebilligte Deutung aus Tiu. Nicht um Herrn Müller, wohl aber um Andere von der Verkehrtheit dieser Vermuthung zu überzeugen, mache ich noch darauf aufmerksam, daß erstens dabei ein doppeltes Verderbniß angenommen wird: Tuisco soll für Tiusco verschrieben und dies wiederum Tivisco seyn. Kann man für den Ausfall des Vocales der Ableitung sich auf Cherusci berufen, so vergißt man doch, daß nach allem, was wir wissen, Tacitus und seine Zeitgenossen nicht Tiusco, sondern Teusco geschrieben hätten, daß also von jenem Irrthum der Abschreiber nicht die Rede seyn kann. Aber angenommen, daß, wie Grimm will, die Formel Tiu sich hier in Tu oder To verengt hätte, so soll nun zweitens Tuisco der Göttliche, Himmlische bedeuten: beides scheint man für eins zu nehmen. Allein welcher Zusammenhang bleibt dann noch mit dem Gotte Tiu, da dies ein Name ist und erst hinter Ζεύς Diovis Tiu sanskr. djaus caelum steht und deus θεός und altn. pl. tiwar, wenn auch verwandt, doch nicht dasselbe Wort ist? Und welche Genealogie hätte wohl je an ihrer Spitze ein solch abstractes Adjectivum, wie der Himmlische, der Göttliche? Welche Mythologie endlich nennte einen Sohn der Erde den Himmlischen? Wäre mir Wackernagels Aufsatz im ersten Hefte des sechsten Bandes dieser Zeitschrift schon zu Anfang des Jahres 1847 zur Hand gewesen, als ich meinen Aufsatz dem Herausgeber der Zeitschrift für Geschichte übergab, so würde es ein Leichtes gewesen seyn, unsere beiden Auffassungen an diesem Punkte zu vereinigen. Denn im Wesentlichen fallen sie hier zusammen, und nur weil mir die Menge der Parallelen fehlte, die Wackernagel beibrachte, habe ich nicht gewagt, die Vermuthung auszusprechen, daß das zwiefache Urwesen auch als Zwitter vorgestellt wurde. Diese Auffassung, glaube ich, ist die mythologisch und sprachlich einzig haltbare und wahrscheinliche, und sie bleibt auch bei der Lesart Tuisto bestehen." Wir haben hiegegen nichts einzuwenden, als die absolute Unmöglichkeit, Namen, die wahrscheinlich aus uraltester Zeit stammen, aus irgend welcher Analogie der viel spätern Sprachweise zu erklären, und wir glauben demnach, daß die vorliegende Erklärung eine Leiter ist, die den Grund der Tiefe so wenig erreicht, als eine andere.

Heppe theilt Fragmente mit von einer mittelhochdeutschen Evangelienübersetzung. Wackernagel eine ausführliche Abhandlung über die Todtentänze. Diesen reichen und schönen Auseinandersetzungen erlauben wir uns nur noch die Frage anzufügen, ob die Todtentänze, wenn auch erst im reiferen und sich auslebenden Mittelalter zu der Form gediehen, in der wir sie kennen, doch

Digitized by Google

nicht schon in einer weit älteren volksthümlichen und vorzugsweise heidnischen Vorstellungsweise wurzeln? Es ist ohne Zweifel kein bloßes Wortspiel, welches Hellequin und Arlequin identificirte. Ein humoristischer Geiger, der den Menschen zum Tode vorspielt, oder ein humoristischer Tänzer, der sie in den Tod walzt, kommt in zahlreichen Volkssagen vor, die sich an Volksgebräuche und Volksfeste aus dem Heidenthum anknüpfen. Bald lockt der Nix mit seiner Zaubermusik die Menschen in seine Wasserhölle hinunter, bald geht der Nix zur Hochzeit ins Dorf und tanzt mit der Braut in wirbelnder Lust zum Fenster hinaus und zum See, der sie verschlingt. Bald lockt der diabolische Pfeifer die Kinder zum Berge. Man nennt ihn hier Ratten- und Mäusefänger, dort Vogelfänger. Aber Mäuse und Vögel sind nur Symbole der Seelen, die aus todten Leibern kommen.

Jener Hellequin, der in Frankreich die wilde Jagd anführt, ist vielleicht der deutsche Halewein, ein zauberischer Sänger, in den sich alle Mädchen, sobald sie ihn hören, verlieben, der sie aber alle quält und an den Galgen hängt. Uhlands Volkslieder Nr. 74.d. Mones Anz. VII. 448. Wolf d. Sagen Nr. 29. In einem altd. Volksliede bei Kretzschmar II. 66. heißt der Jungfernräuber Hillinger. Er geht in den Vogelfänger über. Der Vogelfänger Buntjack lockt auf der alten Burg bei Löbnitz schöne Mädchen zum Walde dadurch, daß er ihnen Vögel oder Blumen anbietet. Kaum aber sind sie ihm gefolgt, so versinken sie mit ihm unter die Erde. Einige verschwinden für immer, andere sind nach acht Jahren wieder herausgekommen. Er zeichnet sich durch seine Lustigkeit und immer durch eine buntgestreifte Jacke aus. Arndts Märchen II. 321. — Ganz übereinstimmend damit heißt es in „Thüringen und der Harz" II. 219 von der alten Burg Lobeda bei Jena, daß auch dort ein unterirdischer Vogelsteller, mit bunten Federn bekleidet, hause und schöne Mädchen entführe. Ein junger Fischer sah einmal im Berge zwanzig schlafende Jungfrauen mit goldenen Spindeln sitzen. Ein andermal fand er drei spinnende Jungfrauen, die ihn mit süßen Liebesliedern lockten, doch er widerstand ihnen so wie den Schätzen, die ihm der Vogelsteller bot. — Auf ähnliche Weise lockt der Vogelsteller von Willitz, in allerlei Gestalten sich verwandelnd, die Mädchen in den Berg, aus dem sie nicht wiederkehren. Gottschalk, Volksmärchen II. 20. In einem schwäbischen Kinderspiel verkauft ein Vogelsteller den Engeln und Teufeln Vögel. E. Meier, Kinderreime N. 389.

Der Rattenfänger von Hameln hat ganz die nämliche Bedeutung. Wierus de quaestigiis daemonum I. 16. erzählt zuerst von ihm. Ein Pfeifer, der in der Stadt Hameln durch sein Spiel die Mäuse hervorgelockt und vertilgt hatte, wollte sich, als man ihm den Vertrag nicht hielt, für diesen Undank rächen, lockte daher durch sein zauberisches Spiel die Kinder, 130 an der Zahl, hinter sich her durch die Straßen und verschwand mit ihnen im nahen Koppenberge. Er hieß Bunting von seinem vielfarbigen Kleide (also wie der Vogelfänger Buntjack). Die Entführung geschah am 26. Juni 1284. Auch die mannbare Tochter des Bürgermeisters soll mit verschwunden seyn. Nur ein Knabe kehrte um, weil er noch seine Kleider holen wollte, denn die Kinder scheinen aus dem Bette gesprungen zu seyn, weil es erst sieben Uhr Morgens war, als sich die verführerischen Töne auf der Straße hören ließen. — Fast gleichzeitig mit des Wierus Werk (6te Auflage 1853) erschien ein im Inhalt auch ganz damit stimmendes Gedicht in lat. Hexametern von Lossius in Lüneburg († 1582), und eine gleichfalls übereinstimmende Erzählung in deutschen Versen in Rollenhagens Froschmäusler, erste Ausgabe 1595. Ausführlicher ist erst die spätere Erzählung in Kirchners Musargia universalis 1650. II. 9. 3. Hier heißt es, die Stadt sey auf einmal von Mäusen, wie zur Zeit der ägyptischen Plage, überschwemmt gewesen, da sey zum Glück der fremde Pfeifer erschienen und habe die Mäuse alle in die Weser gelockt, wo sie ertrunken seyen. Als man ihm aber den bedingten Lohn nicht ausgezahlt, sey er am andern Vormittag wieder gekommen, in Jägertracht mit rothem Hut und schrecklichem Blicke, und habe dießmal auf einer ganz von der vorigen verschiedenen Pfeife geblasen, da seyen ihm alle Kinder der Stadt in eine Höhle gefolgt und verschwunden. Um dieselbe Zeit aber seyen in Siebenbürgen plötzlich fremdredende Kinder erschienen und hätten sich dort angesiedelt. Wahrscheinlich eine Verwechslung mit dem Dorf Siebenbergen in der Nähe von Hameln selbst. — Endlich kommt noch ein neuer Zug zur Sage hinzu durch Hübners Erzählung in dem 6. Theil seiner histor. Fragen in der Geschichte von Braunschweig-Lüneburg. Hier heißt es nämlich, es seyen zwei Kinder zurückgeblieben, aber das eine blind, das andere stumm.

Das sind die einzigen Quellen der berühmten Sage. Vor Wierus kannte sie Niemand. Auch die Hamelnschen Chroniken nicht. Vergl. darüber die sehr gründliche Untersuchung Lütkers in Hagens Germania IV. 44 f. Doch beruft sich Wierus auf die Tradition in Hameln selbst. — Die erste Uebersicht aller Fassungen der Sage gab Schoodt in s. Fabula Hamelensis, Gröningen 1659. Vrgl. auch Sprenger Gesch. von Hameln. — Ein Lied im Wunderhorn I. 44 läßt die Kinder in die Weser

Digitized by Google

führen, wo sie als Irrlichter umgehen. Dieser Zug ist echt sagenhaft, obgleich die Echtheit der Lieder im Wunderhorn vielfachem Verdacht zu unterliegen pflegt.

Ganz ähnlich ist die schöne Sage von Tannenberg in Hessen. Ameisen verwüsten hier das Feld, ein Einsiedler bannt sie durch Pfeifen in den Lorscher See, wird aber um den Lohn betrogen. Da lockt er alle ihre Schweine in den See. Im nächsten Jahre verheeren Gewitter das Feld. Ein Köhler bannt sie durch Pfeifen in den See, bekommt den ausbedungenen Lohn aber gleichfalls nicht und lockt nun alle Schafe in den See. Im dritten Jahre kommen Mäuse, ein Bergmännchen bannt sie durch Pfeifen in den See, wird wieder um den Lohn geprellt und lockt nun alle Kinder in den See. Hefner und Wolf, die Burg Tannenberg S. 34. — Verwandte Sagen in Irland von einem Dudelsackpfeifer, der das junge Landvolk in den Berg verlockt. Hamelnscher Anzeiger von 1825 St. 22. In Frankreich vom Kapuziner Angiomini, der, nachdem er die Mäuse verlockt, auch alles Vieh weglockt. Gesellschafter 1824 N. 192. — Dieselbe Sage wie von Hameln hat man auch von Brandenburg. Ein Spielmann soll dort mit dem Leierkasten die Kinder verlockt haben, daß sie ihm in den Marienberg gefolgt und nicht wiedergekommen sind. Kuhn, norddeutsche Sagen, N. 99.

Hieher gehört ohne Zweifel auch der rothbärtige, rothbehosete und mit einem buntbebänderten Hut bedeckte Teufel, der bei der schwedischen Hexenversammlung zu Blokula die Harfe spielt. Er hat (wie Othin) einen Raben bei sich, ergötzt sich an den Tänzen der Hexen, und prügelt die vielen Kinder, die mit zur Hexenversammlung gekommen sind. Horst Zauberb. I. 212 f. Ein Spielmann ist auch Anführer beim Berchtenlaufen. Einen sehr breiten Hut mit Bändern tragen die Tanzmeister im Ennebergischen. Steub, drei Sommer S. 368.

Der Rattenfänger von Hameln ist in der Schweiz als ein Geiger bekannt, nach dessen Geige Alles tanzen mußte und der einmal die im Tanz ihm gezwungen folgenden Kinder über die Alpen führte, daß keines wiederkam. Zur Strafe aber wurde er endlich versteinert und vereist in einer Firne, die deßhalb die Gyglisalpe heißt. Otte, Schweizersagen S. 59. Der Geiger von Monheim ging geigend über den Rhein, wurde als Zauberer verfolgt und kam nie wieder. Spitz, Rhein. Sagen- und Liederschatz I. 103.

Aus so vielen übereinstimmenden Volkssagen scheint hervorzugehen, daß die Todtentänze des spätern Mittelalters nur in der Form, nicht aber im Grundgedanken etwas Neues gewesen sind. Der Geiger, der den Todten zum Tanz aufspielt, der sie tanzend in sein Reich führt, ist schon vorchristlich und vielleicht niemand anders, als Odin-Wodan, der zugleich als Psychopompos, als Herr der Todten und als der größte Sänger und Zauberer in der Welt galt. Auch liegt so viel Tücke, Schelmerei und Neckerei in Odins Wesen, trotz seiner Würde als Nationalgott, daß es nicht unerlaubt erscheint, den humoristischen Vogelfänger auf ihn zurückzuführen.

Die Zeitschrift theilt eine lange Reihe werthvoller angels. Glossen mit. Den Schluß aber macht wieder eine gehaltvolle Abhandlung von W. Wackernagel über Gewerbe, Handel und Schifffahrt der Germanen. Hier wird nachgewiesen, daß den deutschen Stämmen der Ruhm gebühre, das Größte für die Schifffahrt geleistet zu haben im Gegensatz gegen die keltischen Völker, die gar nichts dafür gethan haben. Der Verfasser verbreitet sich über die Raubzüge zur See, die von germanischen Seefahrern noch tief in der Römerzeit gemacht wurden, über die Seeherrschaft der Vandalen im Mittelmeer, über die der Cherusker, Angeln, Sachsen in der Nordsee, über die Seefahrten der Norweger nach Amerika schon im neunten Jahrhundert. Dann erinnert er an die Seeherrschaft der Hansa, der Holländer, der Engländer, die alle aus germanischer Wurzel stammen. Selbst die Spanier und Portugiesen mußten erst germanisches Blut in sich aufnehmen, ehe sie zur See bedeutend wurden. „Es ist nicht die Nachbarschaft des Meeres, die die Germanen zum Seefahrer gemacht hat: Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch haben die Kelten von ihren weitauslaufenden Landzungen auf den Ocean hinausgestarrt, ohne Sehnsucht, ohne Ahnung, ohne Thaten: was weiß die Geschichte von keltischer Schifffahrt? Eine höhere Fügung, welche jenseits geographischer Verhältnisse liegt, hat die Seeschifffahrt Europa's aus den Meerbusen und dem Binnenmeere des Nordostens hervorgehen lassen, damit der germanische Stamm auch hiedurch der herrschende eines neuen Weltalters würde. Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel Großes zur See geleistet haben, sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft, in welche sie mit eingetreten sind, und haben es nur als Zöglinge der Germanen geleistet: Zeugniß dessen schon ihre Sprachen, die alles, was zur Seeschifffahrt gehört, die selbst die Himmelsgegenden mit germanischen Worten benennen müssen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, | N° 93. | 19. November 1853.

Länder- und Völkerkunde.

Java. Seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. Von Franz Junghuhn. Nach der zweiten verbesserten Auflage des holländ. Originals von J. K. Haßkarl. Leipzig, Arnold, 1852 bis 1854. 8. In drei Abtheilungen mit einem Landschaften-Atlas in Quer-Folio.

Zu diesem Prachtwerk erschien im vorigen Jahr ein Vorläufer in „Junghuhns Rückreise von Java", die wir in Nr. 93 unserer vorjährigen Blätter besprochen haben. Hier wird uns in drei Bänden, von denen der mittlere besonders stark an Umfang ist, die Insel Java nach ihren Terrainbeschaffenheiten, ihrer Gebirgsformation, ihren zahlreichen und höchst merkwürdigen Vulkanen und nach der verschiedenartigen Vegetation geschildert, die in den verschiedenen vom Meeresufer bis zum höchsten Gebirge aufsteigenden Regionen vorkommt. Java ist ein Paradies der Erde, unendlich mannigfach an Naturschönheiten und Fruchtbarkeit, und es ist in weiten Strecken unbewohnt. Herr Junghuhn tritt den Vorurtheilen entgegen, die in Bezug auf die holländische Verwaltung in den Colonien vorwalten. Er erklärt sie für gehässige Verleumdung. Die holländische Regierung habe im eigenen Interesse alles gethan, was ihr möglich gewesen sey, um den Wohlstand der großen Insel zu heben; aber es walten alte Einflüsse vor, die nicht leicht zu überwinden sind. Die Zahl der Holländer ist zu gering, als daß eine großartige Colonisation von ihnen ausgehen könnte. Die alten Einwohner aber haben sich durch innere Fehden und periodisch durch große Pestzeiten vermindert. Der Verfasser schildert eine Verheerung, die sich erst vor 23 Jahren zugetragen hat. „Es waren malai'sche Kriegsbanden, die von fanatischen Priestern, den Padari's, angeführt, sich in den Jahren kurz vor und nach 1830 über dieses Land ergossen, das sie mordbrennend durchzogen. Sie hinterließen nach ihrem Abzuge die Fackel der Zwietracht in den kleinen Staaten, die der Vernichtung entgangen waren. Indem einige der Radja's zum Islam übergetreten, andre ihrer vaterländischen Religion, dem Glauben an gute Geister (Sumangot's) und Teufel (Begu's) treu geblieben waren, entstand Zwiespalt unter ihnen selbst und der Bürgerkrieg, der bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wurde, vollendete das Werk der Zerstörung, das vom Feinde begonnen war. So ist es gekommen, daß man diese schönen, fruchtbaren Hochebenen jetzt Tage lang durchirren kann, ohne eine Hütte zu sehen, ohne eine menschliche Stimme zu hören. Ein banges Gefühl der Verlassenheit, einer durch Menschenwuth und Missethat verursachten Einsamkeit bemächtigt sich des Wandrers, wenn er über Tag kein andres Geräusch vernimmt, als des Windes, der durch die Fichtenwälder des Dolog-Kabjoran streicht, und wenn er in stiller Nacht vergebens nach dem entfernten Blaffen eines Hundes, des treuen Begleiters der Menschheit über die ganze Erde, lauscht. Nur das Gekreisch der Eulen und das Klappen der Caprimulgi trifft sein Ohr, wenn er am verglimmenden Wachtfeuer liegt unter Duren- und Kemiri-Bäumen, die vormals die Hütten eines Dörfchens beschatteten. Wie viele Tausende Europäer könnten, Ackerbau und Viehzucht treibend, hier in diesem kühlen Klima nicht glücklich leben!"

Herr Junghuhn berichtet, in welchem glänzenden Wohlstande Cornelis Houtman im Jahr 1795 das Land angetroffen habe. „Diese starke Bevölkerung, dieser Wohlstand, den die ersten Reisenden fanden, ist nicht denkbar ohne die Voraussetzung einer allgemeinen Bebauung des Bodens, ohne anzunehmen, daß das ganze Flachland, vom jetzigen Banju wangi an südwärts bis zu den kalkigen Küstenbergen und westwärts bis zur Vereinigung dieser Kalkberge mit dem sanft geneigten Fuße der vul-

Digitized by Google

kanischen Kegel, mit Sawah's bedeckt war. Hundert Jahre später noch spricht Valentijn mit Ruhm von der königlichen Pracht des Hofes von Balabuan (bei ihm Balambuan) und von den zehntausend Familien, welche allein die Hauptstadt bewohnten, außer den vielen Dörfern, die in der Umgebung lagen. Es scheint, daß das Land nur allmählig in Verfall gerathen ist. Denn im Jahre 1765, als die erste militärische Expedition der Niederländer dort ankam, die sich erst zu Banju alit, später an der Pangpangbai festigte — erst seit 1777 wurde die Niederlassung nach Banju wani verlegt, — stritten die Fürsten von Balabuan noch für ihre Unabhängigkeit. Durch diese hartnäckigen und langdauernden Kriege aber, die sie mit dem „Kaiser von Java', d. i. dem Susuhunan von Mataram oder mit dessen Vasallen führten, und durch die gewöhnliche Folge des Krieges der Eingebornen auf Java, durch Hungersnoth und Seuchen, scheint seit 1590 ein Theil des Landes nach dem andern verödet und die Bevölkerung immer mehr zusammengeschmolzen zu seyn, während die Wildniß, die majestätische Waldnatur, in gleichem Schritt immer weiter vorrückte, von einem Felde nach dem andern Besitz nahm, ja mit ihrer unaufhaltsamen tropischen Kraft endlich die Alleinherrschaft gewann. So wurde die Bevölkerung dieses alten, berühmten Reiches bis auf geringe, hier und da zerstreute Ueberreste vernichtet. An die Stelle der Sawah's, der Fruchtbäume und Palmen, welche rund um die Städte und Dörfer angepflanzt waren, ist die hochstämmige Waldung getreten, eine Waldung, die das ganze Flachland weit und breit wie mit einem Laubgewölbe bedeckt! Die riesenmäßigsten Bäume, unter welchen der berüchtigte Giftbaum Antiaris toxicaria Lesch., erheben sich nun an der Stelle der ehemaligen Aecker und Felder und thun sich ganz so vor als ein Urwald, obgleich ihr Laubgewölbe herabblickt auf die Ruinen von Tempeln und Palästen, die noch vor anderthalbhundert Jahren dort ihre Pracht entfalteten. Doch auch diese Wälder müssen der Art zum zweitenmale weichen, da die neue, seit der friedlichen Organisation des Landes durch die niederländische Regierung von verschiedenen Seiten her wieder herbeigeströmte Bevölkerung noch fortwährend im Wachsen ist."

Außer dem großen Atlas mit illuminirten Landschaftsbildern finden sich dem Text beigegeben eine Menge Gebirgskarten und Profile, so daß sich ganz Java nach allen Richtungen hin dem Auge des Lesers darstellt. „Mein erstes Bemühen war deßhalb dahin gerichtet, auf den Grundlagen dieser Arbeit von Horsfield und Raffles eine verbesserte Positionskarte der Vulkane von Java zu entwerfen. Mit Ausnahme des Gunung-Pulusari, Karang und Murio erstieg ich alle hohen Gipfel der Insel," ausgerüstet mit allen wissenschaftlichen Apparaten zum Höhenmessen, zur Bestimmung des Luftdrucks 2c. Die allgemeine Physiognomie der Insel wird in Folgendem bezeichnet: „Sieht man auf Java eine Menge Kegelberge von 9—11000 Fuß hoch emporsteigen, aus deren isolirten Spitzen sich die Dämpfe der Krater ins stille Luftmeer ergießen, erblickt man zwischen ihnen Meilen — ja Tagereisen weit ausgedehnte Ebenen, worin manche von diesen Kegelbergen wie Inseln in einem Meere liegen, bringt man die geringe Höhe dieser Flächen in Anschlag, die sich ungeachtet ihrer centralen Lage, mitten in der Insel, kaum 200 bis 250 Fuß hoch über das Meer erheben und zu den reichsten Kulturlandschaften der Insel, wo Reis in Sawah's gebaut wird, gehören, — und betrachtet man im Gegensatz zu diesen die Batta-Länder auf Sumatra, wo die hohen Kegel mehr und mehr verschwinden und wo sich dagegen das ganze Land oder doch ein sehr großer, centraler Theil des Landes in einer beträchtlichen, viel größern Höhe als auf Java ausbreitet und Tafelländer bildet, die in Nordtobah, nach dem See Aik-Dau zu, 4500 Fuß hoch ansteigen, — so läßt sich bereits aus dieser verschiedenen Gestaltung und Höheentwickelung der beiden Länder, — des Plateau's von Tobah und der Centralflächen von Java, z. B. den Flächen von Madiun und Kediri, — die Vermuthung ziehen, daß sie auch in allen andern Beziehungen verschieden und eigenthümlich sind."

Die Vulkane Java's sind eben so zahlreich als thätig. „Ist es Eindruck machend, Schreck erregend, von Ausbrüchen zu vernehmen, welche ihren unterirdischen Donner 1050 geographische Minuten weit in der Runde erschallen lassen, welche durch die Asche, die sie auswerfen, Theile des Indischen Archipels, größer als ganz Deutschland, in die tiefste Finsterniß hüllen, oder in einer Nacht ausgedehnte, blühende Landschaften in eine Wüste verwandeln, in welcher Alles, was lebte, vernichtet ist: — ist es anziehend, aus dem Gipfel jüngerer Vulkane, wie aus dem des Lamongan, ein unschädliches, doch prachtvolles Feuerwerk sich fast allnächtlich entfalten zu sehen, — so ist es doch nicht weniger wichtig, auch auf alle die kleinen Ausbrüche, Erdbeben und übrigen Erscheinungen, deren Ursache sich im Innersten der Erde verborgen hält, zu achten, um dadurch zu mittlern Resultaten zu gelangen und aus einer vollständigen Kenntniß der Erscheinungen auf die Kraft selbst, welche die Wirkungen hervorbringt, und auf die Gesetze, denen diese gehorcht, zu schließen." Indem die wagrechten (neptunischen) Erdschichten der Insel so vielfach durch unterirdische Feuerkraft durchbrochen wurden, sind sie

Digitized by Google

außerordentlich durcheinandergeworfen. „Wenn wir dann die zahlreichen Bergketten, in die es gegliedert ist, übersteigen, die einsamen Thäler, die zwischen ihnen liegen, durchwandern und uns die regelmäßige, symmetrische Form der vulkanischen Kegelberge ins Gedächtniß zurückrufen, so wird es uns auf den ersten Blick scheinen, als ob der neptunische Theil der Insel Java ein Chaos sey, ein Wirrwarr von verschiedenartig gestalteten Bergen, Thälern und Klüften, worin jede Regelmäßigkeit fehlt, — bei einer genauern Betrachtung werden wir uns aber bald überzeugen, daß die äußere Gestalt stets von der innern Structur und der Lagerungsart des Gebirges abhängig ist, und werden im Stande seyn, alle verschiedenen Landformen auf zwölf allgemeine Typen zurückzubringen."

Die höchste Spitze der Insel ist ein heiliger Berg, dem die Inder denselben Namen gaben, wie dem großen Meru im Himalaja. „Nur eine einzige Bergspitze auf ganz Java erhebt sich über 11,000′, ja sogar noch 480′ über diese Zone; es ist G.-Semeru, der von den frühern Bewohnern Java's, die Bekenner der Lehre des Brahma, als der heilige Berg betrachtet wurde; sie nannten ihn den Mahameru."

Die spezielle Beschreibung der Gebirge Java's in der zweiten Abtheilung umfaßt beinahe tausend Druckseiten. Von ihrem Reichthum im Einzelnen Bericht zu erstatten, ist daher in einer Recension nicht möglich. Wir wollen nur bemerken, daß der Verfasser außer den Schilderungen, die er als Augenzeuge entwirft, außer den genauesten und umfangreichsten Messungen, Zeichnungen &c. auch noch übersichtlich und vergleichend mittheilt, was frühere Reisende an denselben Orten gefunden haben. Man lernt hier Java unendlich vollkommener als durch Raffles und die früheren Beschreiber kennen. Und wie die Gebirgsformation, so wird auch die Vegetation in einem neuen Licht und viel vollständiger dargelegt, als je zuvor. Herr Junghuhn wirft zuweilen einen mißliebigen Blick auf Blume, dessen schöne Flora von Java ihm nicht in allen Beziehungen stichhaltig erscheint (vrgl. die Anmerkung zu S. 316 der ersten Abtheilung).

Um zu zeigen, welchen Genuß auch nicht gelehrten Geographen und Geologen die Lectüre dieses Junghuhnschen Werkes gewährt, heben wir Einiges aus den prächtigen und äußerst detaillirten Beschreibungen der Wald- und Grasregionen hervor, wobei auch die interessante Thierwelt der Insel zur Sprache kommt. Eine Scene aus dem Urwalde: „Gleich dünnen, aber langen, geringelten Säulen steigen hier und da die Palmen zwischen den übrigen Bäumen empor und ragen mit ihren Wedelschirmen über das Laubgewölbe der andern hinaus. Besonders die Pinangpalme zeichnet sich aus durch ihren schnurgeraden Stamm, der in Vergleich zur außerordentlichen Länge, die oft 100′ beträgt, sehr dünn ist; da, wo diese gegliederten, hellgrauen Säulchen zu Dutzenden neben einander weit über das Laubdach des Waldes hinausragen und im Winde langsam, kaum bemerkbar hin und herschwanken, gewähren sie einen majestätischen Anblick. Dicker und weniger lang, auch oft etwas gebogen sind die Stämme der Kokospalme. Behendig klettert an diesen Säulen das kleine Eichhörnchen Badjing: Sciurus Platani (syn. nigrovittatus) hinan, das die Kokosnüsse anbohrt, nicht nur um das Mark zu essen, sondern auch um die Höhlung der Nuß zu seinem Neste zu erwählen. Es ist ein beständiger Bewohner der Kokospalmwälder und theilt diese Lebensart mit dem fliegenden Eichhörnchen Bilok: Pteromys sagitta Desmarest, das man oft, besonders des Abends, von einer Palme zur andern herüberschweben sieht. Zuweilen, doch öfter in der Nähe des Dorfes, als im Dorfe selbst, begegnet man einem Feigen-, Dadap-, Kapok- oder einem andern Baume, der von allem Laube entblößt, wie abgestorben ist, von dessen kahlen Zweigen aber Hunderte ungeheuer großer, schwarzer Früchte herabhängen. Treten wir näher — ein ammoniakalischer Gestank kommt euch entgegen — so sehen wir mit Erstaunen, wie diese ungeheuren Früchte sich hier und da regen, sich krümmen und vernehmen zuweilen ein leises Gepiep. Es sind die sogenannten fliegenden Hunde, Kalong: Pteropus edulis L., die, den Kopf zu unterst, hier in ungeheuern Schaaren an den Bäumen hängen, wo sie den ganzen Tag lang, der glühend heißen Sonne blosgestellt, ihr Nachtverbleib halten. Nur zuweilen, wenn der eine von dem andern verdrängt wird, sieht man sie für einen Augenblick herumflattern, sonst hängen sie an den Aesten festgehakt, unbeweglich still, bis der fallende Abend sie zu ihren nächtlichen Zügen ruft. Dann fliegen sie als riesenmäßige Fledermäuse durch die Luft."

Eine interessante Bemerkung macht der Verfasser Theil I. Seite 225: „Pfaue und Tiger findet man, nach der Behauptung der Javanen, stets zusammen, keinen ohne den andern. Obgleich ich den Grund davon nicht anzugeben vermag, so habe ich doch diese Behauptung überall bestätigt gefunden. Sogar wo ausnahmsweise der Tiger noch in 8000′ hohen Gebirgen vorkommt, wie im Ajanggebirge, wo viele Hirsche leben, wird auch der Pfau angetroffen. Sollte das übrig gebliebene Aas, die Gedärme und der Koth der Thiere, welche der Tiger verschlungen hat, die Entwicklung von Würmern (Insektenlarven) veranlassen, die dem Pfau

Digitized by Google

wieder zur Nahrung dienen? Gefangene Pfaue habe ich lange Zeit mit Termiten und Regenwürmern gefüttert." Diese Bemerkung ist von besonderem Interesse in Bezug auf die uralte Vorstellung, nach welcher der Panther durch seinen süßen Geruch andere Thiere nach sich ziehen soll.

Eine Scene am Meeresufer: „Als ich am 14. Mai 1846, auf meiner Reise zum Süd-West-Kap der Insel Java, aus dem Küstengebüsch des Tandjung-Sodong hervortrat und über das breite Sandgestade hinsah bis zur jenseitigen Landzunge Pang orok in Westen, da glaubte ich ein Schlachtfeld vor mir zu erblicken. Hunderte Gerippe der ungeheuer großen Schildkröten, manche bis 5′ lang, 3′ breit und hoch, lagen da auf dem Strande umher zerstreut. Einige bestanden nur noch aus glatten Knochen, waren gebleicht, andere waren zum Theil noch von faulenden stinkenden Eingeweiden erfüllt, und wieder andere waren noch frisch und blutend, aber alle lagen auf dem Rücken. Oben in der Luft flogen eine Menge Raubvögel in Kreisen herum. Lange Fährten zogen sich vom Meere quer über den Strand bis zum Fuße der Dünen. Meine java'schen Begleiter folgten diesen Fährten, die geradlinigt fortliefen, und fanden eine ungebeure Menge Schildkröteneier, die dort im Sande verscharrt waren. Hier ist der Ort, wo die Schildkröten auf ihrer nächtlichen Wanderung vom Saume des Meeres bis zu den Dünen und von da zurück zum Meere, von wilden Hunden Andjing adjag: Canis rutilans Boie angefallen werden. Diese kommen in Truppen von 20 bis 50 Stück, packen die Schildkröte an allen zugänglichen Stellen ihres umpanzerten Körpers an, zerren an den Füßen, am Kopfe, am After und wissen durch ihre vereinigte Kraft das Thier, ungeachtet seiner ungeheuren Größe, umzuwälzen, so daß es auf den Rücken zu liegen kommt. Dann fangen sie an allen Enden an zu nagen, reißen die Bauchschilder auf und halten an den Eingeweiden, dem Fleische und den Eiern ihr blutiges Mahl. Viele Schildkröten entfliehen ihrer Wuth und erreichen, oft die zerrenden Hunde hinter sich her schleppend, glücklich das Meer. Auch nicht immer verzehren diese ihre gemachte Beute in Ruhe. In manchen Nächten geschieht es, daß der Herr der Wildniß, der Königstiger Matjan lorek: Felis tigris L. aus dem Walde hervorbricht, einen Augenblick stille hält, stutzt, mit funkelnden Augen den Strand überspäht, dann leise heranschleicht und endlich mit einem Satze, begleitet von einem dumpf-schnaufenden Geknurr, unter die Hunde springt."

Vom Meeresufer berichtet Herr Junghuhn auch den interessanten Cultus einer Göttin. „Eine solche großartige Natur, welche so merkwürdige Erscheinungen zur Schau gibt, wie periodisch fauchende, blasende Höhlen und farbige Bogen über der Brandung, die verschwinden und wiederkehren — den Javanen ganz und gar unerklärbar — eine solche Natur muß nothwendig von überirdischen Wesen belebt seyn. Ganz gewiß wohnen hier unsichtbare Geister. Erkundigt man sich bei den Javanen, so vernimmt man, daß Ratu-Loro kidul — die Königin Loro der Südküste! — es ist, welche in diesen Höhlen wohnt, welche der Brandung gebietet, ja über die ganze Küste herrscht. Diese Göttin wird von der Bevölkerung in hohen Ehren gehalten. Zu Rongkop steht oben auf der Küstenmauer ein Haus in einem Palmenhaine, ein schönes, von Bambus gebautes Haus, worin kein Sterblicher wohnt, wo Niemand vorbeigeht, ohne seine Hände zum ehrerbietigen Gruß (Sembah) an's Haupt zu bringen. Man würde des Todes seyn, wenn man es wagen wollte, dieses Haus zu betreten. Es gehört der Loro kidul, der es zuweilen behagt, dem Busen des Meeres zu entsteigen oder ihre Felsenhöhlen zu verlassen und ihren (unsichtbaren) Einzug zu halten in dieses Haus, wo ihr das fromme Volk Hausgeräth, Bett und vorräthige schöne Kleider hingelegt hat, deren sie sich nach Belieben bedienen kann. Nur zuweilen begibt sich ein Häuptling von den Pflückern der Vogelnester, eine Art Priester, in die Wohnung des Geistes, um sie vom Staube zu reinigen, während Weihrauchdampf als frommes Opfer an der Pforte des Hauses emporsteigt. Kein Laut darf während dieser Zeit seinen Lippen entschallen, eben so wenig als der Schaar der übrigen Javanen, die in banger Ehrfurcht draußen vor der Wohnung knieen." Ist das nicht der Cultus einer indischen Fata Morgana?

Der Atlas enthält groß ausgeführte illuminirte Bilder von außerordentlich schönen javanischen Landschaften. Das ganze Werk macht dem deutschen Buchhandel Ehre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 94. 23. November 1853.

Politische Literatur.

Prinzipienfragen. Politische Briefe an einen deutschen Edelmann nebst gesammelten Schriften von Carl Ernst Jarcke. Mit einem Porträt und Nekrolog des Verfassers. Paderborn, Schöningh, 1854.

Trotz allen neuen Verwicklungen und Verwirrungen wird doch in unserer Zeit auch Vieles abgewickelt und entwirrt. Der Horizont klärt sich in vielen Beziehungen auf, wo man bisher im Nebel tappte. Zu den lehrreichsten und interessantesten Aufklärungen der jüngsten Zeit gehören ohne Zweifel die über das Metternich'sche System, welches von 1814 bis 1848 geherrscht hat. Die vorliegenden Schriften aus dem Nachlasse Jarcke's aber liefern zu jenen Aufklärungen einen der reichsten Beiträge. Jarcke selbst wurde von der im Haß bornirten öffentlichen Meinung einfach für den Nachfolger des Herrn von Genz, für ein servile Werkzeug der Metternich'schen Politik, für eine erkaufte Feder, für ein charakterloses Individuum gehalten und mit unsäglicher Verachtung gebrandmarkt, ohne daß man sich die Mühe genommen hätte, seine schriftlichen Kundgebungen zu prüfen. Man hätte, wenn man seine Aufsätze in den historisch politischen Blättern aufmerksamer und gerechter gewürdigt hätte, schon in der Zeit, in welcher Metternich noch allmächtig war, Jarcke's selbstständige und charaktervolle Ansicht wohl herausfinden müssen.

Jarcke befand sich im entschiedensten Widerspruch mit der Metternich'schen Politik, was er freilich erst nach und nach erkannte, indem er selbst anfangs in demselben Irrthum befangen war, wie die öffentliche Meinung. Um es kurz zu sagen, so lag der tiefe Widerspruch Jarcke's gegen das Metternich'sche System in den kirchlichen Angelegenheiten. Jarcke war ein treuer Anhänger der Kirche und erkannte mit Schrecken, daß Metternich mit der Kirche nur ein herabwürdigendes Spiel treibe. Das Metternich'sche System war durch und durch josephinisch, kirchenfeindlich, ja kirchenmörderisch, unter dem Aushängeschild der eifrigsten, ja ultramontansten Kirchlichkeit. „Mit großer Geflissenheit wurde der böse Schein des offenen Bruches vermieden, dafür kam aber auch der Kirche jener Segen nicht zu Gute, der sonst dem Martyrium verheißen ist. Wie ein Baum, den man bis aufs Mark anbohrt, langsam dahin siecht und endlich verdorrt, so sollten auch der Kirche die Schlagadern unterbunden, und gleichzeitig ihrem innersten Lebenskerne so viel Elemente des Unglaubens, so viel Febronianismus, so viel Schisma eingeimpft werden, daß im Laufe einer nicht gar langen Reihe von Jahren, ohne weiteres, ausdrückliches Dazuthun des Staates, gleichsam von selbst, wenn nicht die Vorsehung mit einem Wunder dazwischen trat, eine Art von natürlichem Tode erfolgen mußte. — Auf der andern Seite war diese lautlose, tückische Verfolgung, dieser consequente, aber geheime Kampf gegen das Wiedererwachen eines bessern kirchlichen Geistes, gewiß mehr durch zufälliges Zusammentreffen wie durch künstliche Berechnung, so merkwürdig mit Elementen entgegengesetzter Art gruppirt, daß unkundige oder oberflächliche Beobachter leicht den Eindruck empfangen konnten: die Kirche lebe in Oesterreich im vollen und unangefochtenen Genusse mittelalterlicher Herrschaft, und die Geistlichkeit sey mit dem polizeilichen Absolutismus eng zu einem und demselben Zwecke verbrüdert. Es ist oben schon bemerkt, daß die Traditionen aus der Theresianischen Zeit nicht plötzlich und folgerecht abgeschnitten, und später sogar bei Kaiser Franz und manchem seiner Rathgeber Velleitäten aufgetaucht waren, die der Kirche günstig schienen. Viele Klöster, obwohl in ihrem innersten Lebensprincip zu Grunde gerichtet, waren dennoch äußerlich noch in ihrem alten Stande und Wesen erhalten, und theilweise sogar

Digitized by Google

im Besitze ihres Reichthums geblieben. Der Episcopat, nachdem er sich des Widerspruchs gegen den Febronianismus entschlagen, war in die Hierarchie des Beamtenthums eingereiht, und eine herkömmliche Stufe des Avancements für die, in der josephinischen Praxis ergrauten geistlichen Referenten der Hofstellen und Gubernien geworden. So schien die äußere Eintracht der Kirche mit dem Staate um so fester begründet, als die Censur (die den Atheismus, sobald er sich in belletristisch gefällige Formen zu schmiegen und verpönte Schlagworte zu vermeiden wußte, in breiten Strömen unangefochten durch das Land fließen ließ —) dennoch jedweden directen und formellen Angriff auf irgend einen Heiligen des Kalenders unbarmherzig unterdrückt haben würde. Wurden doch selbst den Bethäusern der Protestanten (während die höhere Bureaukratie diese selbst mit mütterlicher Zärtlichkeit hätschelte!) Glockenthürme und Eingänge von der Straße her beharrlich verweigert, was keinen andern Zweck und Nutzen hatte, als daß in Folge dieser Zurücksetzung die gehässigsten Seitenblicke auf die ungeheuren Prärogative der Ecclesia dominans geworfen werden konnten. — Die Kirche galt denen, die der Fahne des Indifferentismus folgten — und ihre Zahl war in Oesterreich Legion! — eben nur als Polizeianstalt, der Priester als Beamter im schwarzen Rocke. Die Folge davon war, daß Kirche und Glaube in Oesterreich gerade das Gegentheil dessen waren, was sie dem Willen Gottes gemäß allenthalben seyn sollen, wo die Staatsgewalt es ehrlich mit der Sache Gottes meint: Stützen und Fundamente der bürgerlichen Ordnung und der Herrschaft des Rechts auf Erden. Denn nur eine freie Kirche kann dem Staate Schutzwehr und Hülfe seyn: eine geknechtete ist ein Gewicht mehr, welches die sinkende Macht in den Abgrund zieht. So war auch in Oesterreich die nothwendige Folge dieses, über allen Ausdruck traurigen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche keine andere, als daß einerseits die von der Staatsgewalt gefesselte Kirche auf die gebildete und lesende Classe schlechthin gar keinen Einfluß hatte, und daß dennoch andererseits die stille, lang verhaltene Wuth der Feinde des Christenthums sich in Oesterreich mehr als sonst irgendwo auf den weltlichen Staat geworfen hatte, der in der allgemeinen Verwirrung der Begriffe als besonders thätiger und mächtiger Schutzherr und Beförderer des Ultramontanismus galt, während er in Wahrheit, gerade durch seinen treulosen und verderblichen Schutz, der gefährlichste Feind der Kirche war." Diese Sätze (Seite 516—519) sind so klar und historisch wahr, daß sie weiter keines Commentars von unserer Seite bedürfen.

„Der Staat," fährt Jarcke S. 521 fort, „haßte die Kirche und fürchtete die Revolution, dies war für diese, wie für so manche andere, sonst unkirchliche Erscheinung in Oesterreich das lösende Wort des Räthsels. Im protestantischen Deutschland hatte die Lossagung von der Kirche dahin geführt, sich ohne Rückhalt der maßlosesten Freiheit der geistigen Bewegung in die Arme zu werfen, welche augenfällig einen nicht unbedeutenden Theil der Gebildeten wiederum der katholischen Kirche und einer gesunden Auffassung von Staat und Recht näher gebracht hat, als ihrer viele selbst wissen. In Oesterreich, wo der Haß der Bureaukraten gegen die Kirche mindestens eben so groß war, als in Preußen, wurde er, so lange Kaiser Franz regierte, durch die eben so mächtige Furcht vor der Revolution in der Schwebe gehalten. Jeder Schritt vorwärts schien diesem Abgrunde zuzuführen, jeder Schritt zurück die Grundsätze Kaiser Josephs an die Kirche zu verrathen. Die Folge dieses Zusammenstoßes beider Potenzen war eine Verknöcherung, eine alles Leben einfangende Knechtung und Verdumpfung des öffentlichen Unterrichts, von der Niemand, der diesen Zustand nicht erlebt und mit eigenen Augen gesehen hat, sich auch nur annäherungsweise einen Begriff machen kann. Um die Gefahren der Licenz zu vermeiden, war man in einen geist- und ideenlosen Absolutismus verfallen, der durch die Leerheit und Oede der Köpfe und Herzen, die er schuf, und mehr noch dadurch so ungemein verderblich wirkte, daß er die tiefste Erbitterung über ungerechten und unverständigen Zwang in die Gemüther unreifer Knaben und Jünglinge senkte. Derjenige Theil der männlichen Jugend aus den gebildeten Ständen, der nicht von vornherein dem bureaugerechten Stumpfsinn verfiel, wurde auf diesem Wege schon von den Kinderschuhen an in eine Opposition gegen die bestehende Staatsordnung geworfen, die, wenn einmal ein Durchbruch erfolgte, unvermeidlich zu den Erscheinungen führen mußte, die heute alle Freunde Oesterreichs mit Staunen und Betrübniß erfüllen. In keinem Lande war die Erlaubniß zu lehren an engherzigere Bedingungen und pedantischere Formen gebunden, und in keinem Lande war die Lehre (ehrenvolle, vereinzelt stehende Ausnahmen vorbehalten!) im Ganzen in bedenklichern und untüchtigern Händen. In keinem Lande waren Inhalt und Methode des Unterrichts, auf dem Papier, ängstlicher von Staatswegen vorgeschrieben, und nirgendwo herrschte, in sofern es Principien und Ideen galt, in den Köpfen der Jünglinge größerer Mangel an Orientirung, geringere Kenntniß der in der Zeit liegenden Gegensätze und deßhalb betrübendere Haltungslosigkeit in allen Fragen tieferer

Digitized by Google

Wissenschaft. In keinem Lande war der öffentliche Unterricht mehr auf das Gedächtniß gegründet, das in kurzen Perioden wiederkehrende Abfragen des Auswendiggelernten strenger vorgeschrieben, und nirgendwo wurde das widerwillig und zwangsweise Gelernte weniger verstanden und schneller vergessen, als in Oesterreich. Alle diese bureaukratisch-mechanischen Vorrichtungen dienten, wenn man auf ihre thatsächliche Wirkung sieht, nur dazu, jede bessere, geistige Leitung von der österreichischen Jugend fern zu halten, in der es an guten Köpfen und jugendlich für alles Edle empfänglichen, leicht lenkbaren, unverdorbenen Gemüthern eben so wenig mangelte, als anderswo. Die Irrthümer der Zeit dagegen, auch die abscheulichsten, waren Jedem zugänglich. der Lust und Neigung trug, sich darauf einzulassen."

In Bezug auf die Censur, jenes berüchtigte Metternich'sche Regierungsmittel, welches seiner Zeit nicht weniger gehaßt und gefürchtet war, wie weiland die Inquisition in Spanien und Venedig, bemerkt Jarcke, daß sie in Oesterreich nur der Revolution und dem Atheismus gedient habe, während alle Welt sich einredete, sie sey die Schergin der Kirche gewesen. „Die Erfahrung hat gezeigt, daß es zuweilen den böswilligsten Feinden der Kirche und des monarchischen Princips gelungen ist, sich der Censurverwaltung für ihre Zwecke zu bemächtigen. So geschah es, nach Fiévée's Zeugniß, in Frankreich, wo, als Napoleon die kirchliche und bürgerliche Ordnung wieder herstellen wollte, die Jakobiner durch die Censur für die anarchischen Principien der encyclopädistischen Philosophie zu arbeiten fortfuhren; so in Spanien, wo unter Karl IV. die Inquisition (als oberste Censurbehörde) in die übelsten Hände gerathen war, und Llorente, der Generalsekretär derselben, sich späterhin offen als Freimaurer bekannte; so endlich auch heut zu Tage in einem großen Theile von Deutschland, wo die Censur, nach Ausweis der Erfahrung, nur dazu dient, die frevelhaftesten Angriffe, besonders auf die Kirche und den christlichen Glauben, vor jeder Verantwortlichkeit sicher zu stellen, die katholische Vertheidigung aber nach Kräften zu hemmen und niederzuhalten. Auch der Zustand der Presse in Oesterreich leidet, so eigenthümlich er sich auch sonst gestaltet hat, dennoch in vielem Betracht unter den unglücklichen Verhältnissen, welche in dieser Beziehung auf ganz Deutschland lasten. Die Censur wird hier strenger geübt, als in irgend einem andern europäischen Lande. — Dennoch haben sich hier, theils gerade in Folge dieser Strenge, theils in Gemäßheit der noch bestehenden, die Kirche betreffenden Gesetzgebung, theils endlich als Ergebniß der hiesigen Anordnungen im Studienfache, Uebelstände herausgestellt, die nicht minder bedenklich sind, als die in manchen andern deutschen Ländern obwaltende Licenz. Weder auf dem theologischen und kanonistischen, noch auf dem politischen, noch auf dem staatsrechtlichen und historischen, noch auf irgend einem andern ernstern, wissenschaftlichen Felde hat sich in Oesterreich eine Thätigkeit der Presse entwickelt, die irgend ein Gewicht in die Schale der Vertheidigung des Rechts, der Ordnung und der Wahrheit zu legen im Stande wäre. Dafür ist hier aber seit den letzten fünfundzwanzig Jahren eine zum Theil durch sehr bedeutende Talente vertretene, belletristische Literatur enstanden, deren beseelendes Princip ein kaum verhüllter Materialismus und Pantheismus ist, dessen grobe Ausbrüche die Censur verhindern kann, über dessen Geist sie aber Herr zu werden außer Stande ist. — Eine Unzahl von Journalen, die von dieser Literatur leben, nähren das Lesebedürfniß des Publikums, und sind eine Schule, in welcher die heranwachsende Generation schreiben und denken lernt. — Abgesehen davon, daß Oesterreich das einzige Gegengewicht gegen solche Presse, — ein tüchtiges, reges, ernstes wissenschaftliches Leben im Inlande nicht besitzt, so ist es auch allen Einflüssen der schlechten Presse Preis gegeben, die von Sachsen und Württemberg aus dieses Land überschwemmt, ohne daß die strengsten negativen Maßregeln den Reiz des Verbotenen aufwiegen könnten. Und dennoch fällt das ganze Odium dieses Systems auf die Regierung; die öffentliche Meinung aller Classen hat auf das Entschiedenste gegen diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung Parthei genommen. Die Schuld dieses großen Uebelstandes in bestimmten Personen zu suchen, wäre ein großer Irrthum. Sie liegt bei weitem tiefer in einem Complexus von Verhältnissen, Ansichten und historischen Voraussetzungen, deren Wurzel und Quelle im Eingange bezeichnet wurde. Die Censur ist in Oesterreich von dem Willen und der Einsicht der Personen, die sie handhaben, ziemlich unabhängig. Sie ist selbst nur der Ausdruck eines falschen und unmöglichen Systems, welches wie ein Fatum über Oesterreich schwebt, des Systems: zu gleicher Zeit gegen die Kirche und gegen den Radicalismus Krieg zu führen, und mithin das Gute und das Schlechte mit einander niederzuhalten."

Diese hinterlassenen Schriften von Jarcke enthalten eine große Mannigfaltigkeit von Gedanken in zum Theil fragmentarischer Form, zum Theil in Reden, Briefen und längern Abhandlungen. Der Grundgedanke, der sich durch das ganze Werk hindurchzieht, bleibt aber immer, daß der Staats-Absolutismus, wie er unter

Digitized by Google

Metternich gehandhabt worden ist, nothwendig zur Revolution führen müsse, daß er auf die Dauer unhaltbar, weil widernatürlich sey, und daß er die Dynastien mit in den Abgrund ziehe. Die Hauptschuld, die er demselben zum Vorwurf macht, ist die Mißachtung und Mißhandlung der Kirche. Jedoch legt er großen Nachdruck darauf, daß auch der grausamste Despotismus, auch die gewaltthätigste Dummheit der sogenannten Aufklärung der Kirche Christi niemals im Wesen schaden könne. „Gott hat den Entwürfen und Bestrebungen der Menschen — den guten, wie den bösen — ihr Maß gesetzt und ihre natürliche Grenze gesteckt. Hätte der moderne Staatsabsolutismus das Christenthum vernichten können, so wäre damit zugleich der Beweis geliefert gewesen, daß es doch nur von dieser Welt war. Aller menschlichen Berechnung nach mußte die Kirche dem omnipotenten Staate erliegen. Aber es ist anders gekommen. Die absolute Staatsweisheit, mit allen weltlichen Mitteln, geistigen wie physischen ausgerüstet, den Häuptern der Kirche tausendmal an Schlauheit und Weltgewandtheit überlegen, hat ihr Ziel doch nicht erreicht. Die Philosophensekte des vorigen Jahrhunderts hatte die Fürsten überredet, sie würden durch die Unterdrückung der Kirche stärker werden. Aber die wirkliche Folge dieses unglücklichen Kampfes, das eigentliche Ergebniß der auf diesem Felde errungenen Siege war die große europäische Revolution, welche jetzt schon seit 60 Jahren den Boden von Europa nach jeder Richtung aufwühlt. — Sie konnte nicht ausbleiben. Das Christenthum hat den europäisch fürstlichen Staat gebaut. Diesem grub der Absolutismus sein Grab, als er dessen sittlich-religiöse Grundlage zu zerstören begann. Was weiter kommen mußte, kam. — Es gibt eine interessante historische Untersuchung, die ich Jedem empfehle, der Zeit und Sinn für solche Betrachtungen hat. Man verzeichne die Angriffe, welche alle katholischen Regierungen Europa's der Reihe nach seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts auf die Kirche unternahmen, in eine Spalte, und stelle auf demselben Blatte ihnen gegenüber die Umwälzungen, welche eben diese Länder, — Spanien, Portugal, Frankreich, Venedig, Toscana, Neapel, zuletzt Oesterreich — erlitten. Die Moral dieser Bilanz ergibt sich von selbst."

Wahrheiten, wie diese, können in unseren Tagen nicht laut genug gesagt werden, denn die Bureaukratie scheint keineswegs überall von ihrer alten Blindheit geheilt zu seyn, sondern sich (außerhalb Oesterreich) hin und wieder von den Schrecken des Jahres 1848 an der Kirche erholen zu wollen. Das Allerverkehrteste, was sie thun kann. Jeden Streich, den sie der Kirche versetzt, wird sie von der Revolution zehnfach zurück empfangen. Was Oesterreich insbesondere betrifft, so hat es sich aufs äußerste zu hüten vor einer Wiederkehr der vormärzlichen Stimmungen und Zustände. Es sollte dort der Regierung alles daran liegen, durch ein entsprechendes Unterrichtssystem und durch Männer, die zugleich kirchlich und geistreich sind, den angebornen frommen Sinn des Volkes zu stärken und der wohlgesinnten und gabenreichen Jugend Oesterreichs zum Bewußtseyn zu bringen, wie viel mehr Werth sie habe, als die durch alle Verderbtheit gelaufene Jugend der sogenannten aufgeklärten Staaten. Der Boden Oesterreichs ist Boden der alten Kirche und volksthümlichen Tugend, Boden alter Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Gemüthlichkeit. Diese edeln Eigenschaften baue man an und man wird reicher seyn als alle Nachbarn. Es ist das schmählichste Vorurtheil, die frechste Lüge, daß Oesterreich eine Geisteswüste sey, die von der modernen Civilisation erobert werden müsse, unter welcher Civilisation aber zunächst immer die psychische Siphylis der Wiener Literatur- und Theaterjuden verstanden wird. Nichts steht tiefer unter dem Adel der alten Kirche und des österreichischen Stammcharakters, als dieses Wiener Literatenthum mit seiner nichtswürdigen Nachäfferei der Pariser und Berliner Blasirtheit. Für Oesterreichs künftiges Wohl kommt alles darauf an, daß es seinen Glauben und seine biedere Volksthümlichkeit sichere und schütze gegen die ätzenden Stoffe, die durch die Presse und Schule in sein gesündestes Leben schadenfroh geträufelt werden von seinen bittersten Feinden, zum Theil von solchen, die es ehrt und bezahlt.

Man abonnirt auf das Literaturblatt durch die Postämter beim Königl. Württemb. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, | N° 95. | 26. November 1853.

Altdeutsche Poesie und Legende.

1) Crescentia. Ein niederrheinisches Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert. Herausgegeben von Oscar Schade. Berlin, Dümmler, 1853.

Als eine der schönsten Dichtungen des zwölften Jahrhunderts, aus der Zeit, wo die deutsche Poesie noch in den Händen der Geistlichkeit ruhte, wird mit seltener Uebereinstimmung so ziemlich von allen Literärhistorikern die Crescentia betrachtet, ein Gedicht, das eine der gelungensten Episoden der Kaiserchronik bildet und darum auch frühe schon, noch im dreizehnten Jahrhundert, eine abgesonderte Umarbeitung in regelrechtere Verse erfahren hat. Daß es älter sey, als die Kaiserchronik und, ehe es von dem Sammler und Bearbeiter in diese verschmolzen wurde, als selbstständiges Gedicht bestanden habe, gilt ebenfalls für eine ausgemachte Sache, da es sich in Vortrag, Sprache und Reim von den übrigen Theilen des Werkes deutlich genug unterscheidet. Diejenigen aber, die bis dahin glaubten, die Crescentia sey wie die meisten übrigen epischen Gedichte des 12. Jahrhunderts, welche außerhalb des Kreises der deutschen Heldensage fallen, in den üblichen kurzen Reimpaaren gedichtet, befinden sich auf durchaus falscher Fährte; denn es ist dieses Gedicht, wie man durch Herrn Schade zum ersten Male erfährt, in Strophen abgefaßt, in Strophen aus drei Paaren kurzer Verse zu vier Hebungen, deren Schlußzeile allemal um zwei Hebungen verlängert wird.

Diese Entdeckung hat der Verfasser zwar vor nicht gar zu langer Zeit erst gemacht und sie entbehrt darum, was er selbst zuzugestehen offen genug ist, noch der allseitigen Begründung. Aber wer will es ihm verdenken, daß er in der ersten Freude über seinen neuen Fund jetzt schon ihn ans Tageslicht zieht, damit auch Andere, damit alle Welt sich mit ihm darüber freue? Denn seine Entdeckung steht, wie er selbst mit einem kühnen Bilde sich ausdrückt, baumfest, und wer daran noch zweifeln sollte, wird ziemlich unverblümt für einen Ignoranten erklärt. Man sieht, es fehlt dem Verfasser keineswegs an Kunst und Geschick, seine Ansicht geltend zu machen, und die unsägliche Selbstzufriedenheit, womit er seine Entdeckung in die Welt führt, und die bewundernden Ausrufungen, die er ihr selbst mit auf den Weg gibt, verdienen alle Anerkennung und lassen hoffen, daß er es bei einiger Uebung darin noch weiter bringen werde.

Aber nicht blos die Crescentia ist ein strophisches Gedicht, das wäre das wenigste, nein! noch eine ganze Reihe anderer Epen des 12. Jahrhunderts, das Annolied, der größere Theil der Kaiserchronik, König Ruther, Oswald, Laurin, Orendel und andere mehr sind ebenfalls in Strophen, in sechszeiligen Strophen wie die Crescentia gedichtet. Wie wird sich der Herausgeber der Vorauer Handschrift freuen, die vier Evangelien (das ältere Anegenge), die Schöpfung, die ältere Judith, die W. Wackernagel mit unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und zu des Herausgebers tiefem Schmerze als bloße Reimprosa mit nur gelegentlichen Reimanklängen erklärt hat, nun zu Gedichten und gar zu strophischen Gedichten erhoben zu sehen!

Die Genesis dieser neuen und wunderbaren Entdeckung, von der Niemand bis jetzt sich hat träumen lassen, glauben wir zu errathen. Herr Schade hat die Crescentia gelesen, ohne Zweifel mit großer Aufmerksamkeit gelesen, und da und dort sich wiederholende, den Sinn abschließende Absätze zu sechs Zeilen gefunden. Grund genug und mehr als genug, die Sache mit Eifer weiter zu verfolgen und die Untersuchung auch auf andere verwandte Gedichte auszudehnen, bei denen es mit Wundern hätte zugehen müssen, wenn sie ihm nicht, wenigstens theilweise, eine Bestätigung seiner Ahnung

Digitized by Google

gebracht hätten. Damit war die Theorie fertig. Denn ach, man glaubt so gerne, was man wünscht, besonders in jungen Jahren und bei etwas lebhafter Phantasie. Wer hätte das nicht schon an sich selbst erfahren?

Uebrigens dürften wir uns kaum irren, wenn wir annehmen, daß Lachmanns Traum von dreißigzeiligen Abschnitten in Eschenbachs Parzival und Wilhelm, sein Glaube an das Walten geheimnißvoller Zahlenreihen in den altdeutschen Gedichten und seine Kritik des Nibelungenliedes, die ja auch Andere zu ähnlichem Beginnen aufgestachelt hat, auf Herrn Schade Einfluß gehabt und ihn zu seiner Entdeckung und deren consequenten Durchführung getrieben habe. Wie muß er sich aber drehen und wenden und zu welchen verzweifelten Mitteln muß er greifen, um seine sechszeiligen Strophen herauszubringen? Während jener wie ein vorsichtiger Chirurg zu Werke geht und mit sorgsamer Hand nach den Stellen greift, die ihm krank scheinen, und er behutsam entfernt, was ihn an deren Heilung hindert, schwingt Herr Schade mit Ungestüm das Messer und schneidet erbarmungslos weg, was seinen vorgefaßten Meinungen im Wege ist.

Mit gutem Rechte darf darum der Vorwurf der Gewissenlosigkeit, womit er Andere so freigebig bedenkt, auf ihn selbst zurückgeschleudert werden; denn die Art und Weise, wie er mit diesem ehrwürdigen Denkmal alter echter Poesie umspringt, kann nur mit gewissenlos bezeichnet werden. Gleich einem Taschenspieler arbeitet er mit den einzelnen Gliedern und Bestandtheilen des Gedichtes, das ihm wintschaffen als ein ermel ist: Verse, die auf sein sechszeiliges Ellenmaß nicht passen, wirft er — husch, ehe man sich's versieht — weg, ganze Reihen von Versen schmelzt er mit erstaunlicher Geschwindigkeit in eine, in zwei zusammen, und da und dort, wenn der alte Text sich der sechszeiligen Strophe gar nicht fügen will, gibt er wohl auch Verse eigener Fabrikation. Auf diese Weise ist es ihm denn auch wirklich gelungen, die 1460 Zeilen des ursprünglichen Gedichtes, wie es in der Kaiserchronik überliefert ist, um 236 Zeilen zu verkürzen. Und das nennt man in der Geheimsprache der Lachmannischen Nachfolger Gewissenhaftigkeit und kann des Tadels kein Ziel finden gegen Männer, die, aus Achtung vor dem überlieferten Buchstaben, den gewaltsamen Aenderungen abhold sind! Wir nennen das Willkür, und nichts als Willkür zu Anfang, in der Mitte und am Ende. „Ein elender Nothbehelf" oder „das paßt nicht" das sind gewöhnlich die Gründe, die dem erstaunten Leser, vor dessen Augen alle diese Kunststücke sich begeben, entgegengehalten werden. Von einer Pietät gegen diese kostbaren poetischen Ueberreste aus alter Zeit findet sich in solchem Verfahren keine Spur: der fixen Idee sechszeiliger Strophen wird alles zum Opfer gebracht.

Mag sich an dieser durch Hyperkritik zersetzten und zerfetzten, an dieser wirklich auf unverantwortliche Weise geschädigten Crescentia freuen wer da will; wir vermögen es eben so wenig als an der willkürlich verstümmelten Gudrun des Herrn von Plönies, und uns bangt davor, daß auf ähnlichem Wege noch andere Gedichte, wie in Aussicht gestellt wird, zu Schaden kommen können. Uns nämlich scheint gar keine besondere Kunst dazu zu gehören, in dieser Weise ein jedes beliebige altdeutsche Gedicht in Strophen von jeder beliebigen Größe umzusetzen.

Ein niederrheinisches Gedicht nennt der Herausgeber die Crescentia. Mit welchem Recht? Es wird nicht überflüssig seyn, sich vor allem über den Begriff und die Bedeutung dieses Ausdrucks zu verständigen. Daß man, wo es sich um Gedichte aus deutscher Vorzeit handelt, unter Niederrhein nicht in voller Ausdehnung die Gegenden versteht, die jetzt in Preußen unter diesem Namen zusammengefaßt werden, sollte keiner Auseinandersetzung bedürfen. Lachmann, der, wenn wir nicht irren, die Bezeichnung niederrheinisch für gewisse altdeutsche Gedichte zuerst gebraucht hat, verstand darunter offenbar nichts anderes als niederdeutsche Gedichte, die abwärts von Köln, wo die Herrschaft des Niederdeutschen beginnt, dem Rhein entlang bis Cleve etwa entstanden sind. In diesem Sinne gebraucht auch Wilh. Grimm das Wort für seinen Wernher, und diese Bedeutung muß ihm verbleiben, wenn man nicht der Verwirrung Thür und Thor öffnen will.

Noch im Jahre 1835 vermochte Lachmann als niederrheinische Poesie blos das Annolied nachzuweisen. Herr Schade weiß das besser und ihm gehören fast alle seiner strophischen Epen zu der „großen Gruppe niederrheinischer Gedichte." Wenn aber der König Ruther, die von Lachmann in der Vorrede zu Wolfram und in den Berliner akad. Abhandlungen (1836. S. 160 ff.) bekannt gemachten Bruchstücke, Wilh. Grimms Wernher, die Eneide und die Lieder Heinrichs von Veldeke wirklich niederrheinische Gedichte sind (und wir sind überzeugt, daß sie es sind), so können nicht auch die Schadeschen Strophen, die nur theilweise eine niederdeutsche Sprachfärbung zeigen, diesem Sprachgebiete angehören; vielmehr erlauben die Reime in der Crescentia und ein paar anderen Gedichten, so wie der Kaiserchronik (falls es überhaupt gestattet ist, hier auf Reime, die sehr ungenau und oft bloße Assonanzen sind, solches Gewicht zu legen) höchstens, sie in die Gegend von Mainz und Trier, an den Mittelrhein zu weisen. Dort können sie

Digitized by Google

entstanden seyn, nie und nimmer aber am Niederrhein. Herr Schade ist aber schnell fertig und rasch in seinem Urtheil, wie die Jugend zu thun pflegt, der die reifere Erfahrung und damit die Bescheidenheit noch fehlt. Daß diese Eigenschaften ihm noch fehlen, das zeigt die eitle Wohlgefälligkeit, womit er seine neuen, überaus wichtigen Entdeckungen der gelehrten Welt ankündigt, das zeigt die Ueberhebung und Anmaßung, womit er für seine unfertigen Funde Anerkennung und Glauben verlangt, das zeigt endlich die Unschicklichkeit, womit er, der Neuling, die von den seinigen abweichenden Meinungen Anderer bespricht und bewährten Gelehrten, die ihn an Umfang und Tiefe des Wissens weit überragen, wie Wilh. Wackernagel, Maßmann und Anderen, übers Maul fährt. Diesen Ton des Spottes, des Hohnes und der Verdächtigung (zum Theil nicht bloß der wissenschaftlichen), den Lachmann zuerst angeschlagen, sucht nun ein Theil seiner Schüler in der Meinung wohl, daß dies zu einem guten Kritiker gehöre, und als Erbstück gleichsam weiter auszubilden, wobei nicht zu läugnen, daß sie es darin schon zu einiger Virtuosität gebracht und ihren bewunderten Meister demnächst darin überholt haben werden. Darf man sich noch wundern, wenn Fernerstehende und Unbefangene von solchem Gebahren, das sich mit der einzig wahren Wissenschaftlichkeit und aufs feinste ausgebildeter Gewissenhaftigkeit brüstet und diese durch Verunglimpfung Anderer zu bethätigen sucht, sich mit Ekel und Widerwillen wegwenden? Gewiß ist es an der Zeit, daß Betheiligte und Unbetheiligte sich endlich erheben und Verwahrung einlegen gegen einen Unfug, der auf Kosten des wissenschaftlichen Anstandes schon viel zu lange ungestraft gedauert hat.

Zum Schlusse gestatte man uns noch einige durch vorstehende Schriften hervorgerufene orthographische Bemerkungen. Während Herr Schade in der gleichzeitig erschienenen Sage von der h. Ursula schreibt wie wir andere Menschenkinder auch, gebraucht er in den geistl. Gedichten vom Niederrhein und in der Crescentia eine Schreibung, die Alles, was auf diesem Gebiete bis jetzt geleistet wurde, weit hinter sich läßt. War oder ist er von der Richtigkeit seiner orthographischen Neuerungen überzeugt (wie man von einem altdeutschen Philologen doch wohl erwarten dürfte), warum führt er sie nicht consequent durch, da wie dort? Der Zweck seiner Doppelzüngigkeit ist nicht schwer zu errathen. Die Sage von der h. Ursula, ein der katholischen Kirche zugeschleudertes Pamphlet, ist zur Verbreitung in weitere Kreise bestimmt und diese hätte durch die absonderliche Orthographie gar leicht vereitelt werden können. Hier heißt es eben auch, der Zweck heiligt die Mittel. Die beiden andern Bücher dagegen gehören einem kleinen geschlossenen Kreise von Gelehrten, die bekanntlich in diesem Punkte einen gar guten Magen haben und denen man darum schon etwas zumuthen darf. Erzälung, erzält, angefürt, verfaren, jar, vilmer, ser, ire, one, or, dise, nider, zil, vorkomen, aufgenomen u. s. w., so schreibt Herr Schade ohne alle und jede Rücksicht auf die jetzt übliche Aussprache, als käme auf diese gar nichts an. Noch einen Schritt auf diesem Wege weiter und wir sind bei der Orthographie, wie sie in Oesterreich etwa (wo sich schon früh ei, au für î, ou, û gebildet hat) im 14. Jahrhundert bestand, glücklich angelangt und alle auf diesem Gebiete seit 500 Jahren begangenen Sünden sind wieder gut gemacht. Herr Schade ist aber, wie überall in seinen Schriften, auch darin noch unfertig und unganz. Er schreibt zwar solte, verstatet, geliten, dagegen aber, man begreift nicht aus welchem Grunde, konnte, bekannt, abschnitt. Doch ist letzteres vielleicht weniger aus Absicht geschehen, als aus alter sündiger Gewohnheit.

Kein Zweifel, denn alle Welt fühlt und weiß es, daß unsere deutsche Rechtschreibung tief im Argen liegt. Daran einseitig rütteln und bessern wollen kann aber nur die Bornirtheit oder der Eigendünkel, der Alles besser weiß. Wo wäre es einem Engländer oder Franzosen, die doch wahrlich noch mehr Ursache hätten als wir Deutschen an der äußern Hülle ihrer Sprache zu flicken, je eingefallen, ihrer mangelhaften Orthographie auf ähnliche Weise aufzuhelfen? Die deutsche Orthographie ist mit der innern Geschichte, der Fortbildung und den Schicksalen der Sprache aufs innigste verflochten. Das Streben z. B. durch Einschaltung von e und h die Dehnungen, durch Consonantenverdoppelung die Kürzungen auch für das Auge deutlich zu machen, ist schon sehr alt und läßt sich durch alle Jahrhunderte bis mindestens ins 12te zurück historisch verfolgen. Darum hat der Gebrauch dieser Buchstaben, und wenn sie auch gegen alle organischen Gesetze verstießen, volle, durch jahrhundertlange Uebung geheiligte, historische Berechtigung, und darum haben Männer von wirklich tiefer Sprachbildung und Erfahrung sich immer gehütet, an solchen Dingen zu rütteln und zu schütteln. Wir können uns nicht enthalten, einige dahin gehörige Worte Schmellers, die nicht so bekannt scheinen, als sie es verdienen, hier zu wiederholen. Er hat sie in einer Rec. über Leo's altsächs. Sprachproben in den Münchner gelehrten Anzeigen (1838. Band 7, 416) ausgesprochen. „Wollte man die deutsche Orthographie, wie sie nun einmal in Millionen von Büchern feststeht, nach historisch-grammatischen Ansichten abändern, oder, wie man sagt, ver-

Digitized by Google

bessern, so würde an gar viel mehrern als bloß an diesem Punkte (i für ie) zu rühren seyn. Welcher Einzelne aber, auch unter den Königen auf dem etwas republikanischen Boden der Sprache und Literatur, wird sich vermessen zu glauben, daß ihm aus dem Herkömmlichen heraus Millionen so leicht nachtreten werden? Wenn nun bloß Einzelne für sich, dieser dieses, und jener jenes Neue versuchen, so ist einer kleinen Sprachanarchie Thür und Thor geöffnet. Wir sollten, dünkt uns, froh seyn, den festen geregelten Schriftsprachen des Auslands endlich zu seinem und unserem Vortheil ein Gleiches entgegenstellen zu können. Die Jahrhunderte, im Ganzen hoch über dem Wollen dieses oder jenes Einzelnen stehend, werden ohnehin die Veränderungen bringen, die im Gange jeder Sprache Naturnothwendigkeit sind."

Diese ernsten und eindringlichen Worte Schmellers, eines Mannes, der tief wie Wenige in das geheimnißvolle Walten des Sprachgeistes eingedrungen war und durch die Wissenschaft Bescheidenheit gelernt hat, möchten wir Denjenigen zurufen, die mit jugendlichem Ungestüm von ihrem Arbeitszimmer aus die Welt zu reformiren und ihr Gesetze aufnöthigen zu können glauben. Tief bedauern müßten wir aber, wenn das eben durch die Blätter laufende Gerücht, das österreichische Unterrichtsministerium habe die Einführung der Weinholdischen Rechtschreibung in den Schulen angeordnet, sich erwahren sollte. Dadurch wäre wirklich, wie Schmeller sagt, einer Sprachanarchie Thür und Thor geöffnet.

Berichtigung.

Im zweiten Heft der Württembergischen Jahrbücher kommt in meiner Geschichte des Weinbaus in Württemberg p. 126 folgende Anmerkung:

„Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg, aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier, Stuttgart bei Cotta 1768. V. Stück. S. 447. Der anonyme Verfasser ist Schillers Vater, denn in einem Manuscripte vom J. 1766, das mir von dem † Herrn Hofdomänenrath von Gok mitgetheilt wurde: Gedanken von dem Weinbau in denen Herzoglich-Württembergischen Landen, aufgefaßt von dem Hauptmann Schiller, des Herzoglich Württembergischen Generalmajor von Stainischen Infanterie-Regiments, fand ich eine Abhandlung über den Weinbau in 4 Paragraphen, welche mit einem Aufsatze im II. Stück des obigen Werkes wörtlich übereinstimmt."

Der verstorbene Professor Göriz in Tübingen, welcher die Güte hatte, mir einige Berichtigungen zu meiner Geschichte des Weinbaus zu geben, schrieb nun unter Anderem: „Seite 126 wird behauptet, Schillers Vater sey der Verfasser der Betrachtungen, weil ein Manuscript Gedanken über den Weinbau, aufgesetzt von dem Hauptmann Schiller, gleichlautend mit der Weinbauabhandlung in obigen Betrachtungen sey. Dieß ist unrichtig, denn

1) die 8 Stücke Betrachtungen, nacheinander 1767 und 1768 erschienen, sind unbestritten von Einem Verfasser, also so gut das 4te von der Baumzucht, als das 2te vom Weinbau.

2) Das Stück von der Baumzucht ist aber nicht von dem Hauptmann Schiller, dessen Sohn unser Dichter war, denn dieser Schiller gab 1795 als Herz. Württ. Major und Inspektor verschiedener Baumschulen eine Schrift über Baumzucht im Großen heraus, welche in Neustrelitz gedruckt worden ist. Die Vorrede ist unterschrieben: Solitüde, den letzten Mai 1794. Sie beginnt mit folgenden Worten: ‚Bloße Liebhaberei führte den Verfasser vor 21 Jahren zu einem kleinen Versuche in der Obstbaumzucht.' Er beschreibt sodann, wie dieser erste gelungene Versuch ihn ermuntert habe, sich weiter mit der Obstbaumzucht zu beschäftigen.

3) Da dieser erste Versuch ins Jahr 1773 fällt, so läßt sich nicht annehmen, daß er schon im J. 1767 das 4te Stück der Betrachtungen über Obstbaumzucht geschrieben habe. Auch ist sowohl die Behandlung des Gegenstandes, als auch die Darstellung eine völlig verschiedene. Vielleicht gibt es zwei Hauptleute Schiller? Die Schriften liegen 28 Jahre auseinander. Oder ist der Namen auf dem Manuscript nicht richtig? Ist er vielleicht undeutlich und könnte Scheler heißen? Ein Offizier dieses Namens schrieb im vorigen Jahrhundert über ökonomische Sachen und zwar in dem Style der Betrachtungen."

Diese Notiz theilte ich nun, da ich noch keine neuen Beweismittel für meine Behauptung hatte, Herrn Dr. Menzel mit, welcher sie sofort in seiner Recension (Literaturblatt 1852, p. 190) als Berichtigung anführte.

Indessen forschte ich noch weiter nach und fand nun die vollständige Bestätigung meiner Angabe durch folgende amtliche Urkunden:

„Johann Kaspar Schiller, vom Stein'schen Infanterie-Regiment als Stabs-Hauptmann mit Comp. 28. Febr. 1774; den 1. Dec. 1775 dimittirt und auf die Solitude placirt."

„Joh. Christoph Friedr. Schiller von Marbach, ein Sohn des oben einkommenden Hauptmanns, von Augée Grenadier Reg. als Regiments Medicus mit Regiments Feldscheerers Gage, d. 14. Dec. 1778 aus der Militär Academie; ult. Oct. 1782 als ausgewichen in Abgang gebracht."

Somit wäre also doch der Verfasser des Manuscripts über den Weinbau, der sich als Hauptmann im Stainschen Regiment unterschrieb, mit dem Vater unseres großen Dichters eine und dieselbe Person.

Prof. Volz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 96. 30. November 1853.

Altdeutsche Poesie und Legende.

2) Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforschung von Oskar Schade. Hannover, Rümpler, 1853.

Herr Schade geberdet sich auch in dieser kleinen Schrift als der größte Entdecker neuer Dinge, obgleich er durchaus nichts Neues vorbringt. Denn daß die heil. Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen eine baare Pfaffenerfindung sey, haben schon lange, bevor er geboren wurde, die Heiligenfresser des vorigen Jahrhunderts mit so satter rationalistischer Verdauungsfreude behauptet und festgestellt, daß dem jungen Rekruten der antiheiligen Allianz in dieser Beziehung kein Brosämlein Ruhm übrig geblieben ist. Auch die Vermuthung, auf die er so großes Gewicht legt, daß hinter der h. Ursula eine Göttin des ältern deutschen Heidenthums liegen möchte, enthält nichts Neues, wie er denn selber zugibt, daß Grimm, Wolf &c. schon oft auf die hinter christlichen Heiligen versteckten altdeutschen Heidengötter hingewiesen haben. Etwas Neues würde Herr Schade nur dann vorgebracht haben, wenn er die Ursula in einer bestimmten Göttin und ihre Legende in einer bestimmten heidnischen Mythe nachgewiesen hätte. Aber davon bleibt er sehr entfernt. Seine Vermuthung faselt zwischen allen möglichen Namen herum, von der Isis und Nehalennia bis zur Frau Holle und Tut-Urschel. Eine Mythe aber, in welcher die charakteristischen Kennzeichen der Ursula-Legende auch nur angedeutet wären, weiß er nicht aufzubringen. Daß die Attribute des Schiffes und Mantels nicht ausreichen, um hier irgend über das Meer der Vermuthungen an ein sicheres Ufer der Gewißheit zu gelangen, hätte er sich selber sagen können, wenn nicht sein kritischer Verstand durch den Eigendünkel, eine vorgefaßte Meinung schlechterdings durchsetzen zu wollen, völlig verblendet gewesen wäre.

Gegen die ersten Regeln der Kritik streitet sein partheiisches Verfahren in der Behandlung der christlichen und der von ihm vorausgesetzten heidnischen Seite der Sage. Ehe er die Echtheit einer christlichen h. Ursula anerkennen will, verlangt er die bündigsten Schriftzeugnisse. Um aber mit voller Ueberzeugung anzuerkennen, daß sie eine heidnische Göttin sey, genügt ihm die mündliche Tradition in weit davon entfernt liegenden Volkssagen und die schwächste Analogie aus Namen und Attributen. Eine Willkür, die ganz widersinnig ist. Man muß die christliche, wie heidnische Tradition mit gleichem Maaß messen. Wenn in christlicher Zeit, in Jahrhunderten des kräftigsten Glaubens, unter dem Volke, welches der Schrift überhaupt unkundig blieb, wirklich heidnische Erinnerungen fortlebten, wie hätten sich bei demselben nicht auch und in noch reicherem Maaße christliche Traditionen erhalten sollen? Spricht der Mangel an schriftlichem Beweise nicht gegen die heidnische Ueberlieferung, was soll er gegen die christliche sprechen?

Göthe, dessen Ansichten allerdings in christlichen Dingen häufig so befangen erscheinen, daß wir ihn nicht überall als Autorität gelten lassen möchten, hat doch über die h. Ursula und ihre elftausend Jungfrauen eine ganz verständige Vermuthung geäußert, eine viel verständigere, als irgend eine von Herrn Schade, die Herr Schade aber mit der ihm eigenen bequemen Manier auf die Seite wirft. Göthe dachte nämlich bei der Ermordung jener heiligen Jungfrauenschaar an den Ufern des Niederrheins wie bei dem Martyrium der berühmten legio fulminatrix, an große Parteimorde, an sicilianische Vespern oder Pariser Bluthochzeiten. Das hat ohne Zweifel viel für sich, weil sich in den Kampf des spätern römischen Kaiserthums mit den immer siegreicher vordringenden Deutschen und Hunnen allerdings auch die Interessen der heidnischen und christlichen Partei einge-

Digitized by Google

mischt haben. Eine historische Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit liegt also vor, daß in jenen wilden Zeiten massenhafte Martyrien statthaben konnten. Auch mit den schriftlichen Beurkundungen der Thatsache ist es nicht so schlecht bestellt, als Herr Schade glauben machen will. Die Verehrung der h. Ursula und ihrer vielen Jungfrauen wird als etwas Bekanntes schon frühe erwähnt, wenn auch, gerade weil sie allbekannt war, nur kurz. Das erst spätere Vorkommen der ausführlicheren Legende erklärt sich nach Analogie zahlloser anderer Fälle der heiligen wie der Profangeschichte. Die lange fortlebende mündliche Tradition wurde überall erst später in der Schrift niedergelegt. Es brauchte lange, bis die Deutschen aus einem Heldenvolk ein Schreibervolk wurden. Wo es sich aber um allbekannte Dinge handelte, konnte der Schreiber nichts aufzeichnen, was nicht der Volksüberlieferung entsprochen hätte.

Auf einzelne poetische Züge, die sich in der Tradition ausgebildet haben mögen, wie dergleichen namentlich durch Volkslieder häufig in die spätere Redaction der Legenden aufgenommen worden sind, kommt es hier nicht an. Genug, wenn nur der historische Kern echt ist. Wir stehen auch gar nicht in Abrede, daß sich hin und wieder heidnische Erinnerungen, die dem Volke lieb und werth geblieben und die eine gewisse Verwandtschaft zu christlichen Vorstellungen hatten, in einzelne örtliche Legenden eingeschlichen haben. Aber um eine solche Uebertragung in die Legende der h. Ursula auch nur zu vermuthen, hätte Herr Schade heidnische Züge anführen müssen, die wenigstens einige Aehnlichkeit mit jener Legende haben. Dieser ersten und nothwendigsten Forderung hat er aber nicht genügt. Die mütterliche Göttin, die er aus dem Heidenthum herbeizieht, hat mit der h. Ursula nichts, aber auch gar nichts zu schaffen. Dies ist der gröbste und augenfälligste Mißgriff des Herrn Schade. Aus dem Umstande, daß Ursula in einem Schiffe fuhr, und daß sehr viel spätere Kirchenbilder ihr (nach Analogie der Madonna) einen weiten Mantel geben, unter dem sich ihre Jungfrauen bergen, will Herr Schade den Beweis führen, daß die Heilige eigentlich die ägyptische Isis oder die römisch aufgefaßte Nehalennia sey. Weil die Weber am Niederrhein noch im Mittelalter ein Schiff herumgeführt und ihr Hauptwerkzeug das Weberschiff ist, soll die h. Ursula auch mit Spinnen und Weben zu thun gehabt haben, wie die Frau Berchta und Holle des heidnisch deutschen Volksglaubens. Das alles ist aus der Luft gegriffen. Die h. Ursula hat lediglich nichts mit der Spinnerei zu thun. Sie ist keine heidnische Hausfrau, keine heidnische Mutter, sondern eine christliche Jungfrau.

Herr Schade wagt auf S. 77 die ganz allgemeine Behauptung: „Es ist eine Vielen unerfreuliche Wahrheit, aber trotzdem bleibt sie Wahrheit, daß das mittelalterliche Christenthum, wie es als Ganzes im Katholicismus uns entgegentritt, eben nichts als christianisirtes Heidenthum ist und vielleicht auch seyn mußte: denn wer einen Feind besiegen will, kann es nur, indem er auf ein Terrain mit ihm tritt, sich derselben Waffen bedient, auch den Besiegten schont und ihm Zugeständnisse macht, um sich nur seiner dauernden Unterwürfigkeit zu versichern." Nein, Herr Schade, das waren die Mittel nicht, durch welche das Abendland bekehrt und auf den Trümmern des Heidenthums die christliche Kirche gegründet wurde. Die Mittel, durch welche eine so erstaunliche Wirkung hervorgebracht wurde, bestanden in der Heiligung durch den Glauben und durch die Werke, in der Nachfolge Christi. Die Kirche, ihre Lehre wie das ihr gemäße Leben, war etwas ganz Neues, himmelweit vom Heidenthum Verschiedenes. Das Christenthum war ein Sieg über das Heidenthum, nicht eine zweite Auflage des Heidenthums.

Der Verfasser gießt Spott und Hohn aus über die Kölner, die noch an die Fabel von den elftausend Jungfrauen glauben und sich diesen Glauben nicht nehmen lassen wollen. Wir ehren die Kölner wegen dieser Treue. Wenn auch die Legende durch keine *historischen* Urkunden zu erhärten wäre, so würde sie immer noch durch die christliche Grundidee und Gesinnung, die in ihr liegt, gerechtfertigt erscheinen. Der Glaube, daß elftausend Jungfrauen um Christi willen sich den tödtlichen Pfeilen der Hunnen ausgesetzt haben, macht den Kölnern mehr Ehre, als wenn sie jungfräuliche Heiligkeit und Martyrermuth für eine Fabel hielten. In unserem frivolen Zeitalter, in welchem man Jungfrauen gegenüber wieder nur an die Pfeile des heidnischen Eros glauben möchte, liegt gerade in jener Kölner Legende eine schöne und ernste Mahnung, ähnlich der vom h. Rock in Trier. Denn was konnte beschämender seyn für die Aufgeklärten, die das Wesen Christi selbst leugneten, als die kindliche Verehrung seiner äußern Hülle durch eine Million auf einem Platze versammelter Menschen?

Wenn in der sehr aufgeklärten und modernen Stadt London die Sonntagsfeier mit äußerster Strenge gehandhabt wird, viel strenger als irgend ein Gebrauch in katholischen Landen, so entschuldigt man das vernünftigerweise mit der politischen Nothwendigkeit, des Sonntags das unzählbare müßiggehende Proletariat der Riesenstadt ohne weltliche Polizeimittel oder Militärgewalt, einzig durch eine fromme Gewohnheit im Zaume zu

Digitized by Google

halten. Wenn aber das katholische Volk an seinen frommen Gewohnheiten hängt, so verhöhnt man das, und verlangt, das Volk solle davon ablassen und sich ganz dem modernen Unglauben hingeben. Wehe England, wenn die Sonntagsfeier in London aufhört! Wehe dem katholischen Europa, wenn es dem frommen Glauben der Väter je entsagte, um die revolutionäre Narrenkappe Ronge's an den Freiheitsbaum zu hängen und darum zu tanzen! Wer also auch hier eine pia fraus wittern wollte, müßte sie aus politischen Gründen nicht ganz verwerflich finden. Um eine solche handelt es sich aber weder bei der Sonntagsfeier in England, noch bei der Andacht der Katholiken am Niederrhein. Hier ist auf beiden Seiten ein guter Glauben, eine echt christliche Gesinnung, ein echt christlicher Wandel. Die gute Polizei, die daraus hervorgeht, ist nur eine natürliche Folge der Frömmigkeit, nicht das Agens. Es gehört der ganze Pessimismus unserer Zeit dazu, um überall, wo Gutes gewachsen ist, nur den Teufel und seine List für den Säemann zu halten und nicht den Stifter unserer Religion. Mit dem Vorwurf des Pfaffenbetrugs befleckt man alles, auch das Unschuldigste und Heiligste im Volksglauben, und was für ein armseliges Ding ist die Philosophie, die man dem Volk für seinen angeblichen frommen Irrthum in den Kauf gibt?

Geschichte.

Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum. Von Heinrich Rückert, Prof. an der Univ. Breslau. Erster Theil. Leipzig, T. O. Weigl, 1853.

Der Styl dieses Buches ist nicht zu loben. Er bewegt sich durchgängig in dem abscheulichen philosophischen Jargon, der hauptsächlich unter dem Einfluß der Hegel'schen Schule auf deutschen Universitäten Mode geworden ist und der für nichts weniger paßt, als für Geschichtsdarstellungen. Eine Probe: „Man kann mit Wahrheit behaupten, daß das Christenthum in seiner allgemeinsten Fassung zwar nicht aus einer totalen Verzweiflung an der bis zu seiner Zeit gültigen religiösen und sittlichen Weltauffassung hervorgegangen ist, — denn aus einer solchen negativen Grundlage kann höchstens eine Erscheinung wie der Buddhismus seinen Ursprung nehmen, — aber daß es eine solche voraussetzte als die nothwendige Vorbedingung, um seinen positiven Gehalt wirksam werden zu lassen. Wenn auch der Einzelne, der sich zu ihm wandte, nicht immer oder vielleicht nur selten im Stande war, sich die einzelnen Momente dieser Verneinung der bisherigen Ergebnisse des Empfindens, Denkens und Wollens des menschlichen Geistes klar und in ihrer ursächlichen Verkettung aus einander zu legen, so war doch eine immerhin instinctive Haltung des Geistes in diesem negativen Sinn nöthig, ehe das Positive der neuen Lehre wirken konnte rc."

Gelangweilt durch diesen Styl wurden wir noch weniger befriedigt durch die Ansichten, die der Verfasser in Bezug auf das altdeutsche Heidenthum geltend zu machen versucht. Auf Seite 66 behauptet Herr Rückert alles Ernstes, weil Cäsar die deutschen Götternamen anders bezeichnet als Tacitus, müßte in der kurzen Spanne Zeit, die zwischen diesen beiden römischen Autoren liegt, das gesammte deutsche Volk seine Religion total umgeändert haben. Auf Seite 167 macht er den nordischen Baldur zu einem deutschen Sonnengott, als ob es überhaupt einen deutschen Sonnengott gegeben hätte und bei einem Volke hätte geben können, welches die Sonne stets weiblich auffaßte. Auf Seite 134 macht er den nordischen Tyr zum Mordgotte. Auf Seite 114 erklärt er die Walhalla für eine erst spät unter der Schlächterei und Völlerei der Völkerwanderung eingedrungene Vorstellung, als ob die Lust am gemüthlichen „Kneipen", die heute noch das ganze deutsche Volk durchdringt, nicht uralt seyn könnte und müßte. Kurz, es wird hier gar zu viel durcheinander behauptet, was nichts weniger als bewiesen oder nur beweisbar ist. Zwar trägt der Verfasser einige philosophische Grundgedanken von seiner eigenen Erfindung in die heidnische Vorzeit hinein und steift dadurch die Erörterung, daß sie nicht ganz auseinander bröckelt, aber er gibt eben nur sein eigenes Dafürhalten und keine Geschichte.

Sobald indeß die Untersuchung bei der Bekehrung zum Christenthum angelangt ist, wird sie wahrheitgetreu und interessant. Die Auffassung des Arianismus als der ersten Form, in welcher deutsche Stämme das Christenthum annahmen, ist sehr gelungen. Die Bekehrung der Gothen zum Arianismus war zufällig, wenn man so verhängnißvolle Dinge in der Weltgeschichte überhaupt zufällig nennen dürfte. Die Gothen wurden von den Hunnen verdrängt und sahen sich genöthigt, sich ins römische Reich zu werfen. Ihr kluger Führer Fritigern fand es gerathen, sich mit Rom zu befreunden, um mit Rom verbunden den Hunnen widerstehen zu können. In Folge dieser Politik nahm er auch das Christenthum und zwar in der gerade damals noch vorherrschenden arianischen Form an. Inzwischen

Digitized by Google

ist auch nicht zu läugnen, daß diese Form den heidnischen Deutschen schon ihrer größern speculativen Einfachheit wegen mehr zusagen mußte, als die künstlichere und für Heiden schwerer zu fassende Trinitätslehre. Das alles setzt Herr Rückert trefflich auseinander. Das Hauptgewicht aber legt er mit Recht auf den Gegensatz zwischen Germanismus und Romanismus, in den bald und fast ausschließlich der Gegensatz zwischen Arianismus und Katholicismus sich verlief. Denn die Reste der griechischen und römischen Arianer verschwanden bald und nur in den deutschen Stämmen consolidirte sich der Arianismus als Staatsreligion.

Nun folgen ausgezeichnet klare und auch für unsere Tage höchst lehrreiche Darlegungen, die den anfangs unbehaglichen Eindruck des Buchs gänzlich verwischen. Herr Rückert setzt auseinander, daß die arianische Lehre und Priesterschaft habe zu Grunde gehen müssen, weil sie einer unabhängigen Kirche entbehrte, weil sie nur eine von der Laune der jeweiligen weltlichen Regenten abhängige Staats- und Nationalkirche hatten. „Die arianische Priesterschaft," sagt der Verfasser S. 237, „hatte sich durch ihre Appellation an die weltliche Gewalt nicht blos ein deutlich erkennbares Zeugniß ihrer eigenen geistigen und sittlichen Impotenz selbst ausgestellt, sondern sich damit auch in eine Bahn hineinreißen lassen, die für ihre eigene Zukunft innerhalb ihres national-abgeschlossenen Kreises nicht anders als höchst verhängnißvoll genannt werden kann. — Weil die Stellung des Arianismus ein für allemal nothwendig mit sich brachte, äußere Gewaltmaßregeln zu seinem Schutz gegen den Katholicismus anzuwenden, dem er mit allen anderen Waffen nicht gewachsen war, mußte er sich um jeden Preis des Armes der weltlichen Macht auch dann zu versichern suchen, als diese zu einer anderen Behandlungsweise der Situation geneigt war. Eine drückende Abhängigkeit von dem guten Willen, ja von der Laune weltlicher Machthaber, in dem Maße drückender, als sie höher gestellt waren, folgte ganz von selbst daraus. In der arianisch-deutschen Priesterschaft war keine Spur von jenem auch in seiner Uebertreibung noch großartigen Selbstbewußtseyn gegenüber der weltlichen Majestät zu entdecken, das durch die katholische Kirche dieser Zeit als ein fast allgemeiner Charakterzug hindurchging. Sie wußte zu deutlich, daß sie nur durch die Gnade der irdischen Herrscher existirte, und auch diese waren bei aller Rohheit doch keineswegs blind gegen diese Wahrheit, die so sehr ihrem Vortheil zu Hülfe zu kommen schien." Seite 243 heißt es weiter: „Wer mit unbefangenem Auge die Gestaltung der öffentlichen und Privatzustände bei den arianischen Deutschen verfolgte, konnte bemerken, daß sich dieselben um so mehr verschlechterten, je länger sich diese Völker unter dem Einflusse der neuen Religion befanden. Für die katholischen Beobachter lag es zu nahe, aus dieser unleugbaren Thatsache einen Causalnexus heraus zu construiren, der zuletzt auf den als unumstößliches Axiom angenommenen Satz hinauslief, daß jede Ketzerei als solche, insbesondere und vorzugsweise aber wieder der Arianismus als die gottloseste aller Ketzereien, zu dem unausbleiblichen sittlichen Ruin der damit behafteten Einzelnen und Völkerganzen führe, eine Ansicht, der eine gewisse Wahrheit für besonders bedingte geschichtliche Zustände und Zeiten nicht abgesprochen werden kann. Entkleidet man sie ihrer starren Formelhaftigkeit, so würde sich als ihr lebendiger Kern ergeben, daß dem Arianismus in der eigenthümlichen Gestaltung, die er unter den deutschen Völkern von Anfang an einnahm, eine principielle Unfähigkeit einwohnte, die Functionen eines ethischen Culturmomentes zu übernehmen, welche ihm doch durch geschichtliche Verhältnisse zugewiesen waren. Positiv entsittlichende Einflüsse aus seinen dogmatischen Grundlagen herauszudemonstriren, konnte nur dem fanatischen Hasse seiner katholischen Feinde möglich werden; doch kann es ihm als Verschuldung angerechnet werden, daß er den Gemüthern seiner Angehörigen, die durch den Bruch mit ihrem nationalen Heidenthum, mit allen Traditionen ihrer naiven Vergangenheit und einer dadurch bedingten Zucht und Gesittung haltungslos und verwildert geworden waren, keinen Halt und keine Bezähmung zu bringen verstand."

Hieraus erklärt sich, warum die Franken sich eng und warm an die katholische Kirche anschloßen und aus dieser innigen Verbindung eine Kraft schöpften, welche die der arianischen Gothen bald übertreffen mußte. Die Franken gelangten zur Oberherrschaft im Abendland und gründeten das deutsche Reich, welches tausend Jahre lang bestand, nur durch die Anerkennung einer unabhängig bestehenden allgemeinen christlichen Kirche, während die Gothen untergehen mußten, weil sie nur eine abhängige Staats- und Landeskirche hatten und haben wollten. Die Kirche allein hat das Reich einig und stark gemacht. In der nachgiebigen Unterwerfung der Franken unter die Kirche lag zugleich die einzige Möglichkeit für das christliche Abendland, dem Islam zu widerstehen. Der Arianismus in getrennten Landeskirchen hätte das niemals vermocht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 97. 3. Dezember 1853.

Biographie.

Aus unserer Zeit in meinem Leben von K. C. von Leonhard. Erste Abtheilung. Stuttgart, Schweizerbart, 1854.

Eine Selbstbiographie des berühmten Geologen von Leonhard in Heidelberg. An der Schwelle des hohen Alters angelangt, kann derselbe nicht umhin, einen Rückblick auf den langen Weg seines Lebens zu werfen und den Söhnen und Enkeln von den Tagen zu erzählen, die lange vor ihnen gewesen sind.

Der Verfasser verlebte seine Jugend in sehr angenehmen Verhältnissen als Sohn eines angesehenen hessischen Beamten in Hanau. Sein Vater war ein eifriger Bewunderer des „alten Fritz", dessen Ruhm in der langen Friedensepoche vor dem Revolutionskriege jeden andern überbot. Doch machte sich damals auch als Würze der Friedenslangeweile eine ungeheure Charlatanerie geltend, die in den verschiedensten Masken auf Mystification der Höfe oder der Menge berechnet war, zum Theil aber auch aus gutgemeinter Schwärmerei hervorging. In der Nähe von Hanau, in Offenbach, spielte damals der berüchtigte Baron Frank seine Rolle, von dem uns Herr von Leonhard folgende Notiz gibt: „Polen war das Heimathland des Abenteurers. In seiner Jugend trieb er Branntweinbrennerei und machte sich später als Kabbalist, as jüdischer Geheimnißlehrer, in der Krimm berühmt und in gewissen Gegenden der Türkei. Etwa dreißig Jahre früher, als Frank nach Offenbach kam, wurde von ihm in Podolien der Schabbathaismus, das judaisirende Christenthum, verkündigt. Man rühmte, daß er nicht, gleich seinen Vorgängern, sich durch Gaukelspiele angekündigt, sondern vermittelst der ihm verliehenen Beredungs- und Ueberredungsgabe gewirkt. Sein vornehmes Wesen machte ihn geltend, dadurch erhielt er den überwiegenden Einfluß; ganze Gemeinden gingen über. Mit heftigster Erbitterung, wüthig, verfolgten die Rabbinen den Sektenhäuptling und dessen Anhänger. Strenge Befehle ergingen gegen die neuen Glaubenszünftler; selbst Flammentod drohte ihnen. Sie zerstoben in alle Winde. Frank wurde verhaftet auf einer Wallfahrtreise nach Salonik. Als Christen, der sich zu seinem Judenanhang hielt und Proselyten machte, führte man ihn nach Czenstochau an der Warthe. Hier blieb er mehrere Jahre in enger Haft und erhielt seine Freiheit erst wieder, als die Russen die Festung eroberten. Angefeuert durch den früher erlangten Beifall, immer höher strebend, durchzog unser Glücksritter Polen, Böhmen und Mähren, überall seine Religionslehre verbreitend. Gleichgesinnte, Anhänger brandschatzte er und trieb nach und nach die bedeutendsten Summen auf, so daß derselbe zuletzt, wie ein Fürst, mit zahlreichem Gefolge reiste. Seine Begleiter, vom Geheimschreiber bis zum Stallknecht, waren ohne Ausnahme getaufte Juden. In Wien, wo Frank 1778 anlangte, entfaltete er einen Prunk, machte einen Aufwand, das Vermögen eines Privatmannes weit übersteigend. Niemand kannte die Quelle seiner Geldzuflüsse und so erachtete die Polizei für räthlich, den Mann auszuweisen, ohne daß man übrigens sonst etwas von ihm gefürchtet hätte. Nun wählte das Oberhaupt der ‚Nicht-Juden' Brünn zum Aufenthalt und die ‚Brüder' bedachten ihn so reichlich, daß ihm oft ganze Fässer mit Geld zugeführt wurden. Hier verrichtete Frank seine Andacht stets auf freiem Felde. Er fuhr dahin in prachtvollem Wagen, umgeben mit Reitern, grün und roth wie Uhlanen gekleidet, von Gold strotzend. An ihren Lanzenspitzen hatten sie als Feldzeichen Sonne und Mond, Adler und Hirsche. Eine ganz eigene Ceremonie fand nach dem Gebete statt: ein Reiter, der auf stattlichem, mit zahllosen Schellen behangenen Rosse dem Herrenwagen gefolgt, goß auf die Bodenstelle, wo das Gebet verrichtet worden, Wasser aus einem Schlauche. Ein

Digitized by Google

abermaliger Versuch, in Wien den Sitz zu nehmen, lief, dem ersten gleich, fruchtlos ab. Frank wurde von der Polizei nicht geduldet, obwohl er manche Kunstgriffe anwendete, unter anderm vorgab, eine Fürstin im Norden unterstütze ihn. Vier Jahre nach erfolgter Niederlassung in Offenbach brach der Tod auf's Unerwartetste alle Verhältnisse. Frank starb plötzlich am Schlagfluß. Dieß war der verhängnißvolle Wendepunkt für die Familienbeziehungen; die Hoffnungen der Kinder gingen nicht in Erfüllung, sie wurden hinabgeschleudert vom Ungemach in Sorgen und Bekümmerniß, sie geriethen in Noth. Die Geldzuflüsse versiegten, man war genöthigt Schulden zu machen. Schwand jede Täuschung mit dem Helden des Schauspiels, oder hatten seine Stellvertreter ihre Rollen nicht zum Besten eingelernt? Die Sekte verlor den Halt in Deutschland. Achthundert Menschen betrauerten ihren Schutzherrn, ihren Wohlthäter, dem sie fast göttliche Ehrfurcht erwiesen, der ihnen für unsterblich gegolten. Der letzte glanzvolle Aufzug war das Leichenbegängniß. Todtenstille herrschte in den Straßen Offenbachs, obgleich man vom Gewühl fortgedrängt wurde. Voran zweihundert Frauen und Jungfrauen, weiß gekleidet, das Haar durchflochten mit weißen Bändern, brennende Wachskerzen in der Hand. Ihnen folgte die Leiche in roth seidenem Talar mit Hermelin besetzt; den Sarg, ausgeschlagen mit weißem Atlas, geziert mit Goldfranzen und Quasten, trug die Dienerschaft. Daran schlossen sich, von Wehmuth und Thränen ergriffen, die drei Kinder, endlich siebenzig Mann Leibgarde und alle männlichen Anhänger der Glaubenszunft, brennende Fackeln tragend, die Haare mit weißen Bändern gebunden, an den Armen weißer Flor. Als man die Gruft erreicht hatte, erhob das ganze Geleit ein schmerzvolles Jammergeschrei. Zuletzt warf jeder Anwesende eine Handvoll Erde ins Grab."

Ueberall bringt der Verfasser solche Ereignisse und Personen zur Erinnerung, an die sich ein höheres und allgemeines Interesse knüpft, ohne uns zu viel von sich selbst und seinen Privatverhältnissen zu erzählen, was sonst manches Selbstbiographen Hauptangelegenheit zu seyn pflegt. Unter anderm sah der Verfasser die letzte Kaiserkrönung zu Frankfurt am Main am 14. Juli 1792, bald darauf aber auch die Franzosen, die über den Rhein kamen. Die Angst der kleinstaatischen Philister vor den republikanischen Horden wird gut charakterisirt. Auch von den deutschen Clubbisten, den wahnsinnigen Schwärmern für die französische Revolution, wird Manches im Detail erzählt. Bekanntlich trugen diese im Namen des kurmainzischen Volkes auf Einverleibung des Kurfürstenthums mit Frankreich an, Georg Forster an der Spitze (den Gervinus in seiner Ausgabe der Schriften Forsters wegen dieses schändlichen Vaterlandsverraths entschuldigt und gepriesen hat). Als aber Mainz von den Preußen erobert war, fiel ein Theil der franzosentollen Clubbisten und ihrer Weiber in Gefangenschaft. Auf Seite 65 f. theilt Herr von Leonhard ein Spottblatt mit, welches damals gedruckt wurde und sich besonders über die enragirten Damen in Sarkasmen ergoß.

Nachher begleiten wir den Verfasser auf die Universität Göttingen und besuchen deren alte Celebritäten, Blumenbach, Bouterweck rc. Ferner auf einer gelehrten Rundreise den berühmten Werner in Freiberg und seinen Gegner Voigt in Ilmenau. Voigt hatte gewagt, er allein, gegen die Theorie Werners, die alle Gebirgsarten aus dem Wasser herleitet (Neptunismus), die Entstehung vieler Gebirgsarten aus Feuer geltend zu machen, und war dafür mit unsäglicher Verachtung behandelt, ja in eine Art von gelehrten Bann gethan worden, so daß auch der damals noch junge Verfasser nur schüchtern und mit dem größten Vorurtheil seine Schwelle betrat. „Im hohen Greisenalter erlebte Voigt die Genugthuung, daß Wahrheiten erkannt wurden, für welche er in Tagen, wo sie nicht durchdringen konnten, einen Widerspruch einlegte, um ihre Rechte, wenn nicht zu behaupten, dennoch zu verwahren. — Mir trug's der würdige Mann nicht nach, daß ich einst gewagt, die ihn lebhaft bewegende Ueberzeugung anzugreifen. Nicht lange vor seinem Tode kamen mir Briefe von ihm zu, in denen er seine herzliche Freude aussprach über meine ‚Bekehrung'." Dergleichen gelehrte Tyranneien sind nicht selten. Wer Gunst von oben genießt und seinen Schülern Stellen verschaffen kann, wird bald durch seine Zuhörer und durch die Journale zum infallibeln Inhaber einer Wissenschaft erhoben, und wehe dann dem redlichen Forscher, der es wagt, ihm zu widersprechen. Man denke an Meyen, Przistanovski rc., die unter solchem Druck nicht aufkommen konnten.

Aus Wien theilt der Verfasser viele Erinnerungen an Mozart mit. Indem er auf die bösen französischen Zeiten zu sprechen kommt, gedenkt er auch Bourienne's in Hamburg. Herrn von Leonhards Mutter stammt aus der reichen Familie Godefroy in Hamburg. Es ist billig, in unsern Tagen in Erinnerung zu bringen, mit welcher fabelhaften Unverschämtheit die Franzosen in Deutschland geplündert haben. Gar lebendig malt der Verfasser das Benehmen der Franzosen auch in Hanau, die Leiden der 1806 hier durchgebrachten preußischen Gefangenen, die Verlegenheit der gebildeten Klassen, die sich in die neue Ordnung schicken und schnell französisch

Digitized by Google

werden und denken sollen ꝛc. aus. Ein warmer Patriotismus ohne falsches Pathos durchdringt die ganze Darstellung dieser ersten nur 176 Seiten umfassenden Abtheilung.

Geschichte.

Verfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern. Von Kurd von Schlözer. Berlin, Wilh. Hertz, 1853.

Herr von Schlözer zeichnet sich in gut geschriebenen und kurzen historischen Tableaux aus. Möge er dazu beitragen, daß Staatsmänner und einflußreiche Glieder der Gesellschaft, welche historische Werke von größerem Umfang und mit vielen gelehrten Noten nicht zu lesen pflegen, aus solchen gedrängten Uebersichten Ideen schöpfen.

Der Untergang der Hansa und des deutschen Ordens ist eines der wichtigsten und beklagenswerthesten Ereignisse der deutschen Geschichte. Es ist das Unglück, durch welches der Nordosten des deutschen Gesammtreichs zum Theil eine Beute, zum Theil eine offene Bresche für übermüthige Nachbarn wurde. Ohne dieses Unglück würde Deutschland heute noch im Nordosten so mächtig seyn, wie es Gott sey Dank noch im Süden ist. Denen unserer Zeitgenossen freilich, die Oesterreich aufgeben, Ungarn, Böhmen und Italien emancipiren wollten, muß auch jener ältere Verlust an der Ostsee leicht zu verschmerzen scheinen. Es ist wenigstens nicht consequent, wenn die Demokratie und das Frankfurter weiland Parlament gegen die Uebergriffe der russischen Slaven und der Dänen im Norden ergrimmen und doch den Uebergriffen der Südslaven, Ungarn und Italiener das Wort reden.

Der große Hansabund beherrschte einst den gesammten Handel der Nord- und Ostsee. Als seine Colonien aber sind die deutschen Ostseeprovinzen zu betrachten, sofern der deutsche Ritterorden ursprünglich von hanseatischen Bürgern gegründet und nach Livland dirigirt wurde, um daselbst die Handelsinteressen der Hansa zu unterstützen. Es lag eine ungeheure Kraftentfaltung Deutschlands, sonderlich des niedersächsischen Stammes in dem Erfolge der Hansa und des Deutschordens. Bis zur Newa, wo jetzt St. Petersburg liegt, herrschte der hier angesiedelte deutsche Edelmann und der Lübecker Kaufmann. Von Russen war dort noch keine Rede. Eben so wenig von einer unwiderstehlichen Seemacht der Engländer. Die Hanseaten waren Herren auf allen Meeren, setzten in Dänemark Könige ein und ab und hatten eine Zeit lang auch in England das Monopol. Noch spät im fünfzehnten Jahrhundert, als sich England bereits mächtig zur See zeigte und anderseits die Niederlande unter burgundischer Herrschaft einen großen Aufschwung nahmen, waren die Lübecker allein Meister der Engländer. Es ist nicht übel, sich solcher Einzelheiten gelegentlich zu erinnern. England war mit Lübeck im Frieden. „Der Vermittelung einiger anderer Hansestädte war es gelungen, eine Waffenruhe auf acht Jahre zwischen den streitenden Parteien herzustellen. Da bringt im Jahre 1458 ein blinder Zufall die Lübecker von Neuem in der Meerenge von Calais mit den Engländern in feindliche Berührung. Zum Oberbefehlshaber jener Stadt und der dort stationirten englischen Geschwader war damals so eben Richard Neville Graf von Warwick ernannt worden. Dieser erhält am 28. Mai die Nachricht, daß eine Flotte von achtundzwanzig Segeln in Sicht sey, und in der Meinung, daß dies französische Schiffe wären, beschließt der Graf mit gewohnter Kühnheit sofort dieselben anzugreifen. Mit Tagesanbruch geht er am Montag den 29. Mai mit fünf großen und sieben kleinen Kriegsfahrzeugen in See. Bei Annäherung der vermeintlichen Feinde mußte Warwick bald seinen Irrthum erkennen: es waren Lübecker Schiffe, welche mit Salz und Südweinen aus der Bai von Biskaia kamen, um nach Livland zu gehen. Das aber gilt dem Grafen gleich; der einmal beschlossene Angriff wird unternommen und bald entspinnt sich zwischen den Engländern und Lübeckern, welche sich tapfer zur Wehre setzten, ein heftiger Kampf, der volle sechs Stunden von Morgens vier bis Vormittags zehn Uhr währt. Ein Augenzeuge dieses Treffens, John Jernyngan, der vermuthlich selbst einen Theil der englischen Schiffe unter seinem Befehle hatte, erzählt, daß wohl ‚seit vierzig Wintern‘ keine so große Schlacht zur See stattgefunden habe, ‚und,‘ fügt er treuherzig hinzu, ‚wir sind in der That recht tüchtig geschlagen worden.‘ Denn obgleich die Lübecker sechs Schiffe einbüßten, so waren doch die Verluste der Engländer ungleich bedeutender, und gegen Abend sah Warwick sich genöthigt, mit seinem Geschwader nach dem Hafen von Calais zurückzueilen.“

Sowohl England als Holland würden der Hansa nicht gewachsen geworden seyn, wenn dieselbe nicht im Norden große Verluste erlitten hätte. Ihr Handelsgebiet nämlich wurde durch die aufwachsende Macht Rußlands turbirt, der deutsche Orden war zu derselben Zeit durch innere Zwietracht geschwächt und mußte sich seinem

Digitized by Google

alten Feinde, den Polen, in die Arme werfen. Kaiser und Reich vermochten nicht, sein Ansehen aufrecht zu erhalten, denn längst war das deutsche Reich innerlich zerfallen, und gerade damals klaffte der ungeheure Riß auf, der es in zwei confessionelle, einander tödtlich hassende Hälften spaltete. Unter diesen Umständen konnte nicht nur Rußland und Polen, sondern auch Schweden und Dänemark vorschreiten und sich in das verlassene und verrathene Erbe der Deutschen theilen. Schweden setzte sich fest in Livland und Esthland und hielt eine Zeit lang den Russen und Polen die Stange. Dänemark aber war trotz seiner Schwäche berufen, an der Hansa das eigentliche Henkeramt zu vollziehen, jedoch nicht von sich aus, nicht aus eigener Macht, sondern von Deutschen unterstützt gegen Deutsche.

Das Trauerspiel hat zum Helden den Bürgermeister von Lübeck, den genialen Wullenweber, der sich bereits zum Herrn in Dänemark gemacht und Kopenhagen erobert hatte, als Graf Christian von Holstein, von den Dänen zur Krone berufen, die äußersten Anstrengungen machte, um seine deutschen Nachbarn zum Vortheil Dänemarks zu ruiniren. Er ahmte das Beispiel des Scipio nach, der, unbekümmert um das von den Karthagern besetzte Italien, Karthago selbst angriff. Christian ließ Wullenweber in Kopenhagen, fiel aber über Lübeck her, und kannte die vornehme Spießbürgerei nur zu gut, um nicht zu reussiren. Denn unter den Bürgern Lübecks waren viele, die nicht gern ihre Gärten verwüsten lassen wollten, und Andere, die auf Wullenwebers Genie neidig waren. Er selbst war abwesend. Man übertrieb also die Gefahr, setzte die Bürger in Angst, malte die Vortheile eines Friedens aus und schloß denselben mit Christian ab. Nun hatte Wullenweber das Nachsehen. Von diesem Augenblick an war alles verloren, er selbst fiel der Rache seiner Neider und der schlimmsten Feinde deutscher Sache anheim und wurde grausam hingerichtet. Mit ihm starb der Ruhm und die Macht der Hansa. „Ungehindert fing Dänemark jetzt an, die ‚Goldgrube‘ seines Sundzolls in reichem Maße auszubeuten. Mit glücklichem Erfolge strebte Schweden nach größerer Selbstständigkeit. Für die holländischen Frachtfahrer gab es keine Schwierigkeiten mehr, in die Ostsee vorzudringen. Als die Städte im Jahre 1603 mit dem Czaren Boris Godunow in Unterhandlung traten, um ihre alten Privilegien in Rußland wieder zu erhalten, wollte der Großfürst von dem Bestehen einer Hansa nichts wissen; nur den Lübeckern ertheilte er einen Freibrief. In England ging seit dem Tode Heinrichs VIII. für die Hanseaten ein Vorrecht nach dem andern verloren und bald machte sich nun auch in dem nordischen Handelsgebiete der Umschwung geltend, welcher durch die Entdeckung der neuen Seestraßen und neuen Welten schon seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angebahnt war. Vor der allgemein veränderten Weltlage vermochte der mittelalterliche Staat der Hansen nicht zu bestehen. Wohl rechnete man noch im Jahre 1603 mehr als fünfzig Städte zum Bunde, aber nur vierzehn derselben betheiligten sich mit Sitz und Stimme und mit der Zahlung der Matricularbeiträge, und höhnisch konnte damals bereits John Wheeler der altersschwachen Hansa nachsagen, ‚die meisten ihrer Zähne seyen ausgefallen, die übrigen säßen nur noch lose.‘ Als im Jahre 1630 die Tagfahrt in Lübeck zusammentrat, zeigte sich eine solche Theilnahmlosigkeit unter den Mitgliedern, daß die drei Städte Lübeck, Hamburg und Bremen sich genöthigt hielten, ein eigenes Schutzbündniß unter sich einzugehen. Alle späteren Versuche, einen Bundestag nach alter Weise herzustellen, blieben erfolglos. Die letzte Versammlung einzelner Städte fand im Jahre 1669 statt. Seitdem hat Lübeck keine hanseatische Tagefahrt wieder in seinen Mauern gesehen.“

Durch die hier geschilderten Unglücksfälle verlor Deutschland seine Eroberungen und Colonien im Nordosten. Durch andere verlor es seine Grenzprovinzen im Nordwesten, so zwar, daß selbst Belgien, das noch im Jahr 1792 als burgundischer Kreis zum deutschen Reich gehört hatte, durch die Schwäche der deutschen Diplomatie auf dem Wiener Congreß verloren ging. Wieder durch andere Unglücksfälle verlor es seine Grenzlande im Südwesten, Elsaß, Lothringen, die Schweiz. Nur im Südosten allein behauptet es noch seine alte Ueberlegenheit und dennoch gibt es Wahnsinnige, die sich für deutsche Patrioten halten, und Ungarn, die Lombardei, vielleicht auch Böhmen Preis geben möchten!

Man abonnirt auf das Literaturblatt durch die Postämter beim Königl. Württemb. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, N° 98. 7. Dezember 1853.

Reise.

Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, durch Ungarn, die Walachei und Moldau im Jahr 1837. Von Anatol von Demidoff. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Raffet. Nach der zweiten (französischen) Ausgabe deutsch von J. F. Neigebaur. Zwei Bände. Breslau, J. N. Kern, 1854. Groß 8.

Titelkupfer das Portrait des Kaiser Nikolaus. Vignette der Zueignung ein großer russischer Doppeladler.

Demidoff reiste übrigens von Paris aus und in Begleitung mehrerer französischer Gelehrten und Künstler nicht wie ein Russe, sondern wie ein Franzose. Er nahm den Weg über Straßburg, Stuttgart, München, Wien und die Donau entlang. Wir übergehen die ersten 60 Seiten und langen mit der 61sten in der Walachei an, von der er uns manches treue und anziehende Bild gibt. „Der erste Anblick des walachischen Bodens war eben nicht verführerisch. Ein nacktes und wüstes Feld, einige Hütten von Strauchwerk und Koth, das ist die Ansicht, welche den Reisenden umgibt, der den Abgang des Dampfschiffes erwartet. Doch benutzten wir die Zeit, um Czernetz zu besuchen, eine kleine Stadt, welche eine kleine halbe Meile im Inlande liegt, und wir müssen gestehen, daß ihr ganz orientalisches Aussehen uns überraschte. Czernetz bildet nur eine einzige lange Straße, mit Buden und weit vorragenden Wetterdächern besetzt, welche die Passage noch mehr verengen. Alle diese Buden sind schmutzig; sie stellen die ekelhaftesten Eßwaaren zur Schau. Es war Sonntag und das ganze Volk unbeschäftigt. Die Männer rauchten kauernd vor ihren Thüren; die Frauen, von den Männern abgesondert, obwohl nicht eingesperrt, saßen nachlässig auf der Erde auf einem Beine, während das andere Knie hoch das Kinn berührte, indem sie sich gedehntem und müssigem Geschwätze hingaben. Wenn diese Stellung auch etwas fremdartig ist, ist sie doch anmuthig; es ist darin etwas von der Hingebung, welche durchaus im Einklange mit den schmachtenden Gesichtern der Mehrzahl dieser jungen Frauen ist. Der Anzug des Volkes nähert sich sehr den orientalischen Formen, und wenn man im Uebrigen alle diese ernsten, unbeweglichen Gestalten, mit länglichen und halb verschleierten Augen sieht, fühlt man, daß die Türkei auf der andern Seite des Ufers ist, und daß sie auf lange Zeit zu Czernetz den Eindruck ihrer Sitten zurückgelassen hat. Wir waren bei einem walachischen Tanze gegenwärtig, der voll Ausdruck und Eigenthümlichkeit ist. Sechs Männer bildeten mit verschlungenen Armen eine Linie, und führten von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken abwechselnd eine Bewegung aus, deren Schritte, einfach oder verziert, nach dem Geschmacke oder der Kunstfertigkeit des Tänzers das Tempo angaben, wozu zwei scharf klingende Geigen die Melodie spielen. Bei diesem Tanze stützen die beiden Chorführer, welche die Gesellschaft rechts und links ziehen, den unbeschäftigten Arm auf einen großen Stock; denn diesen beiden Koryphäen ist es hauptsächlich überlassen, durch Anmuth und Verzierungen, von einem männlichen und ernsten Charakter, diesen Tanz zu verschönern. Ein junger walachischer Unteroffizier entledigte sich mit vollkommenem Erfolge dieses wichtigen Auftrags; mit hohem und stolzem Kopfe zog er mit kräftigem Arme die ganze Kette der Tänzer, und von Zeit zu Zeit wandte er einen zufriedenen Blick auf seine Lenden, welche sich mit einer Lebendigkeit und Sicherheit bewegten, die dem Takte treu blieben. Die Musikanten waren zwei Zigeuner, von dieser zahlreichen Race, welche unter dem Namen Tsigani in der Walachei herumziehen. Einer dieser Männer war der Abdruck einer so bewundernswürdigen Schönheit, daß wir mit dem lebendigsten Gefühle des Mitleids sahen, wie der im Tanze

Digitized by Google

so geschickte Unteroffizier ihn wiederholt mit seinem Stock in das schöne und interessante Gesicht schlug, zu schön, um eine erniedrigte Seele zu bedecken, das aber kein anderes Gefühl ausdrückte, als eine dumme Unterwürfigkeit."

Das weite Land mit dem fruchtbarsten Boden ist äußerst öde. „In dem Maße, als man sich von Giurgewo entfernt, wird das Land weniger kahl, und einiges Strauchwerk fängt an den Boden zu bedecken. Während so vieler Jahren sah der walachische Bauer, verfolgt wie ein Raubthier, seine Erndten von den Türken geraubt und seine Felder verwüstet, so daß er natürlich deren Nähe sehr fürchtete. Eine Wüstenei von zehn Stunden war zwischen der Donau und den ersten Bauerhöfen unbenutzt gelassen worden, als ein den Streifereien dieser Räuber überlassener verfluchter Boden, wo sich jährlich die aus Giurgewo ausfallenden Banden verbreiteten, um jede neue Anlage zu zerstören und die erschreckten Ackersleute gegen die Berge zu treiben." S. 73. „Wenn man an alle die Gegenden Europa's denkt, wo die Ackerbauer den Felsen, den Bergen, den Sümpfen einen mühsam fruchtbar gemachten Boden durch Schweiß und Industrie abgewinnen müssen, so muß man bedauern, daß so weite Strecken, von der Natur dergestalt vorbereitet, daß sie nur den Pflug verlangen, wegen Mangel an Arbeitskräften unbebaut bleiben. Die Donau berührt, so zu sagen, von Pesth an nur verlassene Ebenen. Zuvörderst hat dieser Fluß selbst, dessen häufige Ueberschwemmungen diese wüsten Gegenden weit bedecken, daran Schuld, sodann der Krieg, noch schrecklicher, als die Ueberschwemmungen, und viel unsinniger; endlich die Unterdrückung, noch viel verhaßter, als der Krieg, die Verwüstung in diese Gefilde gebracht. So sind alle die höhern Keime des Wohlseyns bis jetzt elendiglich erstickt worden. Wenn man diese Einöden durchreist, wo man weder Erndte noch Brachfeld sieht, so kommt man in Versuchung, das Volk zu bedauern, das auf einem solchen Boden lebt, und sich zu fragen, von was es lebt. Und dennoch erndten die Moldau-Walachen hinreichend, um allen ihren Bedürfnissen zu genügen, und oft noch mehr; aber die Bevölkerung ist wenig zahlreich, wenn man sie mit dem Boden vergleicht, so daß der größte Theil des Landes brach liegen muß." S. 115.

Faßt man auf einer Seite das Elend in unserem übervölkerten Deutschland ins Auge, jene Massen von Familien, die jährlich auswandern, andere, die unter den hohen Marktpreisen und Steuern erliegen, oder, die nicht einmal Arbeit finden können, die stets zunehmende Menge des städtischen und ländlichen Proletariats, und sieht man andererseits nach jenen fruchtbaren und öden Ebenen an der untern Donau hin, so muß man gestehen, das Heilmittel liegt der Krankheit nahe genug. Wie beklagenswerth ist eine politische Verwickelung, welche die zahlreiche, allen andern Völkern des Continents an Fleiß und Tüchtigkeit überlegene deutsche Nation hindert, die so nahe liegende Hülfe aufzusuchen! Ein viel minder berufenes Volk muß aus dem äußersten Norden kommen, um den untern Lauf der Donau militärisch zu besetzen, eines Flusses, der aus den deutschen Bergen herabkommend des deutschen Volkes natürlichste Weltstraße bildet. Den Russen hat man gestattet, uns jene weiten Länder abzusperren, deren Besitz für uns ein Lebensbedürfniß wäre, für sie nur ein Luxus ist.

Demidoff bereiste die Walachei und Moldau zur Regenzeit und fand das ganze Land in einen Sumpf verwandelt. „So lange Trockenheit herrscht, hindert nichts die schnelle Verbindung, wie sie jetzt besteht. Die ganze Ebene ist frei, Jeder sucht sich seinen Weg; die Carruzzen, von der Schnelligkeit der Pferde fortgerissen, durchschneiden die Entfernungen in gerader Linie, während die Züge der Frachtwagen mit ihren Ochsen in langen Reihen vorsichtiger dem schon gemachten Geleise folgen. Kommt aber ein Unwetter, so ist aller dieser so tiefe und fette Humus plötzlich aufgeweicht, und man fährt nicht mehr über diese Ackerfläche, wenn man nicht ebenso rasch als leicht ist. Jedes etwas schwerere Fuhrwerk kann nur mit der äußersten Langsamkeit fortkommen. — Die Steppe wurde bald ein tiefer Morast; Wagen, Pferde und Begleitung brachen sich Bahn im Wasser; kam ein Graben, so suchte man ihn zu umgehen oder man übersprang ihn mit angestrengten Peitschenhieben und Fluchen. Es war ein sonderbares Schauspiel, unter diesem schwarzen und bleiernen Himmel diese vier Wagen zu sehen, wie sie diese überschwemmte Steppe durchfurchten, die bei jedem unerwarteten Loche, bei jedem unter dem Wasser versteckten Stoße umzuwerfen oder im Koth stecken zu bleiben drohten."

In Bukarest fiel dem Reisenden die Mischung europäischer Civilisation mit der alten Barbarei des Landes und Volkes auf. Am Hofe des Hospodars herrschte russische Uniform und die französische Sprache, im Volk waltet halbtürkische Tracht und Sitte. Ein Mittelglied bilden die Juden. „Was die Stadt am meisten belebt, ist die große Zahl der Juden, welche sie bewohnt. Thätig, höflich, nie entmuthigt, befördern sie das Leben und die Bewegung, denn sie scheuen weder Gänge noch Anstrengung, wenn sie den geringsten Verdienst hoffen. Sobald man einen Hut mit breitem Rande, und den langen, schwarzen, abgeschabten Judenrock sieht, kann

Digitized by Google

man sagen, daß man einen jener geschickten, verständigen und unermüdlichen Bedienten hat, der nichts scheut, weder Verachtung, noch Haß, an den man sich dreist für Alles wenden kann, und der einem deutsch, italienisch, vielleicht in vier Sprachen antwortet; und wenn das Geschäft beendet ist, sind seine Industrie, seine Geschwindigkeit, sein Schweigen, seine Geduld, seine Beredsamkeit, seine Tugenden, seine Laster, seine Seele, sein Körper (Alles gehört euch) mit ein paar Piastern (einem Zwanziger, 5 bis 7 Sgr.) bezahlt. Hat man einmal zu einer vorübergehenden Gelegenheit, für eine augenblickliche Bestellung einen Juden gebraucht, so ist schwer, wieder von ihm loszukommen; von dem Augenblick an gehört er euch, oder vielmehr ihr ihm; er verläßt euch nicht mehr, er folgt euch auf zwanzig Schritte in der Straße und erräth, was euch fehlt, auf zehn Schritte. Er setzt sich auf die Schwelle, wo ihr eintretet, ihr findet beim Heraustreten seinen feinen, hochachtungsvollen Blick, der um einen Befehl bittet. Er schläft auf euerer Treppe, unter euerem Wagen, er bedient euere Leute, grüßt euern Hund auf der Straße; er ist da, überall da; ihr habt ihn zwanzigmal mit heftigem Schimpfen weggejagt, doch hält er aus. Obgleich verstoßen kommt ein Tag, ein Augenblick, ein Einfall, wo man des Juden bedarf! Kaum hat man den Gedanken gefaßt, so kommt er wie aus der Erde hervor, in seiner Unterthänigkeit gebückt, mit seiner jüdischen Stellung, die weder stehend noch kniend ist, mit unterwürfiger Miene und aufmerksamem Ohre: das ist der Triumph des Juden; das ist der Augenblick, den er vielleicht durch 48 Stunden Wachen, Ermüdung und Erniedrigung erwartet hat."

Die Moldau und ihre Einwohner sind der Walachei und den ihrigen doch nicht so nahe verwandt, wie man insgemein glaubt. Demidoff sagt S. 143: „Die Moldauer sind stark, mäßig, ausdauernd bei der Arbeit und gewöhnt den größten Wechsel der Witterung zu ertragen. Ihre Züge weichen von denen der Walachen ab, ihr Gesicht ist weniger offen, und ihre Gewohnheit, die Haare und den Bart wachsen zu lassen, gibt ihren Zügen einen beinahe wilden Ausdruck, so daß man sie von weitem für die Statuen der alten Sarmaten halten könnte, die noch jetzt die Museen als heldenmüthige Andenken der Triumphe des alten Roms über die Barbaren zieren. Bei den Walachen dagegen bemerkt man eine größere Entwickelung der menschlichen Gestalt und Schönheit. Die Moldauer sind zu weiten Reisen zu Fuß mehr geeignet, als wenn sie noch mehr ihre alte Nomadennatur beibehalten hätten, als ihre Nachbarn. In zahlreichen Caravanen vereinigt, durchlaufen sie ungeheuere Strecken und ziehen bis zu den Flüssen im östlichen Rußland, um ihr Getreide nach den in jenen weiten Steppen zerstreuten Städten zu bringen. Mit dem gemessenen Schritte ihrer Ochsen durchziehen die Moldauer diese Steppen, so daß sie manchmal einen ganzen Monat zubringen, ohne unter ein Dach zu kommen. Wenn der Abend heranbricht, hält die Caravane an, die zahlreichen Wagen werden in Form eines Viereckes aufgefahren und die weißen Ochsen läßt man rings umher dem Schutze der unerschrockenen Hunde weiden. In der Mitte des Viereckes wird ein Feuer angemacht, und die Führer bereiten ihr einfaches Mahl, worauf Jeder, in seine grobe Filzdecke gehüllt, einschläft. Doch sind diese unermüdlichen Fußgänger nichts destoweniger auch vortreffliche Reiter: sie besitzen im Norden des Fürstenthums eine schöne Race von Pferden, die größer als die Renner in der Walchei sind und sehr für die Reiterei gesucht werden."

Erst gegen das Ende des ersten Bandes langt der Reisende an der russischen Grenze an, muß hier eine langweilige Quarantäne von vierzehn Tagen durchmachen und erhält sodann Erlaubniß, die Steppen Bessarabiens zu durchfliegen. Wir folgen ihm nach Odessa und von da nordwärts der Krim nach Taganrok, vom Dniepr zum Don. „Das von den donischen Kosacken bewohnte Land ist eine weite Ebene, welche der Fluß dieses Namens von seinem Austritte aus dem Gouvernement von Voronesch bis zu seiner Mündung im Asow'schen Meere durchströmt. Dieses Land enthält auch zugleich den gebirgigen Landstrich, welcher sich an den Ufern des Donetz bis gegen das Gouvernement Ekaterinoslaff erstreckt. Obgleich der russischen Regierung unterworfen, wird doch die kosackische Bevölkerung nach besonderen Gesetzen und Gebräuchen verwaltet. Die Kosacken ernennen ihre Anführer, die sie Attamans heißen; auch wählen sie alle Civilbeamten. Nur die alleinige Würde des kommandirenden Attaman hängt von der Ernennung des Kaisers ab, der sie dem Thronerben übertragen hat, um durch die Bande der Ehre und der Liebe die Einverleibung der Kosacken in die große russische Familie zu befestigen. Das Land der Kosacken ist fruchtbar, aber schlecht angebaut; dasselbe besteht in einer ziemlich hohen Ebene, welche durch tief eingerissene Thäler durchschnitten ist, in denen Flüsse das Wasser der Steppe aufnehmen. Ackerbau, Fischfang und Viehzucht sind die hauptsächlichsten Beschäftigungen der Bewohner. Und dennoch lebt dies Volk mitten unter allen Bedingungen, welche zum Reichthum führen könnten, arm; auch lebt es mäßig, ungeachtet der kostbarsten Gaben der Natur, die ein wenig Industrie leicht sehr einträglich machen

Digitized by Google

könnte. Die einzige Leidenschaft der Kosacken, die einzige, welche mit ihrer sonstigen Mäßigkeit im Widerspruche steht, ist die Leidenschaft für den Branntwein: der Branntwein ist die Poesie und die Hoffnung der Kosacken." In der Krim finden sich noch beträchtliche Reste von tartarischer Bevölkerung, daneben große deutsche Ansiedelungen. „Eine ursprünglich aus Preußen kommende Colonie von Mennoniten grenzt mit dem den Nogajern überwiesenen Lande; weiter wenn man sich Mariupol nähert, zeigen bebaute Ländereien, gut unterhaltene Häuser, und große Getreideschober, die sich wie Kuppeln zwischen Akazien erheben, deutsche Niederlassungen. Ein merkwürdiges Schauspiel, auf denselben Ebenen, ehrliche Deutsche mit weißer Gesichtsfarbe, schwerem und langsamem Gange neben diesen Nogajern mit gelbem glatten Gesichte, breiten Backenknochen, langen und nach auswärts sich erhebenden Augenwinkeln! Uebrigens können selbst diese Fortschritte der Tataren sich nicht mit den Ergebnissen der wahrhaft bewundernswürdigen deutschen Colonisation vergleichen, die man in dieser Gegend findet." Es ist wohl sehr beschämend für uns Deutsche, daß unsere nach Rußland ausgewanderten Landsleute dort die Macht Rußlands vermehren helfen, da sie vielmehr unter Oesterreichs Hoheit der Donau entlang colonisiren und mit ihrer Heimath in steter Verbindung bleiben sollten.

Möge Oesterreich in dieser Beziehung nicht die traurige Rolle vorbehalten seyn, welche Holland am entgegengesetzten Ende der deutschen Welt gespielt hat. Würden die Holländer, anstatt sich zu isoliren, sich als die Tête des deutschen Rumpfes betrachtet haben, würden sie in ihre weitläuftigen Colonien alles hinübergeschafft haben, was Deutschland an Bevölkerung Ueberfluß hatte, so würde ihnen das Cap nie verloren gegangen seyn, so würden sie längst neben Java noch Sumatra, Borneo, Celebes eingenommen haben und Deutschland hätte durch Holland große Colonien, wie sie England hat. Statt dessen fallen nach und nach alle holländischen Besitzungen den Engländern in die Hände. Nach dieser Analogie scheint auch im Osten alles, was Oesterreich gehören sollte, nach und nach in die Gewalt Rußlands zu fallen, lediglich weil sich Oesterreich zu sehr isolirt und sich nicht durch die unerschöpflichen Kräfte zu verstärken versteht, die es aus Deutschland ziehen könnte.

Der zweite Band des Demidoff'schen Werkes handelt ausschließlich von der Krim, die er nach allen Richtungen durchreiste. Diese schöne Halbinsel ist reich an malerischen Gebirgs- und Küstengegenden, hat Weinbau, ein herrliches Klima und mannigfache historische Erinerungen von der taurischen Iphigenia bis zu den Haremen der letzten muhamedanischen Chane. Wir hätten in Demidoffs Werk mehr einläßliche Schilderungen des Einheimischen und Alterthümlichen erwartet, aber sowohl er als sein Zeichner, Herr Raffet, wurden geblendet durch die Pracht einer russischen Musterung zu Vosnessensk, welcher der Kaiser Nikolaus anwohnte. Dieser mächtige Herr würdigte den Pariser Künstler seiner Aufmerksamkeit und erlaubte, d. h. befahl ihm, die malerischen Gruppen des Lagers zu zeichnen. So erhalten wir denn statt der erwünschten Landschaftsbilder oder Abzeichnungen von Alterthümern eine ziemliche Anzahl von Soldatenbildern, geschniegelte russische Grenadiere mit himmelhohen Federbüschen, behelmte Kuirassiere, Artillerie, Kosacken 2c. Das Reisewerk verwandelt sich hier in eine wahrhaft andächtige Bewunderung der russischen Militärmacht. Selbst das liebliche Grün der Krim'schen Ufer mahnt nur an die grüne Farbe russischer Uniformen.

Inzwischen sind doch alle diese südrussischen Besitzungen entweder menschenleer, oder doch von nicht russischen Elementen der Bevölkerung erfüllt, die nur deßhalb der russischen Uniformirung leichter anheimfallen, weil sie allzu heterogen unter sich sind, um eine Masse bilden zu können. Da wohnt der muhamedanische Tatar neben dem Armenier und Griechen, neben Mennoniten und protestantischen Württembergern; dazu eine Unzahl Juden und Zigeuner. Endlich französische und italienische Glücksritter, die sich nach und nach im Dienste russischer Großen oder als Handelsleute hier ansiedeln. Eine wahre colluvies gentium. Was aber kann aus diesen schönen und reichen Nordufern des schwarzen Meeres werden, wenn Rußland sich wirklich Constantinopels bemächtigen sollte? Dann erst würde der Verkehr und die Colonisation sich beleben. Daran mag Kaiser Nikolaus gedacht haben, als er in der Mitte seines glänzenden Heeres an jenen Ufern stand. Daran mag schon die Kaiserin Katharina II. gedacht haben, als sie von einem hohen Berge der Krim herab mit dem Fernrohr über dem schwarzen Meer den Punkt suchte, wo Constantinopel lag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, **N° 99.** 10. Dezember 1853.

Natur- und Gewerbskunde.

Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genußmittel. Von Friedrich Tiedemann. Mit Abbildungen. Frankfurt a. M., Brönner, 1854.

Der berühmte Verfasser benützte seinen Aufenthalt in der deutschen Metropole des Tabakshandels (Bremen) während der badischen Revolution, die ihn aus Heidelberg getrieben hatte — um seine Collectaneen in Betreff des Tabaks zu ordnen und das vorliegende Buch zu vollenden. Es ist das beste Werk, welches bis jetzt über den Tabak geschrieben worden ist.

Zunächst geht der Verfasser alle älteren Reiseberichte der Spanier und Portugiesen durch und weist aus denselben nach, daß diese ersten Entdecker Amerikas daselbst überall schon das Tabakrauchen und Tabakschnupfen im Gebrauch gefunden haben. Columbus landete im Jahr 1492 zuerst auf einer der Bahamainseln. „Hier bot sich dem Admiral und seinen Gefährten zuerst der Anblick der neuen Welt mit ihren rothhäutigen Bewohnern dar. Zum großen Erstaunen sahen sie die am Ufer weilenden friedlichen Indianer Rauchwolken aus Mund und Nase ausstoßen. Aus einem trockenen Kraut, in ein Maisblatt gewickelt, bildeten sie cylinderförmige Rollen, deren eines Ende sie in den Mund nahmen, während sie das andere Ende anzündeten, den Rauch einziehend und ausblasend. Eine solche Rolle nannten die Eingeborenen Tabaco. Das Wort Tabak bezeichnet also ursprünglich die bei den Indianern Westindiens gebräuchlichen, aus trockenen Blättern gefertigten Rollen, deren sie sich zum Rauchen bedienten, und nicht das Gewächs, von dem die Blätter genommen wurden. Fälschlich haben einige Autoren das Wort Tabak von Tabago, einer der südlichsten Antillischen Inseln, in der Nähe von Trinidad gelegen, abgeleitet."

Dieselbe Sitte fanden die Spanier überall bei den Amerikanern, wohin sie auch kamen, außer in Peru auf der Westküste, wo sie erst durch die Spanier selbst eingeführt wurde. Sie bemerken übrigens, daß die Indianer den Rauch durch die Nase eingesogen hätten, was viel stärker auf die Kopfnerven einwirkt, und daß sie es ausdrücklich auf eine angenehme Betäubung abgesehen hätten, nicht auf einen ruhigen Genuß. „Den Rauch dieses Krauts ziehen die Kaziken und andere vornehme Personen durch hohle Stäbchen ein, von der Länge einer Spanne, welche so verfertigt sind, daß sie in zwei gabelförmige Röhrchen auslaufen. Die gabelförmigen Enden führen sie in die Nasenlöcher ein, und das andere Ende halten sie an die auf glühenden Kohlen brennenden Blätter. Sie ziehen dann den Rauch wiederholt in die Nase ein, bis sie in einen Zustand von Betäubung gerathen, niederfallen und in tiefen Schlaf versinken."

Einen höheren Luxus im Tabakrauchen fanden die Spanier in dem hochgebildeten Mexico. „Der Kaiser Montezuma, über dessen Hof Bernal Diaz ausführliche Nachrichten gegeben hat, rauchte stets nach der Mahlzeit. Sobald die Tafel aufgehoben war, brachten Mädchen von großer Schönheit und Anmuth Wasser in einem silbernem Becken zum Reinigen des Munds und der Hände. Dann reichten sie ihm schön bemalte und vergoldete Rauchrohre, die mit Liquidambar und einem betäubenden Kraute gefüllt waren. Den Rauch blies er bald durch den Mund, bald durch die Nase aus. Während des Rauchens belustigte sich der Kaiser an den Vorstellungen gewandter Gaukler. Oft trieb er auch Scherz mit den Hofnarren, oder er sah den Tänzen der Frauen zu und ergötzte sich an ihrem Gesange. Unter solcher Kurzweil bereitete er sich zur Mittagsruhe vor. Nach dem Erwachen geruhte der Kaiser den Kaziken und Gesandten fremder Staaten Audienz zu ertheilen. Schätzbare Nachrichten über den Tabak und seinen Gebrauch bei den Mexicanern hat ferner Francisco Hernandez de Toledo, der Leibarzt Königs Philipp II., gegeben,

Digitized by Google

welcher im Jahre 1560 nach Mexico gesendet wurde, um eine Naturgeschichte der neuen Welt zu schreiben. Durch ausgezeichnete Maler ließ er viele hundert Abbildungen der merkwürdigsten Pflanzen und Thiere verfertigen, worauf der König angeblich 60,000 Dukaten verwendet haben soll. Dieser Schatz schöner Abbildungen ist leider im Jahre 1671 bei dem großen Brande des Escurials ein Raub der Flammen geworden. Die Tabakpflanze führt nach Hernandez in der aztekischen Sprache den Namen Pycietl oder Yetl. Es waren in Mexico zwei Arten bekannt, von denen die eine auch Quauhyetl genannt wurde. Ueber den Gebrauch des Tabaks und seine Benutzung in der Heilkunde zog Hernandez Erkundigungen ein, auch soll er Samen nach Spanien gesendet haben, wo er seiner schönen Blüthen wegen als Zierpflanze gebaut wurde. Man rauchte damals in Mexico die getrockneten Tabakblätter, mit wohlriechenden Kräutern, Harzen und Gewürzen vermengt, aus Rohrstengeln, wie sie der Pater Bernardino de Sahagun beschrieben hat, welche man Tabacos nannte."

Das Vorkommen der Tabakspfeifen in Gräbern bürgt für das höhere Alter der Sitte. „In Zeiten lange vor der Entdeckung und Eroberung Mexico's durch die Spanier haben sich die Azteken, vielleicht selbst schon die Tolteken auch aus gebranntem Thon verfertigter Tabakspfeifen bedient. Dies erhellet aus einer großen Anzahl solcher Pfeifen, welche mein verehrter Freund, Herr Uhde, während seines vieljährigen Aufenthalts in Mexico, bei Ausgrabungen in der Nähe der Stadt, gesammelt hat. In der großen, sehr schätzbaren Sammlung mexicanischer Alterthümer, die in seinem Landhause in dem Dorfe Handschuchsheim bei Heidelberg aufgestellt ist, befinden sich mehr als zwanzig schön geformter alter Tabakpfeifen, welche menschliche Figuren, Frösche, Schlangen, Fische u. dgl. darstellen. Alle sind im Innern mehr oder weniger geschwärzt, zum Beweise, daß sie gebraucht worden sind." Aehnliche Pfeifen fand man auch in Gräbern viel höher im Norden am Mississippi. Eine gute Anzahl aller dieser Instrumente zum Rauchen sind dem Werk in Abbildungen beigegeben.

Die Spanier gaben dem Kraute den Namen Tabaco, der ursprünglich nur die Cigarrenform bezeichnet. Die Portugiesen hörten in Brasilien das Kraut Petum nennen und brachten eine Zeit lang auch in Europa für den Tabak den Namen Petum auf.

Noch gegenwärtig findet man bei den Wilden Nordamerikas einen sehr eigenthümlichen Cultus der Friedens- und Kriegspfeifen, worüber der Verfasser sich ausführlich verbreitet. Das Ergebniß seiner Untersuchungen ist, daß der Tabak ursprünglich eine wesentliche Rolle im Sonnencultus der alten Amerikaner gespielt haben muß. Sie blasen den Rauch gegen die Sonne, sie bieten der Sonne die Pfeife an ꝛc.

Weiter verbreitet sich Tiedemann über die Ausbreitung der Pflanze und ihres Gebrauchs in Europa und der ganzen alten Welt. In Frankreich empfing sie den wissenschaftlichen Namen Nicotiana von Jean Nicot, der sie zuerst in Europa anpflanzte. Alle Völker, Religionsparteien und Stände fanden gleiches Wohlgefallen an dem Kraute und fingen an es zu rauchen und zu schnupfen. Anfangs hielt man diese Genüsse für schädlich, ja für sündlich. Die geistliche wie die weltliche Macht erließ strenge Verbote. Aber alles half nichts, das Kraut eroberte die Welt. Der Muselmann wetteiferte mit dem Christen in dessen Cultus und der Buddhist ging hierin weiter als alle. In China wird mehr und leidenschaftlicher geraucht als in der übrigen Welt. Den größten Luxus mit Pfeifen und feinerer Rauchkunst treibt man aber in Persien und Indien. Uebrigens weist der Verfasser aufs Bündigste nach, daß der Gebrauch des Tabaks in Hinterasien nicht ursprünglich, nicht etwa von hier nach Amerika verpflanzt, sondern erst seit der Entdeckung Amerikas durch die Spanier auf dem allgemeinen Wege der Schifffahrt und des Handels auch im Orient bekannt worden ist. Nirgends nämlich findet sich weder in indischen noch chinesischen Denkmalen und Schriften die geringste Spur von Tabak.

Erst nach allen diesen historischen Erörterungen folgt die botanische Charakterisirung der Tabakspflanze mit allen ihren Unterarten, ferner die chemische Analyse derselben und des ihr eigenthümlichen Giftsalzes Nicotin, sowie der Wirkungen dieses Stoffs auf den menschlichen Körper. Das Merkwürdigste und für viele Leser gewiß Neueste ist hier die Nachweisung auffallender Wirkungen, welche das Auflegen von Tabak auf äußere, namentlich auch wunde Körpertheile hervorbringt. Im Allgemeinen widerlegt der Verfasser die Vorurtheile, die noch hin und wieder in Bezug auf eine angebliche Schädlichkeit des Tabakrauchens, z. B. für die Zähne, gäng und gäbe sind. Der Tabakrauch schade weder den Zähnen, noch hindere er überhaupt das Gesundbleiben und Altwerden. Allein er eigne sich keineswegs für jede Constitution und für jede Stunde. Er sey absolut schädlich allen nervenschwachen Personen, sowie der unreifen Jugend, desgleichen unmittelbar vor und nach dem Essen.

In Bezug auf den außerordentlich starken Verbrauch des Tabaks und seiner immer zunehmenden Anpflanzung auf europäischem Boden bemerkt Herr Tiedemann, es sey doch bedenklich, daß den für die Ernährung der immer wachsenden Bevölkerung nothwendigen Cerealien

Digitized by Google

so viel Boden entzogen werde durch die Anpflanzung des minder nöthigen Tabaks, wie auch der zur Zuckerfabrikation erforderlichen Runkelrüben (S. 394).

Schließlich noch Notizen über Opium, Betel, Coca u. s. w., sehr kurz gehalten.

Indische Literatur.

Die älteste praktische Pädagogik des heidnischen Alterthums. Hitopadesas oder heilsame Unterweisung, angeblich von Wischnusarman zur Belehrung königlicher Prinzen verfaßt. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Dr. G. M. Dursch. Tübingen, Laupp, 1853.

Der Hitopadesas ist ein Auszug aus dem Pantschatantras, eine Weisheitslehre in Beispielen, die größtentheils der Thierfabel angehören. Diese Weisheit ist heute noch anwendbar. Auch die religiöse Intention nähert sich sehr der christlichen. Der indische Weise charakterisirt die menschliche Natur in ihrer Sündhaftigkeit, in ihren Schwächen und bösen Neigungen vortrefflich und empfiehlt dagegen die Buße und Selbstbeherrschung einer-, den gesunden Menschenverstand und die Klugheit andererseits.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. „Wischnusarman beginnt die Unterweisung der königlichen Prinzen mit der Darstellung, mit welchen Menschen man sich in freundschaftliche Verhältnisse einlassen soll und mit welchen nicht. Die Erzählung, welchen Freundschaftsdienst der Mäusekönig Mantharas dem gefangenen Taubenkönig und seinen Unterthanen erwiesen hat, und wie sofort Freundschaft zwischen dem Mäusekönig, der Krähe, der Schildkröte und dem Reh geschlossen und welche Dienste diese einander leisteten, ist der Faden, der sich durch das Ganze hindurchzieht, und an welchen sich alle Belehrungen anreihen. Die Erzählung ist kurz folgende. Ein Jäger streute in einem Walde Reiskörner und legte ein Netz. Als ein Flug Tauben dahin kam, wurden sie nach den Körnern lüstern, flogen nieder und wurden gefangen. In diesem Zustande faßten sie den Entschluß, miteinander das Netz aufzuheben und davonzufliegen. Nachdem der Jäger sie aus den Augen verloren hatte, ließen sie sich bei der Höhle des Mäusekönigs, des Freundes ihres Königs, nieder, welcher das Netz zernagte und sie befreite. Eine Krähe, welche gesehen hatte, welchen Liebesdienst der Mäusekönig den Tauben erwiesen hatte, bat ihn um Aufnahme in seine Freundschaft. Obgleich der Mäusekönig lange Bedenken trug, mit einer Krähe, die ein Feind seines Geschlechtes ist, Freundschaft zu schließen, nahm er sie doch endlich auf seine ernsten Betheurungen hin als Freund auf. Nachdem sie lange freundlich miteinander gelebt hatten, sagte die Krähe, daß sie gesonnen sey, diese an Nahrungsmitteln arme Gegend zu verlassen und in die Gegend des Karpuren-Sees zu ziehen, wo ihr Freund Mantharas, die Schildkröte wohne, welche sie mit den Ueberbleibseln der Fische nähren werde, und sprach dem Mäusekönig zu, daß er auch mit ihr dahin ziehe. Sie zogen dahin; Mantharas freute sich, seinen Freund, die Krähe zu sehen, und nahm auch den König der Mäuse in seine Freundschaft auf, nachdem er ihm erzählt hatte, warum er seinen bisherigen Wohnort verlassen habe. Als diese drei in freundschaftlichem Verhältniß miteinander lebten, erschien plötzlich ein erschrecktes Reh, und nachdem dieses auch in den Freundschaftsbund aufgenommen war, erzählte es, daß ein König morgen mit Jägern in diese Gegend kommen werde. Durch diese Nachricht erschreckt beschloßen sie, diese Gegend zu verlassen und zu Land weiter zu ziehen. Die Schildkröte wurde bald von einem Jäger gefangen und an seinen Bogen gebunden. Die Freunde folgten der Schildkröte, beklagten sich über ihr hartes Loos und sannen auf Mittel, diese zu befreien. Dieses geschah durch folgende List. Das Reh legte sich nach dem Rathe des Mäusekönigs an einen See und stellte sich todt. Die Krähe pikte es mit seinem Schnabel. Als der Jäger das Reh sah, legte er die Schildkröte mit dem Bogen auf die Erde, und während er zu dem Reh ging, zernagte die Maus die Bande der Schildkröte und diese begab sich schnell in das Wasser. Das Reh, das den Jäger nahe kommen sah, sprang auf und entfloh. Nachdem der Jäger verschwunden war, begaben sich alle an ihren Wohnort und lebten glücklich. Unter diesem Bilde wird die wahre Freundschaft dargestellt. Diese Erzählung wird aber oft unterbrochen durch eingeschobene Belehrungen, welche durch neue Fabeln und Denksprüche bestätigt werden. Weil die Tauben aus Lüsternheit und Unvorsichtigkeit niederflogen und gefangen wurden, wird in einer Fabel und mehreren Sentenzen gelehrt, daß Lüsternheit und Unvorsichtigkeit ins Verderben stürzen. Der König der Tauben zeigte sich großmüthig und bereit, sein Leben für seine Unterthanen aufzuopfern. Hier wird nun Veranlassung genommen, von dem Werth des Lebens zu sprechen. Nachdem die Maus die Gründe angegeben hatte, warum sie hieher gezogen sey, bemerkt sie, daß die Erzählung ihres weitern Schicksals nicht mehr geeignet sey, und gibt Regeln

Digitized by Google

der Verschwiegenheit an, indem sie neun Sachen nennt, die man Andern nicht mittheilen soll ꝛc."

Im zweiten Buch reiht sich alle Belehrung an die Erzählung von der Freundschaft des Löwen mit dem Stiere, die durch den bösen Schakal gestört wurde.

Das dritte Buch ist insbesondere königlichen Prinzen gewidmet und enthält viele Kriegsregeln, jedoch ohne anderweitige Belehrungen auszuschließen. Alles reiht sich hier an die Erzählung vom Gänse- und Pfauenkönig, die miteinander Krieg führen. Das vierte Buch endlich ist nur die Fortsetzung davon, indem es von der Friedensstiftung handelt.

Die Prosa der Erzählung wechselt in der Regel mit der metrischen Belehrung, denn die Sentenzen sind durchgängig in Versen abgefaßt. Sie streuen sich zwanglos in die Erzählung ein. Die Erzählung ist sehr kunstreich verflochten, wie in Somadevas Märchen und in den Märchen der tausend und eine Nacht. Die Haupterzählung bricht nämlich mitten im Fluß an einer schicklichen Gelegenheit ab, um eine Fabel oder Episode aufzunehmen, die zuweilen wieder ihre Unterepisoden hat.

Eine durchaus gesunde Moral und die feinste Menschenkenntniß zeichnen dieses Werk aus. Es steht über den berühmten Fabeln des Aesop, nicht nur wahrscheinlich durch sein Alter, sondern hauptsächlich auch durch seine kunstreiche Construction. Uebrigens findet man darin nicht nur Fabeln, sondern auch kleine novellenartige Erzählungen, die bereits ihre Wanderung durch die ganze Welt gemacht haben, z. B. die berühmte, in Frankreich und Deutschland allen Kindern bekannte Fabel von der Milchverkäuferin, die aus Freude über den künftigen vertausendfachten Gewinn aus ihrer Milch aufhüpft und die Milch verschüttet. Hier ist der Grundgedanke nur in anderer Form ausgedrückt. „In der Stadt Dewikottas lebte ein Brahman, Namens Dewasarman (Gotthold). Er bekam zur Zeit der Nachtgleiche einen Topf voll Getreide, er nahm denselben und legte sich in der Ecke einer Bude voll Töpfergeschirr nieder und schlief ein. In der Nacht dachte er bei sich: Wenn ich dieses Getreide verkaufe, bekomme ich zehn Kaparbakas, mit diesen kaufe ich unter diesen Umständen andere Metzen, dann Geschirre und verkaufe sie wieder, und indem mein Vermögen immer wächst, kaufe ich Betel, Kleider und Anderes, und wenn ich ein Vermögen von hundert Tausenden erworben habe, dann heirathe ich vier Frauen. Gegen diejenige, welche unter diesen die schönste ist, werde ich besonders zärtlich seyn, wenn aber diese Frauen eifersüchtig aufeinander werden und Streit anfangen, dann werde ich in Zorn gerathen und sie mit einem Stock auf diese Weise schlagen. In diesen Vorstellungen stand er auf und schlug mit dem Stocke um sich, wodurch der Topf des Getreides zertrümmert und viel Geschirr zerbrochen wurde. Auf das Geräusch des zerbrechenden Geschirrs eilte der Töpfer herbei, sah dieses, bezeugte dem Brahman wenig Achtung und führte ihn aus seinem Laden hinaus."

So findet sich hier auch die in italienischen Novellen und französischen Fabliaux weitverbreitete Erzählung von der untreuen Frau, die vom Mann überrascht, eine Nachbarin überredet, ihre Rolle zu übernehmen, worauf diese einfältige Nachbarin von dem wüthenden Mann angebunden und der Nase beraubt wird.

Zu den besten Fabeln gehört folgende: „Zur Sommerszeit legte einmal ein müder Wanderer Bogen und Pfeil unter diesem Baume neben sich nieder und schlief ein. Bald darauf wich der Schatten des Baumes von seinem Angesichte. Als der Ibis, der auf diesem Baume weilte, bald bemerkte, daß der Sonnenschein auf das Angesicht desselben falle, breitete er aus Mitleiden seine Flügel und machte ihm wieder Schatten. Während der Wanderer tief schlief und den Mund geöffnet hatte, entleerte der Rabe, der das Glück Anderer nicht ertragen konnte und von Natur bösartig war, seinen Leib in den Mund desselben, und entfloh. Als der Wanderer nun plötzlich aufstand und an dem Baume hinaufsah, bemerkte er den Ibis, schoß ihn mit einem Pfeile und tödtete ihn. Deßwegen sage ich: Nirgends soll man mit den Schlechten weilen." Ferner die ergötzliche Fabel vom Hasen, der vom grimmigen Löwen gefressen werden soll, ihn aber aufhält mit der Bemerkung, es sey ein noch viel grimmigerer Löwe in der Nähe. Der Löwe, voll Zorn, daß ein anderer es wagen will, in sein Revier zu dringen, läßt sich vom Hasen zu ihm führen und wird zu einem Wasser geführt, in welchem er sein eigenes Bild erblickt, auf welches wüthend losstürzend er ertrinkt.

Der Hitopadesas hat den doppelten Werth eines Buchs, welches angenehm zu lesen und voll praktischer Weisheit für die Gegenwart wie für alle Zeiten ist, zugleich aber einer uralten Zeit und einem fernen Welttheil angehört.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, № 100. 14. Dezember 1853.

Reise.

Reise um die Welt und drei Fahrten der k. britischen Fregatte Herald nach dem nördlichen Polarmeer zur Aufsuchung John Franklins in den Jahren 1845—1851. Von Berthold Seemann. Zwei Bände mit Lithographien. Hannover, Rümpler, 1853.

Die königlich britischen Schiffe Erebus und Terror, unter dem Commando von Sir John Franklin, mit einer Besatzung von 138 Mann, segelten am 25. Mai 1845 von der Themse ab, um noch einen Versuch zu machen, ob eine nordwestliche Durchfahrt zu entdecken wäre. Ihre letzten Depeschen waren von den Wallfisch-Inseln, datirt 12. Juli 1845, und die Schiffe selbst sprachen zuletzt mit dem Wallfischjäger „Prince of Wales" bei Melville-Bai am 26. desselben Monats. Als der dritte Winter verstrichen war, ohne daß eine Nachricht von Sir John Franklin England erreichte, begannen sich Befürchtungen zu regen und man sprach von den Schiffen als von einer „verlorenen Expediton". Im folgenden Jahre wurde für nöthig gehalten, Expeditionen zur Aufsuchung der vermißten Schiffe auszusenden, und am 1. Januar 1848 verließ das erste dazu beorderte Schiff England. Das war die Behringsstraßen-Expedition, bestehend aus zwei Schiffen unter Moore und Kellett, wozu sich von China her noch eine Yacht unter Shedden gesellte. Kellett entdeckte eine neue Insel, die den Namen des Schiffes Herald erhielt, alle aber wurden durch undurchdringliches Eis von weiteren Forschungen abgehalten und erfuhren von Capitän Franklin nicht das mindeste. — Eine zweite Expedition wurde gleichzeitig zu Lande unternommen, geleitet von Richardson und Dr. Rae. Sie zog durch das nördliche Amerika den Mackenzie-Fluß entlang bis ans Meer, aber in dieses tiefer einzudringen hinderte ebenfalls die Menge des Eises. — Am 12. Juni 1848 verließ eine dritte Expedition die Themse, zwei von Roß und Bird befehligte Schiffe, die aber nicht über die Leopolds-Insel hinauskamen, gleichfalls vom Eise aufgehalten. Ihnen folgte am 26. Mai 1849 die vierte, ein von Saunders kommandirtes Schiff mit Lebensmitteln für Roß, eben so vergebens.

Die englische Regierung beschloß nun Expeditionen in größerem Maßstabe. Am 20. Januar 1850 sandte sie vier Schiffe unter Kellett ꝛc. in die Behringsstraße, die vier Jahre lang sich alle Mühe gaben, weiter vorzudringen oder wenigstens etwas von Franklin zu erfahren, jedoch vier Jahre lang umsonst. Am 13. April 1850 gingen zwei weitere Schiffe unter Cap. Penny nach der Barrowsstraße ab und dieser fand eine Spur. „Da er von den Spuren hörte, die Capitain Ommanney auf Cap Riley und Beechey-Insel am 23. August gefunden, landete er an der Ostseite von Wellington-Canal, um diesen Strich genauer, als bisher geschehen, zu durchsuchen. Am 27. August wurden unzweifelhafte Spuren von Sir John Franklin auf Beechey-Insel entdeckt und es wurde mit Sicherheit erwiesen, daß hier seine Ueberwinterung von 1845—1846 stattgefunden. Allein wie sehr man nach allen Seiten hin suchte, ein geschriebenes Dokument ließ sich nicht entdecken. Nach Capitain Penny's Meinung trugen die Spuren Anzeichen eines schleunigen Aufbruchs Seitens John Franklins, der — nach derselben Meinung — beim plötzlichen Aufgange des Eises den Wellington-Canal hinauffuhr. Capitain Penny wollte dieser Richtung gleichfalls folgen, allein sein Versuch scheiterte an altem Landeise, welches ihm den Weg sperrte." Der zweite Ommanney befehligte mit Austin vereinigt eine siebente Expedition von vier Schiffen, der nichts weiter zu entdecken gelang. Eine achte ging unter Sir John Roß in den Jahren 1850 und 1851 ab, eben so vergeblich.

Digitized by Google

Nun mischten sich die Vereinigten Staaten ein und sandten die neunte Expedition, zwei Schiffe unter De Haven ab, hauptsächlich durch die rührenden Klagen der Lady Franklin angeregt. Diese Schiffe schwebten drei Vierteljahre lang, im Eise eingesperrt, in äußerster Gefahr, ohne die Spur Franklins zu finden. Eine englische Expedition, die zehnte, unter Cap. Forsyp, erreichte eben so wenig, wurde aber berühmt, weil Forsyp die erste Nachricht von den Spuren, welche Ommanney und Penny aufgefunden hatten, nach England brachte.

Alle diese Expeditionen hielten sich zu einseitig an die amerikanische Küste. Die englische Regierung ermüdete aber nicht und sandte in den Jahren 1851 und 1852 neue Expeditionen aus. „Obgleich sie ebenfalls ihr Streben auf die amerikanische Seite richteten, so beschränkten sie sich doch nicht auf einen und denselben Raum, wie die Mehrzahl der früheren. Ihr Hauptergebniß ist, so weit wir dasselbe bis jetzt kennen, eine völlige Bestätigung der Meinung, daß Sir John Franklin eine ansehnliche Strecke über die bekannten Polargegenden Amerikas hinaus gedrungen seyn muß, der Behringsstraße und den sibirischen Küsten zu.“ Im Frühling 1851 führte Dr. Rae die 11te Expedition, Kennedy die 12te, im Sommer 1852 Inglefild die 13te in das Polarmeer, jedoch alle ohne Erfolg. Indeß ist die Untersuchung noch nicht geschlossen, denn während Seemann sein Buch verfaßte, befanden sich noch fünf weitere Expeditionen zur See, die 14te bis 18te, die Behringstraßen-Expedition unter M'Clure, die Barrowstraßen-Expedition unter Belcher, zwei kleinere unter Rae und Inglefild und eine zweite amerikanische unter Dr. Kane.

Der Verfasser bemerkt: „Dies sind die edlen Anstrengungen, welche bis hierher zur Auffindung Sir John Franklins und seiner Gefährten gemacht sind. Allein nachdem numehr acht Jahre ohne eine Nachricht von ihnen vergangen sind, muß selbst der Ungläubigste für die Rettung derselben besorgt werden. Wenn sie nicht — was wahrscheinlich ist — aus Mangel an Nahrung umkamen, sondern ihr Leben mit arktischen Thieren fristeten, so muß sich doch ihre Zahl sehr verringert haben und diejenigen, welche noch am Leben sind, müssen ohne Zweifel durch ihre lange Abspannung und schwere Leiden so entkräftet seyn, daß sie sich nicht selbst aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen, noch große Wegstrecken zurückzulegen vermögen. Bei jedem Unternehmen, welches zu ihrer Errettung aufgeboten wird, sollte die Zeit vor allen Dingen mit berücksichtigt werden, da jede Woche mehrere der noch Lebenden hinwegraffen muß. Es ist jetzt zur Gewißheit geworden, daß sie weit jenseit der amerikanischen Küste — selbst weit jenseit der Melville-Insel — zu suchen sind; namentlich den sibirischen Küsten gegenüber, in der Gegend, welche sich von dem Lande, welches Capitain Kellett unter dem achtzigsten Parallelkreise entdeckt hat, und vom Meridian der Barrowspitze an der amerikanischen Seite bis zu dem von Kolyma an der asiatischen ausdehnt. Dies ist eben die Gegend, welche bisher und noch jetzt bei den Nachsuchungen außer Acht gelassen ist, mit Ausnahme der Assistance und ihrem Tender unter Sir E. Belcher, der im Wellington-Canal hinaufgegangen ist, in dem ihm wahrscheinlich die vermißte Expedition voraufsegelte. — Der Umstand, daß nicht weniger als fünfzehn Expeditionen, aus dreißig Schiffen ohne Zählung der Boote bestehend, ihren Hauptzweck verfehlt haben, bestimmte mich vor Kurzem, die Aufmerksamkeit auf einen Theil der polarischen Gegenden zu lenken, welcher bislang vernachläßigt wurde, und einen Plan für Nachforschungen durch das Meer von Spitzbergen, den großen Ocean zwischen Spitzbergen und Novaya Zemlya zu entwerfen. Ich führte Gründe an, welche zeigten, daß diese See wahrscheinlich die beste Straße darböte, und hervorhob, daß eine solche Expedition von der höchsten Wichtigkeit für den Handel und die Geographie wäre. Da mein Plan der Oeffentlichkeit bereits vorliegt, so ist es überflüssig, denselben hier zu entwickeln. Wenn die Aufsuchungs-Operationen ein umfassendes und erschöpfendes System bilden sollen, so kann mein Vorschlag nicht unberücksichtigt bleiben. Die Handels-Interessen des Landes verlangen nicht minder eine baldige Erforschung der Region, auf welche ich die Aufmerksamkeit gelenkt, und die Wissenschaft harrt mit Sehnsucht auf die Lösung eines der wichtigsten geographischen Probleme. Endlich aber duldet die Erwägung, daß fünf Jahre mehr und mehr angestrengter Kräfte auf der einen Seite bis jetzt ohne Erfolg geblieben sind, keine längere Vernachläßigung der andern Seite, welche dem Anschein nach der Kraft des Dampfes einen leichten und raschen Zugang gewährt. Jetzt mögen vielleicht noch nicht alle vermißten Personen umgekommen seyn, allein ein fernerer Verzug von einem oder zwei Jahren — und es ist wohl keiner mehr übrig, der den schmerzlichen Bericht ihrer Leiden abstatte.“

Seemann selbst befand sich schon bei der ersten Expedition unter Kellett, desgleichen wieder bei der fünften unter demselben Führer auf dem Schiffe Herald. Im Eingang seines Werks wirft er den Blick rückwärts auf die ersten Entdecker des äußersten Nordwestens von Amerika. Es ist merkwürdig, daß Juan de Fuca schon im Jahre 1592 an diese entlegene Küste kam, die erst

Digitized by Google

zweihundert Jahre später von Vancouver wieder gründlich untersucht wurde. Auf der zweiten Reise in die Behringsstraße malt uns Seemann interessante Landschaftsbilder aus, welche beweisen, daß auch in jenen rauhen Zonen die Natur hohe Schönheit entfaltet. „Es läßt sich nichts Malerischeres denken, als die vom Vollmond beleuchtete Awatscha-Bai. Klippen ragen in kühnen Umrissen empor, kegelförmige Vulkane thürmen sich zum Himmel auf und werfen lange Schatten über die Thäler; die mächtige Wasserdecke breitet sich aus wie ein Binnensee. Es ist ein erhabener Anblick, aber wie mächtig ergreifend er ist, so verschwindet er doch vor dem Schauspiele, das sich entfaltet, wenn die Sonne hinter den Schneegipfeln der Berge emporsteigt: das ganze höhere Land scheint ein Feuerballen zu seyn und der Zuschauer wähnt sich von einem Zauber befangen, bis der gänzliche Eintritt des Tageslichts die Täuschung zerstört und ihn auf einmal wieder in das nüchterne Leben zurückwirft."

Ueber die Entdeckung der neuen Insel Herald äußert sich der Verfasser II. 126: „Nach den unglückseligen Irrthümern, welche in den Polargegenden begangen sind, ist es eine gewagte Sache geworden, eine Entdeckung von Land in hohen Breitegraden zu berichten. Allein in diesem Falle ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir ein unbekanntes Land entdeckt hatten, und daß die beobachteten höheren Gipfel eine Fortsetzung der Bergkette sind, welche von den Eingeborenen von Cap Jackan gesehen wurden, wie Capitain Wrangel in seinen Polarreisen erwähnt. Das Land ist nach einem von Cochrane mitgetheilten Glauben, welcher in Sibirien gehegt wird, von einem Volke bewohnt, welches uns bis jetzt noch ganz unbekannt ist. Die hohen Gipfel, die wir sahen, wurden später Plover-Insel genannt — eine falsche Benennung oder besser eine Artigkeit gegen den Plover, da das Schiff nicht bei der Entdeckung der Gruppe anwesend war — während die Insel, welche wir in Besitz genommen, den Namen Herald-Insel bekam. Die letztere hat 4½ Meilen Ausdehnung von Ost nach West und ungefähr 2¼ von Nord nach Süd; ihre Gestalt ist dreieckig, da das westliche Ende eine Spitze bildet. Sie liegt 71° 17′ 45″ N. B., 175° 24′ W. L., ist ungefähr 900′ hoch und besteht hauptsächlich aus Granit. Die Felsen erheben sich meistens senkrecht und machen die Insel beinahe unzugänglich. Zahllose schwarze und weiße Eistaucher finden hier einen sichern Ort für ihre Eier und Jungen. Menschliche Wesen oder Spuren derselben entdeckten wir nicht. Alle eingesammelten Pflanzen belaufen sich auf sieben Species, welche diesen Gegenden gemein sind."

In den Zwischenzeiten zwischen den großen Expeditionen ins Polarmeer machte Seemann interessante Beobachtungen an der Westküste von Amerika, in Peru, Panama, desgleichen auch an der Ostküste von Asien, in Kamtschatka und China, endlich auch eine Landreise durch das nördliche Mexiko. Doch müssen wir es den Lesern seines Werkes überlassen, ihm in alle diese Einzelheiten zu folgen, indem wir uns darauf beschränken, die Hauptsache, d. h. die höchst interessante Uebersicht über die Polar-Expeditionen hervorzuheben.

Nur eine kleine Notiz entheben wir dem zweiten Bande S. 249 in Betreff der abscheulichen Theeverfälschungen, welche sich die Engländer immer noch erlauben. „Im Jahr 1843 waren nicht weniger als acht Fabriken in London und noch mehrere in den übrigen Theilen der vereinigten Königreiche, welche sich lediglich damit beschäftigten, gebrauchte Theeblätter aufzukaufen und wieder so zuzubereiten, daß sie dem ächten Thee auf das Täuschendste glichen. In den Gasthöfen, Kaffeehäusern und dergleichen Orten wurde der alte Thee für etwa 2½—3 Pence das Pfund aufgekauft, nach Fabriken gebracht, mit einer Auflösung von Gummi vermischt, wieder getrocknet und endlich, je nachdem schwarzer oder grüner Thee gebildet werden sollte, mit den verschiedensten Farbestoffen und wohlriechenden Substanzen versetzt. Alles dieses wurde auf so großartigem Fuße betrieben, daß die Krämer durchaus nicht hineingezogen wurden und wohl in den meisten Fällen nicht wußten, daß sie verfälschte Waaren verkauften. Glücklicherweise sind jetzt diese Theefabriken gesetzlich verboten, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser Erwerbszweig noch auf das Eifrigste betrieben wird. Eine andere Art der Fabrikation besteht darin, daß man die Blätter der Ulmen, Roßkastanien, Weiden, Pappeln, Schlehdorn und verschiedener anderer adstringirender Pflanzen in Thee umwandelt. Es ist wahrscheinlich diese Art der Verfälschung eine der ältesten. Wir erinnern daran, daß frühere Botaniker, ehe sie den wahren Theestrauch kannten, sich abmühten, die Blätter, welche man ihnen als Thee zusandte, zu entfalten und zu bestimmen. Mehrere erklärten dieselben für identisch mit denen europäischer Gewächse, und ohne Zweifel hatten sie Recht, obgleich sie bei der Entdeckung des wirklichen Theestrauches dem Hohne ihrer Collegen ausgesetzt waren."

Digitized by Google

Philosophie.

Die Philosophie des Friedrich Heinrich Jakobi, nach Disciplinen bearbeitet und kritisch beleuchtet von Dr. Hermann Fricker. Augsburg, Kollmann, 1854.

In dieser kleinen scharfsinnig geschriebenen Schrift wird die Bedeutung Jakobi's als eines der wärmsten Vertheidiger des Glaubens gegenüber den zu seiner Zeit vorherrschenden, ja tyrannisch gebietenden Vertheidigern des Wissens nach Gebühr hervorgehoben. Zwar stand Jakobi nicht auf dem christlichen Standpunkt, erkannte keine äußere, sondern nur eine innere Offenbarung an und bewegte sich somit in dem etwas nebligen Gebiete der bloßen Ahnungen, Gefühle und Voraussetzungen; allein er war doch damit zum Glauben an einen außerhalb der Welt stehenden persönlichen Gott gelangt und sein reiner Theismus näherte sich dem Christenthum gerade nur so weit, als er sich von dem Materialismus und Pantheismus der herrschenden Philosophie entfernte. Das wurde am meisten von den Gegnern selber anerkannt, die ihn gerne als Gefühlsmenschen, Phantasten und Frömmler aus der Reihe der streng wissenschaftlichen Philosophen ausschlossen. Der Herausgeber bemerkt S. 33: „Die übersinnliche Welt tritt uns in derselben Weise bei Jacobi entgegen, wie die sinnliche Welt. Dem inneren Sinne ‚der Vernunft' offenbaret sich jenes höhere Gebiet und wir besitzen die Fähigkeit, die einzelnen Gegenstände derselben wahrzunehmen. Wie das Naturgefühl uns nicht betrügt, so täuscht uns das innere Geistesgefühl nicht. Es ist deßhalb eine vollkommen unberechtigte Bemerkung, wenn Hegel sagt: ‚Es ist hier dem Unsinn Thür und Thor geöffnet.' Wo die wahren inneren Offenbarungen aufhören und das Gebiet der Phantasie beginnt, ist eine scharf markirte Grenze, welche schon dem oberflächlichen Denker nicht entgehen kann. Die Wahrnehmung ist hier ebenfalls eine unmittelbare, jede Vermittelung bleibt bei der inneren Offenbarung ausgeschlossen. Aber wir können doch dieser unmittelbaren Stimme Gottes eine äußere Gestalt durch den Buchstaben geben und so die einzelnen Offenbarungen nachher in ein logisches Verhältniß zu einander setzen und zu einem Organismus der Offenbarung gestalten, obwohl die letztere Gestalt materiell von der Eingebung des Augenblicks sich nicht unterscheidet. In diesem Sinne ist — wie oben angedeutet wurde — somit auch auf dem Standpunkte der Jakobi'schen Philosophie eine wissenschaftliche Gotteserkenntniß möglich. Ein eigentliches Wissen der übersinnlichen Welt ist nach den Principien dieser Erkenntnißtheorie nicht möglich. Da die Mittel nicht angegeben werden können, welche die Existenz der übersinnlichen Gegenstände bedingen, so können auch diese Gegenstände nie bewiesen werden. Hiemit war die Grenze zwischen Glauben und Wissen klar und sicher bezeichnet. Von dieser festen Position aus konnte er den Scheinkampf wohl bestehen mit Mendelsohn, welcher ein Wissen der übersinnlichen Wahrheiten simulirte. Auf dem Standpunkte Mendelsohns befindet sich die ‚Aufklärung' aller Zeiten, welche über die bloße Scepsis hinausgekommen ist. Um so interessanter ist der Kampf Jakobi's gegen Mendelssohn. Die Frage über die Natur des Glaubens und Wissens wurde von Niemand so tief erfaßt und so gründlich erörtert, als von Jakobi."

„Zu seinen Lebzeiten finden wir Jacobi als Beschützer des Christenthums nicht selten verehrt. Obgleich dieser Weise das Christenthum in solcher ‚Reinheit' faßte, daß die specifischen Elemente des Christenthums geradezu verloren gingen, so ist doch die Verehrung, welche ihm von dieser Seite zugewendet wurde, leicht zu begreifen. Von der unmittelbar vorangegangenen Philosophie, sowie von einzelnen Zeitgenossen Jakobi's drohte den christlichen Principien solche Gefahr, daß man unsern Jakobi als Vertreter der christlichen Philosophie begrüßen zu müssen glaubte. Es ist richtig, daß die Lehre Jakobi's mit den Grundwahrheiten des Christenthums vielfach im Einklange steht, deßhalb ist es aber gerade um so nothwendiger, zur richtigen Beurtheilung das Unterscheidende scharf hervorzuheben." Das thut nun Herr Fricker und weist nach, wie bei Jakobi nichts weder von Erbsünde, noch von Erlösung zu finden ist und die ganze christliche Offenbarung ihm ferne liegt. Es ist sehr interessant, solche Schlaglichter in die Philosophie, wie sie noch zu Anfang des Jahrhunderts war, fallen zu sehen. Die gebildete Welt war so von allem Christenthum abgekommen, daß ihr selbst Jakobi schon zu viel glaubte. Der Haß gegen alles, was Gottesfurcht hieß, war so groß, daß man dem armen Jakobi nicht einmal erlauben wollte, gleich den Alten, auch nur in dämmernder Ahnung „dem unbekannten Gott" wieder einen Altar aufzubauen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 101. 17. Dezember 1853.

Länder- und Völkerkunde.

Sechs Jahre in Surinam oder Bilder aus dem militärischen Leben dieser Colonie und Skizzen zur Kenntniß seiner socialen und naturwissenschaftlichen Verhältnisse. Von A. Kappler. Stuttgart, Schweizerbart, 1854.

Der Verfasser lebt noch in Surinam und hat dieses Büchlein nur auf einem Besuch, den er im Laufe des Jahres in seiner Heimath machte, zurückgelassen. Er ist ein Württemberger, widmete sich dem Handelsstande, fand aber lediglich kein Gefallen an dem Horchen auf das „Klingeln der Ladenthüre", wollte im Jahr 1835 nach Griechenland gehen, bekam aber keinen Paß, entschloß sich kurz und gut und trat in holländische Dienste. So kam er als gemeiner Soldat in die Colonie Surinam, wo ihn der Reichthum und die hohe Schönheit der Natur hinreichend über seine niedere Lebensstellung trösteten. Während der größte Theil seiner Kameraden (die Hälfte waren Deutsche und darunter Barone, Studenten, Schauspieler ꝛc., die alle dahin gekommen waren, als gemeine Soldaten Dienste zu nehmen) dem Laster des Trunkes erlag, wußte Kappler die Einsamkeit seines Postendienstes zu naturwissenschaftlichen Forschungen und Sammlungen zu benutzen. Auch machte ihn seine Nüchternheit bei den Obern beliebt und er wurde wenigstens Corporal.

Die sehr tief gesunkenen sittlichen Zustände der Colonie sind in Folgendem charakterisirt: „Da der Preis des Genevers für die Bedürfnisse des Soldaten zu hoch ist, so ersetzt der wohlfeile Zuckerbranntwein, hier Dram genannt, denselben. Es ist merkwürdig, zu welcher Fertigkeit es Einzelne im Trinken gebracht haben; denn es gibt Manche (auch der Civilstand hat solche Mataboren), bei welchen zwei Flaschen täglich ihre Sinne noch nicht umnebeln. Dies ist die Ursache, warum der Soldat bei allen Einwohnern der Colonie in Mißkredit steht, und ungeachtet seiner weißen Farbe selbst von Negern nicht geachtet wird. Man muß zwar gestehen, daß dieses Laster nicht blos unter den Soldaten herrscht, die freilich die Folgen ihrer Excesse nie so zu verheimlichen im Stande sind, wie die Bewohner der Stadt oder der Pflanzungen, die ihren Rausch in den Hängematten à leur aise ausschlafen können; aber so viel ist sicher, daß die Hälfte der Truppen Trunkenbolde sind, wenn man der täglichen Erfahrung trauen darf. Die meisten Militärs haben Weiber; denn die Liebe und der Wein, der aber hier durch Dram ersetzt wird, spielen im Militärleben die Hauptrolle. Weiber sind es freilich, aber keine Frauen; denn man hält das Band der Ehe für zu drückend, und die Gewohnheit des Landes, unverheirathet leben zu können, ist zu verführerisch, als daß man dieß für eine Schande halten würde. Sieben Achtel der ganzen älteren männlichen Bevölkerung Surinams haben solche Maitressen, und unter 25 Kindern ist kaum eines ehlich geboren. Man begreift leicht, daß der Soldat das Geldstück nicht aus der Münze bekommt, und eine surinamische Missin muß schon ziemlich abgenützt seyn, wenn sie sich von den Abfällen des dürftigen Soldatentisches nähren muß; die meisten dieser farbigen Damen sind aber schlechte Haushälterinnen. Kinder aus solchen Verbindungen der niederen Volksklasse und der Soldaten wachsen auf, wie die Lilien auf dem Felde, d. h. es bekümmert sich kein Mensch um sie." Auf einem abgelegenen Posten an einem Flusse kommandirend hatte der Corporal Gelegenheit zu sehen, wie ein verassecurirtes Schiff auf Kosten der Assecuranz unter dem Vorwand der Strandung seiner reichen Ladung von der Mannschaft selbst und den zufällig Anwesenden im schönsten Einverständniß beraubt wurde. Kostbare Güter, die alle hätten können gerettet werden. Der ehrliche Corporal wollte sie auch retten, aber seine Autorität wurde nicht mehr geachtet.

Digitized by Google

Das Land ist überaus fruchtbar, und wer hier rührig ist, kann kaum verfehlen, sein Glück zu machen. Man muß sich wundern, daß Holland hier wie in Java, Ceylon 2c. versäumt hat, die Colonialbevölkerung in kurzer Zeit zu verzehnfachen, ja zu verhundertfachen, was sehr leicht gewesen wäre, wenn Holland die Strömung der deutschen Emigration in seine überseeischen Besitzungen gelenkt hätte. Wäre Hollands Colonialpolitik nicht von jeher so engherzig gewesen, so würden unter der holländischen Flagge Millionen Deutsche ausgewandert seyn und weder das Cap, noch Ceylon wären für Holland verloren gegangen.

Die Bevölkerung Surinams besteht aus den eingebornen Indianern, verwilderten Resten eines ehemals viel civilisirteren Volkes; aus den eingeführten Negern, die theils den Weißen als Sklaven dienen, theils freigelassen, theils entlaufen sind und in den Urwäldern eigene kleine Staaten bilden (die Maronneger); aus den zahlreichen Mulatten und Mischlingen aller Art, hier die allerverdorbenste Classe; endlich aus den Weißen, deren Sitten auch nicht die besten sind. Der Verfasser bemerkt ausdrücklich, die wegen ihres ungesunden Klima's berüchtigten Küsten Surinams seyen keineswegs so gefährlich, die Sterblichkeit habe lediglich ihren Grund in der Lüderlichkeit der Weißen. Sehr oft kommen diese schon ganz verdorben, als Säufer und entnervte Wüstlinge ins Land, setzen hier ihre schlechte Lebensweise fort und müssen dann natürlicher Weise unterliegen. Ein französisches Nonnenkloster in der Nähe kann der Clausur und Confession wegen nicht viel auf die weiße Bevölkerung einwirken. Eine Herrnhutercolonie thut ihr Möglichstes, macht aber nur geringe Forschritte.

Die Natur in Surinam ist immer noch so üppig und jungfräulich, wie ältere Reisende sie geschildert haben, denn die Bevölkerung hat sich nicht vermehrt, die Colonie nicht ausgedehnt. Ueberall sind die Grenzen der Civilisation noch schmal und die ungeheuern Urwälder im tiefen Binnenlande nicht erforscht. Die Wildniß bleibt überall auch den bewohnten Stätten nahe. „Kaum ist die Sonne untergegangen, so ertönen in den den Posten umgebenden Orangen- und Sauersackbäumen gräßlich schnarrende Töne von großen Laubfröschen, accompagnirt von dem tiefen Baß einer ungeheuren Kröte, die auch im Sumpfe sich ihres Lebens freut und ihren feierlichen Gesang durch ein schallendes Gelächter oder Pausen endigt. Kleine Kröten, die in den Gräben zu Hunderten sitzen, quacken unaufhörlich im höchsten Diskant, und Legionen Scheerenschleifer (Cicaden), die im Wald herumschwärmen und die man eine Viertelstunde weit hören kann, ersetzen den Chor. Von Zeit zu Zeit ertönt aus der Ferne der melancholische Gesang einer Nachtschwalbe (Caprimulgus lud.), der sechs Töne der abwärts gehenden Scala umfaßt, oder der kleinen Eule ‚Urukuku', nach ihrem Rufe so genannt. Zählt man noch hiezu die lieblichen Stimmen von einigen Brüllaffen, deren Geschrei selbst das Gebrüll eines Löwen übertönt, so ist ein Orchester besetzt, wie man kein zweites in der Welt finden wird."

Das Buch des Herrn Kappler enthält eine Menge hübscher Wald- und Thierbilder, Genrebilder der Landschaft, z. B. „Auf meinen Märschen nach Mauritzburg oder Imotappie sah ich stets eine Menge Affen, die sich in großen Truppen hier aufhalten. Nie ging ich nach einem dieser Posten, ohne Hunderte von sogenannten Mungi-Mungis (Simia sciurea) zu finden, die auf den Bäumen herumgaukeln und sich unter tausend Fratzen entfernen, wenn sie Jemand erblicken. Sie sind die niedlichsten Affen Surinams, nicht viel größer als ein Eichhörnchen, grünlichgrau, mit weißem Bauche und orangegelben Händen. Ihr rundes Köpfchen hat ein weißes Gesicht, einen schwarzen Mund und große, dunkelbraune, freundliche Augen. Der kurzhaarige Schwanz, dessen Ende schwarz ist, ist länger als der Leib. Sitzt das Thierchen, so hält es ihn über den Rücken geschlagen. Diese zärtlichen Thierchen leben von Früchten und Insekten, und sind schwer nach Europa zu bringen. Eines Morgens ging ich nach Mauritzburg. Als ich auf einem Platze ankam, wo sehr viele Ananas stehen, hörte ich ein mörderisches Geschrei von Affen, die, wie es schien, Händel mit einander hatten. Ich war neugierig, die Ursache zu wissen, legte deßwegen meine Batatta auf die Erde und schlich in den Busch. Hier sah ich, wie sich etwa zwanzig Affen von der Art, welche man Kesi-Kesi (Cebus niger) nennt, und die von der Größe einer Katze sind, um eine große, reife Ananas, welche sie gefunden und abgerissen hatten, auf dem Boden herumbalgten. Sie war zu groß, um auf die Bäume geschleppt werden zu können, und zu stachlicht, um sie so stante pede aufzufressen. Ich trat hervor, und blitzschnell flogen alle auf die Bäume, von wo aus sie mit Verwunderung zusahen, wie ich ihre Ananas mitnahm und aufaß". Daß Riesenschlangen, Tiger, Tapire u. s. w. in der Beschreibung nicht fehlen, kann man sich denken.

Hier noch ein echtes, sehr charakterisches Waldbild. „Ich besuchte den eine Viertelstunde vom Posten entfernten, in der ganzen Colonie seiner Größe wegen bekannten Mama- oder Cattantreebaum (Bombax ceiba), den großen Abgott der Aucaner-Buschneger, zu welchem

ein durch den Wald gehauener Weg führte. Der etwa 80 Fuß hohe Stamm dieses prächtigen Baumes hat gegen 8 Fuß Durchmesser, und bildet mit seinen Ausläufern oder Sprossen, die bis zu einer Höhe von 10′ gehen, große Kammern, worin sich verschiedene Personen verstecken können. Er ist ganz mit stumpfen Stacheln bedeckt. Das Eigenthümliche dieser Bäume ist, daß sie nicht alle Jahre blühen und in der Blüthezeit keine Blätter haben. Die Frucht ist von der Größe eines Gänseeies und enthält eine Menge der feinsten, hellbraunen Seide, die, in die Hülle dicht gepreßt, viele schwarze Samenkörner umgibt. Blätterlos, nur mit seinen Früchten behangen, steht der Baum des Abends da; knallend öffnen sich die Früchte meistens in Einer Nacht, zerstreuen ihren Inhalt in großen Flocken, und des Morgens steht dieser Riese des Pflanzenreichs in einem seidenen Mantel, der von allen Zweigen niederhängt und einen wundervollen Anblick gewährt. Die Colibris machen hauptsächlich mit dieser Seide ihre Nester. Sind die Früchte abgefallen, so kommen die Blätter zum Vorschein. Das Holz ist weich und schwammig und deßhalb nicht brauchbar. Dieser Baum also wurde von den Aucaner-Buschnegern verehrt. Wenn sie von ihren Dörfern kamen, so opferten sie Fleisch und Fische; kamen sie dagegen von Paramaribo, so wurde er mit Wein oder Dram tractirt. Die Soldaten des Postens halfen gleich nach dem Abgange der Neger dem Gott von seinen Eiern und Getränken; Flaschen, Teller und Brabis (Buschnegerschüsseln von gebranntem Thon) aber lagen haufenweise in den Kammern des Baumes, und drei, ebenfalls enorme Cottontrees standen in einiger Entfernung."

Gedichte.

Fünfzig Jahre Stillleben im Drange der Zeit und Geschäfte (1827 — 1850). Poetische Aufzeichnungen eines greisen Hof- und Staatsmannes, der seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen. Berlin, Alex. Duncker, 1853.

Alle diese Gedichte sind in den stillen Stunden entstanden, die auch das geräuschvollste Hofleben zuweilen unterbrechen und in denen der Hofmann, in langer Anspannung zur Unnatur ermattet, von unwiderstehlicher Sehnsucht zur Natur ergriffen gleichsam in deren Schooße ausruht. Das Leere der Gewohnheitsherrlichkeit gähnt ihn dann unausstehlich an, und seine vielleicht kurz vorher noch in ehrfurchtsvolle Falten gelegte Miene verzieht sich in ein sardonisches Lächeln, indem er zurückdenkt an den Lichterglanz und die bunten Gestalten.

Man kommt, man zeigt sich der Dame des Hauses Angesichts,
Man sagt ihr einige Worte, oder man sagt ihr auch nichts,
Des Ersten des Besten Wohlseyn erfreut uns ungemein,
Man spricht mit Diesem vom Regen, mit Jenem vom Sonnenschein
Und mit dem Dritten vom Schauspiel und mit dem Vierten, gebricht's
An Stoff zur Rede, von Allem, und mit dem Fünften von nichts.
Derweil man so verhandelt das Wohl der Welt und Weh,
Erscheinen die Galonirten und präsentiren den Thee.
Und während im Gedränge der Mann mit dem Schicksal ringt,
Wie er, ohne umzugießen, den Braunen hinunter bringt,
Den Löffel in der einen, die Schal' in der andern Hand,
Das Kopfdach unter dem Arme und ringsum angerannt —
Wird wieder Wetter gesprochen, Ball, Oper und derlei mehr,
Es geht gelegentlich auch über den Nächsten her,
Allein man lästert mit Anstand, allein man faselt galant,
Die Weißglasirten, versteht sich, die kommen nicht von der Hand. —
Das und desselbigengleichen — ich weiß nicht, wißt Ihr's schon,
Ihr andern gemeinen Leute? — das nennt man den guten Ton.

In diesem Geist ist auch „ein Gang mit der todten Excellenz" geschrieben, welcher schließt:

Da blieb ich an dem Grabe steh'n,
Da hab' ich mir's in der Nähe beseh'n,
Hab mir's gemessen, und siehe da,
Es war wie jedes andere, ja,
Gerade so groß und gerade so klein,
Und die Sonn' und der Mond scheinen auch nicht hinein,
Und die Stern' auf der Brust leuchten auch nicht mehr.
Und die Finsterniß herrscht und die Fäulniß umher,
Und die Leute, die den Gast untergebracht,
Haben auch nicht weiter viel Wesens gemacht,
Haben Schollen für Excellenz genommen,
Von derselben Sort', wie sie auf unser eins kommen.

Wir finden manche Erinnerung aus dem Anfange des Jahrhunderts, an Napoleon, an die Rheinbundszeit. In einem Liede S. 115 wird der Jammer der Eltern geschildert, die damals ihre blühenden Söhne auf Napoleons Schlachtfelder liefern mußten zum Kampf gegen ihre eigenen deutschen Landsleute, zum Verderben, zur Schande des zerrissenen Vaterlandes. Dazwischen

Digitized by Google

auch Erinnerungen an lächerliche Dinge und Personen, z. B. an Matthisson:

Auf den zeit'gen Dichterthron
Hätt' er nimmer sich geschwungen,
Matter Zeiten matter Sohn,
Hätt' er nicht wie sie gesungen
In der Geistesdämm'rung Schleier,
Wenn uns der Gedanke stirbt
Und im modernden Gemäuer
Noch so ein Gefühlchen zirpt.

Schmälern soll's ihm nicht den Lohn —
Ist die Zeit doch unsre Mutter,
Und er war ihr treuer Sohn;
Mag're Kühe, mag're Butter!
Aber sie aufs Brod zu streichen,
In der Butterbemmenkunst,
Einzig ist er, ohne gleichen,
Und das ist auch Musengunst.

Wie denn selbst der „alte Herr,"
Wenn er so beim Thee gewesen
Und es ließ das Weibsgezerr
Keine Ruh' ihm, vorzulesen,
Diese Bemmen gern genommen
Und gar artig vorgesetzt;
Ist auch nichts zum Geist gekommen,
Hat es doch das Ohr ergötzt.

Man erzählt sich eine gute Anekdote von Matthisson. Nach einem Diner, dem er anzuwohnen die Ehre hatte, stellte er sich dem hochseligen König im Garten in den Weg; da frug ihn der erste Günstling, ob er wohl im Stande sey, jetzt mit vollem Magen und in der heißen Julisonne im Garten stehen bleibend ein Mondscheingedicht zu machen, bis Se. Majestät von ihrem Gang im Garten zurückkehrend wieder bei ihm vorbeikommen würden? Der Dichter bejahte und dichtete und schwitzte bis Sonnenuntergang, denn die Herrschaft kam nicht wieder.

Der Spott ist in den vorliegenden Gedichten nicht das Vorherrschende, vielmehr geht durch sie ein tiefer tragischer Ernst hindurch, ein schneidender Schmerz, der, indem er zurückgehalten und verbissen wird, doppelt wehe thut. Das einzige größere Gedicht, oder vielmehr ein Cyclus von Gedichten, der uns in mehr epischer Weise eine Geschichte vorführt und in das Leben eines unglücklichen Mädchens hineinblicken läßt, erweckt in seinen abgerissenen Formen ein Mitleid im Leser, wie Shakespeares Ophelia.

Trümmer einer schönen Seele.

Als Er sie pflückte,
Als ich an's Herz die Vergißmeinnicht drückte,
Schön wie Er selbst, wie Sein Auge so blau
Waren die Blumen! Nun sind sie grau,
Treu' ist gegangen, die hat sie getränkt,
Untreu' gekommen, die hat sie versengt.

Als Er sie pflückte,
Als ich an's Herz sie, die Duftenden, drückte,
Wie Seine Lippen so frisch und so roth
Waren die Rosen! Nun sind sie todt,
Alle gestorben, verblaßt und verblüht,
Knospen erfroren, Kronen verglüht.

* * *

Zwei Mal ist kein Traum zu träumen
Und der Treubruch nicht zu leimen.
Und schickt Ihr die Scherben zum Himmel hinauf,
Es bringt sie kein Gott mehr zusammen,
Und schlößet Ihr ab mit der Hölle den Kauf,
Sie mischt nicht Wogen mit Flammen,
Und sind sie aus einem Stück nicht gemacht,
Dann, Liebe, fahr wohl, dann, Treue, gut' Nacht!

Der Dichter kehrte nach langer Zeit einmal wieder in seine Heimath zurück, aber nur mit schmerzlichen Gefühlen:

Hätt' ich's noch einmal zu thun,
Wär' ich nicht am Tag gekommen,
Hätte, wenn die Leute ruh'n,
Nachts die Wallfahrt unternommen.

Und den Mond hätt' ich bestellt,
Mir zum heimlichen Begleiter,
Magisch hätt' er mir erhellt,
Straßen, Häuser und so weiter.

Und im Geist hätt' ich geseh'n
Alles noch zur alten Stelle,
Und nicht traurig müssen steh'n
Fremdling an der eig'nen Schwelle.

Aus diesen Proben erkennt man die Intonation der ganzen Sammlung und kann sich überzeugen, daß es keine Stylproben der Eitelkeit eines Hofpoeten sind, sondern aus Dornen der Erfahrung aufgesproßte weiße Trauerrosen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, | **N° 102.** | 21. Dezember 1853.

Kunstgeschichte.

Geschichte der deutschen Kunst. Von Ernst Förster. Zweiter Theil. Vom Anfang des 15ten bis Mitte des 16ten Jahrhunderts. Mit 16 Stahlstichen. Leipzig, T. O. Weigel, 1853.

Wir haben den ersten Theil dieses sehr lehrreichen Werkes früher besprochen und freuen uns seiner Fortsetzung. Im vorliegenden Theil charakterisirt der Verfasser zuerst den Verfall der deutschen (gothischen) Baukunst. „Der Trieb fortschreitender Bewegung führt die Menschheit zum Ziel vollkommener Entwickelung; derselbe Trieb führt sie aber auch darüber hinaus; nur kurz ist die Frist für die Ruhe am Ziel und rascher geht es abwärts, als aufwärts. Die Baukunst hatte mit der Gothik des 13. und 14. Jahrhunderts die Aufgabe eines langen Bildungsganges gelöst und stand mit der Größe und Stärke ihrer Gedanken, wie mit der Klarheit und strengen Durchbildung ihrer Gesetze gleichberechtigt neben der Baukunst des classischen Alterthums. Gegen das 15. Jahrhundert tritt sichtbar eine Abschwächung der Gedanken, eine Trübung der Anschauung, eine Vernachlässigung der Formen und ihrer Bedeutung ein, und wird dafür Ersatz gesucht in Reichthum, Mannichfaltigkeit, in überraschenden Folgerungen oder Abweichungen, und selbst in Nachahmung von Naturprodukten an der Stelle architektonischer Gliederungen und Verzierungen."

Dies war die Periode, die der Renaissance unmittelbar vorherging. Erst mußte den deutschen Meistern der eigene Geist entweichen, vom innern Centrum der Kirche bis zu den Ornamenten der äußern Kirche allgemach entweichen, ehe der fremde Geist sich bei ihnen einwohnen konnte.

Sculptur und Malerei wurden in die gleiche Verirrung fortgerissen. Immer mehr von der hieratischen Strenge, von der heiligen Scheu und Ehrfurcht, von der Erhöhung und Idealisirung ihres Gegenstandes sich entfernend, verlor sich die bildende Kunst unmerklich immer tiefer in Naturalismus. Der Verfasser weist dies in Bezug auf die in die Zeit der abnehmenden Gothik fallenden gemalten Schnitzwerke nach. „Die Kunstgeschichte zeigt uns fast überall den gleichen Entwicklungsgang der Kunst in der fortgesetzten Annäherung des Ideals an das Leben. Das erste Hülfsmittel, das angewendet wird, der noch unvollkommen gebildeten Gestalt den Schein des Lebens zu geben, ist die Farbe: ein noch so unförmlicher Kopf wird plötzlich natürlich, sobald man ihm Haare und Augäpfel färbt, rothe Lippen und Backen aufsetzt u. dgl. Aber die Sculptur in ihrer Entwickelung spürt, daß dies ein bloßes Ersatzmittel ist, und daß ihre Aufgabe, aber damit auch ihre Grenze in der Vollendung der Form besteht. Ist nun der schöpferische Formensinn kräftig genug in einem Volk, um zu dieser selbstständigen Durchbildung vorzudringen, so wird im Fortgang der Entwickelung der Gebrauch des Hilfsmittels nach und nach beschränkt und zuletzt aufgegeben. So sehen wir es bei den alten Griechen, so bei den Italienern des Mittelalters; die ägyptische Sculptur dagegen mit ihrer Starrheit konnte die Farbe nicht entbehren. Die deutsche Sculptur, angelangt an der Stelle, wo sie durch feinere Durchbildung der Form mit eigenen Kräften die Vollkommenheit hätte erreichen können, wirft die bisherige Unterstützung, die Farbe, nicht weg, sondern gibt ihr vielmehr einen größeren Umfang, und damit Vollmacht über sich selbst und ihren Styl; wobei unerörtert bleibe, ob das vorherrschend angewendete Material (Lindenholz) Ursache oder Folge der Vorliebe für bunte Bildwerke gewesen, zumal ja dem Holz so gut die Farbe des Marmors als jede andere gegeben werden kann. Nun aber gehört noch nicht einmal ein besonders empfindliches Auge dazu, um wahrzunehmen, daß unter einem Farbenüberzug, namentlich einem kräftigen, die

Digitized by Google

feineren Formenunterschiede und Uebergänge nicht mehr sichtbar sind und daß somit die zarteren Modulationen in den Flächen der Gesichts- und Körpertheile, wie vornehmlich der Gewänder nicht nur überflüssig, sondern, weil sie zu unwirksamen Massen führen, geradezu nachtheilig sein müssen. So wurde die Sculptur durch die Farbe, die sie nicht aufgeben wollte, gezwungen, auf die feinere Durchbildung der Form zu verzichten, vielmehr um für die bunte Fläche Licht- und Schattenwirkung zu gewinnen, die Formennnterschiede deutlicher hervorzuheben, Muskeln und Knochen stark auszuprägen und die Gewänder in scharfkantige, vieleckige Winkel und Vertiefungen zu brechen. Folgerichtig mußten alle Bewegungen spitzer, alle Contraste in den Charakteren schärfer, die Bezeichnung der Empfindung greller werden. War man so im Eifer, die Natur täuschend nachzuahmen, allmählich in eine eben so willkürliche als unschöne Formengebung gerathen, so suchte man die verletzte Wahrheit damit zu versöhnen, daß man seine Vorbilder für Charaktere und Darstellungen aus den natürlichsten, weil ungebildetsten, Kreisen des Lebens holte, ein Mittel, das allerdings große Lebendigkeit und eine Fülle von Naivetät in die Kunst brachte, aber auch eine höhere Ausbildung derselben unmöglich machte und sie vielmehr in Rohheit und Gemeinheit ausarten ließ. Aber noch eine andere Folge ergab sich: Einmal abgekommen von dem Wege idealer Auffassung, konnte die Kunst keine andern Eingebungen mehr haben oder brauchen, als aus der Wirklichkeit. Mithin mußte auch die Bekleidung der Gestalten ihren allgemeinen oder fremdartigen Charakter aufgeben und mit einem besonderen und bekannten vertauschen, und Altes und Neues Testament, Juden, Heiden und Christen, Männer und Weiber, Gerechte und Ungerechte nahmen zu den individuellen Körper- und Gesichtszügen noch die individuelle, landes- und stadtübliche Tracht an, so daß man im Kunstwerk — es mochte darstellen, was es wollte, doch — vollkommen zu Hause blieb, wobei noch der Vortheil bunter Mannichfaltigkeit, hervorstechender Contraste und bei vornehmen Personen, wie den drei Königen u. s. w., Gelegenheit zu Entfaltung von Pracht und Glanz, von Reichthum in Gold und Edelgestein gegeben war. Bei einem so auf den sinnlichen Eindruck und auf einen sehr niedrigen Standpunkt berechneten Bestreben war an die Herstellung des bereits in das Hochrelief ausgearteten Reliefstyls nicht zu denken; vielmehr entstanden nun förmlich geschnitzte Gemälde mit Vor-, Mittel- und Hintergrund, mit Gebäuden, Bäumen und Felsenlandschaften, mit Oben und Unten, Außen und Innen, wie sie noch heutzutage die Bauern und Kirchendiener in Bayern und Tyrol unter dem Namen ‚Krippen‘ zusammensetzen. Was auch in dieser Richtung von einzelnen Künstlern Achtungswerthes, selbst Vorzügliches geleistet worden, immer liegt der Druck eines unfreien und beengenden Geschmackes darauf, und eine große, allgemeine, für alle Zeiten gültige Bedeutung konnte diese Kunst selbst durch ihre größten Talente nicht erlangen.“

Auf der eigentlichen Malerei lastete dieser Druck nicht, sie entfaltete sich daher zur schönsten Blüthe. Der Verfasser hätte vielleicht die Schönheit und Heiligkeit der altniederländischen und altdeutschen Kirchenbilder noch mehr hervorheben, wenigstens sie nicht blos künstlerisch, sondern auch in Bezug auf ihre Bedeutung für die Kirche beurtheilen sollen. Daß es die Niederländer waren, die zuerst in Oel malten, gab jedenfalls ihren Leistungen einen äußern Vorzug, dessen sie aber auch würdig waren. Ueber die neueren Einwürfe gegen den niederländischen Ursprung der Oelmalerei bemerkt Herr Förster sehr richtig S. 40: „Lange Zeit ist die Ehre dieser Erfindung unangefochten der altniederländischen Schule zuerkannt geblieben; selbst die eifersüchtigen Italiener folgten unter dem Vorgange des Vasari der allgemeinen Annahme, obschon es in italienischen Büchern und Urkunden nicht an Belegen für die Meinung fehlt, daß man jenseit der Alpen schon lange vor dem 15. Jahrhundert bei Malereien Oel angewendet habe. Seitdem aber G. E. Lessing die überraschende Entdeckung gemacht, daß ein deutscher Mönch Theophilus bereits im 12. Jahrhundert, wenn nicht früher, eine Anweisung zur Oelmalerei gegeben, ist der Glaube an das Verdienst der alten Flammänder erschüttert, und mit unermüdlichem Eifer werden alle Oelspuren in den Pergamenten und Rechnungen der Archive wie in den Büchern der Chronikenschreiber aufgesucht, als Beweise, daß man lange vor den Meistern von Brügge und Gent in Italien und Frankreich, in England und Deutschland mit Oel gemalt habe. Wie schätzenswerth alle diese Untersuchungen sind, wie gründlich die Forschungen betrieben worden, so hat man doch dabei einen sehr nahe liegenden, aber, wie mir scheint, allein entscheidenden Umstand ganz außer Acht gelassen, nämlich den: daß die Kunstgeschichte kein Oelgemälde vor dem der alten Niederländer kennt, daß wenigstens kein einziger der gleichzeitigen oder früheren Meister in Italien und Deutschland noch irgendwo, die als die Träger der Kunstgeschichte dastehen, ein solches gefertiget; daß vielmehr, als man angefangen hatte, sie in Flandern zu malen, der Ruf dieser neuen Kunst durch ganz Europa scholl, daß sie in Neapel wie in Lissabon, in England wie in Frankreich angestaunt und gepriesen wurde, daß ein italienischer Meister, Antonello von

Digitized by Google

Messina, nach Brügge ging, sie zu erlernen, ein anderer, der sie von ihm erlernt, Domenico Veneziano, erschlagen wurde, weil der Freund, dem er das Geheimniß mitgetheilt, Andrea del Castagna, es allein besitzen wollte; was Alles, wenn sich's nicht um eine wirklich neue Sache handelte, völlig ungereimt erscheinen müßte. Nimmt man nun noch hinzu, daß diese neue Malart, einmal bekannt und angeeignet, nicht mehr verlassen wurde, vielmehr jede andere verwandte Methode verdrängte, und daß sie fortan von den Malern aller Länder und Zeiten bis auf diese Stunde ausgeübt worden, als die einzige, durch welche die höchste Vollendung und Wirkung zu erreichen ist, und die allein der Malerei jene hohe und erstaunenswerthe Ausbildung gesichert hat, durch welche sie berechtigt wurde, ihre Leistungen, die Werke eines Rafael, Tizian und Correggio, neben die Schöpfungen der altgriechischen Sculptur zu stellen, so kann kein Zweifel über den Zeitpunkt in der Geschichte bestehen, dem die Erfindung der Oelmalerei angehört."

Inzwischen entfernte sich auch die Malerei allmählich von der strengeren Heiligkeit und liebte je mehr und mehr Natürlichkeiten darzustellen. Der Verfasser gibt deßfalls eine gute Charakteristik Albrecht Dürers zunächst aus Anlaß der kleinen und großen Passion desselben: „Bei diesen Darstellungen tritt nun allerdings der Dürern auszeichnende Mangel an Geschmack und seine Vorliebe für natürliche Züge aus dem gemeinen Leben oft sehr grell hervor, wie bei der Gefangennehmung Christi, die etwas an Tyroler Passionsspiele erinnert, oder bei den Jüngern in Emaus, die wie plumpe fränkische Bauern neben dem Heiland sitzen, dem zur Bezeichnung seiner eigentlichen Unkörperlichkeit oder Geisterhaftigkeit Feuerflammen aus den Augen fahren. Dafür aber erreicht auch in einzelnen entscheidenden Fällen die Darstellung eine Kraft, vor der jede Reflexion schwindet, wie bei dem Gebet am Oelberg, das man schwerlich ohne Thränen ansehen kann, oder dem Abschied Christi von seiner Mutter vor dem Osterfest (wovon die Hauptgruppe hier beiliegt), der um so mehr rührt, als darin die Mutter als die alleinige Trägerin des Schmerzes erscheint. Ebenso sucht er das Herz durch Scenen des Glückes und Schilderungen des häuslichen Kleinlebens zu treffen. Mit besonderer Vorliebe vermeidet er allen äußeren Schein irgend einer Heiligkeit, wenn er das Leben der heiligen Familie schildert; aber mitten in dem fränkischen Dorf, neben der guten Hausmutter am Spinnrocken wirthschaften die Engel an der Wiege und der alte Joseph an der Hobelbank geht mit den geflügelten Bewohnern einer geträumten Welt um, als wären es Dorfjungen. Ja Dürer geht darin so weit, daß er die Nebendinge den Hauptpersonen über den Kopf wachsen und jene fast zur Staffage zusammenschrumpfen läßt — vor lauter Lust gemüthlicher Schilderung."

Wenn schon in einer sehr frühen Periode des Christenthums der Naturalismus im Ausdrucke des physischen Leidens Christi seine Berechtigung erhielt durch das andere Extrem der reinen Vergeistigung seiner Erscheinung in der Gnosis, so war es in der spätern Periode, von der im vorliegenden Werke die Rede ist, kurz vor der Reformation, vielmehr der überhaupt aus der Kirche herausführende Zug zum Sinnlichen und Altheidnischen, der in der Kunst überhand nahm, in Rom unter den Augen des Papstes so gut, wie in Nürnberg in der Nähe Luthers. Michel Angelo, Tizian 2c. zog es eben so zum Natursinn hin, wie Dürer und Cranach.

Gedichte.

Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1853.

Zwar nicht echt orientalischen Ursprungs, aber doch ganz in der Manier des Hafis und Bakis geschrieben, haben diese Gedichte zum unerschöpflichen Thema „Liebe und Wein". Wie gut das morgenländische Costume eingehalten, wie geistreich überhaupt die Auffassung ist, mag aus folgendem kleinen Gedicht erhellen:

Im Garten klagt die Nachtigall,
Und hängt das feine Köpfchen nieder:
Was hilft's, daß ich so schöne Lieder
Und wundersüße Töne habe —
So lange ich dies grau Gefieder,
Und nicht der Rose Schöne habe!

Im Blumenbeet die Rose klagt:
Wie soll das Leben mir gefallen?
Was hilft's, daß vor den Blumen allen
Ich Anmuth, Duft und Schöne habe —
So lang ich nicht der Nachtigallen
Gesang und süße Töne habe!

Mirza-Schaffy entschied den Streit.
Er sprach: Laßt Euer Klagen beide,
Du Rose mit dem duft'gen Kleide,
Du Nachtigall mit Deinen Liedern:
Vereint, zur Lust und Ohrenweide
Der Menschen Euch in meinen Liedern!

Diesem Gedicht reiht sich ein Zweites an, das recht gut „des Dichters Erdenwallen" auffaßt:

Digitized by Google

Ein schlimm'res Unglück als der Tod
Der liebsten Menschen — ist die Noth!
Sie läßt nicht sterben und nicht leben,
Sie streift des Lebens Blüthe ab,
Streift, was uns Lieblichstes gegeben,
Vom Herzen und Gemüthe ab!
Den Stolz des Weisesten selbst beugt sie,
Daß er der Dummheit dienstbar werde —
Der Sorgen bitterste erzeugt sie,
Denn man muß leben auf der Erde.

Noth ist das Grab der Poesie,
Und macht uns Menschen dienstbar, die
Man lieber stolz zerdrücken möchte,
Als sich vor ihnen bücken möchte.

Doch darfst Du darum nicht verzagen,
Bis Dir das Herz zusammenbricht:
Das Unglück kann die Weisheit nicht —
Doch Weisheit kann das Unglück tragen.

Verscheuch' den Gram durch Liebsgekose,
Durch Deiner süßen Lieder Schall!
Nimm Dir ein Beispiel an der Rose,
Ein Beispiel an der Nachtigall!

Die Rose auch, die farbenprächt'ge,
Kann nicht der Erde Schmutz entbehren, —
Und Bülbül selbst, die liedesmächt'ge,
Muß sich von schlechten Würmern nähren!

Mancherlei Noth und Gefährde des Lebens stören des Dichters glücklichen Humor keineswegs, sondern steigern ihn. Glück bei den Schönen entschädigt ihn für alles andere, und er ist sich dieses Glückes mit höchstem Uebermuth bewußt:

Mirza-Schaffy, leichtsinnig Flatterherz!
Du wechselst Deine Liebe wie die Lieder.

— Es lieben mich die Frauen allerwärts,
Und da, wo ich geliebt bin, lieb' ich wieder! —

Solche Naturen, halb anakreontisch, halb donjuanisch, haben eine gewisse poetische Berechtigung, ja vor gewissen lyrischen Heulereien und Jämmerlichkeiten ohne Zweifel einen Vorzug. Nur dürfen sie aus der niedern, rein sinnlichen Sphäre nicht heraustreten wollen, um sich gegen das Heilige in dem geistigen Gebiete zu empören. Wir freuten uns deßhalb, daß der Dichter absichtlich das orientalische, nicht christliche Costume gewählt habe, und hofften, er wäre aus der Illusion des Hafis nicht herausgefallen. Zu unserem Bedauern aber stießen wir bald auf versteckte und offene Feindseligkeiten des Dichters gegen den christlichen Glauben, z. B.:

Ich Glücklichster der Glücklichen! Derweil
Die Welt sich um sich selbst in Dummheit dreht,
Und Jeglicher auf seine Art dem Heil,
Das offenbar liegt, aus dem Wege geht;
Derweil der Mönch den eignen Leib kasteit,
Und wähnt, daß ihn der Himmel einst entschädigt
Für die auf Erden wundgerieb'nen Knie —
Derweil der Pfaff vom Jenseits prophezeit,
In frommer Wuth den Leuten Dinge predigt,
Von denen er so wenig weiß wie sie;
Knie' ich zu meines Mädchens Füßen nieder,
Und schreibe meine wonnevollen Lieder
Aus ihren Augen ab. Es perlt der Wein
Zuneben mir im funkelnden Pokale;
Ich schlürfe ihn in vollen Zügen ein,
Und denk': es ist in diesem Erdenthale
Bei Lieb' und Wein ein paradiesisch Sein!

Vgl. noch die Gedichte auf S. 102, 141, 176. Wenn sich der Blick des Alterthums- und Kunstfreundes in die bachischen Scenen versenkt, die uns aus der antiken Welt erhalten sind, so hat er kein Arg daran, daß hier die sinnliche Seite des Lebens ganz allein hervortritt, denn er läßt einerseits der Natur ihr Recht und erkennt andererseits, daß die Menschen auf jener Bildungsstufe in einer naiven Weise der Natur huldigten, sofern ihnen eine höhere Erkenntniß noch abging. Einen ganz andern Eindruck aber machen diese Panen und Satyre, wenn man sie in Parnys Guerre des dieux wiederfindet, in höhnischer Nachäffung der Titanen, den christlichen Himmel stürmend. Es ist offenbar für sie selbst besser, wenn sie in ihrer heidnischen Sphäre zurückbleiben. Denn wenn sie selbst nicht mehr unbefangen und naiv erscheinen, so kann man sie auch nicht mehr so auffassen, sondern sie fordern jene Stimmung heraus, die in den ersten Jahrhunderten der Christenheit aus gleichen Gründen allgemein herrschend wurde, nämlich die Neigung, in den antiken Göttern und Halbgöttern etwas Dämonisches, durchaus Feindseliges zu sehen. Es ist daher, abgesehen von allen höheren Anforderungen an gebildete Geister der Neuzeit, auch aus rein ästhetischen Rücksichten nicht wohl zu billigen, wenn man die Naivetät der bukolischen Dichter alter heidnischen Zeiten absichtlich verleugnet, um, was sie an Verführung darbieten, der herrschenden Religion und Moral entgegenzusetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 103. 24. Dezember 1853.

Geschichte.

Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter. Kritisch aus den Quellen bearbeitet von J. F. Damberger, mit Beihülfe einiger gelehrten Freunde. Erster bis vierzehnter Band. Regensburg, Pustet, 1850—1852.

Wir machen auf dieses äußerst fleißig, ja minutiös ausgearbeitete Werk hauptsächlich deßhalb aufmerksam, weil es sich an die anschließt, mit denen seit wenigen Jahrzehnten eine mächtige Reaction gegen die historiographischen Vorurtheile des philosophischen Jahrhunderts begonnen hat.

Ohne den Vorzügen der sogenannten classischen Geschichtschreibung zu nahe zu treten, kann man sie doch von erstaunlichen, recht groben Vorurtheilen nicht freisprechen. Die classische Geschichtschreibung fing bei den Italienern an, in geheimer oder offener Opposition gegen die Kirche und die ganze Weltanschauung des Mittelalters, entschieden in antikem Geiste. Sie wurde von den Franzosen aufgenommen und ging in Paris stets Hand in Hand mit der modernen kirchenfeindlichen Aufklärung. Sie wurde endlich in England unter dem Schutz der anglikanischen Kirche eine offizielle Feindin und schonungslose Bekämpferin des papistischen Mittelalters. So war sie an den Grenzen der deutschen Welt bereits ausgebildet, als auch deutsche Geschichtschreiber anfingen, den Styl und die Grundsätze jener italienischen, französischen und englischen Classiker sich anzueignen. Auf deutschem Boden aber nahm sich diese Classicität immer besonders befremdlich und ungeschickt aus. Denn wenn die Nachkommen der alten Römer und Gallier einige Entschuldigung für sich in Anspruch nehmen konnten, als sie auf ihre ältesten Ahnen zurückgehend in deren Sinn wieder über die christlichen und germanischen Institutionen des Mittelalters, wie über barbarische, in die goldene Zeit der Classicität eingedrungene fremde Elemente schrieen, so stand es doch den Deutschen übel an, sich mit solchen Affectationen inspiriren zu lassen. Denn die Deutschen sind es gewesen, welche das Reich des Mittelalters auf den Trümmern der antiken Welt gegründet und der christlichen Kirche Festigkeit gegeben haben. Aller Ruhm davon gebührt den Deutschen, und wenn ihre eigenen Geschichtschreiber sich diesen Ruhm als Schande auslegen, so sind sie noch viel thörichter und handeln noch viel sträflicher, als die romanischen. Aber sie haben es gethan und thun es noch immer. Voller Bewunderung für Römer und Griechen bedauern sie nichts so sehr, als daß von Osten her das leidige Christenthum, von Norden her die germanische Barbarei in den Süden Europas eingedrungen sind. Sie beweinen die Zerstörung der schönen antiken Götterwelt, den Untergang der classischen Humanität, die Hinopferung der sokratischen Weisheit am Altar des bluttriefenden Christengottes. Sie fassen die Kirche des Mittelalters als tiefste Geistesverfinsterung, das weltliche Reich des Mittelalters als barbarische Verknechtung auf. Wie ein Alp drückt ihnen dieses ganze Mittelalter auf die Brust, bis sie bei der Geschichte der Reformation und der „Wiederherstellung der Wissenschaften" anlangen. Da erst athmen sie wieder frei und preisen die drei letzten Jahrhunderte als die der Erlösung von jenem tief verhaßten Mittelalter.

Das war und blieb die vorherrschende Auffassung, von der sich erst noch wenige Geschichtschreiber und erst in neuerer Zeit vollständig losgerissen haben. Die ungemein populären und in großen Massen im Volke und unter der Jugend verbreiteten Werke von Rotteck und Bertuch sind heute noch keineswegs durch die besseren Werke von Ditmar ꝛc. verdrängt. Doch ist der Umschwung in den gebildeten Geistern nicht mehr zu verkennen. Namentlich haben sich die Geschichtsforscher, die den aktenmäßigen Quellen des dreißigjährigen Krieges

Digitized by Google

nachgingen, das große Verdienst erworben, die Welt darüber aufzuklären, wie außerordentlich viel von den pragmatischen Geschichtschreibern jenes Kriegs gegen die Wahrheit gesündigt worden ist, indem sie im Parteiinteresse und nicht selten im schwedischen oder französischen Solde geschrieben haben. Protestantische Geschichtschreiber (Leo, Menzel, Berthold, Gfrörer) waren die Ersten, die unparteiisch jene conventionellen Lügen aufgedeckt haben. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß überhaupt die Vourtheile gegen das Mittelalter je mehr und mehr als solche erkannt wurden. Das entsetzliche Unglück, welches unter Napoleon über Deutschland gekommen war, mußte natürlicherweise den Wunsch erzeugen, die Deutschen möchten einiger seyn. Man mußte sich erinnern, wie mächtig das alte Reich gewesen war und entdeckte, daß hin und wieder die Verspottung des alten Reiches nur von denen ausgegangen, die sich auf Kosten dieses großen Reiches ihre kleine parasitische Existenz gefristet hatten. Als vollends die Aufklärung ins gemeine Volk gedrungen war und die Entchristlichung desselben in der scheußlichsten Gestalt hervortretend endlich zur offenen Anarchie führte, besann man sich in der gebildeten Welt auch in Bezug auf die Kirche und erkannte, daß man sehr Unrecht gehabt habe, so lange an der Unterdrückung und Zerrüttung derselben mitgewirkt zu haben. Alle diese äußeren Umstände begünstigten die allmählige Lossagung eines geistig vorragenden Theils der gegenwärtigen Generation von dem Vorurtheil des vorigen Jahrhunderts in Betreff des so verpönten Mittelalters.

In der That gehörte viel mehr Tugend und Geist dazu, das germanische Reich des Mittelalters und den majestätischen Bau der abendländischen Kirche zu gründen, als sie zu zerstören. Unwiderleglich fest steht die Thatsache, daß Deutschland nur groß und mächtig gewesen ist im Mittelalter, in den Reichszeiten und so lange das Reich innig verbunden war mit der Kirche. Alle Schwäche, Schande und Schmach deutscher Nation beginnt erst mit der Auflösung des Reichs und der Kirche seit eben jenen von der Aufklärung so sehr gepriesenen drei letzten Jahrhunderten. Daran knüpft sich die nothwendige Folgerung, daß sehr hoch gepriesene Fürsten der Neuzeit, z. B. Joseph II., daß die berühmtesten Schriftsteller, Philosophen, Dichter, Historiker der Neuzeit, die zur allgemeinen Auflösung in kirchlicher und staatlicher Beziehung beigetragen haben, eigentlich doch nur erbärmliche Tröpfe gewesen sind im Vergleich mit den großen Kaisern und Päpsten, Erzbischöfen und Herzogen, geistig vorragenden Mönchen, Rittern und Bürgern, den Baumeistern der großen Dome, den Stiftern der Hansa, den Gründern der Colonien an der Ostsee &c. Die Männer, die da bewirkt haben, daß der deutsche Name der geachtetste in der Welt war, daß der Ueberfluß deutscher Bevölkerungen viele und fruchtbare Länder in Besitz nahm, daß auf allen Meeren die deutsche Flagge vorherrschte, diese Männer waren größer, als alle Notabilitäten deutscher Neuzeit. Mit welcher souverainen Verachtung würden jene wahren Staatsmänner des Mittelalters, die etwas Großes gegründet haben, auf das Geschlecht heruntersehen, das nur noch zerstören und verlieren kann.

Von der richtigen Ansicht, daß man das Mittelalter mehr ehren und nach Verdienst würdigen sollte, ist nun Herr Professor Damberger tief durchdrungen und mit einer wahrhaft ängstlichen Gewissenhaftigkeit sucht er überall den wahren Sachverhalt auszumitteln und geltend zu machen. Dabei ist es ihm keineswegs um eine Glorificirung oder auch nur Beschönigung dessen zu thun, was auch im Mittelalter schlecht gewesen. Er gibt vollkommen zu, welche erstaunliche Mühe und Noth die Kirche gehabt habe, um die wilden Massen zu zähmen, und wie oft die Priester selbst von der Verwilderung ergriffen worden sind. So macht er z. B. Band II. Seite 497 eine gute Bemerkung über seine eigenen bajuvarischen Landsleute. „Noch heutzutage ist es leicht, verwahrloste Gemeinden zu treffen, in denen die altnationale Wildheit, wovon der Bär des h. Korbinian stetsfort Sinnbild bleibt, echt heidnisch umgeht in Tanz und Trunk, in Spiel und Schlägerei.“ Von der Wildheit, die allein durch die Kirche und durch die weise Organisation des alten Reiches gezähmt werden konnte, fängt man sich erst in jüngster Zeit an wieder einen Begriff zu machen, nachdem die ständischen Gliederungen in Proletariat und die alte Gottesfurcht in Gottesverhöhnung und anarchische Frechheit ausgeartet sind. Vielleicht liegt es in Gottes Rathschluß, die Verwilderung noch recht überhand nehmen und in einer neuen, alles Bestehende zerstörenden Revolution austoben zu lassen, um die Lenker der Staaten und Lehrer der Völker endlich einmal gründlich von ihren Vorurtheilen gegen das Mittelalter zu heilen.

Um den erzählenden Text nicht zu sehr mit gelehrten und kritischen Noten zu beschweren, hat Herr Damberger die letzteren sämmtlich in besondern Bänden den Textbänden angeschlossen.

Digitized by Google

Seelenkunde.

Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion. Von Dr. Joseph Ennemoser. Zweite verbesserte Auflage. Mit einem Anhang über das Tischrücken. Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag, 1853.

Die gute Aufnahme, welche dieses Buch gefunden hat, beweist, daß sich doch immer noch gar viele Menschen von der Welt der äußern Sinne gern zu der des inneren hinwenden.

Ennemoser ist begeistert für das Studium dieses inneren Sinnes und zugleich aufs gewissenhafteste bemüht, in den Schranken strenger Wissenschaftlichkeit zu bleiben und nicht etwa von Träumen nur zu träumen, sondern alles Zweifelhafte und Wunderbare mit wachem Auge zu fixiren. In vorliegendem Werke betrachtet er den Magnetismus nach seinen Beziehungen zur Natur wie zum Geiste, nach seinem Werthe für die Physik, wie für die Seelenkunde, wie für die Heilkunde. Zugleich zeigt er, wie der Magnetismus nichts Neues sey, sondern mit andern Kräften und Erscheinungen in der Natur und im Menschen zusammenhängt. Er bemüht sich, was dabei von Täuschung, auch wohl Charlatanerie 2c. vorgekommen, alle Wundersucht und Ostentationen zu beseitigen und nur die beglaubigten und unwiderleglichen Thatsachen nüchtern zu vergleichen. Das Ergebniß aller seiner Forschungen ist aber, daß man hier an die Wirksamkeit einer höheren Kraft glauben müsse; daß es engherzig sey, wenn die Naturforschung bei den äußeren Sinnen stehen bleibe und die Thätigkeit des inneren nicht anerkennen wolle, daß die hier in Rede stehenden Erscheinungen eben so natürlich, d. h. im Organismus nothwendig enthalten seyen, wie die niederen Funktionen der Sinne, und daß die Wissenschaft mithin nur in der Erkenntniß dieser Dinge fortschreiten, sie immer deutlicher begreifen und erklären, nicht aber sie läugnen und sich davon abwenden solle. In Bezug auf magnetische Kuren tritt der Verfasser dem Mißbrauch, der Unwissenheit 2c. ernst entgegen und bestrebt sich, diejenigen Regeln festzustellen, nach welchen allein ohne Nachtheil für den Patienten und ohne Entweihung der Wissenschaft magnetisirt werden könne.

Was die religiöse Seite der Frage angeht, so hat der Verfasser gewiß recht, wenn er einen gewissen Zusammenhang der groben Empirie in der Naturwissenschaft mit dem religiösen Indifferentismus oder Rationalismus der jüngstvergangenen Zeit voraussetzt und demnach auch umgekehrt die Anerkennung und das Studium des Magnetismus als einen der vielen Wege bezeichnet, die zur Religiosität zurückführen. Andererseits verfehlt Ennemoser aber auch nicht, die dämonischen Erscheinungen in diesen Gebieten als solche zu würdigen. Nur dürfte er in der Einschränkung aller dämonischen Wirkungen durch den Geist auf den Geist allein (S. 422) zu weit gehen. „Hat ein Geist keinen Körper, so kann er auch keine körperliche Einwirkung hervorbringen, eine solche ist nur geistig unmittelbar auf das Gemüth möglich."

Eine Zugabe dieser neuen Auflage, die in der ersten nicht enthalten war, sind die Bemerkungen über das Tischrücken. Herr Ennemoser kann seinen Unwillen nicht unterdrücken, daß die großen Empiriker der Gegenwart, Humboldt, Arago 2c. so gar verächtlich vom Tischrücken gesprochen haben. Er möchte den Vorwurf, „daß ein fixer Wahn bei den Halbwissern eine dogmatische Form und Arroganz angenommen hat," auf die Empiriker selbst zurückschleudern, denn auch der berühmteste Naturforscher weiß die Dinge nur halb, wenn er nur auf die Wahrnehmungen der äußeren Sinne sieht und die des inneren nicht gelten lassen will. Sein Endurtheil ist S. 593 niedergelegt: „Sollte ich mich über alle Erscheinungen des Magnetismus sowohl, als des Tischrückens genügender aussprechen, so glaube ich, daß eine dreifache Rücksicht überall erforderlich ist, auf die Materie nämlich, auf den darin vorgehenden physiologischen Lebensprozeß und auf das psychisch Geistige des Menschen. Eine vollständige Erklärung würde also immerhin eine mechanische, eine physiologische und eine psychologische seyn müssen. Ich will namentlich das Mechanische beim Tischrücken keineswegs ganz unbeachtet lassen, wenn ich auch den eigenthümlichen Bewegungsprozeß einer neuen im Holze aufgeregten dynamischen Ursache vorzüglich zuschreibe; das psychisch Mitwirkende ist aber ein so räthselhaftes Element, daß es ebensowenig wegzuleugnen, als es nach unseren bisherigen Kenntnissen und Einsichten hinreichend zu erklären ist. Die sehr merkwürdigen bei dem Tischrücken vorkommenden Klopfgeschichten und die dem menschlichen Willen folgenden Spielereien sind nichts weniger als Humbug der Amerikaner, aber ebensowenig die Folge abgeschiedener mit ihnen sprechenden Geister. Die instinktiven Ahnungen des Volksgeistes von einem allgemeinen Naturzusammenhange und eines geheimnißvoll darin waltenden Lebensgeistes lassen sich gar nicht läugnen und nicht wegdisputiren. Wir haben oben darüber schon bei Paracelsus, bei van Helmont und namentlich bei Mesmer Bemerkungen einer tieferen Einschau in die Naturgeheimnisse

Digitized by Google

vernommen, die sich recht gut hieher beziehen. So sagt Mesmer §. 276: „Das in einem Körper wirksame Grundwesen ist ein unsichtbares Feuer, das keinem der gewöhnlichen Sinne fühlbar wird. Dieses Feuer kann in einem Individuo hervorgerufen und entflammt werden, indem man die Einwirkungsmittel des Naturmagnetismus bis zu dem Grad vereiniget und concentrirt, daß dieses Feuer dadurch hervorgebracht werden kann. Dieses Grundwesen ist keineswegs eine Substanz — kein Stoff, sondern eine Bewegung, gleich dem Ton in der Luft, gleich dem Licht im Aether, in einer gewissen Reihe der Gesammtfluth modificirt. Jedoch auch diese Fluth ist nicht die des gewöhnlichen Feuers, des Lichts, der Elektricität oder des Magnets, sondern sie ist von einer Ordnung, welche alle an Feinheit und Beweglichkeit übertrifft, wahrscheinlich ist sie mit jener der Nervensubstanz verwandt.‘ Diese Stelle stimmt auf eine merkwürdige Weise mit den Aeußerungen der Seherin von Prevorst überein und mit der unlängst wieder öffentlich ausgesprochenen Ansicht des Justinus Kerner (Allg. Ztg. 20. April 1853), welcher die imponderablen Materien, besonders die imponderabelste aller, den Nervengeist, gewiß auch die Vermittler unserer und einer andern Welt erklärt."

Gedichte.

1) Christus-Sagen. Dichtungen, gesammelt und herausgegeben von F. Brunold. Erfurt, Fr. Bartholomäus. 12°.

In eleganter Taschenausgabe mit Goldschnitt, enthält dieses kleine Büchlein die hübschesten Legenden aus dem apokryphischen Evangelium von der Kindheit Christi und einiges Verwandte „aus dem Munde deutscher Dichter," z. B. die Legende von dem Hufeisen und von den Kirschen, welche Göthe bearbeitet hat, die Legende von der Trauerweide, vom Espenlaub, von der Passionsblume, vom Schweißtuch der heil. Veronica, von der Palme, vom Kreuzschnabel (der sich den Schnabel verdrehte, indem er die Nägel ausziehen wollte, mit denen Christus gekreuzigt worden war), vom großen Christoph u. s. w. Hier nur ein paar Strophen aus der schönen Legende „die Rose von Jericho" von Boas. Die Mutter Gottes flieht mit dem h. Kinde nach Aegypten:

Doch auf dem Wege, den sie nahm,
Durch jene öde Wüste,
Auf jedem Pfade, den sie kam,
Den leicht ihr Fuß begrüßte —
Da sproßten aus dem dürren Land,
Das nur mit braunen Moosen
Befruchtete den glüh'nden Sand,
Nun schöne, zarte Rosen.

Wenn Pilger durch die Wüste ziehn
Zum fernen, heil'gen Grabe,
Dann suchen sie „wo jene blühn"
Damit ihr Duft sie labe;
Und fromme Waller pflücken nie
Die purpurrothe Blume,
Die Gläubigen verehren sie
Gleich einem Heiligthume.

Wenn nun das Weihnachtsfest erscheint,
Verhüllet sich der Himmel!
Doch folgt den Thränen, die er weint,
Der Strahlen Goldgewimmel.
Dann öffnen sich die Rosen weit —
Und ihre heil'gen Blüthen,
Sie glühen zu der Weihnachtszeit,
Wie sie im Frühling glühten.

Das kleine Buch eignet sich gut zu Geschenken. Nur das Titelkupfer, ein ganz mißlungenes, häßliches Christusbild, hätte wegbleiben sollen.

2) Legenden-Flur aus dem deutschen Dichtergarten. Eine religiöse Festgabe, dargebracht von A. Hungari. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1853.

Ein starker Band in Kleinoctav, enthaltend eine sehr große Menge von christlichen Legenden, von verschiedenen Dichtern versificirt. Die Heiligen, von denen die Rede ist, folgen in alphabetischer Ordnung; eine andere Eintheilung hat die Sammlung nicht und bedarf sie auch nicht. Ist doch die fromme und poetische Stimmung in allen diesen Dichtungen dieselbe. Wir bekennen gern, daß wir solche Legenden für geistreicher und anregender halten, als manche gutgemeinte Erbauung in Prosa und Versen, wollen sie daher empfohlen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Mittwoch, **N° 104.** 28. Dezember 1853.

Neuere Geschichte.

1) Geschichte Englands während des dreißigjährigen Friedens von 1816 bis 1846. Von Harriet Martineau. Aus d. Engl. von C. J. Bogius. Dritter Band. Berlin, Franz Duncker, 1853.

In Nr. 59 unserer diesjährigen Blätter zeigten wir die ersten beiden Bände dieses Werkes an und rühmten sein Verdienst. Obgleich nur von einer Dame geschrieben, der man nicht zutrauen sollte, in die umständlichen und prosaischen Angelegenheiten der beiden Parlamentshäuser tiefer eingeweiht zu seyn, gewährt das Werk doch eine sehr gute Uebersicht und ist mit großer Besonnenheit geschrieben.

Im dritten Bande handelt es sich von der Periode nach der Promulgirung der Reformbill. Welche große Erwartungen man auch von dieser Bill gehegt hatte, so blieb sie doch weit entfernt, England zu befriedigen. Es war eine Concession, welche sich die herrschende Minorität selbst gemacht hatte, auf die leidende Majorität des Volks war dabei keine Rücksicht genommen. Daher tauchte zum erstenmal der Chartismus auf mit dem Motto: „Der Zustand der großen Masse des Volkes in einem Lande ist der Zustand des Landes selbst,“ und begann der bisher stummen Majorität des Landes eine Stimme zu leihen. Auf der andern Seite bildete sich eine geschlossene aristokratische und reaktionäre Partei, die des Orangismus in Logen aus, deren Großmeister der Herzog von Cumberland war, nachheriger König von Hannover, Ernst August. Der Chartismus war noch zu schwach, um sich aufdringen zu können, der Orangismus aber wurde, vorzüglich durch Hume's Thätigkeit im Unterhause beseitigt. Beide Extreme der Gesellschaft mußten der herrschenden Mittelpartei weichen, ungefähr wie die Aristokratie und Demokratie in Frankreich um die nämliche Zeit der Bourgeoisie wichen.

Viel tiefer griffen die Gegensätze in Irlands Verhältnisse ein. Hier hatte die Emancipation der Katholiken alles befriedigen sollen, wie in England die Reformbill. Aber hier war die große katholische Mehrheit des Volks in bürgerlichen Rechten dergestalt verkürzt geblieben, daß ihr jene Emancipation aus der bisherigen Noth keineswegs hinaushalf. Sie fand nun in O'Connell einen energischen Vertreter, der ihr auf dem Gebiet des weltlichen Rechts weitere Eroberungen zu machen begann, und in Newmann einen Apostel, der sie sittlich erhob. O'Connell wird von der Verfasserin sehr gut charakterisirt und sein Verhältniß zum Volk vortrefflich bezeichnet: „Der Hauptgrund der populären Bewunderung O'Connells lag in seinem Glück, dem Gesetz Trotz zu bieten und auszuweichen; und jeder Anhänger des Agitators rühmte sich, ihm nachzueifern, so weit sich Gelegenheit dazu darbot. Jetzt dämmerte zum erstenmal in dem allgemeinen irländischen Geiste die Idee auf, daß Gesetz und Justiz möglicher Weise wohl eine Wohlthat seyn könnten, und nicht ein Unterdrückungsmittel: und als, durch die Priester genährt und durch den ganzen Gang der Regierung gerechtfertigt, diese Idee klar und stark wurde, war die Wendung der Ansichten eine wahrhaft erfreuliche Wahrnehmung. Verbrecher wurden durch ihre Verbrechen gehässig, anstatt beliebt; sie wurden nun angezeigt, anstatt beherbergt; und die wildesten Missethäter schämten sich der Verletzung des öffentlichen Friedens, anstatt damit zu prahlen. Wenn die Ursache des irländischen Elendes nicht tiefer gelegen hätte, als man damals glaubte — wenn alle anderen Verbesserungen, die noch nebenher gingen, nicht durch den Mangel des einzigen wirksamen Heilmittels verwischt worden wären — so würde die Heranbildung der katholischen Irländer für Gesetzlichkeit und Ordnung zu Lord Mulgrave's Zeit sich als ihre dauernde Erlösung

Digitized by Google

von einem ihrer schlimmsten National-Fehler erwiesen haben."

Aber gegen die hier berührte anderweitige und tiefere Ursache des irländischen Elends wirkte Pater Newmann mit wahrhaft apostolischer Kraft. „Im Jahr 1829 gab Irland 6,000,000 Pfund für starke geistige Getränke aus; und es gab keine Stadt, wo nicht Männer von Branntwein ‚viehisch betrunken' durch die Straßen taumelten, bereit zu Schlägereien bei jedem oder bei keinem Anlaß; und kein Dorf, wo nicht Hütten von Trunkenbolden zu sehen waren, an Behaglichkeit leer und von Elend voll." Wie anders, seit Matthew aufgetreten war. „Ein oder zwei Jahre, nachdem das Landvolk nach Limerick gelaufen war, um das Versprechen der Mäßigkeit so massenweise abzugeben, daß eiserne Geländer zerbrochen und durch Treten und Drängen Todesfälle herbeigeführt wurden — innerhalb eines oder zweier Jahre, als Pater Mathew es nöthig fand, unter seinen Hunderttausenden von Zöglingen herumzureisen, weil das Gedränge zu ihm für Leben und Glieder gefährlich war, wollte man bemerken, daß der irländische Charakter sich merklich verändert zu haben schiene. Wo Pater Matthew nur immer war, zeigte sich der Segen, als wenn er in der That der vom Himmel gesandte Freund wäre, für den man ihn hielt. Die Wasserquellen brachten Gesundheit und Erfrischung; und die tägliche Nahrung hatte einen neuen Geschmack. Das matte Auge wurde glänzend; der wilde Puls ließ nach; der taumelnde Gang wurde ein männlicher Schritt. Das Dach der Hütte hielt den Regen ab; der anständige Tisch mit anständigen Sitzen darum erschien wieder in dem vor kurzem noch leeren Zimmer. Es war jetzt ein Bett da, welches zum Schlaf, der nun leicht und süß wurde, einlud. Die Kiste füllte sich allmälig mit Kleidern, und der Strumpf im Strohdach wurde von Geld schwer."

Wer war dieser Matthew? Ein ganz einfacher Kapuziner. Die Verfasserin schämt sich, seinem frommen Glaubenseifer allein die Wunder zuzuschreiben, die er vollbracht hat. Sie ist eine zu eifrige Protestantin, um einem Kapuziner eine solche Concession machen zu können. Deßhalb sucht sie politische Motive auf, die den Zauber entschleiern sollen, den er über das arme Volk der grünen Insel übte. „Es muß zugestanden werden, daß außer der moralischen Tendenz wahrscheinlich noch ein anderer Gedanke in der Seele der Anhänger des Pater Matthew lag. Unter den zwei Millionen, welche er in wenigen Monaten zu dem Mäßigkeitsversprechen gebracht hatte, waren ohne Zweifel Viele, welche glaubten, daß eine große Krisis bevorstände, welche diesen Akt der Selbstverläugnung von allen wahren Irländern verlangte — damit sie auf und wach, ihrer Sinne Herr und zum Handeln bereit seyn möchten — sey es, daß Victoria käme, um die katholische Kirche wieder herzustellen, oder daß der Befreier König von Irland würde, oder daß die Repeal Jedermanns Fleckchen Land an Kartoffeln fruchtbar machte. Es war ein verbreiteter Glaube unter den Bauern, daß Pater Matthew Wunder bewirken könnte, und Einige behaupteten sogar, daß er eine Person von den Todten erweckt hätte. Der schreckliche Eifer, womit das Volk sich in einen Zustand von Mäßigkeit warf, beweist eine außerordentliche Stärke der Hoffnung, was auch immer der Gegenstand derselben seyn mochte." S. 129. Diese Auffassung hat einen gewissen Schein, entfernt sich aber dennoch sehr von der Wahrheit. Auch ohne alle politischen Nebenrücksichten konnte Newmanns Predigt wirken und hat gewirkt. Wer vom h. Geist getrieben wird, dem Volk in seinem durch die Schuld des Staates so tief ins Elend gestürzten Volke nicht Rebellion, sondern „Mäßigkeit" zu predigen, der ist auch kein politischer Agitator, sondern ein Apostel. Sollten die besonderen Umstände in Irland den Verdacht, es sey politische Agitation hier hauptsächlich thätig gewesen, zu begründen scheinen, so muß auf Oberschlesien hingewiesen werden, wo wenige Jahre später ein anderer Kapuziner (Brzozowski) ganz das nämliche Wunder bewirkt hat, ohne daß hier von politischer Aufregung die Rede war. Es ist unchristlich, hier den Einfluß der Kirche leugnen zu wollen, und es ist ungerecht, wenn man sich bei dieser Verleugnung von confessionellem Neide leiten läßt. Jene beiden Kapuziner in Irland und Oberschlesien sind wahre Propheten einer neuen Zeit; sie werden in dankbarem Gedächtniß der Nachwelt noch leben, wenn Hunderte unserer literarischen Notabilitäten längst vergessen seyn werden. Denn wer in der Tiefe der Massen in göttlichem Geist und zur sittlichen Wiedergeburt zu wirken vermag, steht unendlich höher, als wer der blasirten Vornehmigkeit noch einige Unterhaltung verschafft.

Ueberhaupt ist es Protestanten unrühmlich, noch einen Stein auf die Irländer zu werfen und ihre christliche Nothwehr zu verdächtigen. Nirgends ist das protestantische Princip zu solcher unmenschlichen Härte und eigentlich teuflischen Bosheit entartet, als bei der Orange-Partei in Irland, d. h. bei der protestantischen Minorität, die dort die große katholische Mehrheit aufs entsetzlichste unterdrückt. Die Verfasserin selbst kann nicht umhin, diese Unterdrückung zu bekennen. „Niemand kann sich über das herrschende Mißtrauen und den Haß gegen das Gesetz in Irland wundern, wenn er erwägt, wie hoffnungslos die Aussicht eines Katholiken und eines Mannes von liberaler Politik in einem Orte war, wo,

Digitized by Google

wenn man überhaupt daran denken wollte, Gerechtigkeit zu suchen, sie bei Magistraten, Geschworenen und geringeren Beamten gesucht werden mußte, die gerade wegen ihres Eifers für einen anderen religiösen und politischen Glauben ausgewählt worden waren. — Dann bestand ferner eine große Anzahl — in einigen Fällen beinahe die Gesammtheit — der Bürger aus solchen, die nicht am Ort wohnten, die durch die Beamten begünstigt und haufenweise zu den städtischen Privilegien zugelassen waren, während die Einwohner ohne Beistand blieben, um ihren unverschämten Unterdrückern geopfert zu werden. Die wohlthätigen Stiftungen, die Ländereien, die Gemeindehäuser, die Wasserleitungen — alles Vermögen, welches ihre Städte gesund und behaglich machen, ihren Armen eine Erleichterung schaffen, ihre Kinder erziehen und die Lage der ganzen örtlichen Bevölkerung hätte verbessern sollen — ging in die Taschen von einem Dutzend Männern, oder wurde durchaus verschleudert und ging verloren. Die Berichte der Commissäre erzählen von Tausenden von Acres Land, welche damals (1833) leicht 1 Pfund der Acre hätten einbringen können und auf 99 Jahre gegen 1 Schilling oder weniger für den Acre verpachtet waren; von Mauthen und Zöllen, die von dem Mayor und den Aldermen in die Tasche gesteckt wären, als wenn sich dies von selbst verstände, während die Straßen ungepflastert, finster und niemals gereinigt waren rc." So gehen in Irland Protestanten, die sich für bessere Christen halten, mit den Irländern um.

Eine interessante Episode bildet in der diesen Band ausfüllenden Geschichte Englands die Thronbesteigung der Königin Victoria und ihre Vermählung mit dem Prinzen Albert. Sowohl der alte König Wilhelm, als diese junge Königin konnten persönlich keinen Einfluß üben. Die Macht der Verhältnisse und der Parteien war der Monarchie hier schon längst über den Kopf gewachsen. Das aber war neu, daß das Whigministerium zum erstenmal in das alte geheiligte Recht des Thrones eingriff und der jungen Königin eine Kamarilla aufdrang, was später die Tories nöthigte, gleiche Ansprüche zu machen. Die Verfasserin äußert sich hierüber sehr richtig: „Den nicht Denkenden und jenen im politischen Leben Unerfahrenen erschien es zu natürlich, daß die Aemter um die Person der Königin von den Damen aus den Familien der Minister eingenommen würden: aber die Minister wurden zeitig gewarnt vor den unausbleiblichen Folgen einer solchen Einrichtung; und sie hätten dieselben kennen sollen, ohne gewarnt zu werden. Wenn ihre eigene Stellung weniger verzweifelt gewesen wäre, so hätten sie vielleicht auf das künftige Comfort und die Würde ihrer königlichen Gebieterin mehr Aufmerksamkeit verwendet, als sie thaten. Sie wurden bei Zeiten gewarnt, daß die Weiber, Töchter und Schwestern der fungirenden Minister nicht um die Königin bleiben könnten, wenn die Führer der Opposition an's Ruder kämen; und daran erinnert, daß es für die Königin schmerzlich seyn würde, bei dem ersten Anlaß einer Ministerveränderung zur Entlassung ihrer Umgebung genöthigt zu seyn. Dies wurde so von dem Quarterly Review frühzeitig bestimmt ausgesprochen, auch in andern Journalen; doch Lord Melbourne ließ die Warnung außer Acht; und er und seine Genossen mußten den Vorwurf jedweder Unpopularität, welche auf die Königin während der ersten zwei oder drei Jahre ihrer Regierung fiel, sowie den des gefährlichen Irrthums tragen, in welchem sie sich im Frühling 1839 befand. Sie erlitten ihren Theil der Strafe in dem Ekel, welcher durch ihre selbstsüchtige Benutzung der Gewalt, welche sie so eifrig festhielten, hervorgerufen wurde."

Inzwischen ist die Reform in England unaufhaltsam, wenn auch nur langsam, fortgeschritten. Die wirklich kolossalen Mißbräuche im Kleinen, wie im Großen, werden nach und nach aufgedeckt, beleuchtet und nach einigen vergeblichen Anläufen am Ende doch beseitigt. Noch lange ist man nicht fertig mit allem, aber man ist im Zuge. Um nur ein Beispiel anzuführen, so waren die Mißbräuche und Unterschlagungen bei der so höchst einträglichen Post in London ungeheuer. Der Hauptagitator dagegen war Hill. „Herr Hill stellte fest, daß ‚die Kosten des bloßen Transits auf einen von London nach Edinburgh, 400 Meilen, gesandten Brief sich auf nicht mehr als ein Sechsunddreißigtheil eines Pfennigs belaufen.' Als dies einmal den Leuten in London und Edinburgh vollständig bekannt war, so war es nicht wahrscheinlich, daß sie sich lange dabei beruhigen würden, einen Schilling oder mehr zu bezahlen. Es war nicht wahrscheinlich, daß reiche Kaufleute sich beruhigen würden; und viel weniger der große Haufe, dem ein Schilling eine Auflage war, welche den Briefwechsel verbot. Es mußte Allen in die Augen fallen, daß, wenn die Regierung solchen Gewinn von Beförderung der Briefe zog, sie viel zu reich werden mußte, und zwar auf Kosten der Briefschreiber und zum Nachtheil der Personen, die froh wären, Briefe zu schreiben, wenn sie es nur könnten. Kam es aber zu Tage, daß die Einnahme vom Postamt unverantwortlich gering war — daß sie in ihrem derzeitigen Betrag abnahm, anstatt mit der Volksvermehrung zu steigen — so mußte es einleuchten, daß das Postamt nicht so vollkommen seyn

Digitized by Google

konnte, als es selbst glaubte — daß es seinem Zweck nicht entsprach — daß, wie schlecht es auch immer verwaltet werden und wie kostspielig es auch demzufolge seyn mochte, doch auch ein ungeheures Briefschmuggeln stattfinden mußte. Und so war es in der That."

Wir begnügen uns mit diesen Bemerkungen, indem wir das Buch unsern deutschen Lesern wiederholt empfehlen. Ein Endergebniß wird von der Verfasserin nicht gezogen. Uns scheint es indessen, als ob doch in jenem stolzen und reichen England nicht alles in solcher Regelmäßigkeit jener durch Ministerium und Parlament allmählig durchgeführten Reform verlaufen werde, als Viele glauben. Die Krone, trotz ihrem äußern Glanz, ist Werkzeug der Aristokratie und wesentlich von deren Macht verschlungen. Die Aristokratie aber wird mehr als je von der ihrer selbst freilich noch nicht bewußten, aber riesenhaft heranwachsenden Demokratie bedroht. Dazu eine äußere Politik, die jeder Hoheit entbehrend die Mitte hält zwischen der Rücksichtslosigkeit von Flibustiers und der Engherzigkeit von Krämern. Endlich die tiefgreifende religiöse Spaltung. Das alles deutet nicht auf eine sehr behagliche und sichere Zukunft des Staats, der sich jetzt noch für mächtiger und glücklicher hält, als alle andere.

Philosophie.

Vom Sinai, Olymp und Tabor. Studien zur Philosophie der Geschichte, Religion und Kunst von Prof. Bayer. Leipzig, H. Hübner, 1854.

Unter diesem etwas seltsamen Titel bringt der wahrscheinlich noch junge Verfasser keine bessere Weisheit zu Tage, als die altbekannte Hegelsche. Der christlichen Form erweist er insoweit Respect, als er das Christenthum für die Knospe hält, aus der sich erst die Hegelsche Weisheit als Blüthe habe entfalten können. Christus sey zu loben, sofern er den ersten Anstoß gegeben habe zur Selbsterkenntniß des in uns wohnenden Gottes, sein sogenanntes Erlösungswerk habe sich aber erst im „Bewußtseyn" der modernen Philosophie wiederholen und vollenden müssen, denn die Menschheit außer uns in Christus anzubeten, sey eine noch niedere Stufe der Ahnung gewesen, die Vollendung liege erst im Anbeten seiner selbst in sich selbst. In gleichem Verhältniß stehe die christliche Kunst der mittleren Zeiten zu der modernen Poesie, dort nur Ahnung und Symbol, hier Erfüllung und volle Wirklichkeit der Selbstvergötterung. „Wenn", sagt er S. 152, „wenn die Selbstbefreiung des Geistes in der Spekulation zum lebendigen Freiheitsgefühl, zur allgemein verkündigten frohen Botschaft geworden ist, dann wird erst das klassische Kunstalter der Poesie kommen. Denn die Dichtkunst hat erst dann ihren wahrhaften und höchsten idealen Gehalt gefunden, sobald der heilige Geist als das ewig Göttliche in der Zeitlichkeit offenbar geworden ist, und das menschliche Haupt mit dem erhabenen Heiligenschein des gottenthüllenden Selbstbewußtseyns verklärt. — Während die kirchliche Musik nur die frohe Botschaft von der wunderbaren Erlösung, die beseligende Kunde von dem fleischlich unter den Menschen wohnenden, aber noch unverstandenen Worte als einen überirdischen Engelsgesang durch das Herz ziehen ließ, hat die moderne Lyrik das Menschenglück und den Gottestriumph der im Bewußtseyn wiederholten Erlösung, die glorreiche Auferstehung des christlichen Gottes aus dem heiligen Grabe des Domes zu feiern. — Zunächst soll aber die Poesie als dramatische Kunst die durch das Mittleramt der Spekulation mit Gott versöhnte Welt als eine Theokratie der Idee darstellen, in welcher der Weltgeist entweder durch die Menschengröße, oder auf Kosten derselben seine göttliche Majestät offenbart, und bald einzelne Individuen zu weltordnenden Gottmenschen, zu historischen Mittlern erhebt, bald durch den tragischen Untergang des einzelnen, individuellen Daseyns den düstern Frieden der gestörten Weltordnung herstellt, um so die Gefahr der Entgötterung von der Welt abzuwenden."

Der Verfasser spricht, ohne es zu ahnen, einen richtigen Gedanken, nur verkehrt, aus. Was er das Göttliche an der modernen Poesie nennt, das ist das Dämonische an ihr. Gerade in jener Subjektivität, in welcher er die zweite und reelle Erlösung zu erkennen glaubt, liegt die tiefste Gottentfrembung der modernen Poesie und Wissenschaft. Die Subjektivität ist an sich eine Unmöglichkeit. Wenn der menschliche Geist nicht mehr mit Gott erfüllt, gottbegeistert ist, so ist er nothwendig dämonisirt oder besessen, denn allein für sich kann er nicht existiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Sonnabend, № 105. 31. Dezember 1853.

Neuere Geschichte.

2) Spanien seit dem Sturze Espartero's bis auf die Gegenwart (1843—1853). Nebst einer Uebersicht der politischen Entwicklung Spaniens seit 1808. Leipzig, Weidmann, 1853.

In Spanien erblicken wir seit der Restauration ein Drängen nach Reformen, wie in England, nur daß in Spanien die allmählig vorschreitende Reform nicht sowohl aus ruhigen Debatten im Cabinet und Parlament, wie in England, sondern vielmehr aus Emeuten und Intriguen hervorgeht. Das heiße Blut der Spanier duldet jene kalten Erwägungen nicht, wie sie an der Themse üblich sind. Jede Meinung, jeder Haß und jede Liebe schreitet sogleich zur That. Aber die Spanier mühen und hetzen sich in unfruchtbaren Kämpfen ab. Ein klares Ziel schwebt ihnen bei all ihren Reformen nicht vor. Man verfehlt zwar nicht zu sagen, dieses Ziel sey eine rein constitutionelle Monarchie mit obligater Volksbildung nach dem Ideal, welches den Constitutionellen in Frankreich und Deutschland in den dreißiger Jahren vorschwebte. Wenn aber dieses Ideal nicht einmal in Frankreich und Deutschland realisirt werden konnte, wie viel weniger in Spanien. Es ist eine bloße Einbildung der gebildeten, von ausländischer Mode angesteckten Classen, und wird benutzt von einer Hofpartei. Aber es ist kein reelles Ziel, nach dem ein Volk vom Schlage des spanischen streben und bei dem es wirklich anlangen könnte.

Die Partei der Cortes vom Jahr 1812 war in Spanien nicht populär. Sie hatte viel zu viel von französischen Tendenzen in sich aufgenommen, um den wahren Spaniergeist nicht anzuwidern. Sie hatte alles nivelliren, den Unterschied, die besonderen Freiheiten und Rechte der einzelnen Provinzen, des Spaniers größten Stolz, ausgleichen, die Regierung ganz nach französischer Weise centralisiren, alles bureaukratisch behandeln, namentlich aber die Kirche unterdrücken wollen. Ihre Tendenz war ein ganz flacher Rationalismus, ihre Volksbeglückungstheorie ganz nach der Schablone von 1789. Diese Partei hatte mithin auch das Volk nicht für sich und wurde von Ferdinand VII., als er 1814 ins Land zurückkehrte, mit leichter Mühe unterdrückt. Erst die Grausamkeit, mit der Ferdinand sie verfolgte, erregte ein neues Interesse für sie, indem seine Tyrannei auch die Conservativen kränkte und alle Hoffnungen, die man auf die Wiederherstellung der alten Dynastie gesetzt hatte, vereitelte. Als daher die constitutionelle Partei eine Revolution gegen König Ferdinand machte, wurde sie daran von der conservativen Partei nicht so lebhaft gehindert, als es unter einer bessern Regierung der Fall gewesen wäre. Als aber vollends Ferdinand sich der verhaßten Franzosen bediente, um in seiner despotischen Gewalt hergestellt zu werden (1823), mußte dies zum moralischen Vortheil der besiegten constitutionellen Partei ausschlagen und ihr viele altspanische Herzen gewinnen, die ihr sonst nicht geneigt waren. Denn die Partei, die sich mit Frankreich verbindet, ist in Spanien immer die verachtete.

Durch einen wunderbaren Zufall wurde Ferdinand selber noch in seinen letzten Lebensjahren auf die Seite der constitutionellen Partei hingezogen. Seine dritte Gemahlin starb 1829 kinderlos wie die früheren und er schritt zur vierten Ehe mit der neapolitanischen Maria Christina, die ihn bald mit Nachkommenschaft segnete. Dadurch gingen seinem Bruder Carlos alle Aussichten auf den spanischen Thron verloren, und als vollends die Julirevolution in Frankreich an die Stelle des altbourbonischen Systems das Bürgerkönigthum Ludwig Philipps setzte und gleichzeitig in England die Whigs wieder ans Ruder kamen, schloß sich Ferdinand an diese neuen Gewalten an, im Gegensatz gegen Carlos,

Digitized by Google

der nun seinerseits das frühere absolutistische System seines Bruders fortsetzte und sich die Sympathien der Kirche zu erhalten suchte. Ferdinand siegte, seine junge intrigante Gemahlin schloß sich, um ihrer Tochter Isabella den Thron zu sichern, offen an die Liberalen an, ihr Gemahl aber verschied 1833. Von nun an stützte sich Maria Christina als Regentin für ihre unmündige Tochter ausschließlich auf die Constitutionellen, die deshalb auch nach ihr Christinos genannt wurden, während die Partei des Prätendenten Carlos Carlisten hießen. Die letztern behaupteten sich, wie bekannt, im Norden Spaniens und ihre Hauptstärke bildeten die tapfern Basken. Die lange Dauer des Kampfes beweist, wie zweifelhaft immer noch das Uebergewicht der Christinos war.

Inzwischen verfehlte die alte Partei der Cortes nicht, ihre durch Ferdinand VII. unterbrochenen Neuerungen unter den jetzt so günstigen Umständen fortzusetzen und vollständig durchzuführen. Unter Mendizabals Ministerium vollzogen sie die große Beraubung der Kirche, indem sie alles Kirchengut für Nationalgut erklärten. Zweierlei Umstände erleichterten diese sonst in Spanien schwer auszuführende Maßregel. Einmal die ungeheure Geldverlegenheit des Staats, sodann der Parteihaß, der von Don Carlos auf die mit ihm sympathisirenden Priester übergegangen war. Man sah damals (1837) das sonderbare Schauspiel, daß Marie Christine als constitutionelle Regentin öffentlich den Eid auf die Verfassung leistete in die Hände des Cortespräsidenten Arguilles, eines der früher am meisten verfolgten und radikalsten Cortesmitglieder. Die jetzt herrschende Partei schwächte sich aber durch innere Spaltungen. Den jetzt hochgefeierten, überhaupt älter und mäßiger gewordenen Altliberalen stellten sich die jungen mit noch unbefriedigtem Ehrgeiz gegenüber, die sogenannten Progressisten den sogenannten Moderados. Jene waren schon radikale Demokraten, während diese noch gemäßigte Constitutionelle waren. Auch im Militär traten Spaltungen ein. General Espartero handelte arglistig gegen General Narvaez. Besonders ungünstig war dem herrschenden System die Indiscretion der Regentin Mutter. Dieselbe hatte nicht nur in heimlicher Ehe den Leibgardisten Munnoz geheirathet und gab keine Garantie für eine gute Erziehung der jungen Königin, sondern sie war auch übel berüchtigt durch Habgier und man wußte, sie bereichere sich privatim auf Kosten des Staats. Dies führte im Jahr 1840 zu einem Staatsstreich, in Folge dessen Marie Christine die Regierung niederlegen und an Espartero abtreten mußte.

Sie wandte sich nach Paris und leitete hier mit dem alten geizigen Ludwig Philipp eine neue folgenreiche Intrigue ein. Während es ihr nur darum zu thun war, für ihre Sippschaft aus zweiter Ehe große Reichthümer zu sammeln und zu diesem Behuf neuen Einfluß in Spanien und neue Gewalt über ihre unmündige Tochter zu gewinnen, kam es dem alten König in Paris darauf an, die spanische Linie der Bourbons wo möglich zu beseitigen und durch die französische zu ersetzen, oder wenigstens durch einen seiner blühenden und verständigen Söhne, der sich mit einer spanischen Prinzessin vermählen sollte, unmittelbar auf die Dinge in Spanien einwirken zu können. Eine Vermählung der jungen Isabella selbst mit einem französischen Prinzen duldete der Stolz der Spanier in keinem Fall und lag auch nicht im Plane der Königin Mutter. Beider Interesse, das Marien Christinens und Ludwigs Philipps, einigte sich nur dahin, daß Beide wünschen mußten, Isabelle mit einem ganz unfähigen Manne zu versehen, der nicht im Stande wäre, weder der Königin Mutter noch dem französischen Einfluß Trotz zu bieten. Auf solche Weise nun reifte der Plan, zu dessen Ausführung sich die Gegner Esparteros ins Interesse ziehen ließen. Erst mußte dieser Mann entfernt werden. Nachdem es gelungen war (1843), trat an seine Stelle sein alter Gegner Narvaez, der einzige Mann, der die Truppen zusammenhalten konnte und den Parteien imponirte, dem daher die Königin Mutter auf alle Weise schmeichelte. Er wurde Regent für die junge Königin, die man jetzt für volljährig erklärte. Er hinderte auch nicht, daß die Königin Mutter wieder ins Land kam und daß die beabsichtigten Vermählungen vor sich gingen.

Hiezu hatte man noch der Zustimmung Englands bedurft. Rußland, Oestreich und Preußen hatten die junge Königin gar nicht anerkannt, sondern sich für Don Carlos erklärt, dem auch unstreitig die Thronfolge mit mehr Recht zustand, als der durch eine einseitige Verordnung ihres Vaters dazu gegen das ältere Gesetz berufenen jungen Königin. Man konnte also die drei nordischen Mächte nicht wohl zu Rathe ziehen, die überhaupt dem Schauplatz ferner standen. Aber England konnte nicht umgangen werden und es willigte, hierin eben so unedelmüthig wie Frankreich, in die unnatürliche Vermählung der noch unreifen Königin mit ihrem an Leib und Seele unfähigen Vetter Don Francisco ein. Das vorliegende Buch bemerkt hiezu: „Die französische Regierung hatte durch den Mund Guizots die öffentliche Erklärung gegeben, Frankreich werde nicht dulden, daß die Königin außerhalb des Kreises der Familie Bourbon sich einen Gemahl wähle. Die Unterhandlungen über diese Frage waren zwischen Paris und

Digitized by Google

London fortwährend hin- und hergegangen. Im September 1845 hatte man endlich bei dem Besuch der Königin Victoria im Schloß Eu sich dahin geeinigt, daß England das von Guizot in Betreff Isabella's aufgestellte Princip anerkenne und auch in die Absicht Louis Philipps, den Herzog v. Montpensier mit der Infantin zu vermählen, willige, unter der Bedingung, daß diese zweite Ehe nicht eher eingegangen werde, als bis die Königin Isabella direkte Leibeserben habe. Dieses Abkommen, behauptete die englische Regierung, sey gebrochen. Französischer Seits wendete man ein, daß England durch die Aufstellung des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg als Kandidaten für die Hand Isabella's zuerst seine Verpflichtungen verletzt und Frankreich dadurch von den seinigen entbunden habe. Die Sache hatte einen Schein von Wahrheit. Der genannte Prinz war im Frühjahr 1846 in Lissabon und besuchte die Südprovinzen Spaniens, und Palmerston hatte in einer Depesche an Bulwer, die dieser dem spanischen Minister mitgetheilt, des Prinzen, als zu den annehmbaren Candidaten gehörig, erwähnt. Wie es scheint, war der britische Staatssekretär in eine Falle gegangen, die ihm die verstellte Bereitwilligkeit Marie Christinens für eine koburgische Verbindung im Interesse ihrer französischen Bundesgenossen gelegt. Um so größer war der Zorn dieses Staatsmanns, der, in Hoffnung einen großen politischen Sieg zu erringen, nur das Spiel der Gegenpartei gespielt hatte. Weder die französische noch die spanische Regierung ließen sich durch die Einsprache Englands von ihren einmal festbeschlossenen Plänen abbringen." Die Vermählung ging vor sich. „Es ist Vieles von Seiten englischer Blätter über den Zwang erzählt worden, den Marie Christine und Bresson der jungen Königin angethan hätten, um sie zur Heirath mit ihrem von der Natur geistig und körperlich karg ausgestatteten und ihr widerwärtigen Vetter Francisco de Assis zu nöthigen. Man hat sogar von ‚Orgien' gesprochen, die im Palast von Madrid stattgefunden, bei denen Isabella das Jawort abgepreßt sey, eine übrigens ziemlich unverständliche Geschichte. Wie viel von dem Berichteten wahr ist, steht dahin; daß Isabella unter dem Druck einer starken moralischen Pression handelte, ist durch die bald nachfolgenden Ereignisse ebenso erwiesen, als die in denselben sich herausstellende Persönlichkeit ihres Gemahls ihr Widerstreben rechtfertigt. Bei alledem scheinen die gegen Francisco de Assis vorgebrachten Behauptungen, die nebenbei zu den hämischsten Angriffen auf Louis Philipp ausgebeutet wurden, nicht in ihrem ganzen Umfange wahr zu seyn."

England rächte sich, indem es durch seinen Gesandten in Madrid (Bulwer) das Temperament der jungen Königin, welches eben so feurig war, wie das ihrer Mutter, in Anspruch nahm. General Serrano, einer der schönsten Männer in Spanien, wurde das Werkzeug dieser Bulwerschen Intrigue. „Isabella hatte der tief berechnenden Politik Louis Philipps einen Querstrich durch die Rechnung gemacht; nicht der königliche Gemahl war es, dessen Einfluß die Königin bestimmte, sondern der General Serrano, damals 36 Jahr alt und in den Augen der spanischen Frauen ein Musterbild männlicher Schönheit. Serrano, der wiederum eng mit den Progressisten liirt war und intime Verbindungen mit Bulwer unterhielt, war eifrig bestrebt, Isabella zur Annahme einer liberalen und sich auf England stützenden Politik zu bewegen. Das Ministerium suchte den gefährlichen Gegner durch die Ernennung zum Vicekönig von Navarra vom Hofe zu entfernen. Serrano weigerte sich und Isabella entzog der Maßregel ihre Zustimmung." Allein Serrano konnte sich dennoch nicht behaupten, Narvaez und die große Partei der Moderados behielten das Feld.

Die folgenden Ereignisse sind eine Kette von elenden Intriguen. Um den König zur Anerkennung des ersten Kindes zu bringen, mit dem Isabella niederkommen sollte, wollte sie demselben Narvaez aufopfern und ein neues Ministerium bilden; aber Narvaez erhielt sich am Ruder, indem er einfach dem König Wache vor die Thüre setzte, bis die Königin Mutter denselben bewogen hatte, das Kind anzuerkennen und sich in Narvaez Gewalt zu fügen. Mittlerweile war Louis Napoleon in Frankreich ans Ruder gekommen und auf ihn baute Marie Christine eine neue Intrigue, indem sie hoffte, eine ihrer Töchter von Munnoz mit ihm oder seinem Vetter Thronfolger zu vermählen. Da zugleich die spanische Colonie Cuba gefährdet wurde, brauchte Spanien wieder der englischen Hülfe und alles das wirkte zusammen, Narvaez, der die Bulwersche Intrigue zerstört hatte, jetzt im Jahr 1851 zu stürzen. Die alte Königin allein behielt die Zügel in der Hand und neigte sich dem alten Absolutismus zu in dem Maße, wie er in Frankreich durch Napoleon wiederhergestellt worden war.

Der ungenannte Verfasser des vorliegenden Werkes ist ein warmer Anhänger der Constitution und hofft daher, sie werde über die elenden Hofintriguen triumphiren. „Zum Aeußersten gebracht, dürften die Führer der Moderados, die mit dem Hofe zerfallenen Marschälle und Generale endlich die außerordentliche Langmuth ablegen, die sie bis jetzt, so vielen schreienden Verletzungen der Rechte des Landes gegenüber, gezeigt haben. Und dann würde die Partei

Digitized by Google

des Absolutismus ein gewagtes Spiel spielen, ein Spiel, bei dem mehr als die Existenz von Ministerien zu Grunde gehen dürfte. Aber selbst der Sieg, hätte man ihn errungen, könnte dem Throne Isabella's verderblich werden. Denn hinter dem Siege über die mit Strömen Blutes errungene Verfassung lauert der Carlismus. Es ist der Kampf, ob Spanien zurücksinken soll in die schimpflichen Excesse unumschränkter Gewalt, in Zustände, wie Ferdinands VII. Regierung darbot, oder ob es allmälig zum wahrhaften Genuß seiner Verfassung sich durcharbeiten wird, die bis jetzt mehr durch das, was sie vom Lande abgehalten, als durch das, was sie ihm gewährte, ihm Nutzen gebracht hat. Man vergleiche aber das heutige Spanien mit dem vor 1825 und dann entscheide man, ob nicht auch dieser Nutzen schon eine unermeßlich große Bedeutung hat. Siegt die liberale Sache, so wird die Krisis, die sie durchzukämpfen hatte, von dauerndem Vortheil für sie gewesen seyn. Moderados und Progressisten werden nicht umsonst diesen gemeinschaftlichen Feldzug gegen die Attentate des Absolutismus gemacht heben. Die beiden großen liberalen Parteien werden erkannt haben, daß sie einander unentbehrlich sind, und fortan aufhören, sich zu unterdrücken und zu verfolgen. Was erleuchtete und ehrenwerthe Männer in den Reihen beider seit Jahren erstreben, wird endlich erreicht werden. Die Grundsätze und die politische Moralität beider werden sich mäßigen und läutern. Die Progressisten werden aufhören, in leichtfertiger Revolutionssucht das Wohl und die Freiheit der Nation auf das Spiel zu setzen, und die Moderados werden im Besitz der Gewalt die Rechte der Opposition achten, und sich der Mittel enthalten, unter deren Uebertreibung sie jetzt ebenso zu leiden haben, wie ihre alten Gegner. Die Moderados werden ferner zur Ueberzeugung kommen, daß sie selbst mit ihrer unbesonnenen Reaction gegen die uralten Communalfreiheiten des Landes dem Despotismus die Waffen zur Fälschung und zum Umsturz der Constitution gegeben haben. Die letztere wird, wie ein Baum, der vom Sturm erprobt ist, immer festere Wurzeln im Volke schlagen."

Man erkennt hieraus, der Verfasser befindet sich noch auf dem Standpunkt derjenigen Enthusiasten, welche die Völker mit papiernen Constitutionen beglücken wollen. Doch enthält sein letzter Satz, wo er doch die alte Communalfreiheit gegen den bureaukratischen Centralismus schützen will, eine merkwürdige Concession, der er nur noch andere hätte nachfolgen lassen dürfen. Denn in dem allein, was sich das spanische Volk um keinen Preis nehmen lassen will, liegt das Wahre; nicht in dem, was ihm von außen her docirt und zur Nachahmung empfohlen wird. Der Liberalismus ist für Spanien ganz eben so unfruchtbar, wie der Absolutismus; er hat da, wo der Absolutismus niedergerissen, wieder aufzubauen noch nicht verstanden. Das spanische Volk bewegt sich frei, natürlich und bequem nur in einer mittelalterlichen Sphäre, zu der sich Absolutismus und Liberalismus beide nur fremd und feindlich als moderne Parasiten verhalten, die am eigenthümlichsten Leben der Nation nur zehren, statt es zu fördern. Der Liberalismus kann Altspanien zu nichts besserem machen, als wozu er Neuspanien gemacht hat. Er löst die natürlichen Gliederungen der Stände und Provinzen in eine indifferente Kopfmenge auf, aus der sich Parteien und Chefs erheben, um sich Dictaturen zu erkämpfen, die beständig wechseln und einander verschlingen, ohne das mindeste von Dauer zu begründen. — Auf der andern Seite ist aber auch von einem neuen spanischen Absolutismus nichts zu hoffen. Schon in den Personen ist nicht die geringste Bürgschaft gewährt. Der Hof ist so unfähig, wie es die Cortes bisher gewesen sind. Eine Wiedergeburt, deren das spanische Volk eben so fähig als würdig ist, darf man dort noch lange nicht erwarten, wenn die Anregung vom Thron ausgehen soll.

Dichtkunst.

Dichtungen von Johann Martin Usteri. Herausgegeben von David Heß. Zweite Auflage. Drei Theile. Leipzig, S. Hirzel, 1853.

Usteri, der im Jahr 1793 das berühmte Lied „Freut euch des Lebens" dichtete, war auch der erste, der schon vor Hebel die alemannische Mundart in der Poesie wieder zu Ehren brachte. Der erste der hier vorliegenden Bände enthält die Gedichte in eben dieser Mundart, der zweite Erzählungen in Prosa, der dritte die Gedichte in der Schriftsprache. Usteri verdient wohl, daß nicht nur die Schweizer, sondern alle deutschen Sprachgenossen ihn in Ehren und sein Andenken sich in seinen Werken frisch erhalten. Es lebt in ihm ein zartes Naturgefühl, die edelste Humanität und eine Ruhe, die jedem Leser wohlthun. Man kann von ihm sagen, er heimelt uns an, wie die gute alte Zeit in der Schweiz.

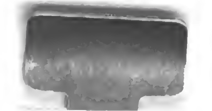
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google

